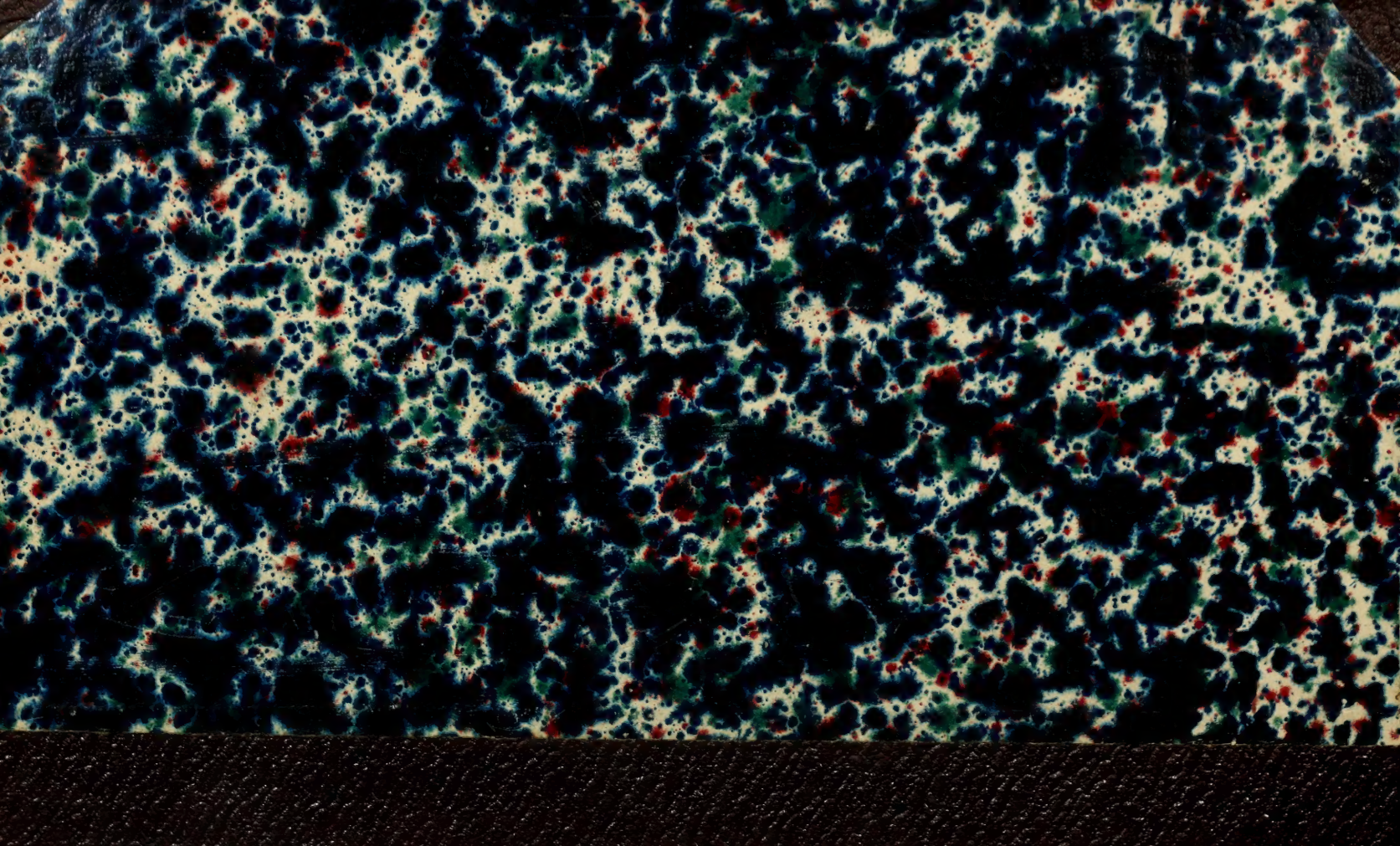


Ber. B.
124/30

Stimmen aus Maria-Laach.

Katholische Blätter.

Dreißigster Band.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1886.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

AP
30
S5
Bd. 30

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt des dreißigsten Bandes.

Seite

P. Gerhard Schneemann S. J. † 1

Die Sonntagsheiligung ein Stück socialer Reform. (A. Lehmkuhl S. J.) . 3

Zur Geschichte des Domes der hl. Helena in Trier. (St. Beissel S. J.) 13. 136. 263. 367

Thätigkeit des Wetterdienstes in Nordamerika. (J. G. Hagen S. J.) . . 40

Von Akureyri nach Eskifjördr an der isländischen Ostküste. Skizzen einer Nordlandsfahrt. XVI. (A. Baumgartner S. J.) 58

Nerto. Eine provenzalische Dichtung. (W. Kreiten S. J.) 72

Die päpstliche Encyklika „Immortale Dei" vom 1. November 1885. (Th. Meyer S. J.) 121. 245. 349

Die Meteorite und ihr kosmischer Ursprung. (J. Epping S. J.) . . 159. 290

P. Gerhard Schneemann S. J. (J. Fäh S. J.) 167

„Zu spät erkannt!" (W. Kreiten S. J.) 190

Max Müller als Religionsphilosoph. (A. Langhorst S. J.) . . . 275. 380

Der Tod Baldurs. (W. Kreiten S. J.) 304

Die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes und ihre Beziehung zur idealen Naturauffassung. (E. Wasmann S. J.) 401. 522

Ist Voltaire todt? (W. Kreiten S. J.) 410. 537

Socialistische Aufstände und „die treuen Söhne der katholischen Kirche". (A. Lehmkuhl S. J.) 465

Erbrecht, Consolidation und Civilgesetzbuch. (L. v. Hammerstein S. J.) . 480

Blumen in Kunst und Natur. (St. Beissel S. J.) 495

Die ersten Päpste der Renaissance. (A. Baumgartner S. J.) . . . 505

Recensionen.

Amberger, Pastoraltheologie. (A. Lehmkuhl S. J.) 93

Meyer, Institutiones Juris Naturalis. (V. Cathrein S. J.) . . . 97

Gloatz, Speculative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. (Christian Pesch S. J.) 100

Denifle, Die Universitäten des Mittelalters bis 1400. (G. M. Dreves S. J.) 103

Cüppers, Edeltrude. (W. Kreiten S. J.) 109

Katschthaler, Theologia dogmatica catholica specialis. (J. B. Sasse S. J.) 213

Seite

Gutberlet, Lehrbuch der Philosophie. (L. Dressel S. J.) 220

Cursus scripturae Sacrae. — J. Knabenbauer, Commentarius in Librum Job. (G. Gietmann S. J.) 226

Bachem, Preußen und die katholische Kirche. (St. Beissel S. J.) . . . 231

Wildermann, Die Grundlehren der Elektricität und ihre wichtigsten Anwendungen. (F. X. Rüf S. J.) 232

Pölzl, Kurzgefaßter Commentar zu den vier heiligen Evangelien. (J. Knabenbauer S. J.) 314

Schanz, Commentar über das Evangelium des heiligen Johannes. (J. Knabenbauer S. J.) 314

Schneider, Die bischöflichen Domkapitel. (B. Frins S. J.) 320

Bäumker, Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Erster Band. (G. M. Dreves S. J.) 324

Ringholz, Der heilige Abt Odilo von Cluny. (J. v. Laßberg S. J.) . . 329

Nilles, De rationibus festorum sacratissimi Cordis Jesu et purissimi Cordis Mariae. (H. Nix S. J.) 331

Grisar, Jacobi Lainez Disputationes Tridentinae. (Th. Granderath S. J.) 433

Weiß, Moses und sein Volk. (Athan. Zimmermann S. J.) . . . 438

v. Droste-Hülshoff, Gesammelte Werke. 2. u. 3. Band. (G. Gietmann S. J.) 440

Haberl, Bausteine für Musikgeschichte. (Th. Schmid S. J.) 442

Wilmers, Lehrbuch der Religion. (B. Frins S. J.) 557

Green, The Conquest of England. (Athan. Zimmermann S. J.) . . 559

Linder, Luise Hensel. (W. Kreiten S. J.) 562

Henne am Rhyn, Culturgeschichte des deutschen Volkes. (St. Beissel S. J.) . 565

Empfehlenswerthe Schriften 110. 233. 333. 446. 568

Miscellen.

Das Freimaurerthum in den romanisch redenden Ländern Amerika's . . 119

Die internationale Organisation der Jesuiten 241

Neujahrsbetrachtung Ernst Renans 244

Bestimmungen für das diesjährige Jubiläum 339

Sind wir noch Lutheraner? 341

Wie der Atheismus gefördert wird 345

„Befriedigt die Sittenlehre Jesu die Bedürfnisse unserer Zeit?" . . . 452

Religiöse Zwietracht in der Schule gesät 459

Vorbereitungen zum 50jährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters . . 575

Eine Heiligenannexion 578

†

Am 20. November 1885 verschied im Spitale zu Kirchrath in Holland wohlvorbereitet durch den Empfang der heiligen Sterbsacramente

P. Gerhard Schneemann S. J.,

Mitbegründer und seit Herbst 1879 Haupt-Redacteur unserer Zeitschrift.

Der Hingeschiedene, dessen Seele wir den frommen Gebeten unserer Leser empfehlen, starb im 57. Jahre seines Alters an einem Brustleiden, das er sich durch seine aufreibende Thätigkeit als Schriftsteller zugezogen hatte — zu frühe nach menschlichem Ermessen, aber reif in den Augen Gottes. Den 12. Februar 1829 war er zu Wesel geboren und zeigte schon als Knabe reiche Gaben des Geistes und Herzens. Nach den vorbereitenden Studien widmete er sich zunächst der Rechtswissenschaft in Bonn, studirte dann Theologie in Münster und im Collegium Germanicum zu Rom und trat, dem Rufe Gottes freudig folgend, am 4. November 1851 in die Gesellschaft Jesu ein, in welcher er seine Studien vollendete. Am 22. December 1856 empfing er in Paderborn die Priesterweihe und legte am 2. Juli 1865 in die Hände des jetzigen Generalvikars des Ordens, R. P. Anderledy, seine Profeß ab. Als Seelsorger, dann während vier Jahren als Professor der Philosophie und während sechs Jahren als Professor der Kirchengeschichte

und des Kirchenrechts bewährte er seinen Seeleneifer und seine hervorragenden wissenschaftlichen Kenntnisse. 1865 begann er mit seinen Mitbrüdern die „Stimmen aus Maria-Laach" und unternahm 1868 die Collectio Lacensis, an welcher er, seit 1872 mit seinen Mitbrüdern aus Deutschland verbannt, unter den schwierigsten Verhältnissen und mit eisernem Fleiße bis zu seinem Tode arbeitete. Neben diesem Hauptwerke seines Lebens, dessen Schlußband er glücklicherweise noch nahezu selbst vollenden konnte, ging auch sonst eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit in Tagesblättern und zahlreichen Broschüren. Seit 1879 kam dazu die Leitung der „Stimmen aus Maria-Laach", die er bis kurze Zeit vor seinem Tode mit großer Umsicht besorgte. So verzehrte er sein Leben im Kampfe für die Kirche Gottes. Der Herr hat ihn nach rastloser Arbeit zur ewigen Ruhe abgerufen; er konnte ihm getrost antworten: „Herr, fünf Talente hast du mir gegeben; siehe, andere fünf habe ich dazugewonnen."

Wir werden unseren Lesern demnächst ein ausführlicheres Lebensbild des Hingeschiedenen bieten, dessen allzu früher Tod nicht bloß uns mit tiefstem Schmerze erfüllt, sondern auch in weiten Kreisen inniges Bedauern hervorgerufen hat.

R. I. P.

Die Sonntagsheiligung ein Stück socialer Reform.

In der herrlichen Ansprache, welche der gefeierte Redner Graf Albert de Mun vor einigen Wochen in Freiburg gehalten hat, sprach er unter Anderm die beherzigenswerthen Worte: „Auch früher gab es, ohne Zweifel, Elend und Hunger und Druck. Ganz recht, es gab auch damals Leiden; aber was in unserem Zustand von Grund aus neu ist, ist dies, daß in unseren socialen Verhältnissen Gott nichts mehr gilt, daß die Menschen kein gemeinschaftliches Interesse mehr haben, sondern ein jeder sich nur um seine Sonderinteressen kümmert, daß die Menschen keinen andern Führer mehr anerkennen als ihren Nutzen und ihre Leidenschaften. Das haben die früheren Jahrhunderte nicht gekannt."

Um die Heilung der socialen Uebel zu ermöglichen, muß zunächst Gott und sein heiliges Gesetz wieder Anerkennung finden, und zwar auch Anerkennung finden im Gesetz und im öffentlichen Leben; um die Heilung der socialen Uebel zu ermöglichen, müssen die Menschen sich wieder Eins wissen und verbunden sein durch das Band der christlichen Liebe; sie müssen davon überzeugt sein, daß auch das Leben des Einzelnen sich nicht um bloßen Gewinn und um Befriedigung der Leidenschaften drehen darf, sondern daß ohne Entsagung und Leiden keiner das Ziel seines irdischen Lebens verfolgt und erreicht.

Als ein einflußreiches Mittel und als ein nothwendiges Erforderniß, die Anerkennung dieser Grundsätze anzubahnen und ins Werk zu setzen, stehen wir nicht an, die Sonntagsheiligung zu bezeichnen, und darum heben wir die Herstellung und den Schutz der Sonntagsheiligung als den dringlichsten Schritt zur Lösung der socialen Frage hervor.

Als in der letzten Session des deutschen Reichstags der gesetzliche Schutz der Sonntagsruhe gefordert wurde, als dann von hoher Stelle aus dieser Forderung kühl entgegengetreten und die etwa zu ergreifenden Maßregeln von einer Enquête über die diesbezügliche Stimmung der Arbeiter und der Arbeitgeber, über den Ausfall an Gewinn und

Arbeitsleistung u. dgl. abhängig gemacht wurde: da sind sogleich Blätter von allen Farben und Schattirungen zu Gunsten der Arbeiter für energische Durchführung der Sonntagsruhe eingetreten und für eine Regelung der Arbeiterverhältnisse, welche dem Arbeiter ohne Sonntagsarbeit genügenden Verdienst ermöglichen müßten. Schon seit mehr als einem Jahrzehnt wurde wiederholt versucht, die Sonntagsruhe als eine öffentlich zu regelnde Frage in Deutschland und anderen europäischen Ländern auf die Tagesordnung zu setzen. Im Jahre 1873 hat die „Schweizerische Gesellschaft für Sonntagsheiligung" ein Preisausschreiben erlassen für die Behandlung des Themas: „Die Sonntagsruhe beleuchtet vom hygieinischen Standpunkt." Dieses Ausschreiben hat mehrere Broschüren veranlaßt, auch von leidenschaftlichen Religionsfeinden, welche die Sonntagsruhe als eine Forderung der Natur nachweisen, um die normalen Kräfte des Menschen und seinen leiblichen Organismus nicht vor der Zeit aufzureiben oder schwer zu schädigen. Unter rein natürlicher und materieller Rücksicht betrachtet, ist also längst von zuständiger Seite das Urtheil über Sonntagsarbeit oder Sonntagsruhe gesprochen, und somit eine sehr wichtige, ins sociale Leben eingreifende Frage wissenschaftlich entschieden. Für uns aber hat die ganze Frage eine weit höhere Bedeutung. Wir sind der Ueberzeugung, daß die socialen Verhältnisse nicht bloß nach ihrer natürlichen und materiellen Richtung hin betrachtet und von solchen Gesichtspunkten aus geregelt werden dürfen: das wäre keine Neuordnung, sondern eine Vermehrung und Befestigung der Unordnung. Ohne religiöse Grundlage wird nie und nimmer eine Besserung der socialen Verhältnisse eintreten. Als wir daher soeben auf die Lösung der Sonntagsfrage wie auf ein dringliches Mittel und ein nothwendiges Erforderniß für diese Besserung hinwiesen, haben wir mit Vorbedacht von Sonntags*heiligung* gesprochen, um das religiöse Moment zu betonen, dem wir zur Lösung der socialen Fragen das entscheidende Gewicht beilegen. Erklären wir uns näher.

I.

Die sociale Frage kann unmöglich gelöst, die socialen Gefahren der heutigen Gesellschaft können unmöglich beseitigt werden, wenn nicht die menschliche Gesellschaft und ihre Gesetze sich wiederum auf der Grundlage der göttlichen Gesetze befestigen und diese als die unverrückbare Norm und unbedingte Autorität anerkennen. Nun liegt aber in der öffentlichen Anerkennung der Sonntagsheiligung und dem öffentlichen Schutz der

Sonntagsruhe eine feierliche Anerkennung des Gott schuldigen Dienstes und der göttlichen Autorität. Der Mensch muß als sociales Wesen Gott eine entsprechende Huldigung darbringen: das geschieht am angemessensten durch die Heilighaltung von Gott speciell geweihten Tagen, zumal wenn diese Heilighaltung unter den Schutz öffentlicher Gesetze gestellt ist. Es ist in gewissem Sinne und unter gewisser Beschränkung wahr, daß die bürgerliche Gesellschaft als solche oder der Staat als solcher einen eigentlichen Gottesdienst nicht in die Hand nehmen kann und soll. Die innere Gesinnung, welche das Wesen und die Seele des eigentlichen Gottesdienstes ausmacht, kann der Staat weder befehlen noch herbeischaffen; aber die äußere Bedingung, welche einen menschenwürdigen Gottesdienst ermöglicht, kann er sehr wohl anbefehlen und ins Werk treten lassen: die sonn- und feiertägliche Ruhe, welche die Einzelnen befähigt und einladet, den schuldigen Tribut wahrer Gottesverehrung ihrem Herrn darzubringen. Dadurch gerade trägt er eine große Schuld Gott gegenüber ab und bekennt sich als Staat der Gottheit unterworfen. Entzieht er sich der Zahlung dieser Schuld und zerreißt er so das Band, welches ihn als das Ganze eines moralischen Körpers an Gott festigte, dann verwirkt er eben auch als moralisches Ganze den göttlichen Segen; er zieht sich das Todesurtheil zu, verwirkt den göttlichen Schutz und entzieht sich selber die Grundlage für eine gedeihliche Lösung der Fragen, welche für sein eigenes Bestehen eine Lebensbedingung sind.

Bei Gelegenheit des Beschlusses der protestantischen Generalsynode über die Sonntagsruhe im verflossenen October ereifert sich freilich die „Nordd. Allg. Ztg." in heftiger Polemik gegen diesen Beschluß. Sie erinnert an Herbert Spencers Worte, daß der „theologische Hang" dazu führe, jedes Problem lediglich im Hinblick auf eine angebliche (?) göttliche Approbation zu behandeln und die Rücksicht auf „die Förderung des menschlichen Wohlergehens" völlig außer Acht zu lassen. Wir glauben aber, es bleibt doch wohl die erste Anforderung jeder Wirksamkeit für menschliches Wohlergehen, auch an erster Stelle die Pflichten dem obersten Förderer, ja dem Urgrunde allen menschlichen Wohles gegenüber als unantastbar aufzufassen und zu vertheidigen. Ist der Staat nicht vollkommen atheistisch, ist er überzeugt von seiner Abhängigkeit von Gott, glaubt er noch an göttliche Vorsehung und göttlichen Segen: so muß er diese Ueberzeugung und diesen Glauben auch zum Ausdruck bringen; dann kann er nie und nimmer menschliches Wohlergehen fördern wollen im Widerspruch mit göttlichen Forderungen.

Unsere Zeit will so sehr offene Augen haben für Geschichte und positive Wissenschaften; aber sie ist merkwürdig blind für die lehrreichste aller Geschichten, die Geschichte des Volkes Gottes. Es war dort stehendes Axiom, bekannt unter den Völkern, welche Israel befehdeten, daß dieses Volk auf Gottes Schutz nicht rechnen konnte und seinen Feinden zur Beute fiel, wenn es die göttlichen Satzungen ungescheut übertreten, besonders wenn es als Volk Gott den Rücken gekehrt, öffentlich die Sabbathfeier hintangesetzt und die übrigen religiösen Vorschriften in den Wind geschlagen hatte. Das war so bekannt, daß Holofernes (s. Judith 5, 17—25) davon seine feindliche Operationsbasis abhängig zu machen berathen wurde. Wohl hat Gott nach Untergang des theokratischen Staates des Volkes Israel nicht mehr so unfehlbar sicher das zeitliche Wohl und Wehe eines Gesammtvolkes in Wechselbeziehung mit der Einhaltung oder Verletzung des öffentlichen Cultes gesetzt: nichtsdestoweniger geht mit jener Verletzung wenigstens das Anrecht auf besondern göttlichen Schutz verloren. Was Gott aus anderen Gründen seiner Barmherzigkeit oder seiner Gerechtigkeit zulassen oder anordnen mag, entzieht sich unserer Berechnung. Der Grundsatz bleibt jedoch ewig wahr, auch für den Erfolg in politischen Dingen und staatlichen Maßnahmen irgendwelcher Richtung: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Daß die öffentliche Mißachtung des Gott schuldigen Dienstes, und gerade besonders die Mißachtung der dem Dienste Gottes geweihten Tage, einen eigenthümlichen Fluch auf Land und Reich herabzieht, davon dürfte vielleicht ein Nachbarland einen nicht undeutlichen Beweis liefern. Schon seit einem Jahrhundert gährt's unter seinen Füßen, es ist, wie wenn beständig der glühende Lavastrom der Gottlosigkeit und Verneinung aller Ordnung und allen Rechtes hervorbrechen und sein verheerendes Werk wiederholt beginnen wollte. Versuche auf Versuche werden gemacht, Verbesserungsvorschläge und Verbesserungsanfänge folgen einander, die socialen Schäden werden untersucht, der Heilkur unterworfen — aber das Resultat ist so winzig und unbedeutend, so unsicher und schwankend, daß der erste beste Tag allen Keim des Guten durch die Hochfluth socialer Gewaltumwälzungen wegzuschwemmen droht. Sollte die Entheiligung des Sonntags die geringste Schuld tragen, wenn die göttliche Vorsehung die Urne der Völkerlooſe so schüttelt, daß sie so verhängnißvoll fallen? Und wenn unser Vaterland die Wege der Sonntagsentheiligung immer mehr betritt, darf es uns wundern, wenn all die socialen Verbesserungsvorschläge, vom Socialistengesetz angefangen, dem Erwerbe gleich sind, welcher in

einen durchlöcherten Sack geworfen wird? Abgesehen selbst von dem speciellen göttlichen Schutz, der verwirkt wird, zeigt jene Mißachtung der elementärsten öffentlichen Pflicht gegen Gott, daß es den hohen Leitern der öffentlichen Angelegenheiten an dem oberflächlichsten Verständniß dessen fehlt, was zur Sicherung jedweder Vorschrift gehört. Das geringste Nachdenken sagt jedem gutgewillten Menschen, daß kein Gesetz, keine Anordnung Bestand hat oder haben kann, welche nicht die göttlichen Normen des ewigen Gesetzes zu Leitsternen und unverrückbaren Stützpunkten nimmt: es wankt und schwankt sonst eben Alles in der moralischen und sittlichen Ordnung und wird zu einem wahren Chaos, ebenso gut wie in der physischen Ordnung Alles zu Grunde geht und ins Nichts zerfällt, wenn die erhaltende und ordnende Hand Gottes sich zurückziehen würde. Wo Gott nicht ordnet, gibt es nur Unordnung; wo Gott und sein Gesetz eine Berücksichtigung nicht findet, da bleiben die menschlichen Verhältnisse ohne den Lebenskeim der Ordnung und des Bestandes, auch die socialen Verhältnisse. Höchstens kann für ein paar Tage ein Trugbild und Luftgebilde der rosigsten Aussichten geschaffen werden; doch beim ersten Anprall zerrinnt's.

Wir wissen sehr wohl, daß mit der öffentlichen Anerkennung und dem öffentlichen Schutz der Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung bei Weitem nicht die ganze Pflicht des Staates Gott gegenüber erfüllt ist. Auf rein natürlich-menschlichem Boden stehend kann jemand ganz gut für den staatlichen Schutz der Sonntagsruhe eintreten; Pflicht, heiligste Pflicht auch der Obrigkeit als solcher ist es aber, sich über die Wahrheit der übernatürlichen, durch Christus zum Weltreiche gemachten Anstalt der geoffenbarten Religion Rechenschaft zu geben, und mit den Grundsätzen und Forderungen dieser Gottesanstalt die ganze gesellschaftliche Ordnung in Einklang zu setzen. Dann erst ist der vollen Pflicht der Staatslenker Gott gegenüber Genüge geschehen; dann erst kann auch die Besserung oder Neugestaltung der socialen Verhältnisse unserer Zeit, soweit die menschliche Unvollkommenheit es erlaubt, das volle Gedeihen haben. Allein wir verkennen den Werth eines jeden noch so geringen Voranschreitens und Annäherns an die Forderungen des göttlichen Gebotes nicht, wir legen gerade dem staatlichen Schutze der Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung um so mehr Gewicht bei, weil das diesbezügliche Gebot in der That nicht mehr ein rein naturrechtliches ist, sondern schon ins positiv christliche Gebiet hinübergreift und von der Kirche Christi seine bestehende Form und Festigkeit erhalten hat. Es läge also

in jenem staatlichen Schutz thatsächlich ein Stück von Wiederverchristlichung oder ein Rest, ein noch kostbarer Rest von dem zu erhaltenden christlichen Charakter der menschlichen Gesellschaft. Jeder dieser Reste ist zu hüten, und jeder neue Ansatz zur christlichen Umgestaltung ist auf das Sorgfältigste zu pflegen. Fast möchten wir auch glauben, die Strömung, welche in gewissen Schichten der Gesellschaft gegen die Sonntagsruhe und deren Schutz sich regt, wird bewußt oder unbewußt von dem Hasse gegen das Christenthum und seinen göttlichen Stifter getragen: es findet sich eben bei allem Unrechten und Bösen, was in der Menschheit zu Tage tritt, ein tieferer Grund, als derjenige ist, der auf der Oberfläche sich zeigt.

II.

Die Sonntagsheiligung ist aber auch unmittelbar dazu angethan, einer tief klaffenden Wunde, an welcher der sociale Körper der menschlichen Gesellschaft krankt, Heilung zu bringen. Sie erzeugt freilich nicht direct irdischen Gewinn, gibt also der niedern und gedrückten Klasse der Armen und Nothleidenden nicht die Geldschätze der Reichen; darin allein jedoch das Heilmittel gegen die socialen Uebel sehen wollen, ist eben die Anschauung eines gottlosen Materialismus, welchen die socialdemokratischen Parteien auf ihre Fahne geschrieben haben, um die Leidenschaften der gottentfremdeten Masse zu entflammen. Die Sonntagsheiligung bringt aber in sehr wirksamer Weise Herz und Gesinnung der verschiedensten Klassen der menschlichen Gesellschaft sich nahe. Wir gehen von einer katholischen Sonntagsheiligung aus; denn nur diese ist uns die wahre Heiligung der Tage des Herrn. Wird der armen und bedrängten Klasse, wird den Arbeitern, welche die Woche hindurch in anstrengender Arbeit ihre Kräfte anspannen, im Schmutz und Getöse der Fabriken und Maschinen ihr Brod verdienen mußten, die Gelegenheit nicht benommen, dem Rufe und Gebote der Kirche zu folgen: dann ist gerade für die Dürftigen und Bedrängten der Sonntag ein ständig wiederkehrender Festtag, der den Unterschied der Stände zum guten Theil verwischt und für den Rest des nicht aufhebbaren Druckes neue Kräfte und freudigen Muth gibt. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß Noth und Armuth und ungerechte Bedrückung gerade in unserer Zeit weite Ausdehnungen angenommen haben. Aber selbst ohne Linderung und Minderung der zeitlichen Noth würde das Uebel nicht halb so drückend sein, würde nicht den Ingrimm so vieler Tausende hervorrufen und nicht die Grundlagen

der gesellschaftlichen Ordnung zu erschüttern drohen, wenn christliche Entsagung und Geduld in die Seelen der arbeitenden Klasse eingezogen wäre. Es bedürfte nicht der heroischen Verläugnung und Entsagung heiliger Seelen, welche in Leid und Entbehrung ihre Freude finden: nein, ein recht bescheidenes Maß christlicher Tugend reichte hin, um den größten Theil der Nothleidenden und Bedrängten mit ihrem Loose zu versöhnen und sie in demselben ein Unterpfand jenseitigen Heiles und Glückes erkennen zu lehren. Ein mittelmäßiger Grad christlicher Tugend würde eine große Anzahl der dürftigen Klasse durch weises Maßhalten und vorsorgliche Sparsamkeit vor dem äußersten Mangel bewahrt oder ihnen die Erreichung einer erträglichen Lage in zeitlicher Beziehung allmählich ermöglicht haben. Die Einhaltung der kirchlichen Sonntagsfeier aber hegt und pflegt diesen christlichen Geist. Da tritt Allen, wenn sie im Gotteshause sich versammeln, schon von selbst die Zusammengehörigkeit zu einer großen christlichen Familie lebendig vor die Seele. Mögen die häuslichen Verhältnisse noch so bescheiden und dürftig oder noch so reich und prächtig sein: dort im Hause Gottes hört dieser Rangunterschied auf; die prächtigen, reich geschmückten Tempel gehören dem Armen ebenso gut wie dem Reichen; beide haben dort in gleicher Weise ihr Heim; beide knieen dort, der Eine an der Seite des Andern, und bringen Gott gemeinschaftlich ihre Gebete dar. Dort erscheint Gott als der gemeinsame Vater Aller, aber mit Vorliebe als Vater der Armen, denen er für die kurze Zeit irdischer Noth einen um so reichlichern Lohn des Jenseits in Aussicht stellt. Dort hebt das hochheilige Opfer, welches auf den Altären der katholischen Kirchen gefeiert wird, den Muth des Schwachen wieder empor, wenn die Trübsale dieser Welt ihn gebeugt haben; er schaut dort im Glauben seinen Heiland gegenwärtig, der für ihn ein Leben voll Mühsal und Entbehrung auf sich genommen hat und diejenigen besonders selig preist, welche ihm in Armuth und Entsagung folgen. Dort lassen die Worte des Priesters all die tröstlichen Wahrheiten der christlichen Religion im Herzen des Zuhörers wieder aufleben und befestigen ihn in dem, was beim ersten Unterricht der kindliche Verstand nicht sattsam erfaßte und was die Erfahrung des menschlichen Lebens zum vollern Verständniß erst reifen mußte. Man gebe uns statt der drohenden Schaaren socialistischer Verbindungen ein Heer solcher Männer, welche von dem Sonntagssegen und den Sonntagsgnaden eines christlichen katholischen Gotteshauses durchweht sind: dann wird nie die sociale Frage derartig acut, daß die Fugen des gesellschaftlichen Baues krachen und daß demselben die Gefahr des Ein-

sturzes drohen sollte, die sociale Lage wird nie so verzweifelt, daß die Erde von den Leiden der größern Hälfte des Menschengeschlechtes wiederhallte.

Aber der christliche Geist, welchen die gottgewollte Feier der Tage des Herrn in die Herzen pflanzt und in ihnen nährt, besteht nicht bloß in Geduld und Mäßigung des bedrängtern Theils der menschlichen Gesellschaft. Die zeitlich besser und höher gestellten Klassen werden nicht minder in wahrer Bruderliebe der bedrängten Klasse näher gebracht. Die welterneuernde Gewalt des Christenthums, mit der es von Beginn seinen Gang durch die Völker der Erde bezeichnete, ist nicht wie das leicht aufflackernde und ebenso rasch erlöschende Licht eines Meteors. Diese Gewalt ist eine nie sich verzehrende Kraft, welche im Innersten des Christenthums wurzelt und welche nie aufhören wird, die Herzen derer zu ergreifen, die sich dem Einflusse seiner Macht nicht entziehen. Wenn auch die Schwächen und Verkehrtheiten des Menschen der vollen Entfaltung des christlichen Lebens vielfach hemmend entgegentreten: der Same der göttlichen Lehre und göttlichen Gnade findet immer noch guten Boden genug, um den himmelweiten Abstand der unchristlichen Selbstsucht und Hartherzigkeit von der christlichen Nächstenliebe und Barmherzigkeit ins Licht zu setzen. Wenn der Sonn- und Feiertag Arm und Reich vereint, wenn er Arm und Reich dieselben ewigen Wahrheiten vor die Seele führt, wenn er besonders das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu Einer großen Gottesfamilie wieder lebendig macht, welche dort Oben ihre beständige Heimath hat: dann liegt darin die Bürgschaft, daß die socialen Verhältnisse sich nicht nach dem Gesetze der Ausbeutung und Ausnutzung des Nebenmenschen, sondern nach dem Gesetze der wahren Gerechtigkeit und der werkthätigen Liebe ordnen werden. Beispiele haben wir in dem so wohlthätigen Werke der Cercles catholiques in Frankreich, wo eine große Zahl ächt katholischer Männer in aufopfernder Weise sich abmüht, Arbeitgeber und Arbeiter in christlichem Geiste zu vereinen und das Loos der letzteren in ausreichender Weise zu heben; Beispiele haben wir auch in unserem Vaterlande in dem so segensreich wirkenden „Arbeiterwohl", wo gerade christliche Arbeitgeber zur Hebung der arbeitenden Klasse in apostolischer Weise sich thätig zeigen und gewiß nennenswerthe Erfolge zu verzeichnen haben. Erfüllte man mit diesem Geiste, der sich in einem nur winzigen Theile der höheren Klassen sowie der arbeitenden Klasse zeigt, unser ganzes Volk, dann brauchte man ohne Sorgen zu sein: das harte Elend ist verbannt, die sociale Krisis ist überwunden; das sonst unersättliche Kapital steckt seiner Erwerbskraft selber Grenzen, um nicht

den Alleinbesitz der irdischen Güter sich anzueignen. Wenn jetzt schon ein winziger Bruchtheil der betheiligten Klasse, durch die Selbstsucht der großen Masse ihrer Concurrenten in ihren christlichen und menschenfreundlichen Bestrebungen gehindert, nicht ohne Erfolg arbeitet: was würde erst die Gesammtheit vermögen, wenn sie vom selben Geiste erfaßt wäre? Die Sonntagsheiligung und deren Schutz brächte uns diesem Resultate jedenfalls ein gutes Stück näher.

* * *

Wir wiederholen es: die Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung ist bereits ein Stück praktischer Bethätigung derjenigen Ideen, ohne welche die ganze menschliche Gesellschaft in Trümmer gehen muß. Die religiöse Feier des Sonntags — und diese haben wir gerade im Auge — ist ja für den Einzelnen eine feierliche Anerkennung höherer Pflichten und höherer Ziele, als diejenigen haben, welche sich ins Irdische und in zeitlichen Reichthum vergraben. Die großen gesellschaftlichen Fragen können, Gott sei Dank, nicht gelöst werden, wenn man Gott außer Acht läßt; sie lösen sich leicht bei jedem, der in die Absichten Gottes ein wenig einzugehen sich bemüht. Wer den Menschen ganz auf das Irdische und Materielle stellt, hat seine innerste Natur verkannt; er kann bei Allem nur zu einem falschen Ergebniß gelangen; er kann nie und nimmer die politischen und socialen Verhältnisse so ordnen, daß sie auch nur halbwegs den Anforderungen des Menschengeschlechtes genügten, und wird daher immer eine Sisyphus-Arbeit unternehmen. Wenn auch die Sorge für das religiöse Wohl und für das jenseitige übernatürliche Heil den weltlichen Gewalthabern nicht überwiesen ist, wenn diese auch zunächst auf das diesseitige gemeinschaftliche Wohl ihre Thätigkeit zu richten haben: so dürfen sie doch nicht Gott und sein übernatürliches Werk außer Acht lassen, sondern müssen vielmehr an diesem beständig sich orientiren, um für ihr nächstes Ziel nicht auf falsche Fährte zu gelangen. Uebrigens zeigt es schon die unverdorbene natürliche Vernunft, daß bei Allem Gott und dessen Dienst und dessen heiliger Wille oberste Richtschnur sein muß. Das Irdische muß dem Ewigen dienen; ohne diesen festen Angelpunkt aller menschlichen Verhältnisse sinken alle menschlichen Fragen in den bodenlosen Abgrund des Elendes und der Verzweiflung; mit diesem festen Halt zeigt sich für alles menschliche Elend und für alle noch so trüben Aussichten ein Ausweg, der schließlich den Menschen in den Hafen der Ruhe und des Heiles münden läßt. Für den Einzelnen wie für die

Gesammtheit ist dieser Ausblick und dieses feste Zielen auf Gott und seine heiligen Absichten eine Nothwendigkeit. Wer dem Menschen diesen Trost raubt, der raubt ihm mehr, als er ihm durch Entziehung aller irdischen Habe rauben kann. Wer ihm aber die Möglichkeit der Sonntagsheiligung versperrt, raubt ihm, so viel an ihm liegt, diesen Trost.

Während wir dieses schreiben, liegt uns ein Artikel vor Augen: „Die sociale Bedeutung des Gebetes." Es ist ein Aufsatz, den gerade die Frage der Sonntagsheiligung dem „Basler Volksblatt" in die Feder dictirt hat, einem Blatte, welches in der Vertheidigung der Rechte der katholischen Kirche gegen die Halbheiden eines Staatskirchenthums in den vordersten Reihen steht und über die Grenzen seines engen Vaterlandes hinaus beachtet zu werden wohl verdient. Wir müssen dem beistimmen: das Gebet, der Anschluß an Gott als den allweisen und allgütigen Vorsorger für alle individuellen wie allgemeinen Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts, ist ein so wesentlicher Factor, daß ohne ihn alles Andere eher Schein als Wirklichkeit ist. Die Sonntagsruhe und Sonntagsfeier lehrt diesen wichtigsten Factor in sein Recht einsetzen und die irdischen Verhältnisse des Menschen verklären.

Eben weil uns der Mensch mehr ist als eine Arbeitsmaschine, mehr als eine Anhäufung lebender Naturkräfte, nur bestimmt, Mittel zu neuem Reichthum und Genuß zu schaffen, eben deshalb fordern wir die Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung. Gerade weil der Staat die unveräußerlichen Rechte des Einzelnen, besonders des Schwächern, zu schützen hat, fordern wir, daß er die arbeitende Klasse gegen die Vergewaltigung des Kapitals schütze und ihr den Gebrauch des Rechtes sichere, welches Gott ihr durch den Beruf zu einem höhern jenseitigen Glücke gegeben hat. Der nothdürftigste Bruchtheil dieses Rechtes ist die unverkümmerte Möglichkeit, den Tag des Herrn zu heiligen. Dem Staate wird dadurch nichts entgehen. Der Ausfall an geringem irdischen Gewinn — wenn überhaupt ein Ausfall stattfindet — wird ihm hundertfach ersetzt durch den Segen Gottes und das Wachsthum des christlichen Geistes, der sich bei treuer Beobachtung der Feier der Tage des Herrn in alle Schichten der Bevölkerung einsenken wird.

A. Lehmkuhl S. J.

Zur Geschichte des Domes der hl. Helena in Trier.

I.

1. Die Trierischen Ueberlieferungen.

Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis.
Früher als Rom stand Trier um tausend dreihundert der Jahre.

Seit Jahrhunderten konnten die Einwohner von Trier Tag um Tag diesen Spruch lesen, der an einem der größten Häuser ihres Marktplatzes angebracht war. Die Patrioten und die Freunde des Alterthums bestrebten sich, ihn den Fremden zu zeigen. Die Bürgschaft für seine Wahrheit aber fanden sie darin, daß sie ihn von Eltern und Großeltern ererbt hatten. Weitere Auskunft über die Urgeschichte der Heimath gaben sie bei einem großen, kreisförmig ummauerten Grabhügel, der sich auf den Höhen erhob, welche hinter der Stadt aufsteigen. Sie erzählten, in ihm ruhe Trebeta, der Sohn des Königs Ninus von Assyrien. Ninus wurde ermordet und Semiramis, seine zweite Frau, bemächtigte sich der Regierung. Sie verfolgte ihren Stiefsohn Trebeta so lange, bis er übers Meer floh, die Länder des Erdkreises durchwanderte und endlich an den Ufern der Mosel ein weites Thal fand, in dem sich Schönheit mit Fruchtbarkeit vereinte. Dort ließ er sich mit seinem Volke nieder. Seine Krieger hießen nach ihrem Herzoge Treberer, bis die Römer kamen und ihnen durch einen Umlaut den Namen Trevirer gaben; die Stadt aber benannten sie durch Abkürzung des Volksnamens Trier. Den Nachkommen des Trebeta, deren Thaten und Wanderungen sich ins Dunkel der Sage hüllen, schrieben die Annalisten die Erbauung jenes gewaltigen Festungsthores zu, dessen riesige Steinblöcke nicht mit Kalk und Cement aufgemauert, sondern durch eiserne Klammern zu ewiger Dauer verbunden sind. Es wird heute Porta nigra genannt und schaut in trotziger Kraft herab auf die Stadt und ihre neuen Bewohner. Sein erstes und zweites Stockwerk ist von je 36 Fenstern durchbrochen, im Unterbau aber öffnen sich zwischen den festen Quadern nur zwei Thore, durch die ein wohlvertheidigter Doppelweg in die Hauptstraße führt. Diese Straße

lief in der Richtung der Mosel stromaufwärts durch die ganze Stadt und verließ sie in einem zweiten Festungsthor[1], vor dem die Villa der Witwe Albana lag, wo die ersten christlichen Glaubensboten Schutz und Herberge fanden.

Eine zweite Hauptstraße, von der Moselbrücke ausgehend, kreuzt die erstere. So wurde die ganze Stadt in vier Viertel zerlegt. Die beiden oberen lagen zur Rechten der von der Brücke aufsteigenden Straße, die beiden unteren zu ihrer Linken. Den beiden rechts gelegenen Vierteln wird nirgendwo eine besondere Bedeutung beigelegt. In ihnen befand sich, wie es scheint, nur ein einziges hervorragendes Bauwerk, die große Anlage der mit kaiserlicher Pracht ausgestatteten öffentlichen Bäder. Die anderen wichtigeren Gebäude standen in den beiden unteren Vierteln. In demjenigen, welches sich an die Mosel anlehnte, waren unterhalb der Brücke die kaiserlichen Vorrathskammern erbaut. Folgte man dem Laufe des Stromes, so gelangte man zu dem Hause des Senators Tetradius, das noch innerhalb der Stadt, aber nahe bei der Stadtmauer lag und dessen Andenken bis auf heute die Dietrichstraße bewahrt. Vor der Stadt lag ein Kapitol mit seinem allen Göttern geweihten Pantheon. Das letzte Viertel endlich, zur Linken der Porta nigra, enthielt die Wohnungen der Reichen, welche sich in der Nähe der kaiserlichen Paläste angesiedelt hatten. Einer derselben begrenzte einen Theil der Straße, welche von der Moselbrücke zum großen Amphitheater hinaufführte, hinter dem die Thürme der ausgedehnten Stadtmauern die erste niedrigere, mit Reben bepflanzte Hügelkette umsäumten. Ein zweiter Kaiserpalast stand in der Mitte des reichen Viertels und diente der hl. Helena, der Mutter Konstantins, zur Wohnung. Zwischen diesen Palästen befand sich eine große Gerichtshalle (Basilika) und ein Forum. Ein dritter Palast diente dem Kaiser als Villa. Derselbe war vor der Porta nigra erbaut, wie die Villa Albana sich vor dem entgegengesetzten Thore ausdehnte.

[1] Ueber die Trebeta-Sage und ihre Bedeutung vgl. Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach c. 1 sq.: Orosius I, 4: Die angeblichen Trierischen Inschriftenfälschungen von Leonardy (Trier 1857), besonders S. 16; Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier, 1865—1868, S. 6. Ueber die Größe des römischen Trier vgl. G. Schneemann, Rerum Trevericarum commentatio (Programm des Gymnasiums, 1844), p. 25 sq.: Schmidt, Baudenkmale der römischen Periode in Trier, II. S. 7 f.; Jahresbericht 1874, S. 20 f., 1855 S. 56 f.; Hettner, Das römische Trier (Trier, Lintz 1880), S. 6 f. Es liegt nicht in der Absicht des Textes, die schwierige Frage nach dem Umfange und dem Straßennetz des alten Trier hier zu lösen. Er beabsichtigt nur, eine topographische Orientirung zu geben und die älteren Berichte verständlich zu machen, ohne hier für ihre Richtigkeit eintreten zu wollen.

Das Christenthum ist früh in fast alle eben genannten Gebäude eingezogen. Die verödete Porta nigra ward von dem heiligen Einsiedler Simeon zur Wohnstätte erwählt und nach dessen Tode in eine Doppelkirche umgewandelt. Das Pantheon im Kapitol wurde zur Marienkirche, das Haus des Senators Tetradius, den der hl. Martin von Tours taufte, zum Martinskloster; die kaiserlichen Vorrathskammern bildeten sich um zum Kloster der hl. Irmina. Noch im späten Mittelalter erinnerte der verdorbene Name Oehren, den das Kloster führte, an die alten horrea. Auf dem Platze der Villa Albana siedelten sich zwischen christlichen und heidnischen Gräbern die Mönche des hl. Eucharius an, welche später über den Reliquien des hl. Matthias eine große Basilika erbauten. Im ersten Palaste Konstantins wurde ein prachtvoll gewölbter, kreuzförmiger Saal zu einer Kreuzkirche geweiht, in der Villa vor der Porta nigra aber eine Abtei gestiftet, welche den Kaiser Konstantin als ihren Gründer pries und im Mittelalter, von den deutschen Königen und Kaisern reich begütert, zu hohem Ansehen gelangte. Sie nannte sich nach dem hl. Maximin.

Der mittlere Palast, welcher der Kaiserin-Mutter als Residenz gedient hatte, erlangte die höchste Ehre. Die Trierer Ueberlieferungen berichten über seine Schicksale also:

Der hl. Eucharius ward vom hl. Petrus als erster Bischof nach Trier gesandt und brachte dem Lande das Licht des wahren Glaubens. Erst einer seiner späteren Nachfolger, der hl. Agritius, konnte das ganze Volk dem alten Irrthume des Götzendienstes entreißen. Derselbe reinigte das Haus der hl. Helena von allem Schmutz des Heidenthums, weihte es zu einer dem hl. Petrus gewidmeten Kirche, und bestimmte, dieselbe solle die Hauptkirche der Diöcese sein. Nachdem er alle Pflichten seines bischöflichen Amtes erfüllt hatte, pilgerte er zum Herrn [1].

2. Einwendungen gegen die Trierischen Ueberlieferungen.

Heute sind die alten Gebäude, welche die Römer errichtet haben, meist bis auf die Grundmauer abgetragen oder zu formlosen Steinhaufen erniedrigt, so daß ihre Anlage mit Mühe erkannt und nur von erfahrenen Gelehrten gedeutet und erklärt wird. Von den alten Kaiser-

[1] Vgl. das Leben der hl. Helena c. 1. Acta Sanctorum. Aug. III. p. 583: das Leben des hl. Agritius l. c., Jan. II. p. 61: Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach c. 31 und c. 56, p. 49 und p. 142; Hontheim, Historia Trevir. I. p. 29; Brower, Antiquit. Trevir. I. p. 220 (Leodii 1670) etc.

paläsien stehen zwischen den mittelalterlichen Stadtmauern hohe Mauerreste in einsamer Verlassenheit. Nur die Porta nigra ist fast ganz erhalten. Ganz anders lagen die Verhältnisse vor Hunderten von Jahren, als die oben erwähnten Ueberlieferungen ihre schriftliche Ausgestaltung gewannen. Damals ragten die alten Denkmäler groß und wuchtig in die Luft, sie schlossen einen Ring um die Stadt und redeten laut von der Pracht und Herrlichkeit alter, vergangener Zeiten. Ihr Echo mußte die Einbildungskraft des Volkes anregen und den Sinn für geschichtliche Erinnerungen wach halten. Eltern und Großeltern zeigten den Kindern und Enkeln die gewaltigen Reste der Vorzeit, Reste, in denen damals Bischöfe und Aebte, Vögte und Grafen, ja nicht selten Kaiser und Könige wohnten. Je mehr ihre einst so berühmte Stadt herabgesunken war von der alten Höhe, desto lieber erzählten sie von den Helden der Römerzeit, von den gewaltigen Kaisern und ihrem reichen Hofstaate, von Konstantin und Helena, deren Bilder sie in den Kirchen sahen, deren Lob sie in der Predigt hörten.

Die Gelehrten hatten sich damals noch nicht zu einer aristokratischen Kaste abgesondert, die sich durch ängstliche Kritik über den engen Gesichtskreis und die kleinliche Auffassung der einseitigen Menge zu erheben sucht. Sie waren Männer des Volkes, die im Getriebe des Lebens standen. Wo sollten sie gelernt haben, sich durch gewissenhaftes Quellenstudium gegen den Strom der Zeiten zu schützen, der alles ändert und durcheinanderwürfelt? Auch sie wurden durch die großartigen Ruinen angeregt, und ihre Kenntnisse klammerten sich wie der Epheu an die geheimnißvollen Mauern, in denen die Geister der Vorzeit noch zu wandeln schienen. So schloß sich die Sage von Trebeta und Semiramis dem alten Grabhügel an, der in seiner Gestalt an eine Pyramide erinnerte; so wurde Cäsar zum Ritter und das Volk der Trevirer erhielt Städte und Festungsbauten. Ja, auf alten Holzschnitten verwandelten sich die Wurfmaschinen des Imperators in Kanonen, womit er die Basteien beschießt, welche die Nachkommen des Trebeta vertheidigen.

Vor dem eisigen Hauche der nüchternen Kritik sind die Blüthen der Poesie gewelkt, die begeisterte Liebe zum heimathlichen Boden ist erkaltet. Die schönsten Erinnerungen sind in das arme Reich der Märchen und Sagen verwiesen, welche dem ernsten Geschichtsforscher Steine in den Weg legen. Schwer kommt er an ihnen vorbei, ohne zu straucheln. Ist er zu gläubig gestimmt, so verwechselt er hundertmal wiederholte Legenden mit sicher beglaubigten Thatsachen; geht er zu kritisch zu Werke, dann

vergißt er, den goldenen Kern herauszuschälen aus der gebrechlichen Hülle, in den die Sage geschäftig ihn eingewoben hat.

Gerade in Trier liegt die Gefahr nahe, Dichtung als Wahrheit anzunehmen. Bei einer Darstellung der Hauptereignisse, welche den Dom zur heutigen Gestalt auswachsen ließen, ist demnach doppelte Vorsicht nöthig. Allseitiges Mißtrauen wird nicht nur erlaubt, sondern auch dringend geboten sein.

Glücklicherweise sind während der letzten Jahrzehnte weitgehende Ausgrabungen unternommen worden, welche einen Faden bieten, der aus dem Labyrinth der verschiedenartigsten Meinungen herausführen dürfte. Dieselben wurden vom verstorbenen Domcapitular v. Wilmowsky geleitet, der die Ergebnisse seiner Forschungen in zwei Werken veröffentlicht und mit einer Reihe prachtvoll ausgestatteter Tafeln klargestellt hat[1]. Er war der Erste, der den Dom gründlich untersuchte. Noch das im Jahre 1836 vom Architekten Schmidt begonnene Werk fußte in vielen wichtigen Dingen nur auf Vermuthungen, welche den späterhin aufgedeckten Funden nicht entsprechen[2].

Wohl nie hat sich ein Forscher in so günstiger Lage befunden, wie Wilmowsky. Er durfte alle Kalkschichten, welche die Mauern des Domes im Innern und Aeußern bedeckten, herunterschlagen lassen, den Boden innerhalb und außerhalb des Gebäudes mit Gräben und Schachten durchziehen und den ganzen Bau untersuchen. In Folge dieser gründlichen Untersuchungen trat die ganze Baugeschichte klar vor das Auge.

Weil der unermüdliche und begeisterte Capitular die merkwürdigsten Einzelheiten, welche er im Innern und Aeußern des Domes auffand, an ihrer Stelle ließ und sichtbar machte, kann jeder Besucher in kurzer Zeit die Ergebnisse der Forschung controlliren und sehen, was die verschiedenen Zeiten im Laufe von anderthalb tausend Jahren am Dome geändert, abgebrochen und hinzugefügt haben.

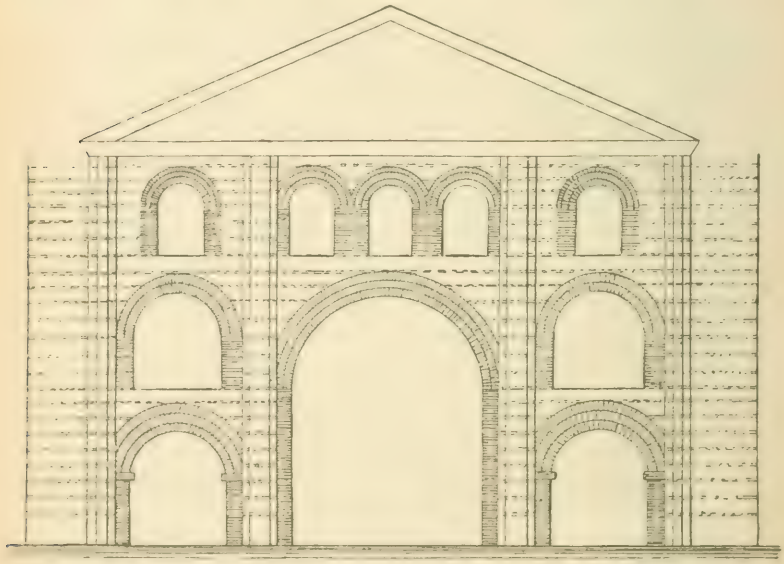
Schon ein erster Besuch zeigt klar, daß im Dom von Trier noch heute ein älteres Gebäude in seinen Haupttheilen erhalten ist, das jedenfalls aus dem 4. Jahrhundert stammt.

---

[1] Der Dom zu Trier in seinen drei Hauptperioden: der Römischen, der Fränkischen, der Romanischen. Beschrieben und durch 26 Tafeln erläutert von Domcapitular J. N. v. Wilmowsky. Trier, Lintz, 1874. — Die historisch-denkwürdigen Grabstätten der Erzbischöfe im Dom zu Trier. Beschrieben und durch 11 Tafeln erläutert von Domcapitular J. N. v. Wilmowsky. Trier, Lintz, 1876.

[2] Baudenkmale der römischen Periode und des Mittelalters in Trier und seiner Umgebung. Herausgegeben von C. W. Schmidt. II. Lief. Der Dom. Trier 1839.

Dieser römische Kern umschloß einen quadratischen Raum, 122 rh. Fuß (38,35 Meter) lang und breit, bis zum Dache 80, bis zur Giebelspitze 110 Fuß hoch. Seine Seiten sind ziemlich genau nach den Himmelsgegenden gerichtet. Drei derselben, der östliche Abschluß und die nach Süden und Norden gerichteten Wände, zählten je zwei Reihen von fünf Fenstern. Die drei mittleren Fenster bildeten eine Gruppe und wurden von den äußeren flankirt. Die Westseite (s. untenstehende Abbildung), welche als Façade diente, war in ihrem obern Theile den drei übrigen Seiten gleich und hatte wie diese fünf Fenster. Unter ihrer Fensterreihe öffnete sich ein gewaltiges Mittelportal von 42 Fuß Weite und 55 Fuß Höhe. Zu seiner Rechten und Linken durchbrach je ein Seitenthor, 21 Fuß breit und 26 Fuß hoch, die Mauer. Ueber jedem Seitenthore befand sich ein großes Fenster, dessen Maß dem der Seiten-



thore fast gleich kam. Die beiden Enden der Façade waren durch viereckige Treppenthürme verstärkt, welche die Breite des Ganzen auf 162 Fuß steigerten.

Stellt man die wichtigsten der erwähnten Zahlen in eine Reihe, so verhält sich die Breite eines Seitenthores zur Breite der mittlern Oeffnung, und weiterhin zur innern Weite, zur Dachhöhe und zur Breite der Façade, wie

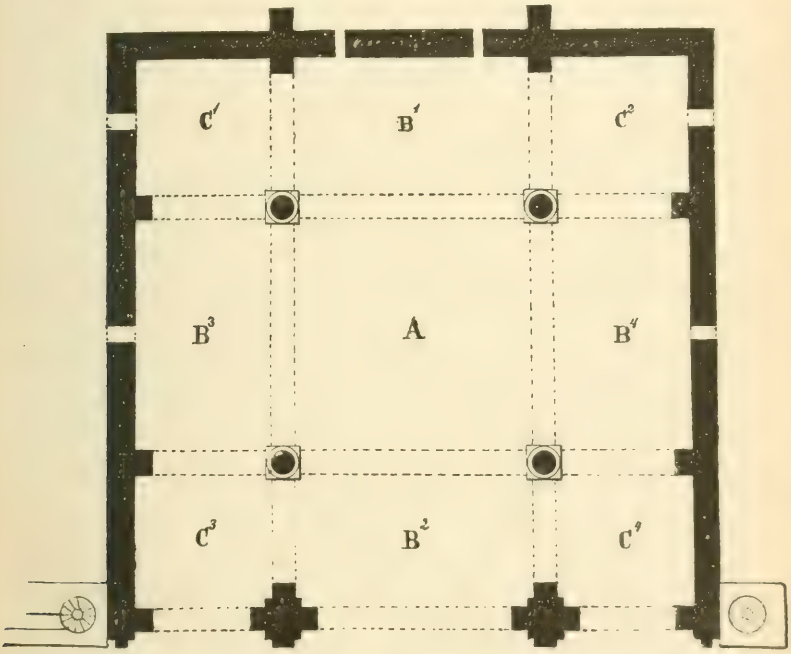
$$21 : 42 : 80 : 122 : 162,$$

also wie

$$\tfrac{1}{2} : 1 : 2 : 3 : 4.$$

Die Grundzahl, welche diese Größen bestimmte, war demnach 40. Ihr entsprechend hatte das Gebäude 40 Oeffnungen, 2 größere Fenster, 35 gewöhnliche und 3 Thore.

Die nördliche Wand mißt über dem Sockel $6^1/_2$ ($= \sqrt{40}$) Fuß, die westliche und östliche je 6, die südliche nur $5^1/_2$ Fuß. Man findet also hier die ersten Anfänge eines Systems, welches an vielen gothischen Kathedralen, u. A. auch am Kölner Dome, zur höchsten künstlerischen Entfaltung ausgebildet, die Nordseite einfacher und kräftiger behandelt als die Südseite. Die Maßunterschiede der römischen Mauern des Trierer Domes beweisen, daß die Verstärkung der Nordseite und die schmucklosere festere Bildung ihrer Einzelheiten an erster Stelle auf die einfache Absicht zurückzuführen ist, der durch die Witterung mehr bedrohten Nordseite stärkere Widerstandskraft zu geben als der sonnigen Südseite.



Im späten Mittelalter mögen symbolische Gedanken hinzugekommen sein. Sie haben dann vielleicht manchen Bauherrn bewogen, die Nordseite als Region des Bösen anscheinend noch mehr zu vernachlässigen, über die freundliche, dem Lichte zugewandte Südseite aber allen Reichthum der Baukunst auszugießen und sie mit Bildern der Heiligen zu bevölkern, welche sich immer der geistigen Sonne zugewandt haben. Der erste Grund des architektonischen Unterschiedes liegt indessen tiefer. Sicherlich waren die Steinmetzen der gothischen Periode, seiner eingedenk, mehr Praktiker als Symboliker.

Im Innern der römischen Prachthalle erhoben sich vier Säulen. Jede derselben war aus einem einzigen grauen Granitblock gehauen und hatte bei $4^1/_2$ Fuß untere Stärke eine zehnmal so große Höhe (45 Fuß). Sie

standen je 60 Fuß voneinander und waren durch vier große Bogen verbunden, deren Halbmesser 30 Fuß hatte. Dieser Halbmesser bestimmte die Weite ihres Abstandes von den Wänden, womit sie durch acht kleinere Bogen zusammenhingen, deren Halbmesser 15 Fuß hoch aufstieg. Alle Bogen, die vier größeren in der Mitte und die acht kleineren an den Seiten, waren aus dreifachen Ziegelreihen gemauert und an ihrer untern Seite mit vergoldeten Glasmosaiken verziert. Ihr Rücken trug die reich getäfelte Holzdecke, welche, wie der Grundriß auf S. 19 zeigt, in neun Abtheilungen zerfiel. Um ein großes Mittelquadrat (A) von 60 · 60 Quadratfuß legten sich vier längliche Vierecke (B^1, B^2, B^3 und B^4) von 30 · 60 und vier kleine Eckquadrate (C^1, C^2, C^3 und C^4) von 30 · 30 Fuß. Der ganze Flächenraum der Halle belief sich somit auf 14 400 Quadratfuß. Die hohen, leicht aufsteigenden Säulen und die zahlreichen, breiten Lichtöffnungen mußten ihrem Innern einen weiträumigen, großartigen Eindruck verleihen. Dazu kam noch der verschwenderische Reichthum, welcher über die Wände und über die Decke ausgebreitet lag. Die Mauern trugen bis zur Fensterbank eine Bekleidung von Marmorplatten, höher hinauf aber reiche Mosaikverzierungen, welche zu dem musivisch ausgelegten Fußboden in Harmonie standen. Einzelne Reste des Bodens und der Wandverzierungen, die bei den Ausgrabungen gefunden wurden und im Museum des Domes aufbewahrt sind, legen lautes Zeugniß ab für die hohe Kunstfertigkeit der römischen Arbeiter, wie für die kaiserliche Pracht des Baues.

Wilmowsky, dem wir die genaue Kenntniß des alten Domes von Trier verdanken, gilt in allem, was dessen Geschichte betrifft, als erste Auktorität. Derselbe spricht sich in sehr bestimmter Weise über die Zeit der Errichtung und über den Zweck des römischen, im Dome erhaltenen Kernes aus, indem er schreibt:

„Ich glaube nicht zu irren, wenn ich darin eine Anlage erkenne, die wir in Rom mit dem Namen Kaiser-Fora zu bezeichnen pflegen. Was kann es anders sein, als *jenes Forum, von welchem Ausonius* sagt, daß vor Gratians Regierung sich dort die Bürger drängten, um ihre Geschäfte abzumachen, nun aber, um ihre Wünsche für des Kaisers Heil auszusprechen."

„*Die Bauzeit dieser großen glänzenden Gerichtshalle wird aber unwidersprechlich festgestellt durch eine in ihrem Mauerwerk gefundene Münze von Gratian. Die Halle kann nicht früher aufgeführt worden sein*, als bis die Münze Gratians, der im Jahre 367 von seinem Vater Valentinian zum Mitregenten angenommen wurde, geschlagen worden war. Sie kam ins Mauerwerk hinein, als das Gebäude bis zur Hälfte des zweiten Stockwerkes dastand. Damals entfiel einem Arbeiter beim Sandfahren oder beim Bereiten des Mörtels das kleine kupferne Geldstück, ein Kleinerz, geschlagen in Lyon, mit dem Bildnisse des jungen Kaisers und der Umschrift DN · GRATIANVS · P · F · AVG·

„Diese Münze wurde von mir gefunden im Jahre 1852 den 11. August in der südlichen Umfassungsmauer, acht Zoll tief vermauert, im Mörtel einer Ziegelschichte, zwischen dem ersten und zweiten östlich gelegenen Fenster, da wo die Widerlager der Fensterbogen ihren Anfang nehmen. (Die Maurergesellen, welche ich an dieser Stelle beschäftigt hatte, waren Schuler und Nauerz aus dem Vororte Heiligkreuz bei Trier.) Diese Münze ist von großem Werth, da sie die Stelle einer Urkunde vertritt, ja selber eine solche ist, und zwar eine sicher verschlossene und unverfälschte. Sie vernichtet den Irrthum von dem Constantinischen Ursprunge des Gebäudes. Sie wirft zugleich ein erstes Licht auf die Geschichte der christlichen Basiliken Triers, namentlich der von St. Maximin und St. Paulin und deren Behauptung über ihr Alter, ihren Ursprung und ihre Privilegien. Sie zeigt den Irrthum der Schreiber der Trierischen Gesta, welche das Gebäude eine domus dominae Helenae nennen, die Agricius zur Kirche eingerichtet habe. Diese Schreiber verwechseln das Palatium, welches Constantius Chlorus und Constantin I. während ihrer Anwesenheit in Trier bewohnten und das vor den nördlichen Mauern der Stadt, da, wo jetzt St. Maximin, stand, mit unserer Gerichtshalle innerhalb der Stadt, welche erst mehr als hundert Jahre später zu einer Kirche eingerichtet wurde. — Es erklären sich daraus ferner die Traditionen und Vorrechte, welche die alte christliche Basilika, die große Marienkirche, das spätere Stift St. Paulin, standhaft vertheidigte und den Rechten des Domes gegenüber behauptet hat, und die man bis heute nicht zu begründen wußte. So kommt in die überlieferten Nachrichten Ordnung, Zusammenhang und Deutung, kommt Licht und Harmonie in das Dunkel der Geschichte. — Diese kurzen Angaben müssen hier genügen. Sie werden später eine weitere Begründung finden."

Neues und Originelles findet sich in der Ansicht des Herrn von Wilmowsky nicht, weil schon die beiden Trierer Archäologen und Gymnasiallehrer Steiniger und Schneemann vor ihm ähnliche Vermuthungen aufgestellt haben[1]. Doch hielten Beide noch mit v. Quast daran fest, „daß das Gebäude der Constantinischen Epoche angehöre", glaubten aber, es sei „zu einer Kirche wahrscheinlich zuerst von Nicetius (532—563) eingerichtet". Herr v. Quast, der allbekannte und mit Recht gerühmte Conservator der Alterthümer, änderte später seine Ansicht und schloß sich den Ausführungen Wilmowsky's im Wesentlichen an, indem er schrieb[2]:

„Die Entdeckung einer kleinen Bronzemünze des Kaisers Gratian (367 bis 383) innerhalb des Mauerwerkes der Südseite gab den sichern Be-

[1] Steiniger, Bemerkungen zur Geschichte des Domes zu Trier (Programm des Gymnasiums 1839), S. 12 ff., und Schneemann, Das römische Trier, 1852, S. 32 f.

[2] Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft 58, S. 192.

weis, daß ein früheres Entstehen des Gebäudes vor dieser Zeit unmöglich, in dieser Zeit aber höchst wahrscheinlich sei, wo Trier die kaiserliche Residenz war und seine höchste Blüthezeit erlebte."

Auch der gründliche Kenner der Trierer Geschichte, Pfarrer Philipp Diel zu Ruwer[1], sieht in den ältesten Theilen des jetzigen Domes mit Wilmowsky den Rest der „Basilika, auf welche Ausonius in einer Rede im Jahre 379 an Kaiser Gratian hindeutet, indem er sagt, daß die Basilika, die ehedem voll Handel und Geschäfte gewesen, jetzt von Gebeten und Gelübden für des Kaisers Heil angefüllt sei".

Hettner schließt sich der Ansicht an, wonach „die Münze bezeugt, daß das Gebäude nicht vor dem Jahre 367, wo Gratian zur Regierung kam, erbaut worden sein kann". Er glaubt aber, daß „der Bau sogleich als christliche Kirche errichtet ist", wie schon vor ihm Hübsch behauptet hatte[2].

Man sieht, die alten Traditionen, welche erzählen, Bischof Agritius habe das Haus der hl. Helena zur Kirche eingerichtet und diese Kirche finde sich noch im heutigen Dome vor, sind in wissenschaftlichen Kreisen allgemein aufgegeben. Die folgenden Erörterungen sollen nun untersuchen, ob dies mit Recht geschehen. Weil besonders die von Wilmowsky gefundene Münze von der größten Bedeutung für unsere Frage ist, müssen wir zuerst auf sie unser Augenmerk richten.

3. Kritik des Münzfundes.

Jeden unbefangenen Forscher wird es zunächst befremden, daß v. Wilmowsky 22 Jahre wartete, ehe er von dieser im Jahre 1852 gefundenen Münze eine Nachricht gab. Erst in dem 1874 erschienenen Werke über den Dom hat er „die Thatsache jener Münze zum ersten Male veröffentlicht". Herr v. Roisin schrieb während den Jahren 1852 und 1853, also zur Zeit des Münzfundes, in den Annales archéologiques von Didron eine Reihe von Artikeln über den Trierer Dom und interessirte sich auf's Höchste für die von Wilmowsky geleiteten Ausgrabungen und Forschungen. In seinen Aufsätzen lobt er denselben, wie nur ein begeisterter und höflicher Franzose es zu thun vermag. Er besuchte die

[1] Der hl. Maximinus und der hl. Paulinus, Bischöfe in Trier. Trier, Groppe, 1875. S. 16.

[2] Das römische Trier. S. 16. — Die altchristlichen Kirchen. Dargestellt von Hübsch. Karlsruhe 1862. S. 3.

Ausgrabungen oft, sah sie genau an und beschrieb sie eingehend. Und doch sagt er in drei Aufsätzen, welche er im Jahre 1853, also ein Jahr nach dem Münzfunde veröffentlichte, noch kein Wort von der wichtigen Entdeckung und hält ohne Bedenken an der Erbauung in Constantinischer Zeit fest. Herr v. Quast kam als Conservator mehrere Male von Berlin nach Trier, ließ sich von Herrn v. Wilmowsky den Dom zeigen und erklären; aber von der Münze finden wir in seinen Aufzeichnungen nichts. Pfarrer Diel, welcher bei Trier in Ruwer wohnt, schreibt ein Buch über den hl. Maximin und den hl. Paulin und weiß bis zum Jahre 1875 noch nichts von der Münze.

Wollte v. Wilmowsky sich die Ehre der Entdeckung wahren, wer sollte ihn darum tadeln? Aber wozu erschienen die Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschung in Trier? Er war eines der thätigsten Mitglieder, sogar Präsident dieser Gesellschaft, die das höchste Interesse an dem Funde haben mußte. Trotzdem bleibt er ihr 22 Jahre lang unbekannt!

Eine so auffallende Zurückhaltung muß stutzig machen und ist wohl geeignet, zu einer kritischen Prüfung des Fundes aufzufordern. Hält man sich genau an den von Wilmowsky gegebenen Bericht, so ist vorerst zu beachten, daß er sagt:

„Diese Münze wurde von mir gefunden .. acht Zoll tief vermauert, im Mörtel einer Ziegelschichte, zwischen dem ersten und zweiten östlich gelegenen Fenster, da wo die Widerlager der Fensterbogen ihren Anfang nehmen."

Die Südmauer mißt nun nach seinen Angaben über dem Sockel $5^1/_2$ Fuß und verjüngt sich bis zu $4^3/_4$ Fuß. Die Münze lag also ziemlich an der Oberfläche und zwar an einer Stelle, die durch den Druck der Fensterbogen leicht Schaden leiden konnte. Die Maurer, welche der Finder beschäftigte, mußten hier restauriren. Was beweist nun, daß seine Restauration die erste war, und daß nicht bei einer früheren Ausbesserung, vielleicht nach einem der Brände, „dieses kleine kupferne Geldstück beim Sandfahren oder beim Bereiten des Mörtels einem Arbeiter entfallen und so ins Mauerwerk hineingekommen ist"? Sicherlich mußte man im Dome vom 4. bis zum 18. Jahrhundert wiederholt Gerüste aufschlagen. Es mögen dazu Steine ausgehoben worden sein, um die Köpfe der Gerüstbalken in die Oeffnung hineinzuschieben. Die Münze konnte dann beim Schließen der Lücken gerade so gut in den Kalk gerathen, wie beim ersten Aufbau des Ganzen. Hätte man die Münze 2 Fuß tief im Herzen einer unverletzten Mauer gefunden,

dann läge ein Beweis vor, daß sie bei der Errichtung des Gebäudes sich dorthin verlor; nun aber sagt Wilmowsky selbst, er habe sie nur „8 Zoll tief gefunden, da wo die Widerlager der Bogen anfangen".

Folgen wir seinen weiteren Entwicklungen, so führen sie in chronologische Schwierigkeiten. Er behauptet, die unter Gratian aufgeführte Gerichtshalle sei etwa 50 Jahre nach ihrer Erbauung, kurz nach dem Jahre 418, in eine christliche Kirche verwandelt worden. Ziehen wir von 418 die erwähnten 50 Jahre ab, so müßte die Bauzeit der Gerichtshalle um das Jahr 368 fallen. Da Gratian erst im Jahre 367 zur Regierung kam, hätte also die gefundene Münze schon in dem ersten Jahre seiner Herrschaft geprägt werden, von ihrer Prägstätte zu Lyon eiligst nach Trier kommen und dort rasch verloren gehen müssen. Dagegen fragt es sich aber, ob die gefundene Münze im Anfange oder am Ende der Regierung dieses Kaisers geprägt ist, und ob sie nicht lange nach dessen Tode in die Stadt Trier und dann dort in die Dommauern gelangte. Herr Rechnungsrath Nußbaum, welcher als erster Numismatiker von Trier gilt, machte uns über die Münze, welche im Dommuseum aufbewahrt ist, folgende Mittheilung:

„Die Münze hat zweifellos im Mörtel gelegen, wie aus den noch daran haftenden Resten von Mörtel hervorgeht; sie scheint durch einen Schlag, der auf die Kopfseite fiel, auseinandergesprengt zu sein. Sie ist mittel abgegriffen, doch gut, beinahe sehr gut erhalten; scheint auch noch nicht viel cursirt zu haben. Die Ungenauigkeit des Randes liegt am Prägen."

Hat die Münze cursirt, dann kann sie kaum vor dem Jahre 380 an ihre Stelle gekommen sein, und der Bau der Halle fällt viel später, als v. Wilmowsky annimmt.

Weiterhin wurde Trier vor dem Zeitpunkte, in dem v. Wilmowsky die Verwandlung der Halle in eine Kirche ansetzt (nach 418), wiederholt erobert und verbrannt. Was berechtigt nun zu der Annahme, daß die sogenannte Gerichtshalle verschont blieb und nicht ebenfalls von den Barbaren zerstört ward? In diesem Falle kann sie erst unter Nicetius im 6. Jahrhundert zur Kirche geweiht worden sein. Was macht man aber dann mit den Gründen, aus denen v. Wilmowsky schließt, daß sie schon im 5. Jahrhundert als Kirche benützt wurde?

All diese Bedenken machten es nöthig, den Münzfund noch näher zu untersuchen. Erkundigungen bei den älteren Angestellten des Domes ergaben, daß die Arbeiter oft mit Herrn v. Wilmowsky ihren Scherz trieben. Es fragte sich also, ob nicht der ganze Münzfund verdächtig sei. Ein solcher Zweifel durfte um so eher aufsteigen, weil im Jahre 1866 die vielbesprochenen Inschriften von Rennig die Archäologen von ganz Deutschland in Aufregung versetzten. Der Leser wird uns erlauben, kurz daran zu erinnern.

Nennig ist ein Dorf, das oberhalb Trier an der Mosel liegt. Dort entdeckte man im Jahre 1852 einen prachtvollen römischen Mosaikboden, den Herr v. Wilmowsky rettete und 1864 publicirte. Die Publikation wandte die Augen der Freunde des Alterthums auf den Ort hin und veranlaßte weitere Ausgrabungen. Im Verlaufe der Arbeiten kamen in kurzen Zwischenräumen fünf gemalte Inschriften an den Tag, welche die wunderbarsten Aufschlüsse über die Trierer Geschichte brachten. Sie handelten von Secundinus Securus, dessen Name und Familie durch die berühmte Igeler Säule bekannt ist. Ihr Gesammtinhalt meldete, der Genannte sei als Präfekt der Stadt Trier vom Kaiser Trajan mit der Villa beschenkt worden, die man eben ausgrub, und habe das Trierer Amphitheater durch große Spiele in Gegenwart des Kaisers eingeweiht.

Kaum waren die Entdeckungen bekannt gemacht, so erhob sich in der ganzen gelehrten Welt ein Sturm der Entrüstung. Alle hervorragenden Epigraphiker waren einig, daß hier eine grobe Fälschung vorliege. Becker, Brambach, Curtius, Henzen, Hübner, Jahn, Renier, Ritschl und de Rossi stimmten überein in Verwerfung der Inschriften. Ihre Aechtheit vertheidigten Hasenmüller, Leonardy, v. Wilmowsky und Andere. Die königliche Regierung ließ die Sache untersuchen. Aus den Aussagen der Arbeiter ergab sich, daß der Leiter der Ausgrabungen, Schäffer, ein geschickter Buchstabenmaler war, daß die Arbeiter am Morgen Inschriften an Stellen gemalt fanden, die am Abende leer gewesen, und daß ihr Meister mit Pinsel und Farbtopf an den Mauern und Inschriften gearbeitet hatte[1]. Schäffer ward entlassen und verschwand. Herr v. Wilmowsky aber hielt bis zu seinem Lebensende an der Unverfälschtheit der Funde fest.

War nach solchen Vorkommnissen unerlaubt, sich zu fragen: Sollte nicht der Münzfund im Dome eine Geschichte haben, die derjenigen der Nenniger Inschriften nahe kommt?

Leider ergab sich, daß die beiden Maurergesellen, welche v. Wilmowsky an der Fundstelle beschäftigt hatte, schon verstorben waren. Weitere Erkundigungen führten sodann zu einem Manne, der auf Befragen die wichtigsten Aufschlüsse zu Protokoll gab. Der Betreffende heißt Philipp Claus und sagte vor Notar und Zeugen Folgendes aus:

„Es war im Sommer des Jahres 1852 an einem warmen Tage, so viel ich mich erinnere, an einem Mittwoch Mittag nach Tisch, da rief der Maurer Johann Schuler aus Feyen von dem Gerüste, welches im Innern des hiesigen Domes längs der ganzen römischen Südmauer errichtet war, herunter: ‚Da hab' ich einen Heidenkopf gefunden!' Schuler stand damals zwischen dem ersten und zweiten nach Osten zu gelegenen Fenster

[1] Jahrbücher, Heft 59, S. 1—56: Die Fälschung der Nenniger Inschriften. Vgl. Die angeblichen Trierischen Inschriften-Fälschungen, von Leonardy. Trier, Lintz, 1867.

dieser Mauer und war mit meinem Vater Joseph Claus, Nauerz, Klaß, Schmitt, Fusenig, Fonk und Anderen beschäftigt, eine sehr schadhafte Stelle der besagten Mauer auszubessern. Das Gerüst, auf welchem Schuler stand, war circa 40 Fuß hoch; die römische Mauer war dort circa 4 Fuß dick. Die Stelle, wo Schuler stand, war ungefähr dort, wo die Widerlager der Fenster anfangen; Schuler hatte erst einige Steine an dieser Stelle ausgebrochen. Bis an das Herz der römischen Mauer wurde überhaupt nicht hereingebrochen, da das Herz noch ganz gut war. Auf den Ruf Schulers kletterte ich schnell auf das Gerüst, um die Münze zu sehen. Ich erinnere mich noch, daß man ‚Gratian' darauf lesen konnte, jedoch war die Münze noch eingeschlossen in einer Schumpe Mörtel von der Größe einer Hand. Wir Arbeiter nahmen die Schumpe mit der Münze darin alle, einer nach dem andern, in die Hand und sahen sie an, und hierauf erst klopfte Schuler den Mörtel von der Münze weg; da erst sahen wir die Münze auch von der andern Seite. Der Mörtel, worin die Münze steckte, war durchaus nicht so, wie der Mörtel im Innern der römischen Mauer (letzterer aus Ziegelmehl und kleinen Ziegelstückchen), sondern er war grauer Kieselsandmörtel, auch sah man keine kleine weiße Kalkstückchen darin, so wie der Mörtel im Innern der römischen Mauer (sie) enthält. Der Mörtel, in welchem die Münze stak, sah überhaupt ganz und gar so aus wie der äußere Bewurfsmörtel dieser Mauer. Dieser Bewurf war aber an einigen Stellen der Mauer drei bis vier Zoll dick.

„Als wir Arbeiter alle die Münze gesehen und in der Hand gehalten hatten, that Schuler dieselbe in seine Hosentasche und ich habe von da an nichts mehr davon gehört. Jedenfalls hat er sie nicht behalten, da alle Maurer dieselbe gesehen hatten und Herr v. Wilmowsky von dem Funde sicher hätte Kenntniß erhalten müssen. Es war sämmtlichen Arbeitern am Dome strenge, und zwar bei Strafe der Entlassung auferlegt, alles, was sie bei den Arbeiten finden würden, an Herrn v. Wilmowsky abzuliefern. Es ist möglich, daß Schuler schon am selben Tage während des Vieruhrbrodes zu Herrn v. Wilmowsky in dessen Haus die Münze getragen hat. Herr v. Wilmowsky ist an dem Nachmittage dieses Tages nicht unter dem Gerüste oder bei oder auf demselben gewesen. Ich hätte denselben, wenn er an der Fundstelle oder überhaupt in deren Nähe gewesen wäre, sehen müssen, da ich dort beständig gearbeitet habe.

„Schließlich erkläre ich noch, daß ich in Gemeinschaft mit meinem Vater vom Anfange der Restaurations-Arbeiten im Dome an, etwa vom Jahre 1847 an bis zu deren Ende während voller 16 Jahre beständig am Dome gearbeitet habe.

Worüber gegenwärtige Urkunde aufgenommen worden ist zu Trier in der Amtsstube des fungirenden Notars ... am 18. October 1885. Franzen."

Aus diesem Aktenstücke ergibt sich zuerst, daß die Worte des Herrn v. Wilmowsky: „diese Münze wurde von mir gefunden", nur

im uneigentlichen Sinne zu verstehen sind. Es liegt das übrigens auch auf der Hand, da er ja nicht persönlich den Bewurf abschlagen oder die Steine ausbrechen konnte. Dadurch aber wird die Glaubwürdigkeit und Aechtheit des wichtigen Fundes auf das Zeugniß eines einzigen Zeugen, des Maurers Schuler, beschränkt. Weil dieser den Mörtel von der Münze entfernte, war es für Herrn v. Wilmowsky einfach unmöglich, die Aechtheit festzustellen. Da der Polier Philipp Claus in dem obigen Aktenstücke erklärte, der Kalk, in dem die Münze stak, sei nicht so gewesen, wie der Mörtel im Innern der römischen Mauer, sondern wie der des äußern Bewurfes, so mußte der Schreiber dieses den Königlichen Notar ersuchen, den Claus nochmals zu Protokoll zu vernehmen, und sich über die Art des Kalkes und die früheren Arbeiten des Betreffenden Auskunft geben zu lassen. Es stand zu hoffen, daß die Sache dadurch klarer werde. Daraufhin wurde der folgende, zweite Bericht zu Protokoll genommen:

„Als wir die Restaurationsarbeiten im Jahre 1852 im Dome begannen, waren die Umfassungsmauern des Domes im Innern überall mit Bewurf versehen. Dieser war weitaus zum größten Theile kein römischer Mörtel, sondern ein Bewurf aus jüngerer Zeit. Nur an einigen unbedeutenden Stellen der großen Umfassungsmauern, dort, wo auch noch Malereien (Füllungsmalereien) zu erkennen waren, habe ich etwas römischen Mörtelwurf gefunden. Letzterer war circa fünf Viertel Zoll dick und gab sich beim ersten Anblick ganz unzweifelhaft als römischen Mörtel zu erkennen. . . . (Es folgt eine Aufzählung der Funde, welche die Arbeiter im Dome machten, deren Abdruck hier kein Interesse bietet.) Auch fanden wir neben ganzen Körben voll Mosaiksteinchen dort größere oder kleinere Mörtelbewurfstücke, die bis zu ein und drei Viertel Zoll dick waren. Dieser unverkennbar römische Mörtel blätterte sich von einander, so daß es klar war, derselbe mußte in verschiedenen Schichten an die römische Mauer angetragen sein. Erst in die oberste Schichte, welche ein ganz besonders feiner Mörtel war, müssen sodann die Mosaiksteinchen eingesetzt worden sein. Wir fanden Mörtelstücke in den Gräben an diesen Umfassungsmauern, worin die Mosaikwürfel noch fest staken, und andere Mörtelstücke, die deutlich bemerken ließen, daß deren darin gesteckt hatten.

„Was meine gemachten Erfahrungen in Betreff der Beurtheilung römischen Mauerwerks und insbesondere römischen Mörtels anbelangt, so habe ich schon früher mitgetheilt, daß ich mit meinem Vater vom ersten Anfange der Restauration des Domes an bis zu deren Abschluß ohne Unterbrechung an den Arbeiten am Dome betheiligt war. Auch hatte ich in anderen Fällen sehr viele Gelegenheit, speciell römisches Mauerwerk und römischen Mörtel genau kennen und von jedem andern mit Sicherheit unterscheiden zu lernen.

So habe ich z. B. in den „drei Königen" zu Trier in der Simeonsstraße sechs Fuß tief in der Erde, und ebendaselbst in der Fleischstraße bei Frau Burkard (jetzt das Haus von Buchhändler Stephanus) im Keller römisches Mauerwerk und römischen Estrich gefunden; ferner fand ich beim Bau des Hauses von Major Klaatsch, nahe beim römischen Kaiserpalast in Trier, römische Mauern und auch viele römische Mörtelstücke. Beim Herrenbrünnchen, wo ich unter Anleitung des Herrn v. Wilmowsky Nachsuchungen vornahm, fand ich viel römisches Mauerwerk und römische Mörtelstücke, auch ein großes Gesimsstück, fünf Fuß lang und vier Fuß breit, das jetzt in einer Halle des Domkreuzganges untergebracht ist. Auch im Trierischen Amphitheater[1] untersuchte ich im Auftrage des Herrn v. Wilmowsky im Jahre 1854 vier Wochen lang und entdeckte in den angelegten Untersuchungsgräben viel römisches Gemäuer, Glas- und Gefäßscherben, Theile von Urnen, auch sehr viele Mörtelstücke und Bruchstücke von feinem römischem Verputz, endlich Kalksteine derselben Art, woraus das Gußmauerwerk und seine Verkleidung besteht. Oberhalb Euren[2] ließ mich Herr v. Wilmowsky im Sommer 1854 Nachgrabungen machen und fanden wir dort in einer Tiefe von vier Fuß römische Umfassungsmauern eines Gebäudes, das die Form eines Halbkreises hatte, dessen Rückseite von Felsen gedeckt war, und in dessen Inneres vom Fels her eine Wasserleitung führte. Dort entdeckten wir außer schönen Resten von Gesimsen, römischem Estrich, Arm- und Kniestücken, Marmor- und Mosaikwürfeln auch noch viele Steine und Mörtel von der abgebrochenen Façade und endlich feinen gemalten Verputzmörtel. Auch der dort gefundene Mörtel gab sich sofort als römischen unzweifelhaft zu erkennen. Endlich in Rennig[3] ließ Herr v. Wilmowsky meinen Vater und mich in dem im Jahre 1851 entdeckten römischen Landhause den ganzen Sommer hindurch arbeiten und besonders auch an dem dort aufgefundenen Mosaikboden vorsichtig ausbessern. Der Mörtel, welcher bald rauher, bald feiner dort in der Erde sich fand, und derjenige, welcher in den Mauerresten bloßgelegt war, zeigte sich auch hier für einen Kundigen auf den ersten Blick als römischen Mörtel. Ueberall blieb mir nicht der mindeste Zweifel darüber, daß ich römischen Mörtel vor mir hatte.

„Nach den Beobachtungen, die ich so seit einer langen Reihe von Jahren als Maurer und als Polier am Trierischen Dome und an vielen anderen römischen Bauwerken gemacht habe, ist der römische Mörtel viel fetter, enthält mehr Kalkzusatz, ist entschieden fester und sieht weißer aus, als der Mörtel, welcher in späteren Zeiten zur Anwendung kam, auch enthält derselbe fast immer einen leicht erkennbaren Zusatz von Ziegelmehl und auch Ziegelstückchen[4], und ist

[1] Jahresbericht, 1855, S. 1 ff.

[2] Jahresbericht, 1872, S. 35 f., und Wilmowsky, Die römischen Moselvillen. Trier 1879. S. 22 f.

[3] Wilmowsky, Die römische Villa zu Rennig und ihre Mosaik. Bonn, Marcus, 1864 u. 1865.

[4] „Eine Eigenthümlichkeit unseres Amphitheaters ... ist die völlige Abwesenheit des Ziegels im ganzen Monument, sowohl des Mauerziegels, als auch der Ziegelstücke

mir überhaupt noch nie ein Zweifel verblieben, ob ich römischen Mörtel vor mir habe oder solchen aus späteren Zeiten. In Betreff des handgroßen Mörtelschumpens, worin die früher von mir erwähnte Münze Gratians feststak, kann ich nur wiederholen, daß dieser Mörtel dem Bewurfmörtel des Domes, so wie derselbe an den meisten Stellen war, ganz gleich war. Derselbe war ganz gewiß kein römischer, sondern ein in späteren Zeiten an die römische Mauer angetragener Mörtel. Worüber gegenwärtige Urkunde aufgenommen worden ist zu Trier in der Amtsstube des fungirenden Notars (am 21. October 1885) . . . Franzen."

Ist die Münze in einem Mörtel gefunden, der „gewiß kein römischer, sondern ein in späteren Zeiten an die römische Mauer angetragener war", dann muß sie auch in nachrömischer Zeit an ihre Stelle gekommen sein. Sie kann also mit der Aufführung der römischen Mauern nichts zu thun haben. Nicht zu übersehen ist ferner, daß der römische Bewurf ein aus verschiedenen Schichten bestehender ist, worin schwerlich eine Münze von einem römischen Arbeiter durch Versehen eingeschlossen werden konnte. Der Zeuge, welcher den obigen Bericht gab, ist, wie aus seinen Aussagen erhellt, ein erfahrener Fachmann; er war einer der besten Arbeiter, ja der Vertrauensmann des Herrn v. Wilmowsky. Er hat kein Interesse, die Wahrheit zu verschweigen oder zu verdunkeln. Es ergibt sich also aus Allem, daß Herr v. Wilmowsky von einem Arbeiter eine Münze erhielt, und daß dieser ihm sagte, er habe sie in einem Mörtelstücke gefunden, das gewiß kein römisches war.

Selbst derjenige, welcher nach solchen Aussagen noch an der Aechtheit des Fundes festhalten will, muß wenigstens annehmen, daß die Münze lange nach Vollendung des Baues, etwa bei einer Restauration, an die Stelle kam, wo der Maurer Schuler sie entdeckte. In jedem Falle aber kann sie nicht weiter zur Feststellung der Bauzeit des römischen Kernes des Domes von Trier verwerthet werden.

---

und des Ziegelmehls im Mörtel. Solches ist bei keinem andern Römischen Baudenkmale Triers, soviel wir wissen, der Fall. Die Basilika ist ganz und gar ein Ziegelbau, der Dom zur Hälfte, die Thermen und der Gratianische Palast haben Ziegelschichten zum Verband und Bogen, und alle (haben) miteinander Ziegelmehl im Mörtel. Nur bei einem einzigen Mauerwerk, welches, 15 Fuß tief in der Erde, dem Fundament des Domes wieder zum Fundamente dient und daher entweder Vorrömisch ist oder doch zu den ersten Bauten der Römer dahier gehören muß, fand ich einen ähnlichen, von Ziegeltheilen ganz freien Mörtel, wie am Amphitheater" (Wilmowsky, Jahresbericht, 1855, S. 15 f.).

4. Der Kern des Trierer Domes stammt aus Konstantinischer Zeit.

Ehe die Münze Gratians zum Vorschein gekommen, hatte Wilmowsky in Uebereinstimmung mit v. Quast, Schnaase, Hübsch, Schmidt, Schneemann, Otte, de Roisin u. A. die Erbauung des Kernes des heutigen Domes in Konstantinische Zeit versetzt[1]. Der Münzfund änderte die Ansichten der Gelehrten. Da nun aber im Obigen bewiesen ist, daß derselbe zur Bestimmung des Alters der römischen Bautheile nicht verwerthet werden kann, tritt die frühere Ansicht wieder in ihr Recht ein. Man darf also wiederum der Ueberlieferung Glauben schenken, die erzählt, daß der Kern des Domes schon zur Zeit Konstantins und Helena's bestand.

Im Gegensatz zu den Ueberlieferungen hat man versucht, abgesehen von der Münze, aus technischen und archäologischen Gründen die Erbauung der im Dome eingemauerten römischen Prachthalle ans Ende des 4. Jahrhunderts herabzurücken. Es ist zu diesem Zwecke behauptet worden, die Römer hätten erst in der zweiten Hälfte des genannten Jahrhunderts angefangen, Mauern aufzuführen, welche aus wechselnden Lagen von Ziegeln und Bruchsteinen bestanden. Besonders soll der rothe Sandstein erst spät zur Verwendung gekommen sein.

Die Richtigkeit solcher Behauptungen ist jedoch schwer zu erweisen. Nehmen wir an, man könnte zwei oder drei römische Gebäude nennen, welche nach urkundlichen Zeugnissen oder anderweitigen, sicheren archäologischen Kennzeichen zu Trier in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts ohne rothen Sandstein aufgeführt worden, und drei weitere aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, welche mit Schichten rothen Sandsteins durchzogen sind. Es wäre dadurch nicht ausgeschlossen, daß schon in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts ein Haus errichtet werden konnte, das technisch in Allem den Dommauern gliche. Welches Beweismaterial hat man aber heute, um darzuthun, daß *erst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts* rothe Sandsteine so verbaut wurden, wie es am Dome geschehen ist? Man weiß nicht einmal sicher, wann die Porta nigra, wann die Bäder, wann die Kaiserpaläste begonnen und vollendet worden sind. Wer vermag, aus dem Material die Entstehungszeit des Domes auf 70—80 Jahre früher oder später zu bestimmen?

[1] Jahrbücher, Heft 58, S. 192; Schneemann, Das römische Trier, S. 34; Schnaase, Geschichte der bildenden Kunst, 2. Aufl., III. S. 66; Hübsch, Die altchristlichen Kirchen, S. 3; Schmidt, Baudenkmale, II. S. 32 f.; Otte, Geschichte der romanischen Baukunst, S. 35. Kugler hielt die erst im sechsten Jahrhundert eingefügten Pilasterkapitäle im Innern für Theile des ersten Baues und läugnete darum den Konstantinischen Ursprung. Vgl. Kleinere Schriften, II. S. 116, und Geschichte der Baukunst, I. S. 404.

Die Bauart des Domes legt überdies die Vermuthung nahe, daß er eines der ersten Gebäude war, in dem Ziegel mit rothen Sandsteinen vermischt wurden. Die Kalksteine seiner Fundamente tragen die Spuren früherer Vermauerung an sich, sind von älteren abgerissenen Gebäuden genommen, nur wenig abgerichtet, und hie und da mit großen Quadern untermischt. Die Ziegel tragen vielerlei Stempel und sind von verschiedener Form, theils länglich, theils quadratisch, theils dreieckig. Sie deuten somit auf eine Zeit hin, wo in Trier viele Fabriken bestanden. Das ganze Mauerwerk verräth ein rasches, wenig vorbereitetes Bauen, wobei man jegliches, irgendwie verwendbare Material ohne große Auswahl zu Hilfe nahm.

Nun wurden die römischen Ziegel nicht so rasch fertiggestellt, wie es heute geschieht. Sie konnten erst zwei, drei und mehr Jahre nach ihrer Formung verwerthet werden. Der Baumeister, welcher die große Prachthalle eilig aufzuführen hatte, konnte somit in Verlegenheit kommen, wie er so viele Ziegel beschaffen sollte, wie er brauchte. Er sah sich nach einem Ersatz um und fand denselben in den Brüchen am linken Moselufer zwischen den Dörfern Pallien und Biwer, die in ihren rothen Sandsteinen rasch ein prächtiges Material lieferten.

Läßt sich aus dem Material eine Datirung nicht gewinnen, so ist es noch gefährlicher, aus der Construction Schlüsse gegen das Alter des Baues zu ziehen. Will man sich auf die constructive Anlage berufen, so spricht das Fehlen der Apsis und der Gewölbe an und für sich für eine frühere Zeit, als die der Konstantin-Basilika in Rom ist, deren Gewölbe dem architektonischen Fortschritte huldigen. Niemand wird doch läugnen, daß eine flache Decke an sich primitiver ist als ein entwickeltes Gewölbesystem, und daß eine flache Wand an sich alterthümlicher ist, als eine von einer Apsis durchbrochene.

Wer das Vorbild des Trierer Domes sucht, darf es wohl mit Dehio und Bezold[1] im Atrium Tetrastylon, dem auf vier Stützen ruhenden, in der Mitte offenen Hofbau reicher römischer Häuser finden. Die beiden erwähnten Gelehrten stellen mit vollem Rechte das interessante Prätorium von Musmieh (Phäna in Centralsyrien), ein kleines Gebäude aus Marino im Skizzenbuche des Bramantino, sowie ein gleiches mit äußerem Porticus zu der ältesten Form des Domes von Trier in Parallele.

Der alte Kern der Trierischen Kathedrale ist, wie jenes syrische Prätorium, in seinem Hauptbau quadratisch; hier wie dort tragen vier Säulen die Bogen. Freilich ist das Prätorium kleiner, aber seine Bogen tragen Gewölbe und seiner Rückwand fehlt die Apsis nicht. Es ist also constructiv weit vollkommener, als der Bau von Trier. Und doch ist jene Gerichtshalle in ihrer heutigen Gestalt sicher vor dem 4. Jahrhundert hergestellt worden. Konnte man im 3. Jahrhundert in einer kleinen Stadt Syriens auf vier Säulen Bogen und Gewölbe setzen, dann sollte es unannehmbar sein, daß man zu Trier schon im Anfange des 4. Jahrhunderts auf vier Säulen einfache Bogen gestellt habe, die nur eine flache Decke zu tragen hatten?

[1] Die kirchl. Baukunst d. Abendlandes. Stuttg. 1884. I. S. 46 f., Taf. 12 u. 13.

5. Vertheidigung der alten Ueberlieferungen.

Die alten Legenden erzählen, der hl. Agritius habe das Haus der hl. Helena zur Kathedrale geweiht. Die Kaiserin habe ihm den Auftrag dazu in Rom gegeben, und zwar zu einer Zeit, als sie schon mehrere Jahre von Trier entfernt gelebt hatte, und als keine Aussicht mehr vorhanden war, daß sie dorthin zurückkehren werde. Wir dürfen ohne Bedenken ihr Haus als einen der kaiserlichen Paläste deuten, der ihr, ihrem Range entsprechend, zur Wohnung angewiesen worden.

Es steht mithin nichts im Wege, zuzugeben, daß der römische Kern des Trierer Domes, die Kathedrale des hl. Agritius, ehemals eine Prachthalle gewesen sei, worin die Kaiser Gesandtschaften empfingen und andere feierliche Handlungen vornahmen. Es wäre noch kein Widerspruch gegen die Ueberlieferungen, wenn bewiesen werden könnte, daß diese Prachthalle zur Abhaltung der Gerichtssitzungen erbaut worden sei, denen der Kaiser beiwohnte; nur darf nicht ausgeschlossen werden, daß dieselbe einen Theil des Gebäudecomplexes bildete, welchen die hl. Helena bewohnt hatte und den sie dem Bischofe der Stadt überwies.

Gegen die Meinung des Herrn v. Wilmowsky, das ursprüngliche Gebäude sei der Theil eines Kaiserforums gewesen, hat Hettner[1] mehrere gewichtige Bedenken erhoben. Er führt nämlich aus, daß bei den Nachgrabungen auf dem Platze, welcher sich heute vor dem Dome ausbreitet, Grundmauern römischer Gebäude und Heizanlagen gefunden wurden. Daraus erhellt, daß die großen Thore der alten Prachthalle nicht auf ein Forum führen, wohl aber sich nach einem Palasthofe öffnen konnten. Fernerhin hatten die römischen Gerichtshallen immer eine Apsis und meist einen nicht quadratischen, sondern langgestreckten Grundriß. Ueberdies ist ein Forum zwischen der heutigen Basilika und den Ruinen des Kaiserpalastes ziemlich sicher nachgewiesen. Es ist aber unwahrscheinlich, daß man ein zweites Forum in einer Entfernung von einigen Minuten bald nach Erbauung des erstern, oder gar zu gleicher Zeit mit ihm, errichtet habe.

Diel geht noch weiter als v. Wilmowsky und behauptet, Ausonius deute in einer Lobrede auf Gratian „unbestreitbar" darauf hin, daß der heutige Dom ursprünglich eine Gerichtshalle gewesen, welche in eine Kirche umgewandelt worden. Der Text zwingt aber in keiner Weise zu dieser doppelten Annahme. Es läßt sich aus ihm weder erweisen, daß der Panegyriker auf eine Gerichtsbasilika anspielt, welche zu einer Kirche umgestaltet wurde, noch auch, daß er von dem im heutigen Dome erhaltenen römischen Baue redet[2].

[1] Wilmowsky, Dom, S. 8 f.; Hettner, Das römische Trier, S. 16.

[2] Diel, Der hl. Maximinus und der hl. Paulinus, S. 16, Anm. Die Stelle

Einem schwerwiegenden Einwurf gegen die Ueberlieferungen der Kirche von Trier begegnet man bei all den Archäologen, welche behaupten, die ursprüngliche Anlage des heutigen Domes sei die einer altchristlichen Kirche. Nach ihrer Ansicht würde sich höchstens festhalten lassen, die hl. Helena habe den Bischof Agritius bei Erbauung seiner Kathedrale unterstützt. Daß sie das aber in irgend einer Weise gethan, kann nach den Zeugnissen des Eusebius kaum in Zweifel gezogen werden[1]. Indessen sind die von ihnen vorgebrachten Gründe so wenig entscheidend, daß sie, den Ueberlieferungen gegenüber, kein Recht auf Annahme haben.

Hübsch will freilich in der ursprünglichen Anlage eine christliche Kirche finden, macht aber selbst darauf aufmerksam, „wie dieser Bau sich von den altchristlichen Kirchen Roms und anderer Orte unterscheidet".

Gegen die Ansicht, daß das ursprüngliche Gebäude als Kirche aufgeführt sei, sprechen entschieden die alten Decorationen des Innern und die drei gewaltigen Thoröffnungen. In den Verzierungen finden sich nämlich Enten und Wasserhühner, die man im vierten Jahrhundert in solcher Form und Größe sicher nicht zur Ausschmückung eines für den Gottesdienst bestimmten Gebäudes angebracht hätte. Die großen Thoröffnungen aber sind nicht mit der Art und Weise zu vereinbaren, welche bei der Zulassung zur Feier der heiligen Geheimnisse eingehalten ward. Man mag die Handhabung der Arkandisciplin während der Regierung Konstantins freier oder strenger

---

des Ausonius lautet also: „Quis, inquam, locus est, qui non beneficiis tuis agitet, inflammet? Nullus, inquam, imperator Auguste, quin admirandam speciem tuae venerationis incutiat: Non Palatium quod tu cum terribile acceperis, amabile praestitisti. Non forum et basilica (basilice?) olim negotiis plena, nunc votis, votisque pro tua salute susceptis. Nam de sua cui non te imperante securitas? Non curia, honorificis modo laeta decretis, olim sollicitis moesta quaerimoniis. Non publicum, in quo occursus gaudentium plurimorum neminem patitur solum gratulari. Non domus commune secretum. Lectus ipse ad quietem datus, beneficiorum tuorum reputatione tranquillior. Somnus abolitor omnium, imagines tuas affert. Ista autem sedes honoris, sella curulis, gloriosa pompis imperialis officii. .. Ades enim locis omnibus" . . . (Migne, Patrolog. lat. tom. XIX. col. 937.) Schon die Zusammenstellung von forum et basilica zeigt, daß vota nicht Gebete, sondern Glückwünsche sind. Der Sinn ist also: Ehedem waren die Leute auf dem Markte und in der Basilika voll Sorgen, jetzt freuen sie sich und wünschen langes Leben dem Kaiser, durch den die Geschäfte blühen und die Gerechtigkeitspflege wohl geordnet ist. Will man aber durchaus vota als Gebete deuten, so liegt doch keinerlei Grund vor, in ihnen mehr zu finden, als Bitten, welche die Kaufleute vor dem heidnischen Altare ihrer bürgerlichen Basilika aussprachen, wie schon Steiniger (a. a. O. S. 16) mit Berufung auf Plinius (Epist. X. 101) richtig bemerkt hat.

[1] Vgl. Die Baugeschichte der Kirche des hl. Victor zu Xanten. Von St. Beissel S. J. Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 23. 24. S. 21 ff.

auffassen, es bleibt jedenfalls sicher, daß man damals eine Kirche nicht als offene Halle baute, die den Blicken der Uneingeweihten offen stand. Auch das Fehlen der Apsis ist nicht zu übersehen, indem sie sich fast immer in den altchristlichen Kirchen und Kapellen findet.

Hettner erhebt einen Einwurf und fragt: „Was sollte in einem Gebäude, wo der Sitz für die Richter sich jedenfalls an einer der Wände befand, die Betonung der Mitte durch den über die übrige Decke sich erhebenden kuppelartigen Bau? Diese Anlage, welche mit Entschiedenheit gegen eine (weltliche Gerichts-) Basilika spricht, zeigt, daß der Bau sogleich als christliche Kirche errichtet ist, daß er, wie es früher auch schon Schnaase und Otte behaupteten, in eine Linie gehört mit den seit Konstantin im ganzen Reiche sich auf achteckigen oder runden Unterbau erhebenden Kuppelanlagen." Die Existenz einer solchen „Kuppelanlage" sucht er durch folgende Erklärung zu begründen: „Da der Abstand der Säulen voneinander weiter ist, als der Abstand der Säulen von den Umfassungsmauern, so erhob sich naturgemäß die von den vier Säulen getragene Mitteldecke gleichsam kuppelartig über die acht umliegenden Felder."

Gegen diese Beweisführung ist indessen Folgendes zu bemerken: Freilich mußte die Höhe der Bogen mehr oder weniger die Höhe der einzelnen Abtheilungen der Decke bestimmen. Ihr Mittelfeld (A in der Abbildung auf Seite 19) ruhte auf vier Bogen von je 60 Fuß Durchmesser; die vier quadratischen Deckenfelder in den Ecken (C^1 bis G^4) stützten sich hingegen auf Bogen von nur 30 Fuß Durchmesser. Letztere hätten also um 15 Fuß, d. h. um die Hälfte des größern Radius, tiefer gelegt werden können, als das Mittelquadrat. Die Höhe der vier übrigen Felder (B^1 bis B^4) wurde jedoch durch drei Bogen bestimmt, von denen je zwei denen der kleineren Quadrate gleich, also 15 Fuß hoch waren, einer aber mit den Bogen des Mittelquadrates übereinstimmte, also eine Höhe von 30 Fuß besaß. Wenn die Bogenhöhe die Lage der Deckenfelder bestimmte, war also kein Grund vorhanden, warum dieselben in den länglichen Abtheilungen (B^1 bis B^4) niedriger sein sollten als in der Mitte. Die Decke hätte somit im Mittelquadrat (A) und in den vier länglichen Feldern (B^1 bis B^4), die sich an dessen Seiten anschlossen, höher sein können, als in den vier kleinen Eckquadraten (C^1 bis C^4). Dann aber hätte man nicht eine kuppelartige, sondern eine kreuzförmige Anlage erhalten.

Auf einer seiner Tafeln zeichnet Wilmowsky die Decke aller neun Abtheilungen der ursprünglichen Anlage in gleicher Höhe liegend. Aehnlich hat es auch Hübsch gethan. Daraus folgt, daß beide der Ansicht waren, eine constructive Nothwendigkeit, die mittlere Decke höher zu legen, sei nicht vorhanden gewesen. Weder die Ausgrabungen, noch die erhaltenen Mauer- und Bogenreste, noch schriftliche Nachrichten haben irgend eine Veranlassung zu einem solchen Höherlegen der Mitte geboten. Wenn also v. Wilmowsky auf einer andern Tafel und nach ihm Dehio und Bezold das Mittelfeld der Decke dennoch höher liegend zeichnen als die acht übrigen Felder, so ist das eine rein willkürliche Reconstruction, die durch nichts gerechtfertigt ist. Offenbar

aber kann man eine solche zu keinerlei Schlüssen auf den ursprünglichen Zustand und die erste Bestimmung des Gebäudes verwenden[1].

Wilmowsky spinnt seine Theorie von dem in eine Kirche verwandelten Gratianischen Kaiserforum weiter aus, indem er behauptet, seitdem im Jahre 418 die höheren Verwaltungsbeamten aus Trier, wo sie fortwährend durch die Franken und andere Feinde bedroht wurden, nach Arles übergesiedelt, habe die Gerichtshalle nicht mehr ihrem ursprünglichen Zwecke gedient. Sie sei daher dem damaligen Bischofe übergeben und von ihm in eine Kirche verwandelt worden. Da er aber auch berichtet, viele Einwohner seien den fliehenden Beamten gefolgt, so ist schwer einzusehen, wie die entvölkerte Stadt einer neuen Kirche bedurfte, und wie der Bischof und seine Gemeinde Geld und Muth zu einer solchen neuen Einrichtung fanden. Auf diesen Einwurf hat nun freilich v. Wilmowsky schon im Voraus zu antworten versucht, indem er schreibt:

„Die Stadt besaß bis dahin keine Kirche in ihrem Innern — der kaiserliche Palast bei St. Barbara (?) wird ohne Zweifel eine Privatkapelle gehabt haben — aber die älteren Kirchen lagen sämmtlich vor den Mauern: St. Eucharius (Matthias) im Süden, St. Maximin und St. Paulin im Norden (vor der Porta nigra)." „Was war da natürlicher, als daß bei der täglich steigenden Gefahr neuer Ueberfälle der Barbaren die wachsende (?) Christengemeinde sowohl als ihr Bischof und Klerus den Besitz einer Kirche innerhalb der Mauern der Stadt und die Verlegung der Kathedra in dieselbe wünschten? Für diese Zwecke bot sich die am Forum stehende, entbehrlich gewordene basilikaähnliche Halle zur leichten Umwandlung dar."

Aber, fragen wir, hörten denn Handel und Wandel durch die Flucht der Beamten und vieler Einwohner so plötzlich auf, daß die vorgebliche Gerichtshalle entbehrlich wurde? Woher wissen wir, daß die vorgebliche Gerichtshalle dicht am Markte bis zum Abzug des Präfekten den Lokalbehörden vorenthalten und von ihnen nicht als Gerichtslokal in Anspruch genommen, sondern dem Bischofe überlassen ward? Die Hauptfrage aber bleibt: Wo war denn der Dom, ehe die „basilikaähnliche Halle" zur Kathedrale umgewandelt wurde?

Agritius, welcher bei Konstantin und Helena ohne Zweifel in hohem Ansehen stand, mußte doch eine Kirche besitzen, die ihm erlaubte, den Gottesdienst mit der Feierlichkeit abzuhalten, die ihm als Metropolitanbischof einer so berühmten Stadt zukam, wie Trier damals war! v. Wil-

[1] Hettner, S. 15 u. 16; Wilmowsky, Dom, Tafel 1 der römischen Periode mit Text S. 14 gegen Tafel 1 der fränkischen Periode; Hübsch, Tafel 6; Debio, Tafel 12.

mowsky weist mit begeisterten Worten hin auf „die alte christliche Basilika, die große Marienkirche, das spätere Stift St. Paulin", welche ihre Traditionen und Vorrechte „standhaft vertheidigte und den Rechten des Domes gegenüber behauptet hat und die man bis heute nicht zu begründen wußte".

Es steht aber fest, daß diese große Marienkirche erst am Ende des 4. Jahrhunderts erbaut wurde. Wo war also die Kathedrale, bevor diese Marienkirche entstand? Ihr Erbauer, Bischof Felix, zog sich im Jahre 398 in das Kloster, das er neben seiner Marienkirche gestiftet hatte, zurück. Sie war also nicht die Hauptkirche der Diöcese, welche der abgehende Bischof doch seinem Nachfolger überlassen mußte.

Wenn berichtet wird, in dieser oder jener Kirche habe einmal der Bischofstuhl gestanden[1], so folgt daraus nichts gegen die Rechte des Domes. Während der Dom in Trümmern lag, während er umgebaut wurde, oder wenn der Erzbischof mit seinem Capitel in Streit war, mußte er wohl in einer andern großen Kirche den feierlichen Gottesdienst abhalten. Ebenso wenig beweist der Umstand, daß die ältesten Bischöfe nicht im Dome begraben sind. Das römische Gesetz verbot das Begräbniß innerhalb der Städte. Darum sind wie in Rom die meisten älteren Päpste, so in Trier die ersten Bischöfe in Kirchen beigesetzt, die vor der Stadt lagen.

Keine der älteren Kirchen, welche im Umkreise von Trier bei den Gräbern der Martyrer und der Heiligen sich erhoben, hat je Anspruch gemacht, die Domkirche der Konstantinischen Zeit gewesen zu sein. Diese Domkirche muß also innerhalb der Stadt gelegen haben.

In Rom erbaute der erste christliche Kaiser, um nur von größeren und sicher beglaubigten Gotteshäusern zu reden, vor den Mauern die Kirchen der hl. Agnes, des hl. Laurentius und des hl. Paulus. Innerhalb der Stadt errichtete er die Kirchen des heiligen Kreuzes, des hl. Johannes im Lateran und die große Peterskirche.

Der freigebige Herrscher hielt darauf, daß das Christenthum auch äußerlich würdig auftrete. Trier war die zweite Stadt seines Reiches, seine erste Residenz, war von ihm begünstigt und von Helena geliebt. Nehmen wir gemäß den Ueberlieferungen der Trierischen Kirche an, es sei sicher, daß Konstantin vor der Porta nigra ein Kloster und eine für dessen Mönche bestimmte Kirche gestiftet habe. Geben wir Herrn von Wilmowsky zu, daß im kaiserlichen Palaste eine Privatkapelle existirte. Da der Palast nicht, wie unser Gegner annimmt, bei St. Barbara zu

[1] Chronicon S. Maximini c. 35 (bei Hontheim, Prodromus, p. 1012 sq.).

suchen ist, sondern in den großen Ruinen, die heute allgemein als Reste einer kaiserlichen Residenz angesehen werden, so würden sich auf ihn und auf seine Privatkapelle die Worte der Gesta beziehen, die lauten:

„Zu jener Zeit (als Agritius das Haus der hl. Helena zum Dome weihte) wurde zu Trier auf Befehl der hl. Helena eine Kirche zu Ehren des heiligen Kreuzes errichtet, die sich durch ihren Bau und durch ihre Ausstattung auszeichnete und deren Grundriß kreuzförmig war."

Aber wenn auch schon in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts im Palaste der Nachfolger des Konstantin eine Kreuzkirche als Palastkapelle bestand, jedenfalls hat dieselbe nie als Kathedrale gedient.

Wo haben wir nun die Konstantinische Kathedrale innerhalb der Stadt zu suchen?[1] Sie ist nur in jenem Gebäude zu finden, das als kaiserliche Prachthalle entstand und von Helena zu kirchlichen Zwecken hergegeben wurde. Man nenne eine andere Kirche, welche Kathedrale des Agritius sein konnte. Man wird auf keine hinzuweisen wissen, als auf den Kern des heutigen Domes. Für ihn und nur für ihn reden die Ueberlieferungen, die älter sind als ein Jahrtausend.

Nur die Konstantinische Stiftung macht es verständlich, warum die Bischöfe seit den ältesten Zeiten durch Könige und Kaiser erklären ließen, die Klöster von St. Maximin, Paulin, Eucharius und Irminen gehörten dem Dome, ja St. Maximin sei auf dem Grund und Boden des Domes erbaut. Wäre St. Paulin der alte Dom, dann müßte er in den ältesten Urkunden wenigstens vor St. Maximin genannt werden.

Bei der hohen Verehrung, welche der hl. Petrus zu Trier genoß, und bei den jedenfalls schon in frühen Jahrhunderten bekannten Ueberlieferungen, der Apostelfürst habe dieser Stadt ihre ersten Glaubensboten

---

[1] Hontheim sagt in seinem Prodromus (p. IV): „Anno 336 Constantinus Imp. S. Athanasium Treviros relegat, ubi duobus annis et quatuor mensibus ita moratus est, ut omnibus rebus necessariis abundaret. Hoc tempore ecclesia major seu cathedralis in urbe Trevirensi aedificatur." Den Beweis für den Bau der Kathedrale findet er in jener Stelle, worin Athanasius sich gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er in einer unvollendeten Kirche die heiligen Geheimnisse gefeiert habe. Der Heilige schreibt: „Hoc et Treviris et Aquileiae factum vidi; nam et illic diebus festis ob multitudinem, cum adhuc templa aedificarentur, congregabantur" (Hontheim, l. c. p. 242). Es ist aber in diesen Worten nur von einer Kirche oder von mehreren Kirchen die Rede, welche zu Trier erbaut wurden. Daß der große Kirchenvater vom Dome rede, läßt sich nicht sicher erweisen, weil zu seiner Zeit Trier ob multitudinem mehrere Kirchen besitzen mußte. Ueber die Aehnlichkeit der Namen der älteren Kirchen von Trier und Rom vgl. Mittheilungen aus dem Gebiete der k. Archäologie der Diöcese Trier (II. S. 14 f.).

gesandt, ist es höchst unwahrscheinlich, daß der erste Dom in der Konstantinischen Zeit auf einen andern Namen als auf den des ersten Apostels geweiht worden. Keine andere ältere Kirche Triers als die heutige Kathedrale darf sich aber rühmen, den hl. Petrus als Patron zu verehren.

Nachdem Herr von Roisin in seinen oben erwähnten Artikeln die Geschichte des Domes von Trier besprochen hat, schreibt er:

„Bis jetzt haben wir nicht in Zweifel gezogen, daß unser römisches Bauwerk wirklich die von Agritius geweihte Metropole sei, und auch unsere älteren Schriftsteller sind dieser Meinung. In neuester Zeit glaubte ein Gelehrter, früher Professor am Gymnasium von Trier, in dem Platze neben der Kathedrale ein zweites Forum zu finden. Er stützte seine Ansicht auf den Text des Eumenius, der von irgend einem Trierer Sitze der Gerechtigkeit handelt, und folgert daraus, daß der römische Kern des Dombaues als Curie gedient habe und erst im 6. Jahrhundert (durch Nicetius) in eine Kirche umgewandelt worden sei ... Aber was wird neben dieser hypothetischen Curie aus der Behauptung des Hinkmar (des bekannten Erzbischofes von Rheims), welcher schreibt: Domus ejus (Helenae) facta ecclesiae pars maxima — „Das Haus der hl. Helena ward zur Kirche, deren größten Theil es bildet"? Der Professor redet nicht von dieser Behauptung, er entkräftet sie in keiner Weise. Soll das heißen: „Der Text stammt aus dem Mittelalter. Er ist also einer Untersuchung nicht werth"? Sehr gut! Wir kennen, ohne auf diesen Herrn eine Anspielung machen zu wollen, griechisch-römische Archäologen, die in ihrer Kritik ebenso kühn vorangehen. Uns muß man zuerst nachweisen, daß Hinkmar sich geirrt habe. Bis dahin bleibt er unser Gewährsmann und der Schild, den wir zum Turnier aushängen. Wer eine höfliche Lanze mit uns brechen will, soll ihn antasten."

Auch Steiniger und Schmidt haben sich in ihren Arbeiten über den Trierer Dom auf das Zeugniß des berühmten Hinkmar berufen. Hontheim führt jene Worte als Theil eines dem genannten Erzbischofe von einem Zeitgenossen abgestatteten Berichtes an. In Wahrheit stammt jedoch die Stelle nur aus der von dem Mönche Almannus von Hautvillers zwischen den Jahren 845 und 882 auf Befehl des Hinkmar verfaßten Lebensbeschreibung der hl. Helena [1].

[1] Acta Sanctorum, Aug. III. p. 580 sq.; Hontheim, Historia, I. p. 29: Sic Hincmaro Remorum Episcopo relatum est; Steiniger, S. 14; Schmidt, Baudenkmale, II. S. 5; Annales, XII. p. 33, XIII. p. 26. 81. Die Arbeit des Almannus dürfte überdies noch interpolirt sein. Mit seinem Berichte über das alte Haus der hl. Helena und dessen Ausstattung stimmt die Beschreibung überein, welche der Abt Berengesus von St. Maximin im 12. Jahrhunderte über den Palast jener Kaiserin gibt (De laude S. Crucis, lib. III. c. 2: Migne, Patrolog. lat. CLX. col. 966 sq.).

Wenn aber auch der Text an Werth verliert, weil er nicht unmittelbar von Hinkmar stammt, so gewinnt er weit mehr durch den sehr beachtenswerthen Umstand, daß er offenbar auf älteren Nachrichten beruht. Almannus beschreibt nämlich das in eine Kirche umgewandelte Haus der hl. Helena genau so, wie die Ausgrabungen des Herrn v. Wilmowsky den ältesten Kern des Domes aufdeckten, und wie nach seinen Fundberichten die ursprüngliche kaiserliche Prachthalle gewesen sein muß. Die Marmorböden, die reichen Wandbekleidungen mit ihren Mosaikverzierungen und die kostbare Decke verschwanden nun aber schon im 5. Jahrhundert unter dem Brandschutte. Der Mönch, welcher zu Hinkmars Zeit den alten Kern des Domes, das Haus der hl. Helena so richtig schildert, muß also aus sehr alten Quellen geschöpft haben. Sein Zeugniß ist folglich nicht lediglich das eines Schriftstellers aus dem 9. Jahrhundert, sondern dem wesentlichen Inhalte nach viel älter. Die schwer verständlichen Sätze des lateinischen Urtextes lassen sogar vermuthen, daß in ihm ein früherer Bericht umschrieben und erweitert vorliegt.

Da somit ein alter Zeuge für die Ueberlieferungen eintritt, da weder die Ausgrabungen noch die Zeugnisse anderer Schriftsteller gegen dieselben irgend etwas Stichhaltiges beigebracht haben, im Gegentheil viele Gründe diese Ueberlieferungen stützen, so ist es nichts weniger als unwissenschaftlich, wenn man an ihnen festhält und sie vertheidigt. Es bleibt also beim Ausspruche des gewiß nicht zu leichtgläubigen Hontheim. Derselbe schrieb vor 130 Jahren über die Erzählung, wonach Helena den von ihr bewohnten kaiserlichen Palast dem Bischofe Agritius übergab:

Haec tum credita Treviris, nec est, cur famae tam veteri quoad originem et locum pervetustae basilicae fidem derogemus.

„In Trier hat man früh geglaubt (daß Helena den heutigen Dom dem Bischofe überwies) und es liegt kein Grund vor, einer so alten Ueberlieferung über den Ursprung und den Platz der altchristlichen Kirche den Glauben zu versagen."

Der Dom von Trier bleibt das alte Haus der Helena, eine der ehrwürdigsten Kirchen der Christenheit. Alt St. Peter in Rom ist abgebrochen, der Konstantinische Petersdom der zweiten Roma steht noch aufrecht im Gemäuer der Trierer Kathedrale. Innerhalb der Mauern, in denen heute das Volk von Trier betet, haben seine Bischöfe seit den Tagen des Agritius den Gottesdienst gefeiert, der hl. Maximin, der hl. Paulin, der hl. Felix, ihre Nachfolger: der große Nicetius, der freigebige Egbert und die Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher

Nation. Helena und Konstantin haben sich gefreut, hier in dem Saale, der ihren Hoffesten gedient, die Kathedra des Agritius aufgestellt zu sehen. Hier haben die christlichen Kaiser gebetet, die Konstantin nachfolgten und in Trier Wache standen, um das sinkende Reich, wo möglich, vor den Barbaren zu schützen. Hier haben schon die heiligen Bischöfe Athanasius von Alexandrien, Ambrosius von Mailand und Martinus von Tours die heilige Messe gefeiert; Hieronymus wohnte hier dem Gottesdienste bei. Nicht nur der Geist der großartigen altrömischen Baukunst hebt das Herz in den weiten, lichtreichen Hallen des Trierer Domes: weltbewegende katholische Erinnerungen werden in ihnen wach, um uns hinaufzuführen zu den edeln Vorfahren, den Genossen unseres Glaubens, die hier in Gebet und Opfer die Kraft fanden zum Streite für Gottes heilige Sache und die Zuversicht des Sieges.

(Fortsetzung folgt.)

St. Beissel S. J.

Thätigkeit des Wetterdienstes in Nordamerika.

Nachdem wir die Organisation des amerikanischen Wetterdienstes in seiner Mannschaft und in seinen Stationen einigermaßen kennen gelernt haben, bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Thätigkeit zu werfen, den derselbe auf den Stationen sowohl als auf dem Centralbureau entfaltet.

1. Thätigkeit auf den Stationen.

1. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zuerst den Wetterstationen zu, d. h. denjenigen Stationen, welche regelmäßige meteorologische Beobachtungen anstellen und nach Washington berichten. Es wird nicht überflüssig sein, den Gegenstand der Beobachtungen in einem kurzen Ueberblick vorzulegen. Er begreift nämlich in sich: das Aussehen des Himmels oder das Wetter; die Temperatur der Luft, des Bodens und des Wassers; das Gefrieren und Aufthauen der letzteren; die Wolken, deren Bewegung und Form; den atmosphärischen Niederschlag in allen seinen

Formen, als Regen, Schnee, Hagel, Thau, Nebel, Reif; Gewitter mit allen Erscheinungen von Blitz und Wetterleuchten; Stürme, Cyklonen, Wind- und Wasserhosen; Meeres- und Stromschwellungen; den Charakter der Sonnen-Auf- und Untergänge; Höhenrauch; Sonnen- und Mondhöfe; Nebensonnen und Nebenmonde; Regenbogen; Polarlichter; Sternschnuppen und Feuerkugeln; Erdbeben und ähnliche Erscheinungen. Anempfohlen sind auch Beobachtungen über die Flora und Fauna, insofern dieselben von der Witterung abhängen, namentlich über das Treiben und Abfallen der Blätter, über das Sprossen, Blühen, Reifen und Verwelken, besonders in den Baumwollenpflanzungen; ebenso über das Wandern von Insekten und Vögeln.

2. Als charakteristisches Merkmal der Beobachtungen auf den officiellen Wetterstationen ist die Gleichzeitigkeit hervorzuheben. Die Sturmwarnungen entbehrten vor dem Jahre 1870 der nöthigen Grundlage. Kaum zwei Beobachter in ganz Amerika lasen ihre Instrumente genau zu gleicher Zeit ab, und so konnte man nie ein Bild der Atmosphäre eines ganzen Himmelsstriches gewinnen, noch weniger eine Muthmaßung über deren Aenderung in den nächsten 24 Stunden aufstellen. Bei der militärischen Organisation des Wetterdienstes war die Gleichzeitigkeit leicht zu erreichen. Jede Station hat jetzt eine nach Washington-Zeit regulirte Uhr, und genau um 7 Uhr Morgens und 3 Uhr Nachmittags und 11 Uhr Nachts werden alle Instrumente auf dem ganzen Continente registrirt, und die Beobachtungen sofort an das Centralbureau in Washington telegraphirt. Zwei weitere Beobachtungen werden an den Hauptstationen noch gemacht um 11 Uhr Vormittags und um 7 Uhr Abends, und an gewissen Stationen noch eine sechste genau bei Sonnenuntergang. Diese letzteren drei Beobachtungen werden monatlich mit der Post eingesandt, außer wenn sie ausdrücklich telegraphisch verlangt werden. Die Beobachtungszeiten waren vor dem 1. September 1871 um 35 Minuten später angesetzt. Als sich aber herausstellte, daß der Morgenbericht für die Zeitungen zu spät fertig wurde, setzte man erst die Mitternachtsbeobachtungen auf 11 Uhr und nachher auch alle anderen Beobachtungen um 35 Min. früher an.

Außergewöhnliche Beobachtungen können auch zu jeder Stunde vom Centralbureau aus angeordnet werden, namentlich wenn große Stürme in Aussicht stehen. Um Zeit und Geld zu sparen, hat jeder Beobachter seinen telegraphischen Bericht in Chiffern umzusetzen, so daß ein ganzer Wetterbericht auf weniger als zehn Worte zusammengedrängt wird.

Freiwillige Beobachter, denen die eben bezeichneten Stunden meist zu unbequem liegen, sind angewiesen, ihre Beobachtungen nach Ortszeit, und zwar dreimal des Tages, anzustellen, nämlich um 7 Uhr Morgens, um 2 Uhr Nachmittags und 9 Uhr Abends. Nur die 17 canadischen Stationen, ebenso die unter dem Generalstabsarzt, sowie die unter dem Marineminister stehenden Stationen und die der Smithsonian Institution haben sich dem Systeme der gleichzeitigen Beobachtungen angeschlossen.

An dieser Stelle müssen wir auch die Thätigkeit der „Internationalen Wetterstationen" erwähnen. Sie befolgen, wie bereits früher von uns hervorgehoben wurde, ebenfalls das System der Gleichzeitigkeit, auf welches General Myer so großes Gewicht gelegt hatte, machen aber nur eine tägliche Beobachtung, nämlich um 7 Uhr Morgens Washington-Zeit, also gleichzeitig mit den continentalen Stationen. Diese Beobachtungen werden alle 14 Tage mit der Post an das Centralbureau in Washington geschickt, in gedruckten Formularen und portofreien Couverten, die vom Signaldienste unentgeltlich geliefert werden.

Die Gleichzeitigkeit der Beobachtungen hatte von jeher, wie leicht erhellt, große Schwierigkeiten, nicht bloß weil die Stunden für manche Beobachter sehr unbequem fallen, sondern auch wegen der verschiedenen Zeitsysteme. Gerade aus diesem Grunde haben der Amerikanische Verein für Meteorologie und der Chef des Signaldienstes die Einführung einer Normalzeit so sehr begünstigt und sprechen noch fortwährend für die Einführung eines kosmopolitischen Zeitsystems.

3. Die Warnungsstationen an den Küsten leisten auch als Beobachtungsstationen ganz außerordentliche Dienste, zunächst wegen der großen Wachsamkeit, die auf diesen Seewarten herrscht, ganz besonders aber, weil ihre Beobachtungen sich über die See erstrecken, wo die atmosphärischen Verhältnisse oft stark von denen auf dem Lande abweichen. Sie telegraphiren, einzeln und unabhängig von einander, wichtige Berichte über den Stand der See nach Washington, besonders über Stärke und Richtung der großen Orkane von Westindien, welche die atlantische Küste kreuzen. Aus ihren Beobachtungen hauptsächlich construirt das Centralbureau seine Sturmwarnungen, die für die nächsten 24 Stunden gelten sollen. Der Beobachter hat fortwährend auf seinem Posten zu stehen, um in jedem Augenblicke die telegraphischen Signale von Washington zu empfangen und die Warnungssignale aufzuhissen. Die Existenz und Aufgabe dieser Warnungsstationen wurde am 4. Februar 1878 officiell bekannt gegeben, zugleich mit dem Nothsignalbuch, das jeder Capitän jeder

Nationalität gratis erhalten kann. Da die Signaltruppen außer diesen Nothsignalen auch die Correspondenzsignale der Armee, der Flotte und die des internationalen Signalbuches verstehen, so können sie zu Land und zu Wasser die Verbindung herstellen.

Die Thätigkeit der Signalstationen beschränkt sich nämlich keineswegs auf das Einsenden von meteorologischen Beobachtungen und Aufhissen der empfangenen Warnungen. Die Signale selbst sollen, das ist die ausgesprochene Absicht des Signaldienstes, eine Einladung an alle Seefahrer aller Nationen sein, auf die Station zu kommen und genauere Erkundigungen über Richtung, Stärke und Zeit des zu erwartenden Sturmes einzuziehen. Solche nähere Aufschlüsse stehen nicht nur den Schiffen zu Gebote, die im Begriffe sind, vom Lande zu stoßen, sondern auch denen auf offener See, vorausgesetzt, daß sie in Signalsicht kommen. So kann ein Schiff auf seiner Fahrt vom Aequator nach New-York seine Signale aufhissen und am Cap Henlopen anfragen, ob ein Sturm zu befürchten sei; ob es noch Zeit habe, vor demselben Sandy Hook zu erreichen, oder ob es in der Delaware-Bay Schutz suchen müsse. Oder wenn es von Nord nach Süd fährt, kann es am Cap May oder Henry anfragen, ob es ohne Gefahr Cap Hatteras erreichen könne. Der Signaloffizier telegraphirt sofort nach Washington, und in wenigen Minuten hißt er die Flaggen auf, um die Ansicht des Signalbureaus dem Schiffe zurückzusignalisiren.

Eine weitere Aufgabe der Warnungsstationen besteht darin, irgend welche Unglücksfälle nach Washington zu telegraphiren, um von dort aus die nöthigen Rettungsschiffe und Mannschaften an Ort und Stelle dirigiren zu lassen. Ist ein Schiff gestrandet, welches die Signale nicht versteht, so geht das Bestreben der Stationen dahin, einen Signalsoldaten an Bord zu bringen, um die Communication mit dem Lande herzustellen. Einige Beispiele mögen die Thätigkeit der Warnungsstationen beleuchten.

Am 30. December 1880 sank in Folge eines Leckes der Schooner Charles Dennis in der Nähe des Cap May in eine Tiefe von 14 Faden. Die Schiffsmannschaft rettete sich auf ein kleines Boot und wurde mit der wachsenden Fluth inmitten des strömenden Eises gegen die Mündung der Delaware-Bay getrieben. Aber die Ebbe trat ein, bevor sie das Ufer erreichen konnten, und so wurden sie in die offene See hinausgetrieben, bei einer Temperatur von vielen Graden unter dem Gefrierpunkte. Erst am folgenden Tage um 1 Uhr Mittags wurden sie von

der Signalstation am Cap May entdeckt. Der Signalsoldat telegraphirte sogleich an die Rettungsstation, allein die Rettungsboote konnten wegen des strömenden Eises nicht zu den Verunglückten gelangen. Indeß telegraphirte er den Stand der Dinge an das Centralbureau in Washington, von wo sogleich eine Anweisung nach Delaware-Breakwater abging, einen Schleppdampfer nach Cap May zu schicken. Dieser wurde nun von der Signalstation aus auf den richtigen Punkt hin signalisirt, und so die Mannschaft von dem sicheren Tode gerettet, nachdem sie 21 Stunden ohne Wasser in einem offenen Boote zugebracht hatte und halb erfroren war.

In der Nacht des 22. März 1877 wüthete ein heftiger Sturm an der atlantischen Küste, und noch vor der Dämmerung bemerkte Wilhelm Stein, Sergeant des Signalcorps auf der Cap Henry-Station, ein großes Schiff, das auf einer Sandbank gestrandet war. Beim ersten Morgengrauen hißte er seine Correspondenzsignale auf und erhielt zur Antwort, das Schiff sei der „Winchester" von Liverpool und brauche, um flott zu werden, zwei kräftige Schleppdampfer. Der Signalsergeant telegraphirte nach Norfolk um Hilfe. Das Schiff wurde auf diese Weise gerettet, obwohl es mehrere Tage harter Arbeit kostete, es flott zu machen. Kaum war dies geschehen, so strandeten drei weitere Schiffe innerhalb einer englischen Meile davon, in Folge des großen Sturmes vom 25. März, worüber die Station wieder nach Norfolk telegraphirte. Man erfuhr durch Signale, das in größter Gefahr schwebende Schiff sei der norwegische „Panzer", und der herbeigeeilten Rettungsmannschaft gelang es, ein Rothseil über Deck zu schießen. Aber die Norweger kannten dessen Gebrauch nicht, und nun war es wieder der Signalsergeant, der sie durch internationale Signale unterrichtete, wie sie sich mit demselben retten könnten. Dies war denn auch bis 9 Uhr zu Stande gebracht.

Ein interessantes Manöver wurde in der Nacht vom 31. Januar 1878 auf der Station Kitty Hawk ausgeführt. Um 6 Uhr 55 Min. Abends erhielt die Station Nachricht von einem gestrandeten Schiffe, und in weniger als einer Viertelstunde war Wilhelm Davis, Gemeiner des Signalcorps, in vollem Galopp durch die stürmische Nacht nach der Unglücksscene, beladen mit Signalen und Telegraphen. Erst um 4 Uhr Morgens langte er daselbst an, eröffnete eine Signalstation und telegraphirte sofort an das Centralbureau in Washington, das Schiff sei der Dampfer „Metropolis", mit 248 Seelen an Bord, und ein voll-

ständiges Wrack, worauf die verlangte Hilfe anlangte und die Mannschaft gerettet wurde.

Es liegt außer dem Bereiche dieser Abhandlung, alle die interessanten Beispiele von Bethätigung der Signalstationen aufzuzählen. Der Chef des amerikanischen Signaldienstes scheint zu der Behauptung berechtigt zu sein, daß gegenwärtig keine Küste der Welt so gut bewacht sei wie die atlantische der Vereinigten Staaten. Thatsache ist, daß seit der Errichtung der Signalstationen die statistischen Berichte eine bedeutende Abnahme der Unglücksfälle aufweisen, und daß die Schiffahrts-Versicherungsgesellschaften längs dieser bewachten Küste kleinere Prämien verlangen. Die Statistiken zeigen auch, daß viele Schiffe in Folge von Sturmwarnungen in sicheren Häfen geblieben sind, und umgekehrt bei Ankündigung eines Landwindes die gefährliche Küste schleunigst verlassen haben. Sehr oft stellte es sich heraus, daß Schiffe verunglückten, weil sie die Sturmsignale mißachteten.

Daß auch die Schiffahrts-Versicherungsgesellschaften durch diese Bewachung der Küsten keinen Schaden leiden, sondern umgekehrt gerade vor Betrug geschützt werden, mag folgende Begebenheit beleuchten. Im Juli 1872 wurde in Philadelphia ein Schiff mit Ladung versichert und dann auf seiner Fahrt, gerade halbwegs zwischen New-York und New-London (Connecticut), angeblich durch Sturm, zum Sinken gebracht. Als die Eigenthümer ihre Entschädigung für Schiff und Ladung verlangten, gelang es der Versicherungsgesellschaft, zu konstatiren, daß an dem bestimmten Tage an den beiden Stationen New-York und New-London schönes Wetter war und ein sanfter Wind wehte. Das Gericht entschied, ein Sturm zwischen zwei so nahe liegenden Stationen könne unmöglich unbemerkt geblieben sein und sprach die Gesellschaft von jeder Verpflichtung frei. Es stellte sich auch später heraus, daß die Ladung weit über ihren Werth hinaus versichert gewesen.

Der Hauptvortheil der Signalstationen aber bleibt den Handelsschiffen vorbehalten, gleichviel welcher Nationalität sie angehören. Ein Capitän auf den Binnenseen erklärte, er könne, seitdem er die Sturmsignale in Oswego beachte, jährlich eine oder zwei Fahrten mehr machen als früher. Ein anderer versicherte, er habe in Folge von Sturmwarnungen schon mehrere Hundert Dollar nur an der Versicherung seiner Waaren erspart.

Die großen Stürme vom September und October des Jahres 1882 wurden zwei Tage vor ihrem Eintreffen von den westindischen Stationen

aus nach Washington und von da aus an alle Stationen telegraphirt. Genaue Nachfragen ergaben nachher, daß der Werth der Schiffe mit Ladung, welche in Folge dieser zwei Warnungen in den Häfen blieben, mehr als zwölf und eine halbe Million Dollar betrug, jene nicht mit eingerechnet, welche sich in den großen Buchten von New-York, Philadelphia, Baltimore und Boston schützten. Mit Recht behauptet der Chef des Signaldienstes, durch die Signalstationen werde alljährlich mehr Eigenthum gerettet, als der ganze Wetterdienst koste; und mit demselben Rechte spricht er die Hoffnung aus, daß, wie gegenwärtig eine Küste ohne Leuchtthurm für uncivilisirtes Land gelte, so auch die Zeit nicht mehr ferne sei, wo man dasselbe sagen werde von einer Küste, die nicht von Signalstationen umgürtet und bewacht sei.

4. Die Thätigkeit auf den Fluß- und Baumwollenstationen ist, im Vergleich mit den eben besprochenen Warnungsstationen, eine höchst einfache.

Auf den Flußstationen wird täglich nur eine Beobachtung über die Tiefe des Wassers, gefährliches Steigen oder Eisstauungen, Abstand von der „gefährlichen Linie", Wetter und Windrichtung verzeichnet. Die Beobachtungen werden in den gefährlichen Monaten täglich nach Washington telegraphirt und einmal in der Woche mit der Post ebendahin gesandt. In den Monaten, wo keine Ueberschwemmung zu befürchten ist, werden die Beobachtungen nur auf die Post gegeben. Die Unglücksfälle sind noch sehr häufig, weil die Stationen nicht zahlreich genug sind; indessen hofft der Wetterdienst es dahin zu bringen, daß keine Ortschaft vom Hochwasser unvorbereitet überrascht werde. Schon jetzt ist festgestellt, daß gewisse Bevölkerungsklassen, namentlich am untern Mississippi, ohne Flußstationen nicht bestehen könnten und dem Wetterdienste Hab und Gut und Leben verdanken.

Die Baumwollenstationen beschränken ihre Thätigkeit ebenfalls auf eine einzige Beobachtung im Tage, und zwar um 5 Uhr Nachmittags Centralzeit. Vor der Einführung der Normalzeit wurde die Beobachtung um 6 Uhr Ortszeit gemacht. Diese Beobachtungen werden von den Bahnhofinspectoren, welche selbst die Beobachter sind, jeden Abend an die Centralpunkte der Baumwollenzone telegraphirt, von wo sie an das Centralbureau abgehen. Hier beginnt erst die Arbeit recht drängend und schwierig zu werden, wie wir jetzt sehen wollen.

2. Thätigkeit im Centralbureau.

5. Die mühevollste Arbeit auf dem Centralbureau in Washington haben die Abtheilungen für Telegraphie und Wetterbulletins zu leisten. Dreimal des Tages, um 7 Uhr Morgens, 3 Uhr Nachmittags und 11 Uhr Abends laufen die Telegramme von 147 Stationen ein, die sich oft auf den Zeitraum von 40 Min. zusammendrängen. Unter der Aufsicht des Offiziers, welcher die Wettertelegraphie leitet, werden diese Telegramme nun übersetzt und sofort eingetragen und zwar doppelt, nämlich numerisch in die Bulletinformulare und graphisch in präparirte Karten. Diese Karten stellen die Vereinigten Staaten, Canada und Westindien dar mit allen meteorologischen Stationen nach ihrer geographischen Vertheilung.

Solcher Karten müssen jedesmal sieben mit Farbstiften ausgefüllt werden. In der ersten trägt man alle Beobachtungen mit Ziffern und symbolischen Zeichen ein: Luftdruck, Temperatur, Wind, Wetter und Niederschlag, und zwar für jede einzelne Station. Diejenigen Stationen, deren Barometer bis auf einen Zehntel-Zoll übereinstimmen, und diejenigen, deren Temperatur um weniger als zehn Grad verschieden ist, werden durch Linien verbunden, die sogenannten Isobaren und Isothermen. Die Richtung des Windes bezeichnet man durch Pfeile, seine stündliche Geschwindigkeit durch Ziffern. Auf einer zweiten Karte werden die Thaupunkte angemerkt, auf einer dritten Wolken und Wetter, und auf den übrigen vier die Abweichungen des Barometers und Thermometers von der Normallinie, sowie deren Schwankungen für die letzten 8 und die letzten 24 Stunden. Diese ganze Arbeit sollte in einer Stunde fertig sein.

6. Jetzt beginnt die Wetterprognose. Aus dem Studium dieser sieben Wetterkarten entwirft ein geübter Offizier eine „Synopsis" für die einzelnen Wetterdistrikte, leitet daraus die „Anzeichen" (Indications) und „Warnungen" ab und telegraphirt alle drei unter dem Namen „Preßbericht" (Press-Report) von seinem Comptoir aus an die Druckerstationen, von wo sie ihren Weg in alle Zeitungen und an öffentliche Plätze, wie Postämter, Börsen, Gewerbe- und Handelskammern, Stapelplätze u. s. w. finden.

In Cleveland (Ohio) haben die Zeitungsredakteure mit der Telegraphen-Compagnie einen eigenen Contrakt geschlossen, um die Wetterberichte rechtzeitig zu erhalten. In New-Haven (Connecticut) muß seit

Jahren das Telegraphenamt die ganze Nacht offen bleiben, damit die Zeitungen den Mitternachtsbericht zeitig erhalten.

Die Sturmwarnungen aber werden direct an die Signalstationen längs der bedrohten Küsten telegraphirt. Diese bilden ohne Zweifel die schwierigste Aufgabe des Centralbureaus, weil sich herausgestellt hat, daß die Sturmflächen oft unerwartet ihre Bewegungsrichtung ändern und an verschiedenen Stellen auch verschiedene Geschwindigkeiten haben. Ein Irrthum in solchen Warnungen hat aber, wie schon vorher erwähnt, schlimmere Folgen für den Wetterdienst als Irrthümer im übrigen Theile des Preßberichtes.

Diese ganze complicirte Arbeit geht mit solcher Geschwindigkeit vor sich, daß zwischen dem Ablesen der Instrumente und der Veröffentlichung des Preßberichtes im Durchschnitte nur 100 Minuten verfließen. Nur wenige Leser der kurzen Wetterberichte haben eine Ahnung von der Arbeit, die sie gekostet haben; am meisten aber verwundert sich der Beobachter, wenn er zwei Stunden, nachdem er die Instrumente abgelesen, schon den gedruckten Bericht über den Stand der ganzen amerikanischen Atmosphäre in Händen hat. Diese Arbeit wiederholt sich alle acht Stunden, also 1095mal im Jahre, und zwar seit dem 1. November 1870 durch keinen einzigen Tag unterbrochen.

Auch Wetterkarten wurden an verschiedene Zeitungen telegraphirt nach einem im Centralbureau erfundenen Plane. Den Anfang damit machte die Weltausstellung in Philadelphia bei der Feier des Centenariums. Am Ausstellungsgebäude erschien die Wetterkarte von Nordamerika dreimal des Tages, wie sie von Washington aus telegraphirt wurde. Vom 9. Mai 1879 an brachte auch der New-Yorker Daily Telegraph jeden Morgen eine Copie der Wetterkarte; später folgten diesem Beispiele andere Blätter in New-Orleans, Cincinnati und Chicago. Jetzt ist indessen diese Kartentelegraphie wieder eingestellt worden, nicht als ob die Telegraphie selbst Schwierigkeiten böte, sondern weil jede Karte einen eigenen Holzschnitt erfordert, was mit großen Kosten verbunden ist.

Der ganze Preßbericht soll officiell für die nächsten 24 Stunden gelten, obwohl alle acht Stunden ein neuer ausgegeben wird. Die Offiziere sind aber angehalten, denselben privatim und versuchsweise auf volle zwei Tage vorauszuentwerfen. Sollten sich diese zweitägigen Wetterprognosen als zuverlässig erweisen, so werden sie später auch veröffentlicht werden.

7. Es wird hier am Platze sein, eine genauere Uebersicht über die Wahrscheinlichkeiten dieser Preßberichte und Sturmwarnungen für die letzten zehn Jahre zu geben.

Jahr.	Wetterberichte.	Sturmwarnungen.	
	Wahrscheinlichkeit.	Zahl.	Wahrscheinlichkeit.
	Procent.		Procent.
1874	84,4	762	75,0
1875	87,4	1023	76,0
1876	88,3	1577	77,3
1877	86,2	1707	78,9
1878	84,4	1998	75,9
1879	86,6	2802	79,9
1880	86,0	2835	83,4
1881	85,2	2231	83,3
1882	86,6	2051	83,0
1883	88,0	1557	83,9

8. Der dreimalige Preßbericht genügt aber dem Zwecke des Wetterdienstes nicht vollständig, einmal weil er nur in die größeren Städte gelangt, sodann weil noch besondere Warnungen für specielle Zwecke vonnöthen sind, die meist unter dem Namen Bulletins die Runde machen. So spricht man außer den eigentlichen Sturmwarnungen auch vom Farmer-Bulletin, Eisenbahn-Bulletin, Fluß- und Canal-Bulletin, Baumwollen-Bulletin und ähnlichen.

Das Farmer- oder Bauern-Bulletin erscheint einmal im Tage, den Sonntag ausgenommen. Aus der Mitternachtsynopsis eigens für die Landbevölkerung verfaßt und an 18 Druckerstationen telegraphirt, wird es noch vor Tagesanbruch gedruckt und auf die Post gegeben. Zufolge eines speciellen Uebereinkommens zwischen dem Signaldienst und der Postverwaltung sind gegen 8770 Postämter auf dem Lande zu Bulletinstationen bestimmt, d. h. die Posthalter dieser Stationen sind gehalten, das Wetterbulletin in einem vom Signaldienste gelieferten Rahmen auszuhängen, und nachher an das Centralbureau zu berichten, um wie viel Uhr sie dies gethan haben. Es hat sich herausgestellt, daß diese Wetterberichte durchschnittlich um 11 Uhr Vormittags zu öffentlicher Kenntniß gelangen. Sie geben das Wetter bis zur folgenden Mitternacht an, mit einer Wahrscheinlichkeit von 85 bis 88 Procent, und gelten oft noch für den zweiten Tag. In diesem Wetterberichte steht seit Anfang 1885 noch eine besondere Nachricht über die sogenannte „Kalte

Welle", die oft mit eisiger und schneidender Kälte von Nordwesten herzieht und dann mehrere Tage hindurch alles Lebende in die Häuser bannt. Auf zehn Stationen wird diese „Kalte Welle" durch eine weiße Fahne mit schwarzem Quadrate, die sogen. „Kaltwetterfahne", angezeigt, deren Wahrscheinlichkeit im Februar des Jahres 1885 89,0 Procent betrug.

Als Begleitung und Erklärung zu diesem Farmer-Bulletin hat General Myer den sogen. „Wetterkasten" erfunden und an die Postämter versandt, mit einem Circulare vom 21. Juli 1878, welches populäre Regeln gibt zur Vergleichung des Kastens mit dem Bulletin und zur nöthigen Correction für locale Verhältnisse. Unter diesem Wetterkasten darf man sich aber keine automatisch wirkende Maschine vorstellen, wie die volksthümlichen Feuchtigkeitsmesser, wo „Hansel und Gretel" zum Vorschein kommen, je nachdem das Wetter schön oder regnerisch ist. Er enthält vielmehr Barometer, Thermometer, Wetterfahne und Regenmesser, bedarf also einer eigenen Aufstellung zum richtigen Ablesen und einer gewissen Combinationsgabe zum richtigen Verständnisse.

Das Eisenbahn-Bulletin unterscheidet sich vom Farmer-Bulletin nicht wesentlich. Es enthält den Preßbericht von Mitternacht und wird um 1 Uhr Morgens an die Bahnverwaltungen telegraphirt. Zufolge eines Vertrages zwischen dem Kriegsministerium und 93 Eisenbahngesellschaften wird das Bulletin von den Bahnverwaltungen unentgeltlich an 2937 Bahnhöfe telegraphirt. Hier übersetzt es der Inspector und schreibt es auf ein Formular, welches der Signaldienst sammt Rahmen zum Aushängen geliefert hat. Ein zweites Exemplar hat der Inspector mit Angabe der Veröffentlichungszeit nach Washington zurückzusenden, und dies wieder in portofreien vom Signaldienste gelieferten Couverten. Dieses zweite Exemplar dient zur Controle und zur nöthigen Berichtigung von Irrthümern. So wirken die Verwaltungen der Eisenbahnen und des Wetterdienstes zusammen, ohne daß die eine der andern irgend welche Auslagen verursachte. Die Eisenbahnen aber haben den Vortheil, sich den Dank des Volkes zu verdienen und die Witterungsverhältnisse auf allen ihren Linien zu kennen. Dieser letztere Vortheil ist nicht zu unterschätzen, wie man aus folgender Thatsache ersieht. Die nördliche Pacificbahn hielt es für angemessen zur Untersuchung ihrer ganzen Linie eine Commission einzusetzen unter dem Titel Northern Transcontinental Survey, von welcher wir bloß die „Abtheilung für Klima und Flüsse" als zu unserem Gegenstande gehörig näher berühren wollen. Dieselbe unterstand der Leitung des Professor E. S. Holden, Director der Stern-

warte in Madison, Wisconsin, der an alle Beamten, Missionäre u. s. w. auf der ganzen Länge der Linie Formulare schickte und die Uebersendung von alten und neuen meteorologischen Beobachtungen verlangte, um aus denselben eine Klimatologie der ganzen Bahn zu entwerfen. Was diese Bahn nur zeitweilig und mit großen Kosten erreichte, wird andern für die Aushängung der Bulletins umsonst geboten.

Um aber auch die zwischen den Stationen liegenden Bauernhöfe an den Früchten des Wetterdienstes Theil nehmen zu lassen, haben einige Eisenbahngesellschaften die Anordnung getroffen, daß auf den Gepäckwaggons der Postzüge Wetterfahnen aufgehißt werden, deren Bedeutung leicht zu verstehen ist. Es sind sechs Flaggen, drei rothe und drei blaue. Die rothen bedeuten Hitze, die blauen Nässe. Jede dieser beiden Gattungen hat drei Symbole, eine Sonne, einen Mond und einen Stern. Die Sonne bedeutet „viel", der Mond „wenig", der Stern „stationär". So bedeutet also der blaue Mond „wenig Nässe", d. h. schönes Wetter u. s. w. Nur der blaue Stern hat eine etwas abweichende Bedeutung, indem er anzeigt, daß längs der Eisenbahnlinie hie und da ein „Spritzer" zu erwarten stehe, ohne in einen allgemeinen Regen auszuarten.

Diese Signale werden jede Nacht vom Centralbureau an die Cleveland-, Akron- und Columbus-Eisenbahn, und an die Baltimore- und Ohio-Bahn telegraphirt; nach allgemeiner Schätzung beträgt deren Wahrscheinlichkeit 80 Procent.

Die Fluß-Bulletins bilden einen Theil der Wetter-Bulletins. In der letztern wird nämlich jeden Tag der Wasserstand eines jeden Flusses in dem betreffenden Districte mit dem Abstande über oder unter der „gefährlichen Linie" angegeben, ebenso eine Anzeige über bevorstehendes Steigen oder Fallen des Wassers und der damit verbundenen wachsenden oder abnehmenden Gefahr, wie sich dieselbe aus der Combination der Flußberichte mit den Wetterberichten und namentlich aus dem zu erwartenden Regen oder schmelzendem Schnee ergeben. Die täglichen Wasserstände aller Flüsse werden auch graphisch in Karten eingetragen und durch Curven miteinander verbunden, so daß man nach einer Reihe von Jahren den Charakter jedes Flusses im Bilde vor sich hat.

Die Canal-Bulletins kommen nur in den Wintermonaten zur Veröffentlichung und geben Aufschluß über die wahrscheinliche Zeit des Zugefrierens und Aufthauens.

Das Baumwollen-Bulletin wird jeden Morgen von Washington aus an die Centralpunkte New-Orleans, Memphis, Atlanta u. s. w.

telegraphirt mit Angabe von Regen und Temperatur und gilt meistens für die nächsten drei Tage. Die daselbst stationirten Signalsoldaten verbreiten es dann auf alle mögliche Weise, indem sie es durch die Stadt telephoniren, auf die Baumwollenbörse und an die Zeitungen schicken, in die umliegenden Städte und Dörfer telegraphiren, oder, wo kein anderes Mittel vorhanden ist, auf die Post geben.

Außer dem allgemeinen Preßberichte und den speciellen Bulletins verfaßt das Centralbureau seit 1881 noch zweimal des Tages ein ausführliches Preß-Bulletin mit genauerer Besprechung der Winde, Stürme, Cyklonen, heftigen Regen und Ueberschwemmungen, plötzlichen und großen Wechsel in der Temperatur. Diese Bulletins geben den Charakter der Atmosphäre durchschnittlich für die nächsten zwei Tage an.

Die internationalen Bulletins werden wir sogleich bei der Abtheilung für Publicationen besprechen, weil sie, der unvermeidlichen Verspätungen wegen, nicht zur Wettertelegraphie gehören, sondern nur das Material zu späteren Studien liefern.

9. Vorerst aber wollen wir einige Ziffern mittheilen, um einen Begriff über die große Verbreitung der Preßberichte, sowie über den Umfang der Correspondenz des Centralbureaus zu geben. Schon im dritten Jahre nach Einrichtung des Wetterdienstes war die Zahl der ausgegebenen

Bulletins	187617
Wetterkarten	203533
Preßberichte	50878.

Vier Jahre später belief sich die Zahl der jährlichen Preßberichte auf 258154, die der gedruckten Bulletins auf 2024294; die Zahl der Zeitungsnummern, welche die Wetterberichte abgedruckt unter das Volk bringen, wird auf 30 Millionen im Jahre geschätzt. Würde jedes Exemplar der Bulletins um eine deutsche Mark verkauft, so könnte man damit ungefähr die Kosten des Wetterdienstes bestreiten. Die Anzahl der Berichte, die im Centralbureau täglich einlaufen, ist offenbar nicht gleich der Anzahl Stationen, weil manche dreimal des Tages berichten, andere nur einmal im Monate. Um irgend ein Jahr als Beispiel herauszugreifen, war die Anzahl dieser täglichen Berichte im Verwaltungsjahre 1881—1882, das, nebenbei bemerkt, immer am 30. Juni schließt, wie folgt:

Von den Signaltruppen telegraphirt	247
Internationale gleichzeitige Berichte	521
Von freiwilligen Beobachtern	334
Von den Militärärzten	83
Von der Flotte der Vereinigten Staaten	36
Summe der an einem Tage eingelaufenen Wetterberichte	1221.

Außer diesen Wetterberichten wurden in demselben Jahre noch 11460 Geschäftstelegramme erhalten und 8338 abgeschickt. Diese Ziffern ändern sich jedes Jahr und weisen seit 1877 eine Abnahme von 130 täglichen Wetterberichten auf.

Die Anzahl der *Worte*, die jährlich in das Centralbureau telegraphirt werden, belief sich in frühern Jahren auf mehr als eine Million, und die der erhaltenen und abgeschickten *Briefe* auf mehr als eine halbe Million.

10. Dieses ungeheure Beobachtungsmaterial übersichtlich zusammenzustellen, sowohl tabellarisch in Ziffern, als auch graphisch auf Karten, und für spätere Discussionen zugänglich zu machen, ist eine ebenso wichtige Aufgabe wie das Anstellen der Beobachtungen selbst; sie liegt der *Abtheilung für Publicationen* ob. Es drängt sich dem Beobachter dieser großen Thätigkeit des amerikanischen Wetterdienstes unwillkürlich die Befürchtung auf, die jährlich zu Millionen anwachsende Zahl der Ziffern müsse in ein solches Chaos ausarten, daß schließlich kein menschlicher Geist mehr im Stande sei, dieselben zu bewältigen. Diese Befürchtung ist aber durch die statistischen Arbeiten des Wetterbureaus grundlos gemacht. Da werden die täglichen, wie die monatlichen und jährlichen Beobachtungen auf ihre Mittelwerthe reducirt, die Mittelwerthe der einzelnen Stationen wieder vereinigt in die Mittelwerthe gewisser Wetterdistrikte, in denen gleiches Klima vorherrscht, und schließlich diese Reductionen auf Karten eingetragen und durch verschiedenfarbige Linien verbunden. Es genügt somit, eine Reihe solcher Karten auf einem Tische neben einander zu legen, um mit einem Blicke den Charakter der Atmosphäre für die einzelnen Monate oder Jahre zu überschauen.

Der Haupttheil des Materials kommt in der *Sammlung der täglichen Bulletins und Wetterkarten* zur Veröffentlichung unter dem Titel „Synopses, Indications and Facts“, wovon bis 1881 bereits 36 Bände erschienen waren. Jeder Band enthält die täglichen Telegramme, Karten und Bulletins eines Monates mit Angabe ihrer Be-

wahrheitung. Die Veröffentlichung begann im Jahre 1872, hat sich aber wegen Anhäufung anderer Arbeiten verspätet.

Eine der werthvollsten Publicationen des Centralbureaus ist die „Monatliche Wetterschau" (Monthly Weather Review), die früher am 15. eines jeden Monates erschien, seit 1881 aber erst am 25. Sie gibt einen vollständigen Ueberblick über die klimatischen Verhältnisse Nordamerikas während des verflossenen Monates und wurde auf europäischen Conferenzen als Muster einer meteorologischen Monatschrift empfohlen. Sie erscheint in Quartform mit etwa 24 Seiten und 4 colorirten Karten und wird in 2500 Exemplaren gratis vertheilt. Man benutzt dabei alle telegraphischen und Postberichte von ganz Amerika und Canada, ebenso von Schiffen und internationalen Stationen, soweit diese letzteren innerhalb weniger Wochen gesammelt werden können. Diese monatlichen Reductionen der Beobachtungen sind für die spätere Berechnung der jährlichen Mittelwerthe eine wichtige Vorarbeit. Die Karten veranschaulichen das Fortschreiten des niedrigen Luftdruckes über den amerikanischen Continent bis nach England, ferner die Isobaren und Isothermen, die Winde, den atmosphärischen Niederschlag und die Abweichungen der Temperatur und des Luftdruckes von ihren Normalwerthen.

Außer dieser populär gehaltenen Wetterschau veröffentlicht das Bureau noch das Monthly Summary, welches die monatlichen Berichte statistisch zusammenstellt.

Weiter veröffentlicht der Chef des Signaldienstes einen „Jahresbericht", der jährlich vom 30. Juni datirt und an den Kriegsminister adressirt ist. Es ist dies ein Band von über 1000 Seiten mit zahlreichen Wetter- und Flußkarten, der die genommenen Resultate mehr summarisch zusammenfaßt und außerdem einen Ueberblick gibt über die fortschreitende Entwicklung und Organisation des Signaldienstes. Diese meteorologischen Jahresberichte erscheinen regelmäßig seit dem Jahre 1870.

Das „International Bulletin" erscheint täglich seit dem ersten Januar 1875 und enthält auf etwa 27 Seiten die 521 Stationen nach Nationalitäten in Serien gruppirt nebst allen ihren Beobachtungen über Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Wind, Wolken, Regen oder Schnee und Wetter für den betreffenden Tag.

Die internationalen Beobachtungen begannen, wie schon in einem frühern Artikel erwähnt wurde, am 1. Juli 1874, so daß die Bulletins gerade ein halbes Jahr nach den Beobachtungen erschienen. Diese

Zwischenzeit mußte aber bald auf ein ganzes Jahr ausgedehnt werden, weil die Berichte aus entfernten Gegenden und von Schiffen auf ihrer Fahrt nicht zeitig genug anlangten. So erscheint also diese internationale Broschüre gerade am Jahrestag der Beobachtung.

Der Werth all dieser Bulletins wird sehr erhöht durch die Wetterkarten, welche dem täglichen Bulletin seit dem 1. Juli 1878 beigegeben sind. Jeden Monat erscheint auch eine monatliche und jedes Jahr eine jährliche internationale Wetterkarte. Es ist dies das erste Beispiel von Wetterkarten, welche die nördliche Halbkugel und den auf derselben beobachteten Stand der Atmosphäre darstellen, und es gereicht den Vereinigten Staaten Nordamerikas zur Ehre, daß sie allein die Druckkosten tragen für ein Werk, das allen Nationen gleichen Nutzen bringt.

Das Bulletin und besonders die schön colorirten Karten werden von der Wissenschaft hoch geschätzt. Denn sie zeigen das Fortschreiten der Stürme von einem Continente zum andern mit Angabe der Zeit und Richtung, das Fortschreiten der Flächen von hohem und niederem Barometerstand, den Zusammenhang zwischen Temperatur, Druck und Windrichtung um die ganze nördliche Halbkugel in einem gegebenen Momente. Die Vertheilung und die Menge des Regens können später Aufschlüsse über Klimatologie und über den Charakter der zu erwartenden Jahreszeiten geben, die heute noch außer dem Bereiche menschlichen Wissens liegen. Es ist hier am Platze, zu erwähnen, daß die künstlerische Ausführung der verschiedenen Wetter- und Flußkarten, die jetzt im Centralamte selbst lithographirt werden und anerkannt die schönsten der Welt sind, das besondere Verdienst des General Hazen ist. Ihm gebührt auch das Verdienst, die Offiziere zu wissenschaftlichen Arbeiten und Publicationen anzuregen.

Außer den regelmäßig alle Tage, Monate und Jahre erscheinenden Berichten geben nämlich einzelne Offiziere des Signaldienstes von Zeit zu Zeit wissenschaftliche Abhandlungen heraus, entweder in Quartform, unter dem Titel „Professional Papers“, oder in Oktavform mit dem Titel „Signal Service Notes“. Ueber den Inhalt dieser Schriften mag folgende gedrängte Zusammenstellung einiger Titel eine Idee geben: Sonnenfinsternisse; Isothermen und Isobaren; Polarlichter; Cyklonen; Zeitsignale; Schwankungen der Atmosphäre, des Meeres und der Erdkruste; Regen; Waldbrände; Brieftauben; Spektroskopie; Nordpolfahrten; Winde; meteorologische Schulen im Auslande; Bauernregeln; Heliographie; Sturmsignale; Absorption der Atmosphäre; Stromschwellungen;

atmosphärische Elektricität u. s. w. Eine besondere Aufmerksamkeit wird den so häufigen und gefährlichen Cyklonen zugewandt. Beim Studium derselben stellte sich aber heraus, daß die bisherigen Beobachtungen vielfach die schreckenerregenden äußeren Erscheinungen recht malerisch darstellen, die Hauptphänomene aber, wie Windrichtung und Drehung, Elektricität und Hagel, Luftdruck und Temperatur, nur spärlich berühren. Um daher für kommende Zeiten solideres Material zu sammeln, wurde im Jahre 1883 ein sogenanntes „Tornado-Circular" gedruckt mit 83 Regeln für Berichterstatter innerhalb des Wirbelsturmes, 43 Regeln für solche innerhalb 10 Meilen außer demselben und 48 für entferntere Beobachter innerhalb 100 Meilen. Am Schlusse folgen noch 29 allgemeine Regeln. Sämmtliche 203 Regeln richten die Aufmerksamkeit des Publikums in populärer Sprache auf all die einzelnen Erscheinungen, die für das Studium dieser Stürme von Nutzen sein können. Jeder, der sich anbietet, „Tornado-Berichterstatter" zu werden, erhält diese und viele andere Instructionen mit Formularen und Couverten unentgeltlich zugesandt, sowie auch alle wissenschaftlichen Publicationen über diesen Gegenstand.

Eine ihrer Zeit sehr populär gewordene wissenschaftliche Frage wollen wir noch speciell berühren. Es handelte sich darum, ob die zahlreichen Ansiedlungen im Westen Amerikas und die Construction von Eisenbahn- und Telegraphenlinien westlich vom Mississippi einen Einfluß auf die Regenmenge des Landes haben. Das Wetterbureau stellte darüber genaue statistische Studien an mit dem Resultate, daß ein solcher Einfluß nicht bemerkbar sei.

In jedem Jahre drängt General Hazen darauf, daß der Congreß Preise für die Lösung einer Reihe von Problemen aussetze, die er in seinen Jahresberichten veröffentlicht hat. Die Abtheilung für Publicationen wird noch gemeinnütziger gemacht durch einen Congreßbeschluß vom 3. Mai 1874, in Folge dessen jede Privatperson alle diese Schriften und Bücher bestellen kann, mit Vorausbezahlung von zehn Procent über die Druckkosten. Die unentgeltliche Vertheilung an alle Mitarbeiter und der Austausch der Veröffentlichungen mit allen meteorologischen Vereinen macht indessen diese Erlaubniß beinahe überflüssig, wie sich auch aus der Thatsache ergibt, daß das Centralbureau des Signaldienstes durch den Verkauf seiner Bücher jährlich kaum dreihundert Dollar einnimmt[1].

[1] Es dürfte einzelne Leser interessiren, welche einschlägigen Publicationen in Washington zu kaufen sind und zu welchen Preisen. Wir geben das Geld in Dollar

11. Wir können es uns beim Schlusse dieser Abhandlung nicht versagen, den naheliegenden Vergleich des amerikanischen Wetterdienstes mit dem Vorgange der sinnlichen Erkenntniß in einigen Worten auszuführen. Wie nämlich der Mensch mit den Organen seiner äußeren fünf Sinne die Gegenstände der Außenwelt berührt und auf den Fäden seines Nervensystems nach dem Sitze des inneren Sinnes, dem Gehirne, berichtet, wo dieselben gleichsam in eine höhere Lebenssphäre aufgenommen werden, um mit Blitzesschnelle in die äußeren Sinne zurückzukehren und das Individuum zu erfreuen, zu beruhigen oder zu warnen: ebenso streckt der nordamerikanische Continent verschiedene Arten von Fühlern nach allen Richtungen aus, um mit den Sinnen seiner Instrumente die Natur rings um sich her zu betrachten, zu belauschen, zu betasten und die empfangenen Eindrücke auf den Drähten des Telegraphennetzes nach dem Centralamte zu berichten, von wo sie, geistig umgesetzt, in der Gestalt von beruhigenden oder warnenden Bulletins, auf demselben Wege und mit derselben elektrischen Geschwindigkeit in die großen und kleinen Städte des Landes zurückgelangen.

Der „Mann auf dem Monde" ist für uns Erdenbewohner ein Kindermärchen. Mit mehr Recht könnte man, vom Monde aus auf die Flecken der Erde schauend, von dem „amerikanischen Manne" reden, der dreimal des Tages gleichsam in den Spiegel schaut, um zu sehen, ob sein Antlitz grimmig oder freundlich, traurig oder heiter ist, und zur Abwechslung auch seinen Arm über den Ocean streckt, um nach dem Befinden seiner Nachbarn zu fragen.

Aber erst wenn dieses Bild der Personification auf die Mutter Erde Anwendung findet und sie die ganze Hülle ihres ehrwürdigen Hauptes täglich wenigstens einmal betrachtet, wird die große Idee des Gründers des amerikanischen Wetterdienstes verwirklicht sein.

J. G. Hagen S. J.

---

und Cent, mit Adresse: Property and Disbursing Officer, Signal Service, U. S. A. Washington, D. C.

	Dollar.
Einfarbige Karten, ohne Berichte oder Isobaren	0.015
Karten ohne Berichte, auf dickem Papier, zu 100 gebunden . . .	2.75
Einfarbige Karten mit laufenden Berichten, Isobaren und Isothermen .	0.02
Monatliche Wetterschau (Monthly Weather Review)	0.10
Tägliche Bulletins, mit Karten, in Monatsheften	2.25
Bauern-Bulletin, täglich mit der Post, außer am Sonntag . . .	0.01
Internationales tägliches Bulletin	0.11
District-Karte	0.02

Von Akureyri nach Eskifjördr an der isländischen Ostküste.

Skizzen einer Nordlandsfahrt.

XVI.

7. August.

Da Gunnar Secretär des Amtsmaðr oder Amtmanns war, so machten wir auch diesem höchsten Beamten des Nordlandes unsere Aufwartung. Klima und Wetter sind zu ungünstig, als daß die Leute Lust hätten, viel Luxus auf das Aeußere der Wohnungen zu verwenden; dagegen suchen es die Bessergestellten sich im Innern so schön und angenehm zu machen als möglich. Bunte Teppiche und Vorhänge, Bilderschmuck, schöne Möbel, ein Klavier und eine schöne, gutgewählte Bibliothek: da kann man sich in den 300 trüben Tagen des Jahres auf die 65 besseren getrösten. So war es auch bei dem „Oberpräsidenten" des Nordlandes. Vor seinem Hause steht übrigens Islands größte Merkwürdigkeit, der einzige Baum, der wirklich etwas vorstellt, ein Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia) von etlichen 30 Fuß Höhe, trotz seines matten Grüns in der sonst kahlen Landschaft ein wahres Wunder.

Wenn ein Schiff angekommen, so ist in Island sicher überall Besuch und Gesellschaft. Wir trafen bei dem Amtmann den Consul Holm und seine Frau, die zu Schiff mit uns von Sauðakokr gekommen. Nachher kam der Propst des Syssels: Protestantismus und Jesuitismus, Handel und Aristokratie, Deutschland und Dänemark fand sich da friedlich beisammen, und da der Herr Amtmann selbst lang beim Ministerium in Kopenhagen angestellt gewesen war, so war von altisländischem Wesen hier keine Rede, Alles bewegte sich in ganz modernem Ton.

Das Mittagsmahl nahmen wir im „Hotel"; es bestand aus den verschiedensten Arten Butterbrod, d. h. verschieden durch die darauf gelegten Dinge, theils einheimische, wie geräuchertes Schaffleisch, Lachs, Schafkäs, theils auch importirte. Der Wirth war ein halber Deutscher, ein Nord-Schleswiger mit den markirten, kräftigen Zügen eines norddeutschen Bauers, seine Frau aber eine Isländerin. Im Saale war ein Billard. Das ganze Lokal sah gut aus; nur hat das Tabakkauen seine unangenehmen Folgen und hindert die Reinlichkeit, die vor Allem in einem Speiselokal wünschbar wäre.

Nach Tisch gönnten wir uns noch einmal einen Ritt, was mir — ich muß es noch einmal gestehen — als eine der Hauptsachen in Island erschienen ist. Bekommt Island einmal ordentliche Wege, Brücken, Posten, Wagen, oder gar eine Eisenbahn, dann wird es ein Land werden wie jedes andere. Jetzt ist Alles noch ans Reiten gekettet und wird dadurch eigen-

thümlich und interessant. Zur Taufe und zur Beerdigung, zum Gottesdienst und zum Althing, zur Schule und zur Heuernte, zum Markt und zum Doctor, überall hin muß man reiten. Mann, Weib und Kind wachsen mit dem Pferde auf und gewöhnen sich so an ein Stück Naturleben in freier Luft, wie es die heutige verfeinerte Civilisation nicht mehr bietet. Damit geht persönliche Abhärtung und das freie Hofsystem Hand in Hand. Jeder ist sein eigener Herr und Postmeister, meist auch sein eigener Handwerker in allen Dingen, Hauswirth, Jurist und, so weit möglich, Doctor. Hört einmal die Reiterei auf, dann wird das Alles verschwinden.

Gunnar führte uns zuerst nach Oddeyri, wo wir am Morgen Messe gelesen hatten. Wir besuchten einen Verwandten des Amtmanns, einen reichen Kaufmann, Namens Hafstein, an den wir Grüße von Reykjavik auszurichten hatten. Auch hier war Alles ganz modern und comfortabel eingerichtet. P. von Geyr freute sich sehr an den ausgestopften Vögeln, mit welchen der Salon decorirt war, Schnepfen, Raller, Brachvögel und ein prächtiger isländischer Falke. Den letzteren Vogel haben sich die neueren isländischen Patrioten als Wappen ausersehen — weiß auf blauem Feld —, während das alte Wappen Islands ein Stockfisch war.

Von Oddeyri ging es dann quer über Feld und steil die Hügel hinan, welche an der Westseite des Fjords nach Moðruvellir laufen. Da hörte gleich wieder alle moderne Welt auf und begann die kahle nordische Haide: öder Fels, nur schwach mit Gras und Moos bekleidet. Das Innere der Bucht sah indeß der vielen Schiffe und Boote wegen recht schön und belebt aus. Ueber Stock und Stein, immer steil aufwärts, gelangten wir auf die Höhe, die sich zu einem kleinen Hochplateau erweitert. Von den Bergen im Westen kommt der Fluß Glerá daher und stürzt sich an einem steilen Abhang zwischen dunkeln Felsen über die Felsterrasse herab. Das Nordland hat ziemlich viele solcher Wasserfälle, von welchen die meisten diesen Glerárfoß sowohl an Höhe als Wassermenge übertreffen. Doch bietet er eine ganz malerische Felspartie und dazu noch die Merkwürdigkeit, daß eine kleine Holzbrücke unmittelbar über den Sturz führt, das einzige Kunstwerk dieser Art, das wir bis jetzt in Island getroffen hatten.

Wie an den tosenden Wasserfällen der Almannagjá, so mochte man sich auch in dieser schwermüthig träumerischen Natureinsamkeit leicht in jene Stimmung hineinversetzen, aus der so viele neu-isländische Lieder hervorgegangen sind, wie das folgende von Benedict Gröndal. Kehren in diesen Liedern auch manche Motive immer von Neuem wieder, wie die poetische Personification Islands als der silbergekrönten, jungfräulichen Königin des nordischen Eispalastes, so entbehren sie doch sonst vielfacher Abwechslung nicht und verrathen ein tiefes, wahres Gefühl, für das auch der Fremdling nicht unempfindlich bleiben kann:

Schön bist du, mein Heimathland!
Erbin alter Zeiten.
Traut am Fuß der Bergeswand
Deine Au'n sich breiten.

Singend rauscht der Wasserfall
Von der Felsenzinne,
Wo des Skaldenliedes Schall
Muth einst pries und Minne.

In die Vorzeit schau' ich dann:
Knaben, hehre Greise,
Schild an Schild und Mann an Mann
Lagern sie im Kreise.
Egill singt zum Saitenspiel
Unterm Zelt der Sonne,
Und der Helden lauschen viel
Seinem Lied in Wonne.

Manche Helden hast du doch
Längst zu Grab gesungen:
Lebt dir Einer heute noch?
Ist dein Herz zersprungen?
Was hat dies Jahrtausend dir
Neu an Ruhm gewonnen?
Ward zur Leiche deine Zier?
Ist dein Ruhm zerronnen?

Nein! Von deiner Berge Schnee
Ist dein Ruhm gedrungen
Fernhin über Land und See,
Hält die Welt umschlungen.
Deinesgleichen weit und breit
Herrscht auf keinem Throne,
Eisumstarrte Königsmaid
Mit der Silberkrone.

Halte fest der Hoffnung Licht,
Keinem Schmerz erliege,
Wein' um deine Kinder nicht,
Kampf nur führt zum Siege!
Wenn dir schwere Wunden schlägt
Auch die dunkle Norne,
Süße Frucht das Leiden trägt
An dem Thränenborne.

Herrlich seh' ich schreiten dich
In der Zukunft Weite.
Schirmend legt die Wege sich
Rings an deiner Seite.
Schimmernd reihen sich zum Kranz
Deine alten Sterne,
Und des Nordlichts Zauberglanz
Fluthet in die Ferne.

Der Himmel hatte sich nach einigen freundlichen Stunden schon wieder überzogen und hüllte bald den Fjord in griesgrämige Wolkenschleier ein. Ein feiner Nebelrieſel begleitete uns auf dem Heimwege und stimmte bedeutend den freundlichen Eindruck herab, den ich Abends zuvor von Akureyri bekommen hatte. Doch hellte es sich nach einer Stunde wieder auf, und wir konnten unsern Ritt wieder fortsetzen, um uns noch die andere Seite der Umgegend anzusehen. Da zwischen dem Hügel und der Bucht nur wenig Raum ist, so dehnt sich Akureyri mehr in die Länge als in die Breite. Am südlichen Ende steht die Kirche, eine der größten auf Island, mit steinernem Unterbau, oben von Holz, aber weiß übertüncht, so daß sie von Weitem fast wie ein Steinbau aussieht. Weiter nach Süden stehen nur noch vereinzelte Häuser. Dann schließt sich der Fjord und mündet in ein engeres Thal, welches von der Eyjafardará durchströmt wird. Wir ritten eine Strecke gegen Hrafnagil hinauf. Der Fjord verschwand bald hinter den steilen Hügeln und wir waren in vollständiger Einsamkeit. Doch war diese Partie bei Weitem schöner als die Umgebung von Reykjavik. Der Thalgrund war mit guten Wiesen geschmückt, die sich ziemlich weit an die Hügel emporzogen.

In die Stadt zurückgekehrt, sahen wir uns noch Kirche und Bibliothek an und besuchten den Syſſelmann oder Bürgermeister. Die Kirche, im Innern weiß ausgemalt, bot wenig Bemerkenswerthes dar. In der Sacristei fanden wir einen alten Schrank vom Jahre 1672 mit schönen Schnitzereien im Geschmacke jener Zeit, mit dem Namenszuge des Erlösers. Ein Flügelaltar, augenscheinlich übermalt, stellte in der Mitte das letzte Abendmahl dar, links die Kreuzigung, rechts die Auferstehung. Auf der Rückseite der Flügel prangten die vier Evangelisten noch mit ihrem Heiligenschein. Das jetzige Altarblatt brachte die Kreuzigung in etwas sentimentaler Weise zur Darstellung: Maria sinkt ohnmächtig den sie umgebenden frommen Frauen in die Arme. In Haltung und Ausdruck war nichts von jener Innigkeit und Erhabenheit, mit der einst Bischof Jón Arason die Passion geschildert:

Um die Stirne windet
Sich zur Schmerzenskrone
Dicht der Dornenkranz.
Blutend springt die Stirne,
Blut strömt rieselnd nieder,
Es erlischt ihr Glanz.
Doch da tönen süße Engelslieder:
Daß in jedem Herz sie hallten wieder!
Wunder! Felsen schütteln ihre Glieder,
Erde bebt, da Gott sein Haupt senkt nieder!

Die Bibliothek befand sich weiter nach dem Innern der Stadt in einem zweistöckigen Holzhause, ziemlich hoch an dem steilen Hügel. Sie besteht aus 3000 Bänden, wie sie Menschenfreundlichkeit und Schicksal in langer Zeit bunt zusammengewürfelt hatten. Neben vielen alten Islandica prunkten die glänzenden Einbände zahlreicher nordamerikanischer Werke über Geschichte, Statistik und Oekonomie, das edle Geschenk eines Mr. Fisher. Der Bibliothek

gegenüber diente ein ähnliches größeres Zimmer als Casino, während der obere Stock als Stadtgefängniß diente: eine seltsame Dreitheilung!

An dem Sysselmann lernten wir einen lieben, gemüthlichen Alten kennen. Die ganze Familie setzte sich um uns herum, und wenn wir ihnen hätten Sagas erzählen wollen, so hätten sie uns sicher bis Mitternacht zugehört. Es war indeß schon spät geworden, und da sonst in Akureyri nichts mehr zu sehen war, so ließen wir uns wieder an das Schiff bringen.

Wir waren nicht lange da, als sich Gunnars protestantischer Schwager einstellte, um uns noch einmal zu sehen. Er drückte uns Allen die Hand und dankte uns in den herzlichsten Worten für die Ehre, die wir seinem Hause angethan, indem wir daselbst unsern Gottesdienst gehalten hätten. Nicht ohne Rührung nahm ich von dem braven, treuherzigen Manne Abschied, der, unbekümmert, was die Leute sagen möchten, uns sein Haus so liebevoll zur Feier der heiligen Geheimnisse angeboten hatte. Er setzte sich dabei sicher mißliebigen Aeußerungen aus. Denn in diesen kleinen Oertchen spricht sich gleich Alles herum, und nicht alle Isländer mögen so wacker und vorurtheilsfrei denken, wie dieser Mann. Eine künftige bleibende Mission in Island wird nicht nur mit einer solchen, der Kirche im tiefsten Herzensgrunde nahe stehenden, tüchtigen Gesinnung zu rechnen haben, sondern auch da und dort mit einer nach Fusel duftenden Aufklärung, die, wie der Fusel selbst, vom Auslande her importirt ist. Vereinzelt haben wir auch hiervon wohl ein Beispielchen erlebt. Es erschiene mir jedoch ungerecht, das ganze Volk dafür tadeln oder bespötteln zu wollen. Obwohl wir überall als katholische Geistliche auftraten, wurden wir sonst mit einer Herzensgüte, Achtung und Aufmerksamkeit empfangen und behandelt, welche die herzlichste Anerkennung und Dankbarkeit verdient. P. von Geyr wie mir wäre es eine wahre Freude gewesen, bei diesen lieben, guten Leuten zu bleiben, die Entbehrungen zu theilen, welche das Klima und die insulare Lage in so hoher Breite ihnen auferlegt, uns ganz in ihre Zustände hineinzuleben und uns nach bestem Vermögen ihrem Wohle zu widmen.

Akureyri hat ungefähr 600 Einwohner. Eine genaue Zahl konnte ich nicht ermitteln. Doch versicherte man mir, daß es gegenwärtig von Isafjord überflügelt sei. Gegen Reykjavik, das allenfalls auch auf dem Continente als Landstädtchen gelten möchte, stehen beide sehr zurück; doch kam mir Akureyri, vom Meere aus gesehen, immerhin noch bedeutender vor: eine größere Kirche, mehr ansehnliche Häuser und diese näher beisammen. Seine Wichtigkeit hat es dadurch, daß das Nordland überhaupt grasreicher, bewohnter und ergiebiger ist, als die Südküste, was denn mehr Wohlstand und Betriebsamkeit im Gefolge hat. Auch die Pferde sollen im Norden besser sein. Dagegen hat das Nordland, vom Golfstrom weiter entfernt, durch die kalten Strömungen des Eismeeres sehr zu leiden. Auf der Insel Grimsey, welche dem Eingange des Eyjafjördr gegenüber etwa fünf geographische Meilen von der Nordküste liegt, beträgt die mittlere Jahrestemperatur 1,4° C.; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats, Juli, ist 7,1° C., die des kältesten Monats, März, — 3,5°. Akureyri wird vielleicht ein wenig günstigere Tem-

peraturverhältnisse haben, doch schon bedeutend rauheres Klima, als Reykjavik, wo die Durchschnittswärme im ganzen Jahre 4° C. erreicht. Nicht viel höher mochte jetzt, in der besten Zeit des Jahres, die Temperatur am Eyjafjord sein.

8. August.

Erst Morgens 6 Uhr verließ die „Thyra" Reykjavik und steuerte wieder den Eyjafjördr hinaus. Es war entschieden kalt und Nebel hüllte beide Ufer in einen winterlichen Mantel. Das Schiff war jetzt überfüllt. Isländische Prästr, Kaufleute, Bauern, Frauen und Stulken, die nur etliche Stationen weit ins Ostland wollten, Färinger, die in ihre Inseln zurückreisten, ein Trupp isländischer Studenten, welche die Kopenhagener Universität bezogen. Dann mehrere dänische Kaufleute, ein junger schwedischer Philologe, welcher von seiner vierten Islandsfahrt nach Hause zurückkehrte, dazu die alte Gesellschaft, Dr. Schweitzer mit Frau und Kind, Dr. Keilhack, Grossirer Zeulner, der Kaufmann Jacobson, der Consul Holm und der Factor Bopp mit ihren Frauen, der englische Major und ein englischer Kaufmann und endlich wir Drei. Oben an der Tafel wurde gewöhnlich englisch, in der Mitte dänisch und deutsch, unten aber isländisch gesprochen. Zur Abwechslung führte der schwedische Gelehrte Dr. Arpi aus Upsala auch wohl eine schwedische Unterhaltung, wußte aber ebenso gut auch in allen anderen Sprachen zu conversiren. Zweimal hatte er das ganze Jahr, zweimal wenigstens den Sommer auf Island zugebracht, um die isländische Sprache nebst ihren kleinen Dialektverschiedenheiten möglichst gründlich zu studiren. Obwohl ein ebenso feiner Gentleman wie der englische Major, theilte er dessen Eingenommenheit gegen die Isländer nicht im mindesten, war ihnen vielmehr als Skandinavier sehr freundlich und wohl gesinnt. Nach seiner auf eigener Erfahrung beruhenden Mittheilung ist auch der isländische Winter gar nicht so fürchterlich, wie man sich vorstellt. In einem guten Pfarrhaus oder auf einem reichern Bauernhof läßt sich ganz behaglich überwintern. Für Licht, Feuer und Proviant ist da schon gesorgt. Die engen Stübchen werden bald warm und sind geräumig genug, um darin zu studiren. An Geselligkeit fehlt es auch nicht. Der Winter treibt die Leute von selbst zusammen, und so schlimm wird das Wetter selten, daß man nicht ohne Strapaze den nächsten Hof oder die nächste Ortschaft erreichen kann. Auf tägliche Zeitung und die Vergnügungen der großen Städte muß man natürlich verzichten; aber dafür wird erzählt und geplaudert und auch wohl gespielt, und die langen Abende gehen im häuslichen Kreise ganz vergnüglich vorüber. Wie überall, trifft das Ungemach des Winters in seiner vollen Härte nur die Armen, und diese mögen oft sehnlich die wenigen wärmeren Monate herbeiwünschen, besonders wenn Krankheit die Familie heimsucht und bei der weiten Entfernung des Arztes kaum Rath und Pflege zu haben ist. Der Charitas wäre da ein weites Feld geöffnet; aber für das Innere des Landes müßte man Krankenbrüder haben, die den Anstrengungen weiter und mühseliger Ritte gewachsen wären.

Der von seinem Fieber noch keineswegs genesene Dr. Keilhack hatte in Akureyri sich ein ärztliches Attest erwirkt, wonach ihm gar nichts fehle.

Damit brachte der Kapitän die gegen ihn erhobenen Klagen zum Schweigen; er konnte nun unangefochten mit uns weiterreisen.

Ein Theil der Haute-Volée saß den größten Theil des Tages oben in der Rauchkabine und spielte Whist. Die isländischen Studenten saßen dabei und schauten zu oder bummelten mit ihren kurzen Pfeifchen auf dem Deck herum. Viel lustiger war das zweite Deck anzusehen, wo sich in der Mitte ein ansehnlicher Heuschober eröffnete. Zu beiden Seiten standen die 180 „lieben Thiere", rieben, kratzten und bissen sich und machten die verschiedensten Capriolen. Auch Dr. Keilhack hatte in Akureyri sich noch entschlossen, einen Pony mitzunehmen, auf welchem er, seiner eigenen humoristischen Bemerkung zufolge, seinen Einzug in Berlin zu halten gedachte. Einem Isländer kaufte er einen jungen weißen Fuchs ab, den dieser mit an Bord gebracht hatte. Er ließ das Thier Anfangs frei laufen. Es legte sich auf das Heu in der Nähe der Pferde. Diese waren doch so neugierig, nach dem neuen Ankömmling zu schnobern. Es bekam ihnen aber übel. So klein und zahm und unschuldig Reineke in seinem weißen Schneepelz aussah, er fuhr ihnen gleich an die Nüstern und gab ihnen einen ordentlichen Biß. Erst nach verschiedenen solchen Attentaten verkroch er sich endlich und gönnte sich nur dann und wann noch einen kleinen Spaziergang. Die Bewegung des Schiffes schien die Pferde wenig anzugreifen. Hinter dem drolligen Pferdestall hatten gewöhnlich die Matrosen zu schaffen; an anderen Plätzen des zweiten Decks standen und saßen zwischen Kisten, Kasten und Fässern die Isländer umher in allerlei bunten Gruppen, denen die Tracht der Frauen eine gewisse Eigenthümlichkeit gab.

Es wurde jetzt an keinem Fjord der Nordküste mehr gehalten, und da starker Nebel uns sowohl die Küste als die Insel Grimsey verhüllte, so konnte man nicht viel Besseres anfangen, als etwas zu lesen und sich dann frühe zur Ruhe zu legen.

9. August.

Im Laufe des Nachmittags überschritt das Schiff zum zweiten Male den Polarkreis, führte aber schon vor dem Morgen die friedlich Schlummernden aus dem Reiche der Eisberge und Eisbären in die gemäßigte Zone zurück. Als ich um 9 Uhr an Deck kam, waren wir bereits in Ostisland; doch der leidige Nebel ließ uns nicht viel davon sehen — nur einen schmalen Küstenstreifen des Vopnafjördr mit etlichen Factoreien. Vor der Küste lagen niedrige Felsriffe und Scheeren, noch kahler als das Ufer selbst. Doch wurde auch hier aus- und eingeladen, und es kamen wieder allerlei neue Gestalten an Bord. Im Ganzen mögen etwa sechs lutherische Prediger an Bord gewesen sein, einige ziemlich herrenmäßig gekleidet, die anderen sehr bäuerlich.

Die Weiterfahrt war wieder sehr eintönig. Es wurde $6^1/_2$ Uhr Abends, bis wir in den Seydisfjördr einliefen. Da hellte es sich endlich ein wenig auf und am Ufer selbst ward es wieder lebendig. Das dänische Kanonenboot „Diana" begrüßte uns mit zwei Schüssen vom Lande. Die „Thyra" erwiederte sie und in den steilen Uferbergen vervielfachte ein prächtiges Echo Gruß und Antwort. Die Uferfelsen, aus Basalt und Dolomit, zackten sich

treppenartig zu hohen, steilen Felspyramiden auf. Zahlreiche Sturzbäche strömten über die Klippen herab oder rieselten in langen Silberfäden von einem Abhang zum andern. Dem Ufer entlang zeigten sich neben den älteren isländischen Gehöften und Fischerhütten zahlreiche norwegische Holzhäuschen, weiß oder rothbraun angestrichen. Gegen das Ende des Fjords rückten die Wohnungen zu einer kleinen Ortschaft zusammen, während viele Boote um das dänische Kriegsschiff herum lagen. Die Offiziere der „Diana" kamen zur Begrüßung an Bord; vom Lande erschienen zahlreiche Nachen mit Waaren. Wir waren wieder unter Leuten und die Landschaft stellte wenigstens die Umrisse eines freundlichen Bergsees dar. Seydisfjördr hat etwa 500 bis 600 Einwohner, darunter viele Norweger, welche, allem Anscheine nach, mehr von der einstigen Rührigkeit und Energie der alten Skandinavier bewahrt haben mögen, als ihre isländischen Stammgenossen. Man darf sich in seinem Urtheil jedoch nicht allzusehr von diesen freundlichen Häuschen beeinflussen lassen. Die größte Factorei in Seydisfjördr gehört einer isländischen Handelsgesellschaft, welche von Kopenhagen aus schon seit mehreren Jahren tüchtig arbeitet, um den von den Dänen fast ganz monopolisirten Handel allmählich wieder in isländische Hände zu bringen. Diese Gesellschaft (Gránnfelag), gestiftet im Jahre 1870, besitzt mehrere eigene Fahrzeuge und steht von drei Städten aus mit etwa 30 kleineren und größeren Handelsplätzen in Verbindung. Der günstige Erfolg zeigt sich schon darin, daß es in Island neben 27 dänischen schon 34 isländische Handelsfirmen gibt. Die ersteren sind allerdings noch reicher und machen größere Geschäfte; doch haben sich die letzteren schon zusehends gehoben und lassen für die Zukunft das Beste hoffen.

10. August.

Dr. Schweitzer wünschte auch im Ostland eine Reittour zu machen, und Graf Wolfegg schloß sich ihm an. Gewitzigt durch die vorige Expedition, hatten sie sich schon am Abend Pferde bestellt und konnten um 10 Uhr Vormittags von Seydisfjördr aufbrechen. P. von Geyr und ich benützten die Stunde, welche uns noch zur Verfügung stand, um uns die kleine Ansiedelung und deren Umgebung näher anzusehen. Neues gab es eigentlich nicht; aber schließlich sind diese Küstenorte noch die Hauptsache, was Island an menschlichem Leben und Treiben aufzuweisen hat. Neben einigen kleinen Kaufläden ragte die große Factorei eines Herrn Jacobson hervor. Gleich daran reihten sich nach der einen Seite schon Fischerhütten und Thransiedereien, nach der andern bessere Häuser, darunter eine „Post" und ein „Hotel". Das kleine Thal, in das sich die letzte Spitze des Fjordes verlief, war überaus anmuthig. Nach der andern Seite der Ansiedelung war der Boden felsiger. Ein stark ausgetretener Reitpfad führte hier nach einem größern Wasserfall. Der kleineren war eine Menge, viel mehr als wir am Abend zuvor beobachtet hatten. Alles strahlte jetzt in fröhlichem Sonnenschein. Nur an den Spitzen der Berge hingen noch einige Flocken von Gewölk. Die treppenartige Formation wurde schön dadurch gehoben, daß auf den vorspringenden Schichten Schnee lag, während die schroffen Abhänge, davon frei, ihre röthlichen oder

schwärzlichen Wände sehen ließen. Nach dem Meere hin zeigten sich am untern Saum der bläulichen Uferhügel zahlreiche kleine, nette Häuschen. Der spiegelglatte Fjord selbst war von Booten belebt. Eine scharf gezeichnete Pyramide, höher als alle anderen, trat schroff in die Bucht vor und verursachte eine Biegung derselben in fast rechtem Winkel. Von den Zinnen der Spitze dehnten sich größere Schneelager zu einer weitern Spitze hin. Stellenweise stieg aber der Schnee weit zu Thale, bis auf etwa 300 Fuß von der Meeresfläche. Es war eine wirklich malerische Scenerie, eine der besseren, welche uns die lange Küstenfahrt geboten hatte. Ehe wir den Wasserfall erreichen konnten, rief uns das Signal wieder aufs Schiff. Um 11 Uhr fuhr man ab.

Die Fahrt dauerte indeß diesmal nicht lange und war sehr angenehm. Um 5 Uhr schon befanden wir uns am Eingange des Reydarfjordes. Da das Meer etwas bewegt war, so entwickelte sich an den Scheeren und Felsenriffen, welche davor waren, eine herrliche Brandung. Riesige Schaumberge, wie ich sie nur am „Munken" in den Faröern gesehen, zischten an den niederen Felszacken empor und stürzten in die düstere weite Fluth zurück, um in regelmäßigem Takt dies Schauspiel zu wiederholen. Die „Diana" war vor uns her gefahren und schwebte wie ein dunkles Gespenst hinter den Klippen dahin. Die Berge, welche den Fjord einfaßten, waren augenscheinlich nicht sehr hoch, etwa 1000 bis 2000 Fuß; aber der Schnee lag an der Südseite tief zum Meere herab, und da sich im Hintergrunde noch höhere und breitere Schneemassen zeigten, so mischte sich die Winterlandschaft mit der Vorstellung eines Schneegebirges. Rechts erhoben sich die Hügel in phantastischen Gestalten zertrümmerter Burgen, Thürme und Mauern. Die Bucht selbst, glatt wie ein Landsee, ist die größte der Ostküste. Am schönsten wurde die Sicht, wo sich der kleinere Eskifjördr von der Hauptbucht nach Norden abzweigt. Die Basaltmauern des Hólmfjall, welche beide trennen, steigen schroff zu ansehnlicher Höhe empor, während nach Süden hin noch die vielzackige und schneebedeckte Bergreihe sichtbar bleibt, die den Hauptfjord begrenzt.

Die Dampfschifffstation, Keim einer rasch zunehmenden Ortschaft, liegt in Eskifjördr, der die Stelle eines ganz guten Hafens versieht. Einige mächtige Grönlandswale hatten sich das Jahr zuvor da hinein verlaufen. Sie fanden den Rückweg nicht mehr und wurden deshalb angespießt und ausgespeckt. An der Rhede trafen wir einen norwegischen Dampfer, klein, aber völlig gepanzert, der ausschließlich dem Walfischfange gewidmet ist. Der Besitzer, Svend Foyn, soll gute Geschäfte machen. Er lag übrigens nur ausnahmsweise hier vor Anker: das Reich seiner Thätigkeit liegt viel weiter nördlich, nach Grönland hinüber. Das Hauptgeschäft in Eskifjördr ist der Häringsfang und der Handel mit Doppel-Kalkspath.

Zwei gute Landungsbrücken führten ans Ufer, wo geräumige Flächen zum Trocknen der Fische sowohl geebnet, als mit Steinen belegt waren. Daneben waren ansehnliche Lagerschuppen gebaut, alles mehr geschäftsmäßig angelegt und geordnet als an anderen Küstenorten. Die zahlreiche Mannschaft eines norwegischen Fischerbootes war eben an Arbeit. Unter Absingen einer

einförmigen Strophe, die aber sehr kraftvoll und gedehnt vorgetragen wurde, refften sie ein gewaltiges Netz ein. Das Lied soll frommen Inhalts, ein Gebet um gesegneten Fang sein. Ich dachte unwillkürlich an den wunderbaren Fischfang und dessen herrliche Darstellung durch Raphael. So ernst und feierlich ging der Fang vor sich.

Es ist merkwürdig, daß die Isländer selbst sich mit dem Häringsfang verhältnißmäßig nur wenig abgeben. Der werthvolle Fisch, dieses gewöhnliche Gericht an nordischen Mahlen, diese Abstinenzspeise der Klöster und frommen Familien, diese Hausmedicin trunksüchtiger Studenten, kommt um die ganze Küste, besonders in einzelnen Fjorden, in reichlichster Menge vor. Die fremden Fischer können seiner nicht massenweise habhaft werden, da sie nur in einiger Entfernung von der Küste auf offenem Meere fischen dürfen. Allein die Isländer fasten nun einmal nicht, weil sie keine Katholiken sind, und kneipen auch nicht, weil sie keine deutschen Studenten sind — und zur Mahlzeit ziehen sie meist andere Fische vor, den Lachs und die Forelle, welche ihre Flüsse und Seen reichlich liefern, den Dorsch oder Kabliau, den Lang- und Schellfisch, welche an der ganzen Küste herum am meisten mit der Angelschnur, schon weniger mit Leinen und Netzen gefangen werden. Bei weitem die Hauptsache ist aber der Dorsch. Der Dorsch ist es, der in den Küstenorten meist die Hauptmahlzeit ausmacht, der getrocknet als „Stockfisch" (harður fiskur) oder gesalzen als „Klippfisch" (salt fiskur) in großen Bündeln, die wie Reisigbündel aussehen, fast Tag für Tag von den Pony's aus den Küstenplätzen nach dem Innern des Landes getragen wird, der auf diese beiden Arten zubereitet und zudem noch als „Tonnenfisch" (saltaður þorskur) an den Handelsplätzen auf die Schiffe verpackt wird. Er ist nebst dem Hammelfleisch zugleich der wichtigste Ausfuhrartikel und die Hauptnahrung des gemeinen Mannes. Am meisten wird er nach Spanien und Dänemark ausgeführt, aber auch in England ist wenigstens der isländische Klippfisch beliebt geworden und wird gut bezahlt.

Weshalb die Isländer den Häring weniger schätzen, weiß ich nicht. Ganz frisch, wie wir ihn auf der Fahrt wiederholt auf die Tafel bekamen, schmeckt er ganz ausgezeichnet, viel besser, als wenn er schon die lange Reise vom Norden nach dem Süden gemacht. Aber es ist nun einmal so. Die Isländer haben den Häringsfang fast ganz den Norwegern überlassen, welche zahlreich, besonders an die Ostküste herüberkommen, sich das Bürgerrecht erwerben und nun berechtigt sind, die Netzfischerei in den Fjorden selbst zu betreiben. Am meisten blüht sie in dem Seydisfjördr, den wir zuletzt besucht, und hier in Eskifjördr und der damit verbundenen Hauptbucht, dem Reidarfjördr. Die Isländer stehen sich dabei nicht schlecht, da die Fischer den Grundeigenthümern vier Procent von ihrem Fangertrag, der isländischen Staatskasse aber 25 Öre (28 Pfennig) per Tonne entrichten müssen. Im Jahre werden zwischen hundert- und zweihunderttausend Tonnen ausgeführt, und so ergibt diese Steuer einen ansehnlichen Beitrag zu den Einnahmequellen der isländischen Staatsverwaltung.

Der Walfischfang wird von den Isländern ebenfalls nicht geschäfts-

mäßig betrieben, wie einst von den Holländern, jetzt von den Schotten und Norwegern. Nur wenn sich einer eben in einen der Fjords verirrt, laufen die Leute zusammen und nützen ihn aus, sowohl Leber und Speck, als auch jene Lagen, die sich zwischen dem Speck und dem eigentlichen Fleisch befinden, und abgekocht und in saure Molke oder Essig gelegt eine genießbare Speise bieten. Auch auf den Fang des Grind oder „Meerschweins", den die Färinger sehr eifrig betreiben, verlegen sich die Isländer nur gelegentlich und selten.

Vom Strande erheben sich die Hügel auch nordwärts ziemlich steil, sind aber im Gegensatze zum Süduser des Fjords weit hinauf mit niedrigem Pflanzenwuchs bestanden. Wir kletterten ein paar hundert Fuß hinan, bis zu einem Wasserfall, der von dem obersten Hügelkamme erst in senkrechtem Sturze über schwärzliche Basaltwände hinabtoste, dann, sich mit einem andern Gießbach vereinigend, über eine zweite Terrasse hinabbrauste, dann sich theilte und auf schiefer Ebene weiterschoß, bis er endlich nach mehreren anderen Brausewasserkünsten sich endlich im Thale unten beruhigte. Die gesammte Cascade mochte etwa eine Höhe von 300 bis 400 Fuß haben. Die obere Partie war ein prächtiges Landschaftsstück. Auch die Aussicht auf den Fjord schien mir sehr malerisch, als ich es versuchte, eine Skizze davon zu entwerfen. Beim Hinaufsteigen hatte ich den Einfall, mir von den Pflanzen unterwegs einen Strauß zu sammeln. Er fiel bedeutend reicher und farbenschöner aus, als ich vermuthet hätte. An den Felspartien standen Zwergweiden und Zwergbirken, wie sie den sogen. isländischen Wald zu bilden pflegen, an den Bächen aber, die von den Felsen herabrieselten, fanden sich viele Wasserpflanzen. Aus den zierlichen Blätterbüschen der Weiden schauten deshalb viele kleine Blumengesichtchen freundlich heraus.

In schönem Blau prangte Polygala vulgaris und Campanula rotundifolia, in lieblichem Violett Caluna vulgaris, in lebhaftem Gelb Leontodon autumnale, Hieracium floribundum, Galeum verum, in zartem Weiß die Orchidee Coeloglossum viride. Der gefüllten Dryas octopetala gesellte sich die Pinguicula officinalis und die Veronica officinalis, beide auf Island sehr verbreitet, bei, von Cerastinum alpinum die Variation lanatum, dann Saxifraga stellaris, Trifolium repens. Wie an allen Fjorden zierte auch hier Parnassia palustris die feuchten Wiesen. Geum rivale ließ sich von dem spritzenden kleinen Gießbach das noch frische nickende Köpfchen befeuchten, während Geranium sylvaticum am Verblühen war. Sehr kräftig stand an der Berghalde das Empetrum nigrum mit seiner schwarzen, bereits genießbaren Beere. Von Gentianen fand sich hier Gentiana campestris, während uns an anderen Plätzen auch Gentiana amarella, tenella, aurea, nivalis begegnete. Im feuchten Thalgrund fügten sich noch Tofielda borealis, Alchemilla alpina, Koningia islandica und Montia rivalis dem Strauße bei. In der Nähe der Häuser fand sich dieselbe Matricaria inodora, welche in Reykjavik überall an allen Erddämmen und Gartenzäunen zu sehen ist und nicht selten auch die Dächer der Bauernhäuser tapeziren hilft.

Soviel theilte mir P. von Geyr über die botanische Bedeutung meines Straußes mit. Bellis perennis vermißte er hier wie überall, und fand es

sonderbar, daß gerade diese sonst allergewöhnlichste Pflanze, wie auch der Spatz, der Straßenjunge unter den Vögeln, in Island nicht vorkommt. Sonst stimmt die Flora von Island im Allgemeinen mit derjenigen des nördlichen Skandinaviens, während das benachbarte Grönland schon viele amerikanische Pflanzen aufzuweisen hat. Die größte und wichtigste Krautpflanze Islands ist die Archangelica officinalis, welche sowohl roh als gekocht genossen und in kleinen Gärten gezogen wird. Sie spielt auch im Volksaberglauben ihre Rolle und ist von den Dichtern verherrlicht worden.

Es war 8 Uhr Abends geworden, und wir waren von dem Wasserfalle, den ich zu Ehren des „Schulze" in Berlin den „Schulzefoß" nannte, ins Thal herabgestiegen, als zu unserer großen Freude unsere beiden Gefährten, Graf und Professor (wie sie auf dem Schiffe gewöhnlich genannt wurden), in strammem Trab daherritten. Sie hatten abermals eine ordentliche Strapaze bestanden, ohne eigentlich viel Neues zu sehen. Der Führer war stark angetrunken, die Pferde zwar an sich gut, aber vom vorigen Tag her abgerackert. Für Pferde und Führer mußte Jeder 14 Kronen entrichten. Auf dem fast zehnstündigen Ritte (von Morgens 10 Uhr bis Abends 8 Uhr) trafen sie bloß drei Höfe, in denen kaum etwas Ordentliches zu haben war. Die Wege waren schlecht. Auf der Paßhöhe geriethen sie eine Zeitlang in Schneegestöber. Gegen den Eskifjördr hin kamen sie an einem Wasserfall vorbei, welchen Graf Wolfegg als ziemlich bedeutend schilderte. Sie stiegen ab und fanden eine Grotte, welche sich unmittelbar unter dem Fall wölbte, und von welcher aus der tosende Sturz sich sehr gewaltig ausnahm.

Nachdem wir wieder alle beisammen waren, besuchten wir den Kaufmann Tullinius, den angesehensten Mann in Eskifjord. Er besaß früher einen Theil der Kalkspathlager daselbst und war für den übrigen Theil derselben Pächter der Regierung, bis ihm später, 1872, die Regierung die ganze Mine für 16 000 Kronen abkaufte.

Die doppelte Strahlenbrechung der Spathkrystalle wurde schon 1669 von dem dänischen Gelehrten Bartholin entdeckt und veranlaßte, daß bereits von dieser Zeit an in Island nach denselben gegraben wurde. Sie wurden indeß nur in ganz geringen Mengen ausgeführt. Erst 1850 ließ der im Seydisfjord wohnhafte Kaufmann Thomsen eine eigentliche Mine anlegen, deren Besitz durch mehrere Hände ging und einigen, wenn auch nicht sehr hohen Ertrag gewährte. Für einen schön durchsichtigen Krystall erhielt Herr Tullinius z. B. in London 100 Pfd. Sterl. Doch war die größere Menge des gewonnenen Spathes entweder undurchsichtig oder wegen verschiedener Fehler zu optischen Zwecken unbrauchbar und deshalb von nur geringem Werthe. Der Vorrath ganz transparenter oder wegen besonderer Formation merkwürdiger Exemplare, welchen uns Herr Tullinius zeigte, war ziemlich groß. Ein Stück hatte gerade in der Mitte der Achse einen hellen Wassertropfen, ein anderer eine Nadel. Beide waren für optische Zwecke unverwendbar; aber als Raritäten schlug sie der Herr doch so hoch an, daß er sie für unverkäuflich erklärte. Andere Stücke bot er zu 60 bis 80 Kronen, andere zu geringeren Preisen an. Graf Wolfegg und Dr. Keilhack kauften sich Stücke zu 20 Kronen.

Obgleich es kalt war, blieb ich bis tief in die St.-Lorenz-Nacht hinein auf, welche durch einige prachtvolle Sternschnuppen in der Nähe von Cassiopeia erhellt ward.

11. August.

Das Schiff nahm am Morgen noch an einer andern Station am Eskifjord Ladung ein und fuhr dann ab. In der Morgenbeleuchtung sah die Fjordlandschaft, wie immer, prosaischer, kahler aus. Gegen Mittag waren wir schon an der äußern Küste, wo die gewaltige Brandung an den Uferfelsen ein großartiges Schauspiel bot. Während dasselbe langsam entschwand, tauchten hinter dem dunkeln Uferstreifen immer größere Schneelager auf. Schwere Wolkenberge lasteten darüber. So glich der letzte Blick auf Island ziemlich dem ersten: eine schneebedeckte Felsenburg zwischen dem dunkeln Meer und einem trüben, winterlichen Himmel.

Eine ernste Wehmuth erfaßte mich, wie bei einem Abschied auf Nimmerwiedersehen. Ich muß gestehen: ich habe in den wenigen Wochen, die mir auf diesem merkwürdigen Eilande zuzubringen vergönnt war, Land und Leute herzlich liebgewonnen. Jedermann wird das aus den kurzen Skizzen herausfühlen, die ich von meinem leider nur so kurzen Aufenthalte entworfen. Island ist in allen Stücken der gerade Gegensatz des wonnigen, sonnigen Südens. Doch wie die wunderbaren Herrlichkeiten des Hochgebirges, flößt seine einsame großartige Natur unwillkürlich Zuneigung und Begeisterung ein. Ehrwürdig ist ein Volk, das im Kampfe mit den größten Entbehrungen und Leiden solchen Muth bewährt hat wie das Volk von Island, das die heiligen Erinnerungen seiner Vergangenheit mit so heldenmüthiger Treue bewahrt hat, das nach allen Umwälzungen des heutigen Europa in der Mehrheit seiner Bürger noch christlich denkt und fühlt. In seinem Kampfe um berechtigte Freiheit und Selbständigkeit hat es eine Ausdauer und Mäßigung an den Tag gelegt wie wenige andere Völker. In seiner Geistesbildung ist es ruhig auf der Bahn der Ueberlieferung vorangeschritten, hat sich aber wohl gehütet, die literarischen und geschichtlichen Schätze seiner Vergangenheit gegen das Flittergold moderner Vielwisserei einzutauschen. Die vorchristlichen Sagen und Geschichten haben sich in der ehrwürdigen fast unveränderten Volkssprache neben den Erinnerungen des katholischen Mittelalters lebendig erhalten und die friedliche Verschmelzung des christlichen mit dem germanischen Geiste ist noch heute die Grundlage des Volkslebens geblieben. Die Glaubenstrennung hat dieses Band nur zum Theil zu lösen und zu lockern vermocht, die französische Revolution hat keinen tieferen Einfluß auf das innere Leben erlangt. Mochten vereinzelte Isländer sich im Auslande an die Freuden und Leiden der Hypercivilisation gewöhnen: der ächte Isländer bewahrt ein unvertilgbares Heimweh nach seiner Insel im Herzen. „Nur im Nord ruht sein Magnet." Es liegt etwas Großes, Ideales in dieser Liebe zur altehrwürdigen, geschichtlichen Heimath, und so möge denn diese Wanderbilder ein Lied Benedict Gröndels beschließen, das diese Heimathliebe in begeisternder Weise ausdrückt:

Nordwärts zieh' ich breite Pfade
Mit des Dampfes Flammendrang,
Schneller als nach Fluth und Regen
Fliegt ein Schiff den Fluß entlang.
Städte, Burgen flieh'n vorüber
Zahllos: ohne Ruh' und Rast
Dreht sich, gleich des Erdballs Kreisel,
Der Maschine Eisenlast.

In des Südens stolzen Sälen
Sah ich Ros' und Lilie blüh'n,
Stolze Männer, holde Frauen,
Lieblich war ihr Wort und kühn;
Von den himmelhohen Thürmen
Scholl der frohe Stundentanz,
Von den goldgeschmückten Wänden
Strahlte heller Lichterglanz.

Doch indeß die Pracht ich schaute,
Standest du im Silberkleid
Vor mir, schimmernd, schneegegürtet,
Eisgekrönte Heldenmaid.
Lieber will bei dir ich wohnen,
Heimath, als in frembem Glanz,
Lieber bei dir einsam träumen,
Als mich dreh'n im leichten Tanz.

Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke dein,
Hehre, schöne Asentochter,
Mit dem Brauthelm licht und rein,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Krystall und weißem Schnee,
Feuergluth im tiefen Busen
Trotz der eisumwogten See.

Herrlich taucht die Morgensonne
Deine Bergeswelt in Gluth,
Ihre Runenschrift, die gold'ne,
Abends auf dem Meere ruht.
Magst du auch zum Meere eilen
Jeden Abend, schöner Strahl,
Lebst am Himmel meiner Seele
Du bei Tag und Nacht zumal.

Ruf' vom Grabe deinen Söhnen,
Saga, die Vergangenheit,
Ihren Zauber, ihre Schätze,
Ihrer Helden Herrlichkeit,

Daß sie streb'n und kämpfen mögen,
Nie ermattend halten Stand,
Nimmer dulden, daß der Fremde
Heil'ge sich das gute Land.

Wann wird uns die Stunde schlagen,
Wo der Knechtschaft Nacht zerfließt,
Wo der Blumen schönste Fülle
Aus dem freien Boden sprießt?
Ja, der Tag, er wird erwachen,
Wo das Recht zum Scepter greift,
Und der Tag wird dann erst enden,
Wenn mein Volk zum Grabe reift!

A. Baumgartner S. J.

Nerto.

Eine provenzalische Dichtung.

Seit wir in diesen Blättern einige Studien über die neuprovenzalische Poesie veröffentlichten, sind viele Jahre ins Land gegangen. Aber, wie der Franzose sagt, on revient toujours etc., und so schauten wir denn auch gern trotz Siechthum und Entfernung auf das Treiben, Weben und Schaffen der Sängerfreunde in der sonnigen Provence zurück. Die aber sorgen schon wacker dafür, daß es bei ihnen immer etwas Neues zu sehen und zu hören gibt; denn an ein so baldiges Sterben denkt die junge Dichterschule bis heute noch gar nicht, und hat auch Recht, es nicht zu thun in dieser prosaischen Zeit.

Für heute greifen wir zu dem Neuesten, das uns eben vorliegt. Der Titel lautet: Nerto, nouvello prouvençalo pèr Frederi Mistral[1]. Ein kurzes provenzalisches Sprüchwort gibt die Tendenz: Lou Diable porto pèiro — „Der Teufel trägt Steine", ein Satz, der im Epilog dahin ergänzt wird, daß uns der Dichter tröstet mit der alten Wahrheit, die auch der Inhalt des vorstehenden Gedichtes wieder erhärtet:

Émé la péiro dóu Catiéu
S'ausso la tourre dóu bon Diéu.

Mit den Steinen des Versuchers
Baut sich auf der Thurm des Herrn.

[1] Paris, Hachette, 1884. — Nerto ein Frauenname = Myrtha. Dieser Name kommt besonders noch bei provenzalischen Judenfamilien vor und wird dann gleichbedeutend mit Esther oder Hadasa gebraucht.

Wenn man uns nicht mißverstehen will, so möchten wir diese neueste epische Dichtung Mistrals eine Art provenzalischen Faust nennen, nicht zwar wie der Magico prodigioso Calderons der spanische Faust ist, aber doch in vielen Motiven an diesen wie an den deutschen anklingend. Wenn der Dichter sein Werk eine „nouvello“ nennt, so darf man an nichts weniger als an eine gereimte Novelle im modernen Sinne denken. Sage oder Legende wäre jedenfalls eine richtigere Bezeichnung des Inhaltes sowohl als der Behandlungsweise. Der böse Feind tritt als handelnde Person in den Kreis der Erzählung, und an Zauber und infernalen Wundern ist kein Mangel. Und doch bleibt die eigentliche Handlung, insofern sie eben den Grund des Gedichtes abgibt, freie menschliche Entschließung; ja darin eben liegt das Interesse der Geschichte, daß wir vor unseren Blicken den Kampf einer unschuldigen Seele gegen das Böse und den Bösen verfolgen, einen Kampf, den der Dichter bis zu jenem äußersten Punkte führen läßt, wo auch von guter Seite die Uebernatur eingreifen muß und dem Versucher durch ein Wunder jede physische Gewalt über den Menschen nimmt. Aber nicht bloß zeigt uns das Gedicht den Sieg des durch die Gnade gestärkten freien Willens über den Bösen, sondern auch die wunderbare Kraft der Unschuld zur Läuterung des Sünders. Das menschliche Werkzeug, dessen Satan sich zur Ueberwältigung einer Seele bedienen wollte, wird ihm nur selbst abtrünnig gemacht und im entscheidenden Augenblick durch die reinigende Gnade der vollkommenen Reue für den Himmel gerettet. Der Provenzale ist kein Speculant, er tritt nicht aus krankhafter Grübelei mit dem Bösen in einen Bund, sondern weil er sich eben in einer Lage befindet, aus der ihn nach seiner Meinung nur der Teufel retten kann; nicht wie Faust oder Cyprian läßt er sich nach langen Reflexionen mit dem Satan ein, sondern in einem verzweifelten Augenblick, halb vom Weine benebelt, unter der Last einer Alles übersteigenden Spielschuld und unersättigten Spielwuth schließt er den Handel ab, daß um den Preis seiner Tochter der Böse ihm Geld — nur Geld zum Spielen besorge. Der Conflict besteht nun darin, daß der Teufel alle Mittel in Bewegung setzt, in den Besitz der ihm verkauften Seele zu gelangen — aber schließlich den Rücken kehren muß, weil nur eine Sünde ihm Eingang und damit Gewalt über die Seele geben könnte. Dieser Gedanke ist ganz katholisch; katholisch auch und zwar charakteristisch, daß die bedrängte Unschuld sich immer wieder wie instinctiv an die allerseligste Jungfrau wendet, wenn sie in ihrer Unerfahrenheit glaubt, nun schließlich doch in die Klauen des Unholdes gefallen zu sein. Sehen wir uns nach diesen Andeutungen den Inhalt des Gedichtes selbst näher an.

Der „Prolog“ schlägt einen jovialen Ton an, der indessen aus dem Ernst der Sache kein Hehl machen will. „Den Gürtel fest um die Lenden, die Locken im Wind, die Brust nackt und die Arme in Bewegung die Berge zu besteigen, wenn der Morgen und der Thau dich erheitern und beleben, das ist wahre Lust, Gutfreund Leser. Aber wenn der Sonnenherd da droben sich gen Abend neigt, dann beruhigen sich unter der Last des Gottestages die jauchzende Morgenlust und die lauten Lieder. (Anspielung auf das wachsende Alter des Dichters, der in seiner Jugend Mireille, dann 1866

Calendau — und jetzt 1884 Nerto dichtete.) Wundert euch also nicht, wenn ich meine kleine Garbe leicht binde und euch heute eine Geschichte erzähle in familiären und heiteren Versen. Ich hab' sie ehemals gesammelt auf den Hirtenwegen, im offenen Land der Tarasque, in Montmajour und der Hexenhöhle. Dieses Frühjahr setzt' ich sie in Reime.

Spielt drin der Teufel eine Rolle,
Glaubt, gute Freunde, nicht, ich wolle
Mit leerem Spuk die Kinder schrecken,
Mit seichtem Witz die Großen necken.
Die Leute aus der Nachbarschaft —
Brav sind sie und gewissenhaft —
Sie haben mir als wahr erzählt,
Was ich in Vers und Reim gestellt.

Zwar, spricht heut' wer von Lucifer,
Nimmt's Wunder all die Leutchen sehr,
Ja, Der und Jene, die der Teufel
Schon hält beim Schopf ohn' allen Zweifel,
Die lachen oder sind empört,
Wenn nur ihr Ohr den Namen hört.

Doch traun! Was kann's den Schwarzen scheeren,
Ob schwache Menschlein ihm verwehren
Sein gutes Recht auf Sein und Leben,
Das ihm der Herrgott wollte geben?
Kaum wird's den alten Räuber hindern,
Zu lauern auf den Menschenkindern,
Bald katzenhaft, bald löwenhaft,
Zu bringen all sie noch in Haft.

Gern sieht er's, daß man ihn verneint,
So ohne Angst und Furcht erscheint,
Drauf los nur lebt, wie's grad gefällt,
Als wär's gethan mit dieser Welt —
Das freut den Argen, denn grabaus
Die Blinden laufen ihm ins Haus.

Der Glaube führt zum Sieg empor,
Doch wer dem Zweifel lieh sein Ohr,
Der fühlt zum Tod sich bald erschlafft,
Es starrt und schwindet Kraft um Kraft.
Der Zweifel ist ein böses Gift,
Da weicht das Leben, wo er trifft,
Wars's in den Bach der böse Mann,
Korbweit' den Fisch er schöpfen kann.
Frißt Zweifel erst des Volkes Herz,
Wie Flocken schneit's dann höllenwärts.

Natürlich! — o, ich hör' euch schon,
Wie ihr von eurer Weisheit Thron
Mir darthut, daß die Wissenschaft
Längst all den Plunder fortgerafft,
Daß sie zersetzt in ihren Kübeln
Mit Scheidesäuren all den Wust,
Den uns vererbt sammt andern Uebeln
Das Mittelalter, schwarz berußt
Von seines Köhlerglaubens Rauch! —
Jetzt streicht ein frischer Morgenhauch,
Der längst vertrieb den Hexenschwarm;
Von Höll und Teufel droht kein Harm...
Ihr Armen, ihr bedenkt wohl kaum,
Daß uns bei der Erkenntniß Baum
Auflauert schon seit Eva's Zeit
Der Böse, durch den Noth und Leid
Schwarmweise in die Welt einkehrten —
Er war der erste der Gelehrten!

Schön ist's, den rauhen, steilen Pfad,
Den einmal nun zu wandern hat
Der Mensch, von Dornen und Gestein
Zu säubern, bis er glatt mag sein;
Gut ist es auch, den Mann zu lehren,
Mit minder Schweiß und doch in Ehren
Zu essen fürderhin sein Brod —
Wie schön, in diesem Jammerthal
Zu mindern Kampf, zu lindern Noth,
Zu bannen blinder Aengsten Qual!
Und doch! wie einst mein Vorfahr sprach,
Der weise König-Sänger, ach,
Was wär's auch Alles, müßt' ich sehen,
Wie vor und nach in schweren Wehen
Geboren wird der Mensch — gehetzt
Vom Leben wächst und stirbt zuletzt. —
Nein, höher — weit ob dieser Welt
Hab' ich der Freiheit Ziel gestellt;
Mein Hoffen steht nicht auf die Zeit,
Denn was die gibt, ist Eitelkeit!

Was ist die Welt? Scheint dir's nicht fast,
Als ob der Heiland selber hätte
Mit Satan, der die Menschen haßt,
Um uns gethan eine Art von Wette?

Schlau ist der Teufel. Wenn er spielt,
Geschickt die Karten er nur führt,
Die grad im Schwang sind; auch empfiehlt
Er gleich sich nicht, wenn er verliert,
Er spielt von Neuem stets fürwahr,
Und währt das Spiel auch tausend Jahr,
Ihr meint, dann sei's gewiß gethan —
Daß Gott erbarm! Kaum hebt es an!

Der Teufel ist ein froher Geselle,
Kaum grünt der Anger im April,
Ist Meister Bockfuß gleich zur Stelle
Und führt die Jugend hinaus zum Spiel.
„Versteckengeh'n" und „Warme Hand"
Und Pfändergeben als Liebestand,
Das freut ihn schon; doch beff're Tage
Zählt er, wenn erst im Maienhage
Bei luft'gem Jauchzen und Zitherklang
Der Bub sein Mädel im Tanz erst
schwang.
Und setzen sich dann zu plaudern die Zwei,
Schleicht er als Dritter sich auch herbei.

Der Teufel ist eine gute Haut,
Hat's gerne, wenn die Luft wird laut,
Wenn Gläser klirren, das Lachen schallt
Und frech das Lied in der Nacht verhallt...
Er liebt's, wenn die Jugend das Haupt
erhebt,
Nach Neuem und Unerhörtem strebt,
Des Alters Warnung keck belacht
Und Wege sich sucht aus eig'ner Macht.

Doch was ihm lieb vor Allem ist,
Das ist das Spiel, dem Heid' und Christ
Sein Heil verkauft ohne Widerstand;
Das bringt zu Fall weitum im Land
Die Stärksten und die Stolzesten auch,
Bis sie erstickten vom Höllenrauch.

Das Spiel erzeugt der Unzucht Feuer,
Zieht Gottesläst'rer und Ungeheuer
Groß; macht zum Bettler und Schuft den
Mann,
Schmarotzer und Wuch'rer lockt es an,
Es lehrt den Treubruch und Verrath,
Freut sich an Meineid und sinst'rer That —
Bis endlich, um Tauf' und Glauben gebracht,
Der Mensch sich stürzt in des Selbstmords
Nacht!

In Staub sinkt Hütte und Palast,
Drin seine Gluth verzehrend rast,
Bis auf Ruinen, die niemand nennt,
Des Fluches Blume, die Distel, brennt.

* * *

Nun aber, Gutfreund! nun soll fürwahr
Nicht allzusehr vor der Gefahr
Dich grauen; denn, ob auch voll List,
Satan doch nicht schon Meister ist.
Wer kämpfen will, der findet auch
Ein Mittel bald, das wirft den Gauch.
Du kennst wohl noch aus dem Berichte
Großmütterleins die heit're Geschichte,
Wie er die Brücke des Gard gebaut?
Der Schuft hatte sich als Lohn bedungen,
Daß, wenn ihm der schwere Bau gelungen,
Sein wäre die Seele, die sich getraut,
Zuerst die neue Straße zu schreiten.
Bald stand die Brücke, doch auch bei Zeiten
Den weisen Schöffen ein Licht noch kam.
Ein Häslein im Feld man gefangen nahm
Und führt's zur Brücke, da ließ man's
los.
Der Schwarze lauert' am andern End';
Nun lief's, nun kam's, wonach er brennt,
Er springt, er greift — ein Häslein bloß!
Und hüben die Schöffen, die lachen baß,
Da packt den Bösen ein Zorn und Haß,
Und gegen der Brücke Mauer schmeißt
Das arme Häslein er also hart,
Daß, wie es im Liede der Ahnfrau heißt,
Man's heute noch schaut am Pont du
Gard. —

Der Erzschelm! Nichts ist ihm zu schlecht,
Das Allerschlimmste so grade recht.
Unfrieden säen, den Streit erhalten,
Das ist seinem Wesen schönstes Walten.
Wie Ratten an Allem müssen nagen,
So mag er beileibe nichts Gutes ertragen.
Er höhlt den Boden, entgleist den Wagen,
Er wühlt im Sumpfe und ruft die Pest,
Zur Kurzweil reizt er ein Wespennest,
Er schmuggelt am liebsten in Gottes Buch
Auch seine Papiere voll Schmutz und Fluch.

Doch laß ihn sich mühen und Nebel brauen,
Halt' fest zu Gott, dann wirst du schauen,
Wie durch die Nacht die Sonne bricht,
Im Abgrund Satan zerschmettert liegt,
Trotz Allem endlich die Brücke steht
Und frei darüber die Unschuld geht.

Der Geist des Aufruhrs schleppte den Stein,
In seinen Bau fügt' der Herr ihn ein —
Nun leuchte, Sonne! Mit uns ist Gott!
Die Schürzen, ihr Damen! Und sonder Spott.

Mit dieser alten Aufforderungsformel der Jongleure und Troubadoure an die zuhörenden Damen: „Dono, aparas vòsti faudiéu!“ beginnt nun der Dichter seine Erzählung. Mit Ausnahme des bösen Anklanges der „Wette“, den wir in der Uebersetzung etwas abgeschwächt, steht dieser Prolog auf einem viel christlicheren Standpunkt als der bekannte „Prolog im Himmel“. Der Anklang an die ersten Verse des Parcival unseres W. v. Eschenbach ist durchaus nicht zum Nachtheil der Dichtung. Der Ton ist bei aller Lebendigkeit doch nicht unwürdig und erhebt sich z. B. beim „Spiel“ oder beim „Zweifel“ zum ziemenden Pathos. Im Folgenden bleibt ebenfalls die Sprache jedesmal dem Stoffe angemessen, der Vers im Original immer derjenige des Prologs, vierfüßige, gereimte Jamben, also das Versmaß der meisten mittelalterlichen Epen, das ja auch Neuere mit Erfolg wieder einführten. In der Uebersetzung bedienten wir uns des vierfüßigen Trochäus, der uns geeignet schien, ohne Zuhilfenahme des schwierigen Reimes durchgehends den Ton des Originals am leichtesten wiederzugeben, wenngleich wir gerne zugestehen, daß unsere Uebersetzungen nicht den Anspruch machen, wortgetreu zu sein.

I. Der Baron. Castel-Renard[1] erhebt noch heute seine zwei Thürme wie zwei Hörner auf der Stirn eines Felsenhügels. Aber das Schloß selbst liegt zu Boden

Mit den Thoren, mit den Zinnen,
Drüber jetzt in üpp'gem Büschel
Weißsalbei und Thymian weben,
Die dort blüh'n im Mond des Lenzes,
Statt der Damen hess'rer Zeiten.
Ueber lose Mauerblöcke
Schlüpft die sonnendurst'ge Eidechs' —
Und die dunklen Pinien seufzen
In dem frischen Hauch des Meerwinds.
Eh'mals hob auf stolzen Thürmen,
Weithin herrschend ob der Eb'ne,
Noch sich keck des Ritters Wappen,
Daß von fern am Horizonte
Man schon blitzen sah die „Dolche“[2]. —
Damals herrschten noch die Päpste.

Pons, der kampfgewalt'ge Ritter,
Ruht im Bett, gekreuzt die Hände,
Festgenagelt durch den Schmerz.
Ihn zu pflegen und zu trösten
Seine einz'ge Tochter sitzet,
Neben ihm die blonde Myrtha.
Hell vom Schloßhof aus dem Stalle
Tönt herauf zu manchen Malen
Ungeduldig Pferdgewieher:
„Armer Robin,“ sagt der Kranke
Und schaut auf zur Saalesdecke,
„Armer Robin, ach, vergebens
Rufst nach deinem Herrn du immer,
Den wirst nimmermehr du tragen,
Nie wohl mehr in deinem Bügel“ ...

Und nicht Unrecht hat der Ritter —
Nein, bei Gott, er sagt die Wahrheit;
Denn der König aller Aerzte
Selbst, der Jude Mardochäus,

[1] Ruine bei dem Städtchen Château-Renard auf dem linken Ufer der Durance bei Avignon. [2] „Drei Dolche“, das Wappen des Ritters Pons von Castel-Renard.

Der auf seinem Maulthier eben
Niedersteigt dort durch den Hohlweg —
Hat, als er ihn sah, geschüttelt
Ernst das Haupt dabei und sagte:
„Lang wird währen dieses Uebel!"

Durch die zweigetheilten Fenster
Dringt der frohe, junge Morgen,
Streut sein Lichtgold auf den Kranken,
Spielt am Baldachin des Bettes
Und blitzt neckisch in den Blumen
Auf dem buntgepreßten Teppich
An der Wand aus Cordnan.
Doch zu sehr fühlt der Baron nur,
Daß er nie mehr wird genesen —
Und mit seiner heisern, rauhen,
Dumpfen Stimme weist er plötzlich
Alle Diener aus dem Saale,
Daß allein er mit der Tochter,
Daß er dieser beicht' sein Leben. . . .

Der alte Sünder hat wohl recht, zu dieser „Lebensbeicht" nur die Einzige zu rufen, die es angeht. „Kind," so hebt er an, „Gott ruft mich zu seinem Richterstuhl, und so muß ich dir einen Kummer offenbaren, der mir das Herz abdrückt. Mehr als Judas, mehr als Mohammed habe ich die Hölle verdient; meine Felonie ist so groß, daß ich mich selbst gegen jede Verzeihung wehre — denn ich habe die Seele meines Blutes verkauft! — —

„Es werden nun bald dreizehn Jahre vollendet sein, — um Sanct Eutrope ist der Tag — da rief uns, mich und einige andere Barone, Herr Isnard von Mormoiron, um aus seinem Park die Wölfe Raymonds von Turenne zu jagen. Du kennst ihn ja diesen gewaltigen Räuber, Wegelagerer, Klosterstürmer, der über Hütten und Schlösser dahinzog mit Brand, Raub und Mord, wie ein Rechen mit eisernen Zähnen. Als wir ihm nun die Wege gewiesen, bewirthete Isnard uns neun Tage in seinem Heim zu Bacalan. Morgens übten wir uns in ritterlichen Spielen, dann gab's reichliche Mahlzeit und der edle Wein floß nur so stromweise in unsere Becher. Vom Tisch ging's auf den Boden! Da flogen die Goldzechinen, und die drei Würfel hatten keine Ruhe. Was willst du, wenn das Glück übler Laune ist — gewiß war ich behext an diesen Tagen, es ging mir immer schlimmer. Ich spielte wie ein Besessener, ich verlor Alles, Alles was ich als Pfand setzte. Zwischen elf Uhr und Mitternacht kehrte ich heim über die Berge. Mein Kopf tobte und brauste — all meine Habe verloren: meinen Sperber und meine Pferde, meine Oelbäume und meinen rothen florentinischen Mantel — all meine Inseln in der Durance, meine Veste von Castel-Renard, meinen edlen Wappenschild mit den drei Dolchen — die Juwelen deiner verstorbenen Mutter, die Riegel meiner eigenen Thüre. Es blieb mir nur der Schimpf und auf meiner Stirn das Kreuz der Taufe. — Und hinter mir, vor mir, von allen Seiten verfolgten mich wie ein Schwarm schwarzer Schmeißfliegen meine schlechten Gedanken: Geh', Bettelbaron, geh', stürz' dich ins Wasser! Verfluchter Spieler, wirf dich vom Fels hinab. Die Schande, der Hunger, das Almosen erwarten dich drüben, die Verachtung wird morgen dich bespeien. Verlorener Baron, dein ist nur, was auf deiner Hand wächst! Aber freilich, käme so zufällig des Weges ein Kaufmann mit einer gefüllten Katze um den Leib, wer wüßte es . . auf dem Feld ringsum niemand . . . und wer hinderte mich, mich auf ihn zu stürzen, ihm das Blut abzuzapfen wie einem Schlachthammel?! — Unglücklicher, und mein Kind?! Aber schließlich geht

der Wolf doch aus, wenn er Hunger hat . . Und käme der Teufel selbst mit Geld — ich würde ihm, wenn's nicht anders ginge, meine eigene Tochter verkaufen." — „Vater," schrie hier Myrtha, den Alten unterbrechend — „Vater, ich habe Furcht! Ist's möglich, seine Tochter zu verkaufen!"

„Ja, du kannst mir fluchen," fuhr Pons fort, „denn kaum hatt' ich in meinem Wahn das Wort ausgesprochen, — mich schaudert heute noch — da hör' ich drunten ein Geknirsch und dann ein langes Knarren, das ich mir nicht zu erklären wußte. Eine dunkle Wolke hielt die ganze Haide in tiefstem Schatten. Aus dem Schwarz tritt plötzlich der Mond hervor und ich sehe vor mir in der unheimlichen Helle ein großes Rad, das sich drehte und mit dem Schatten seines Reifens wohl hundert Ruthen Bodens bedeckte. Gebeugten Körpers, steifen Beins und mit zwei Augen wie Lampen trieb eine gespenstige Gestalt die furchtbare Maschine unter entsetzlichem Geknirsch voran . . . ‚Also wie einen Bettler hat man dich geschoren,' sagte mir der Radtreiber mit scherzendem Ton, ‚ah, Gutfreund, beim Spiel muß man auf Alles gefaßt sein, aber für einen lustigen Kumpan ist Geldwunde keine Todeswunde.' Während er so sprach, drehte der unheimliche Spaßmacher immer an seinem Rade und drehte und drehte . . . Da hebt plötzlich die schauderhafte Schöpfmaschine[1] an, sprudelweise ganze Haufen von Zechinen und Dublonen heraufzufördern, so daß sie hellklingend im Mondschein dahinrollten. Mein Blut gerieth in Wallung. ‚Schau',' sagte der Andere, ‚der ganze Boden hier ist eine Masse von Gold und Silber; o die Maschine! Wenn der Mensch die Maschine erst erfindet, dann kann er dem da oben eine Nase drehen. Also, machen wir den Vertrag? Alles ist dein, in 13 Jahren komm' und hole ich deine Brut . . .' Und ich, der ich mit dir spreche, ich streckte die Hand aus — diese Hand, und warf mich auf den Kessel mit dem höllischen Schatz. Was ich dir da erzähle, ging wie ein Blitz schnell vorüber, aber das frischgeprägte, vollwichtige Geld brannte in meinen Händen, und wie im Fieber toll und taumelnd eil' ich zurück, das Spiel wieder aufzunehmen. ‚Da ist Geld!' rief ich; ‚tausend Gulden, wer setzt?' . . . und in weniger als einer Stunde war ich reich, reich wie der Mohrenkönig."

Seit jenem Tage hat der alte Pons keine ruhige Stunde mehr gehabt. Immer war er auf Kriegszügen, selten und für kurze Zeit nur kehrte er an seinen Herd — zu seinem Kind. Von Provence zur Limagna, von Gascogne zur Romagna, heute hier, morgen dort, über Berg, über Meer, bald in Sicilien, bald in Piemont — nirgends gab's eine Prügelei, eine Ritterfahrt, einen Sturm, einen Kampf, eine Schlacht, eine Mörderei, ohne daß Pons dabei gewesen und sein redlich Theil daran genommen. Von den Gewissensbissen zermartert, suchte er den Tod auf, aber der Tod wollte ihn nicht finden. Dann kehrte er düster, in seinen Mantel gehüllt, gegen Abend auf sein Schloß zurück; sobald er auf dem Hofe vom Pferde stieg, eilte Myrtha ihm entgegen, ihn froh zu begrüßen. Er aber wendete jedes Mal den Kopf ab und stieß sie zurück — aber immer bei solchen Gelegenheiten standen zwei

[1] Noria, das alte Schöpfrad an Brunnen.

Thränen in seinen Augen und die Leute sagten, „wenn er sein Kind sieht, weint er um sein Weib". Der Alte aber brummte und gab den Dienern allerlei rauhe Befehle, erfüllte für fünf oder sechs Tage das Schloß mit seinem Schelten und Toben — dann war er wieder fort. — Myrtha fragte ihn: „Vater, hören denn die Kriege nimmer auf?" Er antwortete: „Der Mann des Friedens geht seinem Geschäfte nach; des Adeligen Geschäft ist der Krieg." Als er aber eines Tages gen Grenoble gezogen war, kam er so zerhauen zurück, daß er sich zu Bett legen mußte. — Und da Sir Pons fühlte, daß seiner Fahrten letzte Stunde bald schlage, so hatte er sich, bevor er auf die große Reise gehe, zu der Lebensbeichte an seine Tochter entschlossen.

Die arme Myrtha hat diesen Bericht, insofern er Erzählung des Vaters ist, oft mit ihren Ausbrüchen des Schmerzes, der Angst u. s. w. unterbrochen, der Dichter seinerseits hat Sorge getragen, seiner Schilderung des alten Pons das Lichtbild der Jungfrau geschickt einzufügen.

„Ein alter Wehrwolf ist der Vater," sagten die Leute, „Beulen und Wunden sind seine Lust, aber das Fräulein ist alle Schätze der Erde werth."

Von wem redeten die Bauern? Nur von Myrtha; sie war so artig, trat bisweilen in ihre Häuser; „Gott sei mit euch!" sagte sie dann. „Wie geht's hier? Frau Babette, geht's gut mit der Spindel? Nachbarin Johanna, ihr seid nicht gedungen? gut, gut, ich rechne auf euch für die Wäsche. Hast du das Brod gemengt, Nanon? Wie fein das gebacken und wie herrlich ausgegohren! Was macht die kleine Martha? Wann geht sie zur Communion? Wenn sie fortfährt, brav zu sein, so werde ich sie zu meiner Zofe nehmen." So sprach sie, und die Gäßchen entlang war ihre Hand immer thätig, ein Stückchen Geld ums andere aus ihrer Tasche zu holen. Sie war freilich auch die Schönste ringsum, man hatte ihr auch den Maibaum gepflanzt, aber Keiner war noch gekommen, ihr zu sagen, was die Blumen bedeuten.

Auf den Thurm stieg sie häufig, um den frischen Hauch zu genießen, und dann sang sie ihr Liedlein hinaus in die Lüfte und schaute den jungen Schwälblein zu, die auf der Windfahne rasteten. Ach Gott, die schöne Zeit der Troubadours war vorbei, einsam lagen die Burgen und einsam saßen in den hohen Sälen die feinen Damen.

Myrtha war von Kindheit an zu dieser Einsamkeit von ihrer strengen Tante Sibylla erzogen. Ihr Glück war, daß sie lesen konnte; denn um sie zu erziehen und in jeglichen guten und schönen Dingen zu unterrichten, ließ die kluge Alte sie jeden Tag ein Stück aus dem „Breviàri d'amor" auswendig lernen. Ach das schöne Buch! Im Verlauf seiner Verse zählte es Vögel und Fische auf und die Thiere, die auf Erden sind. Auch die wunderbaren Kräfte der Pflanzen und der Edelsteine, des Saphirs und des Liebessteines (Magneten), der das Eisen aus der Hand zieht. Dann den Weg des hl. Jacobus, die zwölf Zeichen des Thierkreises, den Stern mit dem schönen Schweif, die Sirene, die Nymphe Echo, und die acht Winde, welche das Meer befahren. Sodann kamen die Punkte der Heilslehre, Eva, unsere Mutter, und Adam, die guten und bösen Engel, die Freuden des Paradieses

und die zehn Strafen der Hölle. Dann folgte der „Baum der Liebe“, der anempfiehlt die Freundlichkeit und Zucht — Alles auch gemalt mit Blau und Gold. Die Bilder gefielen der kleinen Myrtha am besten. Und wenn sie nun ein schönes Fräulein recht schmal und fein, mit blondem Haar, blauem Auge und rothem Mund gemalt sah, das einen Jasminzweig in der Hand trug und worunter ein paar Verse geschrieben standen, so sagte sie: „Das ist ganz mein Bild, nicht wahr Tante?“ Und sofort erwiedert Tante Sibylle im Halbschlaf:

„Mädchen wenig gesehen,
Wird man suchen gehen:

Das ist der Sinn des Sträußleins“, und dann schlief sie weiter.

Aus der Ruhe und stillen Freude dieses unschuldigen einsamen Lebens wird das arme Kind nun plötzlich durch die Erzählung des Vaters gerissen. „Was, dem Teufel soll ich gehören?! Was soll ich thun, wohin gehen? ... O große, heilige Martha der Provence, o sei du meine Schirmerin, die du den scheußlichen Drachen im Lande Tarascon zerschmettert. — O Mutter Gottes! unbefleckte Jungfrau, mächtige, heilige Maria, du kannst, wenn du willst, heute wie ehedem den Satan mit Füßen treten. Zu Hilfe, Jungfrau Maria, o schnell, schnell, ich bin verloren. — Komme, dir werf ich mich entgegen, ganz dein will ich sein! — — Wär's möglich, daß man mich einem Teufel zur Ehe gegeben? Ich bin getauft, ich will nicht! O Vater, Vater! du täuschest mich!“

„Mein Kind,“ sagte schließlich der alte Pons, „in all dem Unglück bleibt meinem Herzen noch eine Hoffnung, vielleicht gibt's noch einen Weg zum Heile. Zwar sehe ich ein, daß ich für ein solches Vergehen in der Hölle braten muß, ohne Hoffnung auf Absolution — aber du, der unschuldige Preis meines abscheulichen Paktes, du magst, du mußt gerettet werden. Gehe zum Papst; der Heilige Vater ist der Spender der großen Verzeihungen; er hält die Schlüssel des Himmelreiches und Gott läßt ihn nie im Stich ... Es ist zwar schwer, bei all dem Pulver, das man jetzt um Avignon verbraucht, bis zu dem Felsen zu kommen, wo die Kirche jetzt ihre Leuchte aufgestellt, und in den Thurm zu gelangen, in welchem der Papst sich verbarrikadirt hat. Boucicaut mit seinen Heeren aus Limoges und Ueber-Loire halten den Papst Benedict XIII. in seinem Palast gefangen, der's von oben den Franzosen wahrlich heimzahlt, und ihnen Steine und Pfeile auf den Nacken schickt. Er vertheidigt sich brav, der alte Papst! Ich hätte mich mit ihm einschließen sollen, es ist zu spät jetzt — aber ich kenne einen verborgenen Weg, der aus diesem festen Schloß unter der Durance weg grad in den großen Thurm des avignonischen Vaticans führt. Das ist das Heil, vergiß es nicht! Papst Clemens und die Königin Johanna haben den Weg graben lassen, unserem Geschlecht ist das Geheimniß anvertraut. Wahrscheinlich ist drüben der Heilige Vater der langen Belagerung auch müde, die ihn nun schon vier Jahre und elf Monate von aller Welt geschieden hält, und weiß er nicht einmal, daß er einen Weg zur Rettung unter seinen Füßen hat; er gäbe vielleicht das Fegfeuer für ein Mittel zur Flucht ... Geh' und sage

dem Papst, er solle fliehen und Castel-Renard zur Heimstätte wählen; die Provenzalen werden zu ihm eilen, dann kann er wieder frei das Buch der Kirche allen Völkern lesen. Mein Kind, zieh nach Avignon! Erinnere dich des Namens, den du trägst, ermanne dich zum Muth deiner Vorfahren! Es ist höchste Zeit, erwarte nicht die letzte Stunde, denn das Ende der dreizehn Jahre naht."

Das sind die Thatsachen, aus welchen die Legende sich aufbaut.

Myrtha geht also zum Papst (II. Der Papst). In Avignon ist die Noth aufs Höchste gestiegen und Benedict XIII. geht freudig auf den Vorschlag der Jungfrau ein, die plötzlich wie ein rettender Engel in dem wilden Kampfgetümmel und dem Brand des Schlosses erscheint; er macht sich auf und geht mit ihr durch den unterirdischen Gang hinüber nach Castel-Renard. Als Myrtha ihm nun hier ihren Fall vorlegt, entscheidet der „Papst", von solchem Pakt zu lösen, übersteige seine Gewalt; hier sei nur Ein Mittel des Heiles, nämlich daß die Jungfrau sich so bald als möglich in ein geweihtes Kloster begebe und so dem bösen Feind unzugänglich werde. Am Hof des Papstes findet sich bald auch der junge König Ludwig II. von Neapel und Jerusalem ein, dem bald die spanischen Freunde seine junge reiche Braut Jolanda von Aragon zuführen. In königlich feierlichem Aufzug geht's nun nach Arles (III. Der König), wo Benedict XIII. das königliche Paar trauen soll. In diesem Zug befindet sich noch eine andere Braut, die stille Myrtha, welche am Abend der Hochzeitsfeier in das alte berühmte Kloster des hl. Cäsarius bei Arles eintreten und dort am folgenden Tag aus der Hand des Papstes den geweihten Schleier nehmen will. Aber so leichten Kaufes läßt der böse Feind sein „Eigenthum" nicht fahren.

Im Schloß zu Avignon hat Myrtha den Neffen des Papstes, Rodrigo de Lune, kennen gelernt, der als Haupt der Besatzung die aus dem unterirdischen Gang aufsteigende, inmitten der rohen Soldatesca eingeschüchtert und rathlos dastehende Myrtha durch die Labyrinthe des Schlosses zum Gemach des Papstes geleitet hat. In wenigen kühnen Strichen wird uns das Bild des jungen, wegen seiner hohen Stellung und Verwandtschaft nahezu allmächtigen Wüstlings geschildert. Die Unschuld Myrtha's, welcher noch „niemand gesagt, was die Blumen bedeuten", ist wohl ein Reiz mehr in Rodrigo's Augen, aber zugleich fühlt der Verführer hier unbewußt, daß er auf geraden Wegen nicht zu seinem Ziele komme. Auch ist die Zeit während des Ganges zum Papst trotz aller künstlichen Verlängerung zu kurz, und so verschiebt er seine Ueberredungskünste auf eine andere Gelegenheit.

Nachdem die Belagerung Avignons aufgehoben, war auch Rodrigo nach Castel-Renard gekommen und hatte sich dem Brautzuge nach Arles angeschlossen. Seine Leidenschaft für Myrtha war inzwischen gewachsen, und es regte sich schon bisweilen in ihm der Wunsch, besser zu sein und dieser reinen Jungfrau werth; allein der wilde Soldatenübermuth schlug doch immer wieder stürmische Wogen über den Funken reinerer Liebe. Myrtha blieb auch während der häufigen Reden, die Rodrigo mit ihr auf dem Zuge nach Arles wechseln durfte, fest bei ihrem Vorsatz, sich durch den geweihten Schleier

gegen die Nachstellungen des Teufels zu feien. Freilich läßt sich nicht läugnen, daß bei all dieser Festigkeit des Vorsatzes doch manches Wort des Verführers, das nicht gerade an sich sündhaft war, in den lockern Boden des freudedurstigen Kinderherzens fiel und dort nur zu rasch ins Keimen kam. Nach der Festlichkeit in der Kathedrale (IV. Der Löwe) hat die gute Stadt Arles dem jungen Königspaar ein Schauspiel in der Arena gegeben, indem man das Wappenthier der Stadt, den Löwen, mit einigen Stieren kämpfen ließ. Auch Myrtha schaute in der Nähe der Königin dem aufregenden Schauspiel zu. Drei Stiere hatte der König der Wüste kampfunfähig gemacht, der vierte gehörnte Gegner aber brachte ihm eine fürchterliche Wunde bei, so daß der schmerztolle Löwe über die Einfriedigung unter die Zuschauer sprang, und zwar gerade vor die Loge des Königs und der Königin, zu deren Füßen Myrtha saß. Im entscheidenden Augenblick erschien vor der schnaubenden Bestie mit blankem Dolche Rodrigo und stieß dem Ungeheuer die Waffe bis ans Heft ins Genick, daß der Löwe taumelnd zu Boden wankte. Das Alles geschah in einem Augenblick, und die Veranstalter des Festes trugen Sorge, den schlimmen Eindruck des Zwischenspieles zu verwischen. Während der Reden des Hofnarren und der Stadtsprecher kam Myrtha immer mehr zu sich und dachte ans Kloster. Von einer niegekannten Unruhe fühlt sich ihre Unschuld erfaßt; Regen und Sonne kämpften um diesen Maitag, Seele und Herz der Jungfrau rangen.

Sprach die Seele: „Rettung gilt es,
Diese Welt ist wie ein Eiland
Von der Sünde Fluth umtoset.
Ach, wie wenig, wenig fehlte,
Ohne Beicht wär' ich gestorben —
Wär' ertrunken in der Hölle.
Dieses wilde Thier, der Löwe,
Der mich sucht' in der Arena,
Auf den Sitzen des Theaters,
Der mit seinem Blick mich festbannt',
Mich bezaubert' und bestrickte:
Lucifer ist's selbst gewesen,
Lucifer, der Fürst der Teufel,
Mich zu stürzen in den Abgrund.
Mag ich fliehen und mich wenden,
Immer, immer seh' ich vor mir
Dieses Ungeheuers Rachen — — —
Morgen kommt vielleicht — vielleicht auch
Diese Nacht noch er schon wieder . . .
O Maria, hilf, o hilf mir —
Ohne dich bin ich verloren!"

Und das Herz gab ihr zur Antwort:
„Noch so jung schon geh'n ins Kloster!
Süßer Freiheit Freud' verlassen,
Und das Schloß mit den vier Thürmen
Und den Königshof, die Feste,
All die schönen seid'nen Kleider:
Ist's vielleicht nicht doch zu strenge,
Wie auch meinte Don Rodrigo?
Ach, der liebe Don Rodrigo —
War doch er's, der mich errettet,
Als er vor dem Königspaare,
Er allein mit seinem Dolche
Stand wie eine feste Mauer —
Droben mein' ich ihn zu sehen,
Wie Sanct Michael, am Himmel.
Wie Orangengold sein Wamms,
Schwarz die Schuh' und herrlich wehte
Am Barett die weiße Feder. —
Ganz gewiß, er wagt' sein Leben,
Und doch ging er rasch von dannen.
Wohin ging er? Werd' ich jemals —
Nein, ich werd' ihn nie mehr schauen,
Als im Glanze seiner Thaten
Und von fern nur! Dicht vorüber
Ging er mir, auf seinem Herzen
Trug er einen Dolch gestickt,
Einen Dolch — Schloß Renards Wappen...
Arme Närrin ich — mich ruft ja,
Mich zu heil'gen, Gott ins Kloster.
Wohin ging er? Niemals werd' ich,

Niemals mehr ihn wiedersehen,
Und der Jugend schöne Tage
Sind geschlossen — morgen reicht man
Mir das dunkle Kleid St. Cäsars.
Ihn dann werd' ich nie mehr sehen;
Aber immer wird sein tiefer,
Stolzer, glüh'nder Blick mir folgen ...
Folgen auch hinter die Thore,
Die sich über meinem Leben
Morgen schließen. O Rodrigo!
Lebe wohl auf Nimmersehen!
Diese Nacht beim Aveläuten
Schließt man ein mich mit den Nonnen —
Und mein Herz, wenn ich dran denke,
Ach, mein Herz weint blut'ge Thränen.
Aber gehen muß ich — soll Verdammniß
Mich, die Aermste, nicht verschlingen.
Doch im Klosterfrieden will ich
Beten, Gott, für diese Seele,
Beten, beten all mein Leben
Treu für dich, o Don Rodrigo!"

Und wirklich (V. Die Nonne), am andern Tage wird Myrtha nicht nur als Nonne eingekleidet, sondern legt auch mit besonderer „päpstlicher" Dispens wegen der ganz eigenthümlichen Umstände ihres Verkaufs an den Teufel sofort die drei Ordensgelübde in die Hände des Papstes ab. Don Rodrigo aber gibt seine Pläne nicht auf. Er besucht die Kneipen der Vorstadt, wo die Matrosen und Soldaten ihr Wesen treiben, und macht sich hier an einige Catalanen aus dem Gefolge der jungen Königin heran. Fünfzig Parpaillolen soll ein jeder von ihnen erhalten, wenn sie sich bereit finden, auf ein Zeichen Rodrigo's einen kühnen Handstreich zu unternehmen. Nun wird erst recht wacker gezecht, bis gegen Mitternacht die Glocke des Belfrieds Feierstunde ankündigt. Rodrigo erscheint wieder und führt seine Gedungenen in die Nähe des berühmten Kirchhofs der Aliscamps, zu dem großen Kloster, in dessen Kirche sich eben die Nonnen zum Nachtchor versammelt hatten. Ein regelrechter Jungfrauenraub wird nicht bloß versucht, sondern auch soweit ausgeführt, daß die Soldaten nebst Myrtha noch einige andere Nonnen davonschleppen. Allein man hatte beim ersten Einbrechen der Gottesräuber im Kloster Sturm geläutet, so daß die Catalanen mit ihrer Beute erst kaum den Kirchhof erreicht hatten, als von Arles bereits die Schaarwache zu Hilfe eilte. Rodrigo legt die ohnmächtige Myrtha auf das Grab Rolands hin und eilt seinen Kameraden zu Hilfe. Keiner von den Catalanen will sich gefangen geben, viele sinken zum Tode hin, und das Grab ist schon offen für sie. Endlich haben die Räuber sich einen ehrlichen Rückzug erfochten, die Schaarwache zieht mit den geretteten Nonnen zum Kloster zurück, — aber Myrtha war nicht unter ihnen. Während des Kampfes war sie zu sich gekommen, der Kirchhof im Mondschein mit dem fernen Waffengeklirr und Kampfgeschrei kam ihr vor wie der Vorhof der Hölle — in ihrer überreizten Phantasie erschien ihr nun der Ueberfall im Kloster nicht anders, als sei Lucifer mit seiner Schaar trotz Schleier und Klosterpforte über sie gekommen, um sein Gut zu holen. Wilde Angst erfaßt sie; ohne die Gegend zu kennen, begibt sie sich auf die Flucht, nur fort — nur fort! Bei einem Walde hält sie an (VI. Der Engel), sie ist übermannt von Müdigkeit und Angst und läßt sich an einem Graben nieder zu kurzer Rast. Da bricht der junge Morgen ein und die Arme kniet nieder und betet. In ihr Gebet hinein tönt aus der Höhe ein Glöcklein, das ihr neuen Muth und Gottvertrauen gibt.

Wiederum macht sie sich auf, in den Wald, der Gegend zu, aus welcher die Glockenklänge gekommen. Sie steigt und steigt — da glänzt im ersten Strahl der aufgehenden Sonne das Kirchlein vom heiligen Erzengel Gabriel, bei dem ein siebzigjähriger Eremit wohnt, der in der ganzen Gegend wegen seiner Heiligkeit berühmt war. Zu ihm geht Myrtha und klagt dem über ihr plötzliches Erscheinen höchst erstaunten Greise ihr furchtbares Leid; der Eremit sucht sie zu trösten, auf Gottes Güte und Allmacht hinzuweisen und verspricht ihr Hilfe und Rettung. Er gibt der Armen von seinem Brod und reicht ihr Wasser von der Quelle, dann heißt er sie in die Kapelle gehen, während er höher hinauf zum Berggipfel steigt, wo ihm seit langen Jahren alltäglich zur Mittagsstunde der große Erzengel erscheint, dessen Dienst er sich geweiht hat. Diesmal will er mit dem Engel über Myrtha's Rettung sprechen, allein die himmlische Erscheinung kommt ihm zuvor; sie fragt in strengem Ton, wer die Jungfrau in klösterlichem Gewande sei, die er beherberge. „Das ist eine unglückliche Verlassene," antwortete der Eremit, „die ich dem Teufel abzuringen versprochen habe." Da zog es über das Antlitz des Engels wie eine Wolke über einen Silberquell: „Du Handvoll Staub!" sagte er streng, „du willst gegen den mächtigen Fürsten der krummen Wege kämpfen? Du hast große Mühe, dich selbst zu retten, und willst dich noch für das Heil Anderer verbürgen! O arme Binse! armes Menschengeschlecht!" Und der schöne Engel nahm nach diesen Worten seinen Flug himmelwärts.

Mehr todt als lebend erhebt sich der Einsiedler, wankend steigt er vom Gipfel nieder. „O Heilige des Himmels, seid mit mir, eilet, eilet, sonst bin ich verloren. Wer weiß, was diese Nonnenerscheinung in Wirklichkeit ist? Ich bin siebenzig Jahre alt, gebrechlich und hinfällig; aber je älter der Hampelmann, um so eher fängt er Feuer ... O ganz gewiß, es ist ein Fallstrick Satans. Und auch, wenn die Jungfrau fromm wäre, wie sie scheint, was gäb's für ein Gerede — denn die Welt ist heute so schlecht! Der Engel hat Recht, ich bekenne es frei, daß ich eine Thorheit beging, und der Weise irrt siebenmal des Tages."

Als nun Myrtha aus dem Kirchlein tritt, fährt der Eremit sie an: „Du mußt fort, gleich fort von hier; denn der Himmelsbote hat die Seele in Gefahr erklärt." — „O ich Aermste, Verlassenste," rief Myrtha, „wo ist denn eine Zuflucht für mich, wenn selbst die Heiligen mich von sich stoßen. Muß ich denn, großer Gott, wirklich zu Satan gehen! O furchtbarer Todeskampf! Mutter Gottes, was soll aus mir werden — die Nacht kommt und ich sterbe vor Schrecken!" Nun gibt ihr der Einsiedler den Weg an, den sie einzuschlagen hat, um in ihr Kloster zu kommen. Sie soll den Berg hinuntersteigen, in der Kapelle Unserer Lieben Frau vom Schloß beten und sich dann am Waldrand halten, bis sie ein Licht in der Ebene sieht. Auf das solle sie zugehen und dort bei frommen Leuten die Nacht zubringen, um den folgenden Tag unter Führung eines Maulthiertreibers nach Arles ins Kloster zurückzukehren:

„Denn von ihres Klosters Regel
Soll die Nonne nie sich scheiden."

Inzwischen (VII. Der Teufel) hatte Don Rodrigo die Aliscamps und die Umgebung nach Myrtha durchforscht, aber natürlich nichts gefunden, was ihn in eine solche Wuth versetzte, daß er Satan auffordert, ihm die Gesuchte um jeden Preis zu liefern. Kaum hat er die furchtbare Bitte ausgesprochen, als er neben sich aus dem Dunkel der Nacht eine leise Stimme hört: „Du kannst von Glück reden. Diese Nacht noch will ich dir ein kleines Schloß bauen und prachtvoll einrichten, morgen gehst du dann nach Laurade, und du hast dort alle sieben Hauptsünden und obendrein wird Myrtha dir dort begegnen."

Guter Herkunft war Rodrigo,
Edlen Stamms hochherz'ger Sprosse.
Aber da er eingeschlossen
Jahre vier und elf der Monde
Saß im Avignoner Schlosse,
Eng von Boucicaut gehalten,
Hat ihn Langweil oft beschlichen.
Und da las er in den Büchern,
Forscht' er nach in den Archiven —
Suchte, blättert', las und forschte.
Einer Küse glich das Papstschloß,
Drin man trug des Menschendenkens
Vielgestalte Frucht, so gut wie
Böse, Gift wie Heiltrank. Alle
Die verbot'ne Frucht vom Baume
Der Erkenntniß, die geheimen
Wissenschaften aller Zaubrer:
Beide Albert, so der Große
Als der Kleine. Alle Thesen
Frecher Ketzer, Nekromanten
Und der finstern Hexenmeister.
Buch Agrippa's, das die Kunst lehrt,
Wie man braut die Liebestränke. —
All der Sabbat, all der Auswurf,
Talmud, Kabbala und Hermes[1],
Stein der Weisheit, Gold'ner Schlüssel,
Alchimias ganzer Plunder —
All das Arsenal des Teufels,
All die Werke, die verflucht sind;
Was an Lügen spie die Hölle,
Was in Forschers stolzem Drange
Irriges der Mensch behauptet'
Und der Philosoph sich baute
An Systemen statt der Wahrheit . . .
Alles, Alles lag versammelt
Dort im Burgverließ der Päpste,
Zu des Kreuzes Füßen lag es,
Denn das Kreuz besiegte Alles.
Und wie alle Bäche müssen
Münden in dem einen Meere:
Muß zur Mutter-Kirche alles,
Was die Menschen lehren, kommen,
Daß sie sondre Trug und Wahrheit.

In dem Sumpfgewirr von Wurzeln
Voller Schmutz und voller Wahnwitz,
In dem dichtverwachs'nen Walde
Voller Schrecken, voller Schatten
Wühlt so lang des Papstes Neffe,
Bis der Böse ihn gefunden.
Wissen will der Mensch, nur wissen,
Wissen! — Kann das Hirn es tragen,
Und gibst Ehre du, dem Ehre
Auch vom Weisesten gebühret —
Dann wohlan, forsch' nur und wisse.
Aber bläht's dich auf zum Stolze,
Glaubst du schon, weil du gefunden
Auf dem Baum ein Nest voll Elstern,
Daß du Krieg nun dürftest führen
Mit den Cherubim des Himmels,
Traun, mein Freund, dann laß das Wissen.
Unsanft könntest du die Nase
An die hohen Berge stoßen. —
Auf dem Avignoner Felsen
Mächtig damals war der Böse,
Denn das große Schisma, welches
Schwer die Christenheit betrübte,
Hatte aus des Abgrunds Tiefen

[1] Hermes Trismegistos. Der Dichter gibt eine Aufzählung der bekanntesten Zauberbücher des Mittelalters.

Losgelöst der Hölle Meister.
Dem gelang es nun, zu fangen
Einst beim Mondschein Don Rodrigo,
Don Rodrigo, Herrn de Luna,
Der des Papstes schöner Neffe
Und ein Fang von höchstem Werthe!

Aber auch Rodrigo hatte wie der alte Pons trotz seiner Leidenschaften, deren Feuer durch Myrtha's Unschuld noch mehr entflammt war, das Kreuz der Taufe, d. h. seinen katholischen Glauben, bewahrt. So hat er auch jetzt an all dem Zauber des Teufelsschlosses keinen Gefallen. Er irrt voller Ungeduld durch die Säle der sieben Hauptsünden, aber weder das Lied, das der Geist des Stolzes, des Neides, des Geizes u. s. w. ihm singen, noch all die königliche und zugleich verführerische Pracht dieser Säle vermag ihn zu locken, er sucht nur Myrtha, und da er sie in keinem der Säle findet, so geht er gelangweilt und mißstimmt hinaus. Das Abenddunkel war niedergesunken. Die Jungfrau hatte den ihr vom Waldbruder bezeichneten Weg eingehalten und trat eben aus dem dichten Gebüsch auf das freie Feld, wo sie nach der Weisung des Einsiedlers ein Licht sehen und darauf zugehen sollte, um eine Nachtherberge zu finden.

An dem Rand des Waldes geht sie,
Folgt dem Ufer eines Moorsees,
Trin mit ihren breiten Blättern
Und der mondbeglänzten Blume
Nennuhar sich leise wieget
In dem schwülen Hauch des Abends.
Wo die Wasserfäden weben
Feine Netze, drin zu fangen
Jeden Wiederschein der Sterne . . .
Arme Pilgrin, wohin soll sie,
Wo wird sie ein Obdach finden,
Eine Zuflucht vor der Fährniß?
Plötzlich strahlt es ihr entgegen,
Aus dem Schlosse winkt ein Lichtschein —
Wie geblendet schaut ihn Myrtha,
Und wie strebt ins Licht die Motte,
Wie zum Spiegel fliegt die Lerche,
Eilt und fliegt zum Schloß nun Myrtha.

Da hält Rodrigo sie plötzlich an. „Myrtha!" ruft er. „Rodrigo!" gibt sie zur Antwort, „wo sind wir? Alles, was ich sehe, erschreckt mich so." Die leidenschaftliche Antwort Rodrigo's ist wenig geeignet, die Aermste zu beruhigen Wo er nun ihre Hand ergreift, da ruft sie, sich abwendend: „Ich bin geweiht, Rodrigo! Das heilige Kleid, das ich trage, und der Schleier meines Hauptes machen mich zum Eigenthum Gottes auf immerdar. Aber höre eine Trauer, die mir im Herzen blieb, die Trauer um den Ritter, der mich vom Löwen errettete, und dem ich nicht danken konnte. In der Nacht wurde ich geraubt, ein ganzer Schwarm furchtbarer Gespenster überfiel uns. Ich habe den Faden des furchtbaren Traumes verloren, aber Eines ist mir in der Seele geblieben, das will mir nicht aus den Gedanken, und das ist, daß der Ritter, der mich raubte und aus einer Grube riß, kein Anderer als Rodrigo war. Und soll ich jemals aus dem schaudervollen Gewirr so vieler Entsetzen befreit werden, so kann dieß nur — Alles sagt es mir — durch Rodrigo geschehen!"

„Nun so komme denn," antwortete der Ritter, „komm', wir wollen den Zauber brechen."

Und sanft führte er sie in das Schloß mit den rothen Zinnen. In einem Zimmer abseits von den Sälen der sieben Hauptsünden lassen sie sich nieder:

„Schöne Myrtha, höre, höre
Nun auch Don Rodrigo's Beichte,
Mein Geheimniß voller Schrecken.
Sieh, wir sind im Schloß des Teufels,
Fürchte nichts, er ist mein Freund ja.
Wenn Gott schläft, so muß doch Einer
Währenddeß die Welt regieren.
Und was thut's, ob mir vom Himmel
Kommt die Macht, ob aus der Hölle,
Nur ein Narr wird sie nicht brauchen.
Der ob Welt und Menschen herrschet,
Ist mit mir, mein Waffenbruder,
Fürchte nichts, er gibt mir Alles." —

„Gott, mein Gott! o wär' es möglich?
Ach nur allzu deutlich ist es,"
Schrie die Nonne, starr vor Schrecken —
„Weil' ich schon in seinem Hause,
Muß der Tag des Pakts erscheinen.
Drum, Rodrigo, auf der Schwelle
Meiner ewigen Verdammniß
Höre, hör' den Schrei der Seele,
Höre meiner Brust Geheimniß:
Myrtha, die Unsel'ge, liebt dich.
Aber sprich, könnt' ich dich lieben,
Wenn ich ewig wär' verloren?
Können die Verdammten lieben?
Nein, o nein! Drum hör', Rodrigo:
Brich die Kette, die dich fesselt,
Reiß die Fessel, die dich bindet!
Kannst du nicht mit einem Fluge
Zu den Höhen dich erschwingen,
Wo die Lieb' währt ohne Ende,
Wo in Gott die reinen Herzen
Sich verschwistern ewig, ewig?
Ach, mir scheint, auch mich dann trügst du
Mit demselben Flügelschlage
Aufwärts, aufwärts zur Erlösung!"

Traurig drauf spricht Don Rodrigo:
„Zürne nicht, wenn ich mich weig're,
Denn du kennst den Wunsch des Herzens.
Sieh', so gütig ist dein Reden,
Deine Bitte so voll Großmuth,
Daß sie plötzlich mich mit Schauder
Läßt erschauen meine Sünden,
Meines Lebens Schmach und Schande.
Aber wie ein Sklave bin ich
An der Ruderbank des Schiffes
Festgenagelt und muß rudern,
Ob mit Freuden, ob mit Knirschen —
Rudern, immer vorwärts rudern.
Viel zu viel hab' ich gesündigt,
Nur ein Meer könnt's — nein auch das nicht,
Nicht ein Ocean kann's tilgen.
Siehst du nicht die Sündensäle,
Wo die Laster alle wogen?
Meines Lebens sind ein Bild sie,
Meiner wilden Missethaten.
Ach, ein zu getreues Bild nur —
Nun ich weiß, daß du mich liebest,
Du, die Reine, Klare, Laut're,
Jetzt beschleicht mich Scham und Reue ..."

Und er schweigt und schluchzt verzweifelt,
Doch die Jungfrau fleht und bittet:
„O ein Reueseufzer, glaub' mir,
O ein einz'ger nur, im Nothfall
Kann durch seine heil'ge Inbrunst
Jahrelange Buß' ersetzen!
Muth, Rodrigo, wirf zum Himmel
Einen Blick nur, einen — einen!"

Da pocht es dreimal mächtig an dem Thore des Schlosses, von selbst springen alle Thüren auf, die Fackeln in den Sälen verlieren ihr Licht, durch die Hallen zieht ein langes Schauern, als ob ein Windstoß hinein geweht. Ein großer Herr mit sarkastischen Zügen tritt herein, den schwarzen Mantel mit Flittergold besetzt und am Hut die rothe Feder. Myrtha greift bei dieser Erscheinung unwillkürlich zu ihrem Rosenkranz; Rodrigo aber geht ihm stolz entgegen und macht mit ihm einen Rundgang durch die Gemächer, wo sich alle die Herren und Damen vor dem Meister tief verneigen.

„Nun?" so fragt der Teufel schmunzelnd,
„Was macht Myrtha? Darf ich hoffen,
Daß mein Sausewind zufrieden?" —
„Minder noch würd' ich's beklagen,"
Sagt Rodrigo, „wenn vom Pakte,
Den mit ihrem feigen, tollen
Vater du geschlossen, ehrlich
Du noch heute wolltest lassen." —

„Ei sieh da!“ versetzt der Teufel,
„Hat das Bienlein dich gestochen?
Ließ sich wirklich so mein schmucker
Kamerad in wenig Stunden
Durch die frommen Paternoster
Eines Nönnleins schon bekehren?“

„Reden ernst wir, Meister Satan,“
Gab zur Antwort Don Rodrigo,
„Laßt die Scherze, wo die Liebe
Ruft, und laßt, ich bitt', in Frieden
Dieses Kind, das mir gehöret.“

Auf die Lippen biß Rodrigo,
Auf den Schwertgriff legt' die Hand er,
Denn der Andre rollt' die Augen
Und mit Grinsen sprach er bitter:
„Wer gehört dir? Sprich doch richtig,
Sag': ‚die uns gehört', Rodrigo,
Hörst du, uns! Will mir wahrhaftig
Spielen einen Streich der Knabe!

„Alles that ich dir zu Willen,
Und nun möchtest du zum Danke
Mir die Seele schlau entwenden,
Die ganz rein und neu ich kaufte
Und bezahlt' mit schwerem Golde?
Wahrlich, du verthust dich, Knabe,
Meinst gewiß, ich sei ein And'rer. —
Schwarzer Seelen, pah, der hab' ich
Mehr beinah, als ich verlange,
Aber seit ich drunten herrsche
All die tausend, tausend Jahre,
Fiel mir niemals zu als Beute
Eine reine, unschuldvolle
Seele, dieser gleich! Drum soll auch
Meine engelklare Myrtha
Aller Höllen Perle werden!
Sie soll mein Triumph und meine
Ehre sein, der ich mich rühme.
Denn sie straft ja glänzend Lügen
Die Erlösung und die Taufe
Und das ganze Heilsgeheimniß ...
Warte nur, bis zwölf geschlagen,
Dann fahr wohl, du kleine Myrtha,
Jauchzend grüßt dich dann der Abgrund ...“

Kaum spie Satan diese Drohung,
Als des Papstes kühner Neffe
Wie ein Leu sich auf ihn stürzte
Mit dem blankgeschliff'nen Degen,
Dessen Kreuzgriff er ihm vorhielt:
„Rückwärts — rückwärts, alter Drache,
Weich' im Namen des Dreieinen,
Vaters, Sohns und heil'gen Geistes!“
Bei der heil'gen Namen Schalle
Brach's hervor wie langes Donnern —
Niederzuckt's in fahlen Blitzen,
Und zum Ringkampf bei dem Schlosse
Wälzten die vier Winde wüthend
Vor sich jeder ein Gewitter,
Das er dann wie Felsblöck rollend
Toll entgegenwarf dem Gegner —
Von dem Anprall bebt die Erde,
Aus dem Wirrwarr regnet's Flammen,
Und die mächt'gen Ringer schnaufen,
Daß im Wirbelsturm des Athems
Mauern, Thürme, Dach und Zinnen
Bricht und fliegt, geknickt wie Reisig,
Und das ganze Schloß der Sünde
Fortgefegt ist mit den Beiden,
Meister Satan und Rodrigo. —

Auf der Stätte einsam raget
Nur versteinert noch die Nonne,
Die noch heut der Wandrer schauet
Mitten in dem Steingerölle,
Wo des Teufels Schloß gestanden. —

Das ist die Geschichte Myrtha's. „Sagt' ich's nicht,“ so ruft der Dichter im Epilog:

Sagt' ich's nicht, daß Meister Bockfuß
Fasten muß, wo er sich freute
Schon auf einen fett'gen Bissen?
Fürcht ihn nicht, das ist die Sache —
Nur drauf los, wenn er auch tobet,
Laß ihn Sturm und Steine sammeln,
Schlag ein Kreuz, dann muß er fliehen,
Und des lieben Herrgotts Thürme
Bauen sich mit Satans Steinen.

Drei Tage lang ist der arme Eremit ohne die sonst täglich erneute Erscheinung seines Engels geblieben. Endlich am dritten Tage schaut er zur gewöhnlichen Stunde den Erzengel, welcher ihm die letzten Schicksale Myrtha's erzählt. Die Jungfrau ist gerettet, aber mit ihr zog in den Himmel ein „der glänzende Ritter, der mit einer Hand das Kreuz hielt und seine Seele durch Reue und Großmuth wiedererkauft hat im Kampf gegen Lucifer". „Und da im Himmel mehr Freude ist über einen reuigen Sünder als über neunundneunzig Gerechte, so gab's droben seit drei Tagen ein großes Fest; der Erzengel hat für Myrtha gesprochen, da sie in seiner Kapelle gebetet und geweint hatte." — „Ehre sei dem ewigen Sieger!" ruft erfreut der Eremit; „aber," so fragt er dann schüchtern, „dürfte ich nun auch den Grund wissen, warum mein Engel mich vor drei Tagen so hart getadelt hat?" Lächelnd erwiedert der Engel: „Man versteht eben, wie man hört, du aber hast in deiner Angst für einen Tadel genommen, was nur eine Mahnung zur Demuth sein sollte." — —

Heute noch steht im Trümmerhaufen die steinerne Nonne, stumm und unbeweglich; sie scheint dem Wachsen der Ernte zu lauschen; die kleinen weißen Schnecken verstecken sich in den Falten ihres von Münzgeruch durchdufteten Kleides, wenn sie etwas Kühlung suchen; um sie macht der Schatten Runde und die Jahreszeiten folgen sich jahraus, jahrein — die Nonne steht unbeweglich und stumm. Nur zu gewissen Zeiten, sagt man, wenn die Sonne am höchsten steht, so singt sie; wenn du mit dem Ohr gegen den Stein um Mittag dem Gesange lauschest, so vernimmst du, wie es scheint, den „Engel des Herrn", den die steinerne Nonne singt. — —

Das ist Myrtha, jedenfalls eines der feinsten und einheitlichsten Werke der neuen Schule.

Was wir vor Allem für einen glücklichen Zug halten, ist die Verlegung der Handlung in die Zeit und den persönlichen Kreis eines Gegenpapstes. Dadurch gewinnt der Dichter nicht nur ein historisches Gepräge seiner Fabel, sondern auch jenes halbgeistliche, halbdämonische Helldunkel, wie es zur Beleuchtung seines Gegenstandes von Nutzen war. Ein rechtmäßiger Papst hätte niemals so handeln dürfen, ohne unsere gerechte Mißbilligung hervorzurufen, wie Benedict XIII. hier handelt; andererseits gewinnt oder benöthigte die Handlung den Nimbus, der selbst auf dem unrechtmäßigen „Oberhaupt" der Kirche ruht. Aeußerst geschickt hat sich Mistral als Provenzale und Dichter außerdem mit jener zweifelhaften Größe des Gegenpapstes abgefunden. Offen durfte er sich im Gedicht nicht gegen ihn aussprechen, ohne den Zauber zu brechen, indeß forderte die geschichtliche Wahrheit und der kirchliche Sinn andererseits auch, daß der Revolutionär nicht zur Idealgestalt werde. Darum trägt der Dichter Sorge, anscheinend bloß vom Standpunkt der handelnden Personen zu schildern, welche natürlich von der Rechtmäßigkeit ihres Papstes überzeugt waren; in der Handlungsweise, den Gedanken und Worten Benedicts dagegen blickt für den verständigen Leser genügend die geschichtliche Wahrheit hindurch.

Sehen wir uns auf diesem Hintergrund — dem wir, als für den Pro-

venzalen besonders wichtig und durchaus volksthümlich, noch die Hochzeit Ludwigs II. mit Jolantha von Aragon zufügen — die handelnden Hauptpersonen an, so müssen wir in ihnen charakteristische Neuschöpfungen Mistrals anerkennen. Der alte Ritter Pons ist ein provenzalischer adeliger Raufbold aus einem Stück. Die Gattin, welche ihn noch in etwa zu milderen Sitten hätte bringen können, ist ihm früh gestorben. Die Zeitumstände, welche gerade damals für die Provence sehr unglückliche waren, nöthigten ihn, Anfangs zur Selbstvertheidigung, mit den anderen Baronen gegen den Raubgrafen Raymond von Turenne fast beständig im Feld zu liegen. Das Kriegsleben entwickelt die Spielwuth, die Spielwuth führt in einem schwachen Augenblick zum Pakt — und nun folgen die Gewissensbisse, die ihn auch keine Woche mehr ruhig im Schlosse dulden, wo das unschuldige Opfer seiner fluchwürdigen That sich in unbewußter kindlicher Zärtlichkeit an den äußerlich rauhen Mann anschmiegen, ihn trösten und erheitern möchte. Aecht kriegerisch — wenn leider auch wenig christlich — ist die Ergebung, mit der er in Ewigkeit die Folgen seines Verbrechens tragen will, wenn nur das Kind nicht verloren geht.

Und nun Myrtha selbst. Genügt nicht der eine Satz: „Noch niemand hatte ihr gesagt, was die Blumen bedeuten", um uns nach der Schilderung der übrigen Erscheinung die ganze unerfahrene, kindliche Unschuld zu zeigen? Nun ist es wirklich für den Dichter eine verlockende Aufgabe, diese reine, unerfahrene Seele mit dem päpstlichen Neffen, einer wahren Don-Juan-Natur, zusammenzubringen, das arme Vöglein unter dem berückenden Blick und dem schwülen Gifthauch dieser Schlange ängstlich flattern zu lassen, ohne ihr dennoch zum Opfer zu werden. Die Zwiesprach der Beiden, in der Papstburg sowohl, als auf dem Weg nach Arles zur Hochzeitsfeier, ist in dieser Hinsicht außerordentlich bemerkenswerth. Man denkt einerseits an Faust und Gretchen, andererseits an die Werbungen des „wunderbaren Magus", aber Myrtha ist wirklich die Unschuld, die Gretchen zu sein scheint, und andererseits glauben wir, daß Mistral es verstanden hat, bei aller intensiven Gluth der Reden Rodrigo's doch im sprachlichen Ausdruck eine wohlthuende Zurückhaltung zu beobachten. Der entscheidende Augenblick im „Schloß der sieben Hauptsünden" verdient unseres Erachtens eine besondere Aufmerksamkeit, da ein der Aermsten entflohenes Wort den Leser schon fürchten läßt, Myrtha werde gerade jetzt der Versuchung unterliegen, während in Wirklichkeit dieses Wort nicht bloß die ganze Unschuld der Hartgeprüften ins hellste Licht stellt, sondern auch die Bekehrung Rodrigo's herbeiführt. Myrtha muß, durch alles Vorhergehende verwirrt, anscheinend von Gott verlassen und der Gewalt des Bösen anheimgegeben, an die innersten Gedanken ihres Herzens appelliren, um sich vor der Verzweiflung zu bewahren. Da ist es denn die reine Liebe zu dem Lebensretter Rodrigo, die das unerfahrene Kind trotz ihrer Gelübde für ungefährlich und lauter hält, welche sich in der höchsten Noth als ein Rettungsanker bietet. Sie liebt Rodrigo und wird ihn immer lieben, also kann weder sie noch er auf ewig der Hölle verfallen; denn in der Hölle liebt man nicht. Und so bittet sie denn Rodrigo, sich ebenfalls zu Gott zu wen-

den; ihr scheint es, daß der Mann sich leichter, trotz seiner Sündenlast, hinaufschwinge durch einen Act der Reue und dann auch sie mit sich reiße. Es wäre unserer Ansicht nach gegen die Intention des Dichters gefehlt, wenn man das Geständniß Myrtha's anders auffassen und etwa an einen Augenblick der Schwäche denken wollte, da ja im selben Augenblicke die Sünde vollendet und die Jungfrau wirklich der Gewalt des Teufels verfallen gewesen wäre. Daß nicht die rein natürliche Liebe, sondern die Uebernatur, die Gnade ganz allein heiligend, zum Himmel tragend in das Menschenleben eingreift, läßt uns der Dichter freilich mehr ahnen, als er es klar in seinem Liede ausspricht.

Weniger gelungen scheint uns die „Einkleidungsscene" (La mourgo), wenigstens an den Stellen, wo Myrtha während der heiligen Handlung ihren Gefühlen freien Lauf läßt, ohne daß der „Papst" und die Nonnen besondere Rücksicht darauf nehmen. Dadurch erhält die Scene nicht bloß von Myrtha's Seite einen allzu sentimentalen Anstrich, sondern von Seiten der Anderen geradezu etwas Grausames, was der Dichter jedenfalls nicht beabsichtigte. Freilich tritt besonders hier der Charakter des Afterpapstes deutlich genug hervor, und auch dem Legendarischen ist Rechnung zu tragen, d. h. es muß davon abgesehen werden, daß ein orthodoxer Papst niemals unter diesen Bedingungen eine Jungfrau zu den Gelübden zugelassen, noch viel weniger, wie hier, moralisch gezwungen haben würde. Im Uebrigen ist wieder anzuerkennen, wie glücklich der Dichter es verstanden hat, die Ceremonien einer solchen Einkleidung poetisch zu verwerthen.

Auch in den Nebenpersonen finden wir manche gelungene und originelle Zeichnung, und daß wir auf Schritt und Tritt provenzalischen Geschichtserinnerungen und Sittenbildern begegnen, ist bei dem Werke einer so patriotischen, mit dem engern Vaterland so eng verwachsenen Dichterschule wohl selbstredend. In beiden Beziehungen zeichnen sich die für die eigentliche Geschichte weniger wichtigen Gesänge III und IV (der König — der Löwe) besonders aus. Landschafts- und Naturbilder sind über das Ganze verstreut und geben der traurigen Geschichte jenen heitern Sonnenglanz des Südens, welcher das unheimliche Grausen nordischer Zauber- und Hexensagen nicht aufkommen läßt. Grausenhaft ist eigentlich bloß die Erscheinung Satans bei Gelegenheit des Paktes (I. Ges.) und die Entführungsscene (V. Ges.). Erzielt der Dichter im ersten Falle seinen Eindruck durch das Fremdartige der Form, in welcher Satan dem verzweifelten Ritter entgegentritt — ein gegen den fahlen Nachthimmel sich gespenstisch abhebendes, sich immer drehendes Schöpfrad eines Ziehbrunnens (Noria) —, so weiß er im zweiten Falle das Furchtbare der gottesräuberischen Handlung noch dadurch zu erhöhen, daß in dem Halbdunkel der Kirche die aus der Nacht auftauchenden Matrosen mit ihren sonnverbrannten, weingedunsenen Gesichtern, ihren rothen Leibbinden und Kopfbedeckungen den erschreckten Nonnen nicht anders als wirkliche Höllengeister erscheinen mußten. Durch dieses Hauptgefühl des Grausens wird aber nebenbei sehr geschickt der Eindruck des Cynismus verdeckt, den sonst diese Scene hervorgerufen hätte. Wie glücklich ferner das Erwachen Myrtha's

auf dem Kirchhofe mitten unter Gräbern in der Nähe des wilden, ihr unerklärlichen Kampfes in die Entwicklung der Geschichte, d. h. des Seelenzustandes der Heldin eingreift, wurde bereits hervorgehoben. Rodrigo, welcher bei dem Löwenfest der Jungfrau als Engel Michael erschienen war, trat ihrer erhitzten und gehetzten Phantasie jetzt als Lucifer entgegen — wie denn überhaupt diese beiden Erscheinungen durchaus dem innern Herzenskampf Myrtha's entsprechen.

Ein liebliches Landschaftsbild auf reiner Bergeshöhe schließt wohlthuend das Gedicht.

In der Näh' des Nonnensteines
Steht St. Gabriels Kapelle
Einsam auf der Bergeshöhe;
Denn seit vielen, vielen Jahren
Hat kein Siedler dort gewohnet,
Ist kein Pilger mehr gewallet.

Aus des Oelbaums grauem Laubwerk
Schaut des Engels Bild im Giebel,
Wie die Jungfrau er begrüßet
Mit der Himmelsbotschaft Ave.
An dem Baum des Wissens ringelt
Sich noch stets die alte Schlange,
Um das Herz der ersten Eltern
In dem Lügennetz zu fangen;
Alles And're ist verwittert. —
Rund umher bestellt der Landmann
Unbekümmert seinen Acker.
Der die Himmelsbotschaft brachte,
Gabriel, der hohe Engel,
Sieht auch nicht mehr Eine Kerze
Brennen hier auf dem Altare.
Doch des lieben Gottes Kräuter,
Die im Vorhof seines Kirchleins,
In den Spalten seiner Mauern,
Zwischen seines Daches Schiefern
Wurzel faßten, Blüthen trieben:
Alle weih'n des Duftes Weihrauch,
Den des Mittags Gluth entzündet,
Dankbar zu des Engels Ehre.

Und des lieben Gottes Thierlein,
All die bunten Schmetterlinge,
Die „Johannisbühnlein" alle,
Und der fromme „Gottanbeter",
Der in Andacht stets versunken
Auf dem Grashalm einsam kniet,
Und die Biene, die im Dachwerk
Ihre Honigzelle baute,
Und die muntere Cicade,
Die früh Morgens und spät Abends
Stets ihr Silbercymbal schwinget:
Alle kommen, Alle gehen
Ein und aus in der Kapelle,
Wie Familien in der Pfarrkirch',
Und vom Chor bis zum Portale
Hat den goldgewirkten Teppich
Junisonne ausgebreitet.

An den Fenstern kleben Nestlein,
Und die Spatzen um die Wette
Singen ihres Engels Laudes,
Der den Sperber in die Flucht treibt . . .
Und so kam auch heut' vorüber
Von Maillano der Felibre
An dem Thore deiner Kirche,
Und ich sah, wie sie verlassen,
Nur den Wind noch hat als Orgel.
Sieh', da ward mein Herz gerühret,
O Taraskons heil'ger Engel,
Und dies neue Lied ich bringe
Dir zum Opfer, daß drin glänze
Deiner Reinheit heit'rer Schimmer.

Schluß.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Pastoraltheologie durch Dr. **Joseph Amberger,** Domcapitular zu Regensburg. Erster Band. Vierte, abermals verbesserte Auflage. Mit oberhirtlicher Gutheißung. Gr. 8°. 678 S. Regensburg, Pustet. Preis: *M.* 5.40.

Die Worte des Verfassers klingen wie ein Scheidegruß und ein Mahnruf, den ein im Lehrfach ergrauter Priester an seine dermaligen Schüler schriftlich richtet, da er mündlich es zu thun nicht mehr im Stande ist. Eine breit angelegte Pastoraltheologie darf man das Werk wohl nennen, aber eine Pastoraltheologie, welche nicht bloß für den Verstand, sondern vor Allem für das Herz berechnet ist. Der paränetische Charakter tritt bei ihm entschieden in den Vordergrund. Der Verfasser wird dadurch seiner eigenen Beschreibung der Pastoraltheologie vollauf gerecht, wenn er sie auffaßt als „die Wissenschaft der göttlich-menschlichen Thätigkeit der Kirche für den Auf- und Ausbau des Reiches Gottes auf Erden. Daher kann der Bauplan der Pastoraltheologie kein anderer sein, als jener göttliche Plan, nach welchem die Kirche selbst thätig ist, um ihre Aufgabe zu erfüllen. ... Die Pastoraltheologie will sich nicht äußerlich bloß vor deinen Augen oder Ohren aufbauen; sie will in dein Inneres sich hineinbauen, in deinen Verstand wie in dein Herz, in dein Erkennen und Lieben, in dein Denken und Leben".

Durch das ganze Werk zieht sich eine wohlthuende Wärme und Begeisterung, so daß die Lesung für den Priester in der That nebst der wissenschaftlichen Orientirung über seine Pflichten eine Auffrischung des priesterlichen Geistes bietet. Wir können daher nicht anstehen, dem Buche einen Ehrenplatz auch in der ascetischen Literatur anzuweisen. Die Hoheit und Würde des Priesterthums und all seiner Functionen, besonders der Seelsorge, ist mit den gottbegeisterten Aussprüchen der heiligen Lehrer, durch gewandte Gruppirung in treffend wahrem und schönem Bilde gezeichnet. Ob dabei der Pastoraltheologie die Eigenschaft einer *besondern* Wissenschaft zuzuerkennen sei, oder nicht, darauf möchten wir nicht den Werth legen, welchen der hochw. Verfasser der Bejahung dieser Frage zuerkennt. Jedenfalls braucht sie nicht ohne Princip und ohne feste Grundsätze zu sein, wenn sie diese auch anderswoher entlehnen muß. Sie fester Grundsätze bar erklären können und dürfen auch Jene nicht, welche ihr den Charakter einer *eigenen* Wissenschaft absprechen: das wäre ein allzugroßes Verkennen der ihr zufallenden Aufgabe. Auch kann schwerlich jemand läugnen, daß man berechtigt sei, die Pastoral als einen eigenen Zweig der theologischen Wissenschaften zu behandeln; allein auch eine Einreihung der diesbezüglichen Fragen in die Dogmatik nebst Moral

und in das kirchliche Recht würde der wissenschaftlichen Behandlung und dem wissenschaftlichen Charakter keinen Eintrag thun.

Doch wir wollen versuchen, den Leser etwas näher mit dem Inhalt des vorliegenden Bandes bekannt zu machen. Derselbe zerfällt in zwei Bücher, deren erstes (S. 9—224) „Grundlegung", deren zweites (S. 225—670) „Pastoralamt" betitelt ist.

Das ganze erste Buch ist insofern einleitender Natur, als es zuerst den Begriff der Pastoraltheologie und ihres Zweckes festzustellen versucht (der Verfasser nennt das „Bauplan"), um dann zu einer eingehenden Behandlung der Quellen der Pastoraltheologie oder — um das vom Verfasser beliebte Bild beizubehalten — der „Bausteine" überzugehen. Der Leser würde aber fehl gehen, wenn er hier eine rein theoretische Erörterung der Quellen vermuthete. Eine solche könnte auf ein paar Seiten abgemacht werden. Der Verfasser blieb vielmehr auch hier seiner paränetischen und ascetischen Behandlungsweise treu und zeichnete uns deshalb in diesem Abschnitt in ergreifender Weise, wie der Wirklichkeit nach die heilige Schrift in den von den Evangelisten mitgetheilten Ansprachen des Erlösers sowohl als auch in den Briefen der Apostel oder den Mahnrufen der Propheten die vornehmste Quelle der Pastoralanweisungen, d. h. der Unterweisungen für das apostolische und seelsorgerliche Amt wird; wie dann, den Inhalt der göttlichen Worte ausbeutend, erklärend, erweiternd und anwendend, die Schriften der heiligen Väter, die Anweisungen der Kirchenversammlungen, die Erörterungen heiligmäßiger Lehrer zu einer fernern Quelle sich gestalten, aus welcher die werthvollsten Regeln pastoralen Lebens und Wirkens erhoben werden können. Der Verfasser hat es vorzüglich verstanden, aus der heiligen Schrift, sowie aus den Schriften der heiligen Väter und Lehrer eine wahre Blumenlese zu halten und Würde, Aufgabe, Verantwortlichkeit, Lohn eines Priesters und Apostels sehr wahr und sehr ergreifend zu zeichnen, wenn auch nur wie mit ein paar Federstrichen der Grundriß einer Zeichnung entworfen wird. Daß dabei auch schon theilweise hinübergegriffen wird in den Stoff des ersten Kapitels des zweiten Buches und einige sachliche Wiederholungen sich veranlassen, kann kaum vermieden werden. Doch der Leser wird davon keineswegs unangenehm berührt; im zweiten Buch ist Form und Gestalt neu, die Detailzeichnung wird genauer, die ewig alte und immer neue Wahrheit findet so verschiedene Saiten des menschlichen Herzens, die sie berühren und harmonisch ausklingen lassen kann. Die §§ 49—53 enthalten zudem eine sehr reichhaltige Angabe der pastoralen Werke, zumal der heiligen Väter und Lehrer der Kirche. Die ausgehobenen und zu einem Ganzen verflochtenen Stellen derselben bilden aus sich schon eine treffende Charakteristik der einzelnen Schriften.

Das zweite Buch zerlegt der Verfasser in die drei Kapitel, in welchen des Nähern von der Idee und dem Begriff des Pastoralamtes, von seiner Führung und seiner Uebertragung gehandelt wird. Unter der Ueberschrift des zweiten Kapitels würden sich freilich alle Einzelpflichten des Seelsorgers unterbringen und so das ganze noch übrige Material der Pastoral-

theologie einreihen lassen. Doch so hat der Verfasser den Sinn der Ueberschrift nicht verstanden; er beschränkt sich auch hier auf die Zeichnung des gemeinsamen Geistes, der alle Einzelfunctionen des Priesters und Seelsorgers durchdringen muß. Details kommen nur nebenbei zur Sprache, diese sind den noch rückständigen zwei Bänden zur ausgiebigen Behandlung überlassen.

Das erste Kapitel ist das werthvollste, soweit die innere Selbstheiligung des Seelsorgers in Betracht kommt; das zweite Kapitel das kostbarste bezüglich der eigentlichen Leitung der Gemeinde; das dritte gibt nach einer eindringlichen Darlegung des Berufes und der Vorbereitung zum priesterlichen Amte eine lesenswerthe Beschreibung des kirchlichen Ritus der einzelnen Weihen, von der Vorstufe, der Tonsur, an bis zur höchsten Fülle der Weihegewalt, dem Episkopat. Mit sinnerläuternden Erklärungen der einzelnen Ceremonien durchflochten, bietet diese Partie die ziemlich wörtliche Uebersetzung der betreffenden Abschnitte des Pontificale. Nicht bloß für die zu Weihenden, sondern auch für die Laien, welche an der ergreifenden Feier der heiligen Weihen theilzunehmen wünschen, ist hier eine recht geeignete Lesung geboten zur verständnißvollen Beiwohnung jener hochfeierlichen kirchlichen Handlung. — Doch es lohnt sich, auf die voraufgehenden Abschnitte noch ein wenig zurückzugreifen.

Aus dem ersten Kapitel heben wir beispielshalber § 57 hervor, „Seelsorger" betitelt, als „eine Betrachtung in einsamen Stunden". Die wichtigsten Wahrheiten des Glaubens, welche den Werth der Seele ins Licht stellen, werden hier dem Leser vorgeführt, um die Sorge für die eigene wie für fremde Seelen in ihrem ganzen Ernste zu zeichnen. Die folgenden §§ dieses langen Kapitels I sind im Grunde genommen nur eine weitere Entwicklung und ins Einzelne gehende Anwendung der in jenem einen § niedergelegten Gedanken. — Im zweiten Kapitel, „Führung des Pastoralamtes", dürfte wohl Abschnitt IV als einer der lehrreichsten gelten. Unter der Aufschrift „Hilfe" werden einige der hauptsächlichsten Mittel angegeben, welche der Seelsorger herbeiziehen muß, um geschützt gegen die Schwierigkeiten und Gefahren ein so verantwortungsvolles Amt pflichtgemäß zu verwalten. Nicht mit Unrecht weist der Verfasser da ganz besonders auf den Schutz der Gottesmutter hin, den sich der Seelsorger durch kindliches Vertrauen und fromme Verehrung sichern müsse; ebenso empfiehlt er in einem eigenen Abschnitte die Theilnahme an den Bruderschaften und frommen Vereinen, falls nur, wie richtig bemerkt wird, eine gute Auswahl, nicht Ueberbürdung stattfindet und die Bruderschaft oder der Verein nicht bloß in einigen Bruderschaftsgebeten, sondern möglichst auch durch Thaten und Liebeswerke ihre Lebenskraft äußert. Wir können nur zustimmen, wenn an hervorragender Stelle die Marianischen Congregationen für verschiedene Stände und das Gebetsapostolat genannt werden, und zur Weckung der christlichen Werkthätigkeit die Vereine zur Verbreitung des Glaubens, zur Linderung der Noth des Mitmenschen, zur Ausbreitung guter Bücher u. s. w. besondere Empfehlung finden. Weiß der Seelsorger für solch edle Zwecke in seiner Gemeinde Interesse zu wecken und zu erhalten, dann ist dem Verfall der guten Sitten ein mächtiger Riegel vorgeschoben.

Ein kleines Versehen, welches, bei einem andern Gegenstande zwar, aber doch in diesem zweiten Abschnitt, unterlaufen ist, glauben wir hier nachträglich anmerken zu sollen. S. 442 beginnt mit dem Satz: „Daß die letzten Worte auch für die Ausspendung der Sacramente Geltung haben, kann einem Zweifel nicht unterliegen." Es ist aber unmittelbar vorher die Rede gewesen von der durch das Trienter Concil betonten Pflicht confitendi quam primum, falls ein Priester, statt beichten zu können, sich mit vollkommener Reue begnügen mußte, um im Nothfall zu celebriren. Auf die Spendung oder Verwaltung der übrigen Sacramente hat dieselbe Vorschrift nicht Anwendung: für diese gibt das Rituale ausdrücklich zu, daß auch im Falle, wo die Beicht möglich sei, die absolut erforderliche Vorbedingung des Gnadenstandes durch bloße vollkommene Reue verwirklicht werden kann. Dies nebenbei.

Das dritte Kapitel berührt die hochwichtigen Fragen über den priesterlichen Beruf und über die Vorbereitung zum priesterlichen Stande. Die Kennzeichen des Berufes lassen sich kurz zusammenfassen in die beiden Worte: Befähigung und Fernesein weltlicher Beweggründe. Vorzüglich letzteres führt der Verfasser allseitig durch, zergliedert es und beleuchtet es von allen Seiten und verfolgt es bis in die tiefsten Falten des menschlichen Herzens. Gewiß nicht minder lehrreich ist dasjenige, was über die Vorbereitung zum geistlichen Stande gesagt wird. Die jüngste, scharf zugespitzte Frage über die Vorbildung in tridentinischen Seminarien stand noch nicht auf der Tagesordnung, als der hochw. Verfasser den diesbezüglichen Abschnitt niederschrieb oder verbessernd eine neue Veröffentlichung vorbereitete. Um so mehr dürfte das Urtheil eines so erfahrenen Autors und eines so priesterlichen Mannes ins Gewicht fallen, wenn er die Seminarbildung als die immer und überall von der Kirche erstrebte und thunlichst verwirklichte Vorbereitung hinstellt. Die kurze Angabe über den geschichtlichen Verlauf der kirchlichen Anstalten für den Klerus (S. 563—570) ist Beweis genug für die Wahrheit des Urtheils: „Niemand wird es entgehen, daß die Kirche von Anfang an Anstalten errichtete, nicht bloß um den Klerus heranzubilden, sondern auch um ihn fortzubilden; nicht bloß um die Priester mit gutem Geiste und guter Wissenschaft auszurüsten, sondern auch um sie darin zu erhalten und zu festigen durch gemeinsames Leben."

Pietät gegen den heiligmäßigen Bischof Wittmann hat den Verfasser angetrieben, des Verstorbenen „Grundsätze der Leitung und Führung der Jünglinge" als Zugabe anzufügen; viele derselben sind geeignet, dem Geistlichen als goldene Regeln für einen der wichtigsten Theile seelsorgerlicher Pflege zu dienen.

Zum Schluß theilen wir voll und ganz den so edlen Wunsch des Verfassers, mit dem er das Werk abermals in die Welt schickt: „Möchte es alle Priester, die es lesen, im Geiste zurückführen zu jenen gottgeweihten Augenblicken, da ihr Herz für Gott und seine Kirche und das Heil der Menschen am mächtigsten erglühte, und wieder aufwecken die erste Gnade und die erste Liebe." Wir wünschen und hoffen, daß deren Zahl eine recht große sei.

A. Lehmkuhl S. J.

Institutiones Juris Naturalis seu philosophiae moralis universae secundum S. Thomae Aquinatis principia ad usum scholarem adornavit *Theodorus Meyer* S. J. Pars I. Jus naturae generale. 8°. p. XXX et 498. Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herder, 1885. Preis: *M.* 6.

Bald sind es 20 Jahre her, seit der Verfasser des vorliegenden Lehrbuches des Naturrechts seine „Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts" (Freiburg, Herder 1868) veröffentlichte. In dieser Zeit hat sich, wie überhaupt in der katholischen Philosophie, so auch auf dem Gebiete der Moralphilosophie, eine große Umwandlung in Deutschland vollzogen. Noch vor wenigen Jahrzehnten sah es mit der katholischen Rechtswissenschaft in Deutschland nichts weniger als glänzend aus. Selbst die bedeutendsten Vertreter derselben gingen bei der historischen Schule in die Lehre oder leisteten gar bei Kant und Hegel Kärrnerdienste. Die Erinnerung an die katholische Vergangenheit war fast ganz verschwunden und die Wiedererweckung der Rechtswissenschaft auf katholischer Grundlage schien Vielen unmöglich. Daher auch die Verblüffung, welche der Syllabus bei manchen, selbst gläubig gesinnten Rechtslehrern hervorrief. Man unterwarf sich dem Urtheilsspruche der Kirche, ohne die aufgestellten Grundsätze zu begreifen oder sie mit dem in Einklang bringen zu können, was man als „moderne Wissenschaft" ansah. Da erschienen die obengenannten „Grundsätze" und wirkten aufklärend und anregend in weiten katholischen Kreisen. Die hier gebotene lichtvolle und gründliche Auseinandersetzung der katholischen Rechtsgrundsätze mit ihrem engen Anschluß an die großen Lehrer der Vergangenheit brachte es Vielen wieder zum Bewußtsein, daß die katholische Wissenschaft auch auf dem Gebiete der Sitten- und Rechtslehre schon längst Großes geleistet hatte und daß man nur an die ruhmreiche Vergangenheit wieder anzuknüpfen und auf ihr weiterzubauen brauche, um allen Anforderungen der Gegenwart zu genügen.

So stehen wir nicht an zu behaupten, daß die obengenannte Schrift P. Meyer's einen wesentlichen Antheil hatte an der Umgestaltung der katholischen Rechtswissenschaft, die heute als vollendete Thatsache vor unseren Augen liegt.

Mit Recht hofften damals Viele, der Verfasser werde nun selbst eine vollständige, systematische Sitten- und Rechtslehre veröffentlichen; hatte er doch durch seine Schrift bewiesen, daß er die dazu nöthigen Eigenschaften in vollem Maße besitze. Wirklich schien sich diese Hoffnung erfüllen zu sollen, so daß schon vor fünf Jahren bei Beginn der Philosophia Lacensis das Erscheinen des langerwarteten Naturrechts als nahe bevorstehend bezeichnet werden konnte. Leider nöthigten andauernde Unpäßlichkeiten den Verfasser, sein Vorhaben bis auf heute zu verschieben. Um so mehr darf nun der Leser überzeugt sein, daß ihm im vorliegenden Werke die reife Frucht vieljähriger Lehrthätigkeit und umfassender und eingehender Studien geboten wird.

Dem Beispiele vieler älteren Rechtslehrer folgend, nennt der Verfasser sein Werk: „Lehrbuch des Naturrechts", indem er das Wort Naturrecht in

der weitern Bedeutung von der ganzen Sitten- und Rechtslehre gebraucht. Dementsprechend theilt er die ganze Moralphilosophie in zwei Theile, den ersten und grundlegenden Theil (jus naturae generale), der die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit oder des Rechts erläutert und begründet, und den zweiten oder angewandten Theil (jus naturae speciale), in welchem die allgemeinen Grundsätze des ersten Theils auf die verschiedenen individuellen und gesellschaftlichen Beziehungen des Menschen angewandt und zur Bestimmung der Pflichten und Rechte im Einzelnen benutzt werden.

Das allgemeine Naturrecht wird wieder unterabgetheilt in die allgemeine Sittenlehre (Ethica generalis) und das Sozialrecht im Allgemeinen (jus sociale in genere). Jene behandelt in vier Büchern die natürlichen Elemente und Bedingungen der menschlichen Handlungen (lib. I), die sittlichen Attribute derselben (lib. II), das Sittengesetz (lib. III) und das Gewissen (lib. IV); dieses erörtert in zwei Büchern die allgemeine Gesellschaftslehre (lib. I sociologia generalis) und das wesentliche Band jeder Gesellschaft: das Recht (lib. II de essentiali organismi socialis vinculo seu de Jure).

Es ist uns unmöglich, hier in wenigen Worten den reichen Inhalt des Werkes auch nur zu skizziren. Wir wollen deshalb nur Einiges im Einzelnen hervorheben, um den des Lateinischen kundigen Leser zu veranlassen, das vortreffliche Buch selbst zur Hand zu nehmen und zu studiren.

Manchem wird es vielleicht auffallen, daß die allgemeine Ethik mit einer ziemlich ausführlichen metaphysischen Abhandlung über die Thätigkeit der geschaffenen Ursachen überhaupt und diejenige des Menschen insbesondere beginnt, um so mehr da die hier vorgetragenen Wahrheiten nicht bewiesen, sondern nur als Axiome hingestellt werden. Allein wer bedenkt, wie mangelhaft oft bei uns in Deutschland die dem Studium des Naturrechtes vorausgehende metaphysische Bildung ist, wird anerkennen, daß eine solche übersichtliche Zusammenstellung der metaphysischen Voraussetzungen nicht nur vortheilhaft, sondern geradezu geboten erscheint. Zugleich bildet sie einen entschiedenen Protest gegen das thörichte und unmögliche Unterfangen gewisser neuerer Philosophen, welche die Sittenlehre von jeder Metaphysik gänzlich losreißen wollen. Derselbe praktische Grund hat den Verfasser auch bewogen, die für die ganze Sittenlehre grundlegende Wahrheit von der Willensfreiheit eingehend zu behandeln und gegen alle Einsprüche sicherzustellen. Je mehr die neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete fast ausnahmslos die Freiheit des menschlichen Willens direkt und indirekt läugnen, desto dringender wird die Nothwendigkeit, auch in der Ethik diese an sich metaphysische Frage allseitig zu beleuchten.

Eine besondere Beachtung verdient die Abhandlung über den Begriff und die Norm der Sittlichkeit. Bildet dieselbe schon an und für sich so zu sagen den Kernpunkt der Ethik, so ist sie heute noch von ganz besonderer Bedeutung wegen der unzähligen neu auftauchenden Ansichten und Systeme, mit denen man im Grunde nichts anderes bezweckt, als möglichst unbemerkt und mit Wahrung des äußeren Decorums an Gott vorbeizukommen. Hier zeigt nun der Verfasser, daß er ganz auf der Höhe seiner Aufgabe steht. Die

vollständige Aufzählung der älteren und neueren ethischen Systeme beweist, daß er der Entwicklung derselben mit größter Aufmerksamkeit gefolgt ist. Meisterhaft versteht er es, ihren innersten Kern mit wenigen Worten klarzulegen und zugleich ihre Unhaltbarkeit aufzudecken. Mit Recht hat er dem vornehmthuenden Kant'schen Stoicismus, der auch heute noch, wenigstens in der Theorie, viele Anhänger zählt, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Den irrigen Systemen gegenüber stellt er dann das ewige Gesetz Gottes (lex aeterna Dei) als die höchste und letzte, die praktische menschliche Vernunft dagegen nach ihrem wesentlichen objectiven Inhalt als die nächste und unmittelbare Norm der Sittlichkeit hin. Wer an tiefsinnigen, bis auf die letzten Gründe zurückgehenden und von dort aus die gesammte Schöpfung überschauenden Betrachtungen seine Freude hat, wird hier reiche Nahrung finden.

Wie der Leser aus der oben angegebenen Eintheilung ersehen haben wird, hat der Verfasser die allgemeine Gesellschaftslehre schon in den ersten Theil des Naturrechts aufgenommen. Daher kommen in dem vorliegenden Band schon viele Fragen zur Behandlung, die sonst wohl in dem zweiten Theil besprochen zu werden pflegen, so z. B. die allgemeine Theorie der positiven Gesetze, der Begriff und das Wesen der Gesellschaft überhaupt und des Staates und der Familie insbesondere. Vor allem aber wird der naturnothwendige Ursprung von Staat und Familie gegen Hobbes, Rousseau und Andere dargethan und zugleich schon Stellung genommen gegen die Uebertragungstheorie, welche in neuerer Zeit in dem ausgezeichneten Werke von P. Costa-Rossetti [1], von dem bereits die zweite Auflage angekündigt ist, eine so gewandte und scharfsinnige Vertheidigung gefunden hat.

Für den besten und selbständigsten Theil des vorliegenden Werkes, der am meisten ganz neue Gesichtspunkte bringt, halten wir die Abhandlung über das Recht im allgemeinen. Nirgends zeigt der Verfasser so wie hier seine vollständige Durchdringung und Beherrschung des Stoffes und seine umfassende Belesenheit. Vielleicht dürfte kein anderes Werk das Wesen und die Grundlagen des Rechts so eingehend, allseitig und gründlich behandeln wie die vorliegenden Institutiones. Hier wird der Leser manches finden, was er anderwärts umsonst sucht. Besonders befriedigt haben uns die Auseinandersetzungen mit Kant, der schuld daran ist, daß man bis heute in vielen Kreisen das Recht von der Sittlichkeit und von Gott losreißt. Wer dem Recht seinen sittlichen, in Gott wurzelnden Charakter raubt und es zu einer Art äußern Mechanismus herabwürdigt, muß es sich schließlich gefallen lassen, daß man Recht und Gewalt auf dieselbe Stufe stellt. Welche Folgerungen sich daraus für die gesammte Gesellschaft ergeben, sieht Jeder.

Wer sich deshalb gründlich über Wesen und Grundlagen des Rechtes zu belehren wünscht, dem können wir das vorliegende Werk nur empfehlen. Und was wir vom Rechte sagten, gilt auch von den übrigen behandelten Gegenständen. Dabei darf der Leser nicht fürchten, durch dürre, trockene Auseinandersetzungen in unverständlichem, barbarischen Latein ermüdet zu

[1] Synopsis philosophiae moralis.

werden. Jeder, der nicht an oberflächlicher Lectüre, sondern an geistreichen, tiefsinnigen Erörterungen seine Freude findet, wird die ihm hier gebotenen Auseinandersetzungen, die wie ein heller, ruhiger Strom an seinem Auge vorüberziehen, nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Man merkt es der abgerundeten, die ruhige Würde und Gemessenheit nie verläugnenden Sprache an, daß der Verfasser nicht mehr mühsam nach der Wahrheit zu ringen braucht, sondern mühelos von dem lange angesammelten, reichen Schatze seines Wissens mittheilt.

Um nun auch unserer Aufgabe als Recensent gerecht zu werden, möchten wir uns zum Schlusse noch zwei Bemerkungen erlauben. Nach der gewöhnlichen Ansicht haben wir glücklicherweise nicht 12 (S. 87), sondern höchstens 11 wesentlich von einander verschiedene Leidenschaften (passiones) zu bändigen (S. Thomas 1. 2. q. 23 a. 4). Das ist der Plage schon genug! In Bezug auf das oberste Rechtsprincip (S. 476) ist es uns nicht klar geworden, warum sich aus demselben nicht auch z. B. die Pflichten der Pietät zwischen Kindern und Eltern und die Pflichten der Nächstenliebe ableiten lassen. Doch das sind ganz untergeordnete Meinungsverschiedenheiten, die dem Werthe des vortrefflichen, gediegenen Werkes in keinerlei Weise Eintrag thun. Und so bleibt uns denn zum Schluß nur noch der aufrichtige Wunsch, der hochwürdige Verfasser möge noch Kraft und Rüstigkeit genug bewahren, um den zweiten Band, der, wie wir in der Vorrede vernehmen, schon nahezu vollendet vorliegt, dem ersten recht bald folgen zu lassen.

Victor Cathrein S. J.

Speculative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. Von **Paul Gloatz.** Erster Band. Erste Hälfte. 8°. 496 S. Gotha, Perthes, 1883. Preis: *M.* 9. — Erster Band. Zweite Hälfte. XVI u. S. 497—1334. Gotha, Perthes, 1884. Preis: *M.* 15.

„Speculative Theologie" bedeutet hier ungefähr dasselbe, was man Philosophie der Religionsgeschichte nennen könnte, oder, wie der Verfasser sich ausdrückt, es ist jene Wissenschaft, deren Aufgabe in der organischen Verknüpfung der philosophischen und geschichtlichen Theologie besteht (S. 69).

Theologie wird nämlich von Gloatz in dem engern Sinne als Lehre von Gott genommen, sie ist „das Gottesbewußtsein in wissenschaftlicher Form" (S. 3). Gottesbewußtsein findet aber der Mensch erstens in sich selber als eine vor aller Wissenschaft vorhandene psychologische Thatsache und zweitens außer sich als ein geschichtliches Factum im Völkerleben. Es ist also ein subjectives und ein objectives Gottesbewußtsein zu unterscheiden, das beides auf eine wissenschaftliche Form gebracht werden kann und soll.

Die Wissenschaft des subjectiven Gottesbewußtseins ist „philosophische Theologie", während das Gottesbewußtsein im Völkerleben Gegenstand der „geschichtlichen Theologie" ist. Aber wie klar unterschieden auch diese beiden Arten der Theologie in ihrem Ausgangspunkte sind, so sollen sie doch nicht getrennt nebeneinander bestehen bleiben, da sie ja auch geschichtlich nie voll-

ständig voneinander geschieden waren. „So entsteht die Nothwendigkeit der Verknüpfung geschichtlicher und philosophischer Theologie zu einer Wissenschaft" (S. 46). Doch muß dabei der principielle Unterschied stets anerkannt und die beiderseitige Selbständigkeit gewahrt bleiben. Nicht Vermischung und Verwischung, sondern Verbindung ist das anzustrebende Ziel.

Welches aber ist das verknüpfende Band? Es ist „das beiden gemeinsame Speculative" (S. 65). Wie die philosophische Theologie das Gottesbewußtsein aus dem Selbstbewußtsein speculativ entwickelt, so findet die geschichtliche Theologie in dem allgemeinen Gottesbewußtsein der Menschheit ebenfalls eine speculative Seite, durch welche das Gottesbewußtsein auf das Selbstbewußtsein zurückgeführt wird. Mit anderen Worten: das geschichtliche Gottesbewußtsein weist über seine örtlich und zeitlich beschränkten Erscheinungsformen hinaus auf seine allgemeine Möglichkeit, die in der Anlage des Menschen und dem Wesen Gottes begründet ist. Nun aber ist es eben diese Möglichkeit, vom Selbstbewußtsein zum Gottesbewußtsein vorzudringen, welche durch die philosophische Theologie nachgewiesen wird. Also „kommt gerade dadurch, daß jede Wissenschaft sich selbständig aus ihrem Princip heraus entfaltet, ein Zusammenfluß mit der andern zu Stande" (S. 65). Die geschichtliche Theologie zeigt, daß das allgemeine Gottesbewußtsein durch die Anlage der menschlichen Natur möglich sein muß; die philosophische Theologie zeigt, wie dasselbe möglich ist. Nun stellt die speculative Theologie die Verbindung dadurch her, daß sie den Begriff des Gottesbewußtseins aus der Hand der Philosophie als eine „ihr zu weiterer wissenschaftlicher Untersuchung gegebene Thatsache" empfängt (S. 70) und denselben an die verschiedenen Formen des geschichtlichen Gottesbewußtseins als Maßstab anlegt, um so alle Elemente dieses Bewußtseins aufzufinden und einheitlich zu vereinen. Denn die verschiedenen Religionsformen sind nichts Anderes als die Zerstückelung des Gottesbegriffes in dessen einzelne Bestandtheile. Keine heidnische Religion ist ganz und gar irrig; jede enthält vielmehr einzelnes Wahre. Wird dieses aus den Irrthümern herausgeschält und organisch zusammengefügt, so erhalten wir die ganze Wahrheit. Ist so der speculative Gottesbegriff aus dem geschichtlichen entwickelt, dann läßt sich ohne Schwierigkeit darthun, wie das Gottesbewußtsein voll und ganz nach allen seinen Bestandtheilen nur in der christlichen Religion sich verwirklicht hat. Auf diese Weise gelangen wir dazu, durch Induction aus den geschichtlichen Formen des Gottesbewußtseins die wesentlichen Bestandtheile des Gottesbegriffes zu gewinnen, „um von ihnen aus in systematischer Deduction das christliche Gottesbewußtsein möglichst allseitig zu begreifen" (S. 83).

Ehe dies aber geschehen kann, muß zuerst das christliche Gottesbewußtsein selbst nach seiner geschichtlichen Seite dargestellt werden. Wir müssen erst den Inhalt dieses Gottesbewußtseins kennen, um denselben speculativ durchdringen und systematisch entfalten zu können. Wenn wir nun die heidnische Religion einfach „Mythologie" nennen, Judenthum und Christenthum aber, sowie deren Corruption, den Islam, unter dem Namen „Offenbarung" zusammenfassen wollen, so ergibt sich eine Dreitheilung der speculativen Theologie:

Erster Theil. Philosophie der Mythologie oder der heidnischen Religionsentwicklung.

Zweiter Theil. Philosophie der Offenbarung oder der monotheistischen Religionsentwicklung.

Dritter Theil. Speculatives System der christlichen Theologie als Entfaltung der absoluten Religion (S. 84).

Dies ist der Plan, dessen Ausführung der Verfasser sich als Ziel seiner „speculativen Theologie" vorgesteckt hat.

Der vorliegende Band mit seinen 1334 Seiten ist ein Abschnitt des ersten Theiles, dem, falls die gleiche Ausführlichkeit in Zukunft beibehalten wird, zum mindesten noch ein ebenbürtiger Band zur Vollendung dieses ersten Theiles nachfolgen muß. Es handelt sich also um ein ziemlich voluminöses Werk.

Bisher hat Gloatz nach der Einleitung (S. 1—90) und einer „religionsphilosophischen Grundlegung der Religionsgeschichte" (S. 93—198) die Religionen der Naturvölker Afrika's, Australiens und Ostindiens behandelt (199 bis 1046) und dazu noch ungefähr dreihundert Seiten „Nachträge und Berichtigungen" geliefert (S. 1047—1334).

Diese Nachträge und Berichtigungen deuten schon allein zur Genüge die Stärke und Schwäche des ganzen Werkes an. Der Verfasser ist außerordentlich belesen und hat mit bewundernswerthem Fleiße das einschlägige Material zusammengetragen; aber er wird erdrückt von seiner eigenen Erudition und vermag es nicht, die Ergebnisse seiner Belesenheit übersichtlich und anschaulich vorzulegen. Das Studium des Werkes erfordert große Ausdauer und Geduld, die dann freilich reichlich belohnt wird. Unwillkürlich ist man versucht, eine Parallele mit der ähnlichen Arbeit von Réville zu ziehen, wobei dem Franzosen das Lob leichterer, gefälligerer Darstellung, dem Deutschen der Vorzug unvergleichlich größerer Gründlichkeit zuerkannt werden müßte. Auch noch in einem andern Punkte unterscheidet sich der Diaconus von Tahme vortheilhaft von dem Pariser Professor. Während dieser Letztere im Fahrwasser des allerliberalsten Protestantismus steuert, ist Gloatz ein christusgläubiger Protestant, dem die heidnischen Religionen nur dazu dienen, das Christenthum in desto hellerem Glanze erstrahlen zu lassen. Réville läßt die Religion sich darwinistisch aus dem Fetischismus zu höheren Stufen entwickeln, Gloatz dagegen sagt: „Ganz verkehrt hat man den Fetischismus . . . als die ursprüngliche Religionsform hingestellt" (S. 119). Es ist also keine Frage, daß die ganze Auffassung der Religionsgeschichte bei Gloatz viel richtiger ist als bei Réville, womit jedoch keineswegs alle Einzelheiten oder auch das ganze speculative System als solches gebilligt werden soll. Im Gegentheil ist es z. B. selbstverständlich in unseren Augen verkehrt, wenn Gloatz in der katholischen Kirche nur eine niederere Vorstufe für die vollendete Entwicklung des Christenthums im Protestantismus sieht. Wir können ihm das von seinem Standpunkte aus allerdings nicht verargen. Nur möchten wir Herrn Gloatz den wohlgemeinten Rath geben, bevor er die Theologie des Mittelalters behandelt, dieselbe ebenso gründlich und vorurtheilsfrei zu studiren, wie er die heidnische Theologie studirt hat. Er wird jener doch jedenfalls einen höhern

Grad der Gotteserkenntniß zugestehen als dieser und sie darum seiner Untersuchung für mindestens ebenso werth halten. Bis jetzt kennt er dieselbe aber so wenig, daß er auch die einfachste Terminologie mißversteht und sich z. B. höchlichst über den Satz des hl. Thomas wundert: Comprehendere Deum impossibile est cuicunque intellectui creato, obgleich dieser Satz nur eine augenscheinliche Wahrheit enthält. Auch sonst wird alles, was Gloatz über die Scholastik sagt, dem Kenner derselben nur ein Lächeln abnöthigen. Wir können somit die speculativen Abschnitte dieses Werkes nicht durchweg empfehlen, wohl aber Jeden, der sich über die Religion der heidnischen Völker unterrichten will, zum Studium der geschichtlichen Theile aufmuntern. Das bekannte Werk von Waitz und Gerland findet hier eine würdige Ergänzung und Vervollständigung. Um zum Schlusse die „Feindschaft jesuitischer Missionare gegen die englischen" in der Stadt Rubaga (S. 495) auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, wollen wir Herrn Gloatz die tröstliche Versicherung geben, daß nie ein Jesuitenmissionär das Reich des Mtesa betreten hat.

Christian Pesch S. J.

Die Universitäten des Mittelalters bis 1400. Von P. Heinrich Denifle aus dem Predigerorden, Unterarchivar des Heiligen Stuhles. Erster Band. Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. 8°. 814 u. XLV S. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1885. Preis: *M.* 24.

„Es hat einen besonderen Reiz, dem Ursprunge jener Hochschulen, welche die breite Grundlage für die Universitäten der nächsten Jahrhunderte gebildet hatten, nachzuspüren. Das 13. und 14. Jahrhundert bietet ein eigenthümliches Schauspiel. Papst und Kaiser, Städte und Landesherren wetteiferten in der Errichtung von Culturstätten, die zu den schönsten und großartigsten Erscheinungen des Mittelalters gehören. Wären alle Intentionen realisirt worden, so würde Europa bis 1400 im Besitze von nicht weniger denn 55 Hochschulen, Paris und Bologna mitgerechnet, gewesen sein. Allein von neun existiren nur die Stiftbriefe, die eben nicht zur Ausführung gekommen sind. Es bleiben jedoch immerhin 46 Hochschulen übrig, von denen an der Wende des 14. Jahrhunderts nachweisbar noch 37 bis 39 bestanden haben, eine erkleckliche Anzahl, von der man bisher keine Ahnung hatte."

Mit diesen Worten leitet der gelehrte Forscher den dritten und umfangreichsten Hauptabschnitt seines vorliegenden Werkes ein. Trotz der Wichtigkeit und des weittragenden Interesses indeß, das gerade dieser Theil mittelalterlicher Bildungsgeschichte beansprucht, lagen die bisherigen Forschungen über die Hochschulen des Mittelalters und besonders über Ursprung und Gründung derselben gar sehr im Argen. „Ich erhielt den Eindruck," klagt der Verfasser, „als habe man gerade den wichtigsten Theil der Culturgeschichte des Mittelalters mit besonderer Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit behandelt. Nur wenige Hochschulen jener Epoche, die wir im Auge haben, besitzen eine Beschreibung, die den Anforderungen der Wissenschaft genügt; völlig unbrauchbar

sind aber die allgemeinen Darstellungen von Meiners und Grässe, äußerst lückenhaft und im Einzelnen häufig irrig jene von Savigny." Schon in der Einleitung nimmt Denifle Gelegenheit, sich mit seinen Vorgängern auseinanderzusetzen; daß es ihm aber dabei durchaus nicht um jene in Vorworten hergebrachte Umkehr des illum oportet crescere me autem minui zu thun ist, beweist die folgende Darstellung nur zu sehr, indem sich die nicht zu umgehenden Widerlegungen falscher Aufstellungen und Auffassungen durch einen nicht unbedeutenden Theil des Werkes, oft nicht zum Vortheile der Darstellung, hinziehen. Zum Nachtheile des Werkes hätte es wohl nicht gereicht, wäre die Polemik da und dort etwas maßvoller im Ausdruck gewesen. Dafür entschädigt reichlich, eine so wesentliche und empfindliche Lücke, wie die oben bezeichnete, in so glänzender Weise geschlossen zu sehen. Schon dieser erste Band der mittelalterlichen Universitätsgeschichte darf im wahren Sinne des Wortes als eine historische That bezeichnet werden: eine solche Unsumme von Material findet sich in demselben aufgehäuft, ein solcher Bienenfleiß spricht aus jeder der 800 Seiten, die jeden Satz des Textes in zahlreichen Anmerkungen quellenmäßig sichern und beglaubigen.

Der erste Hauptabschnitt des Werkes sucht zunächst Bezeichnung und Begriff der mittelalterlichen Universität festzustellen. Die älteste Bezeichnung einer Hochschule ist der Ausdruck Studium generale, d. h. nicht etwa eine Lehranstalt in allen Wissenschaften, wie wir heute sagen würden, eine volle Universität, an der die sämmtlichen Facultäten gelehrt werden, sondern eine Lehranstalt für Alle, an der Alle, auch Auswärtige, studiren und sich eine überall anerkannte Lehrbefähigung erwerben konnten. Wie irrig der in neuerer Zeit dem Worte unterschobene Sinn, geht wohl am besten daraus hervor, daß ein bedeutender Bruchtheil der mittelalterlichen Hochschulen ausgesprochenermaßen nur für einzelne Lehrfächer ins Dasein trat. So waren Orléans und Angers eigentlich nur Rechtsschulen, Salerno nur für Medicin, Sevilla für lateinische und arabische Sprache gegründet. Selbst die Pariser Hochschule ermangelte von 1219 bis ins 17. Jahrhundert des Studiums des weltlichen Rechtes, und von den 46 Hochschulen, die bis 1400 in Aufnahme kamen, war bei der Gründung von etwa 28, also nahezu bei zwei Drittheilen, der Unterricht in der Theologie geradezu ausgeschlossen.

Nachdem so der Grundbegriff der mittelalterlichen Hochschule urkundlich in einem Sinne festgestellt, der von der hergebrachten Auffassung wesentlich abweicht, wird man eine ähnliche Verschiedenheit auch des mittelalterlichen Universitas von dem Sinne, den wir damit verbinden, vermuthen. Das Wort bedeutete denn auch nichts mehr und minder als das Corpus oder Collegium, die societas oder communio sämmtlicher als Lehrer oder Lernende der Hochschule angehörigen Glieder. Beide Begriffe sind in eingehendster Weise entwickelt; mit Recht, da ein Irrthum in diesen bei dem häufigen urkundlichen Gebrauche derselben zahllose andere nach sich ziehen muß. Weniger wichtig und darum auch nur kurz erwähnt sind die gleichfalls vorkommenden Ausdrücke academia und gymnasium.

Nach Beantwortung dieser einleitenden Fragen werden nun aus den sämmt-

lichen zur Besprechung kommenden Universitäten zwei in besonderer Abhandlung vorweggenommen: die Hochschulen von Paris und Bologna. Diese sind — von Salerno abzusehen — die ältesten, in jeder Hinsicht aber die einflußreichsten Schulen gewesen, die trotz besonderer localer Eigenthümlichkeiten Anstoß und Vorbild zur Errichtung und Einrichtung der späteren Hochschulen gaben. In Folge dessen war über sie am meisten geschrieben und bei der Eingangs charakterisirten Art dieser Geschichtschreibung eine Reihe erheblicher Irrthümer verbreitet worden. Mit der ausführlich behandelten Entstehungsgeschichte dieser beiden Hochschulen ist sodann, um mich eines passenden liturgischen Vergleichs zu bedienen, eine Art (aber auch nur eine Art) Commune geschaffen, welches ermöglicht, bei der großen Reihe der nachfolgenden Universitäten eine Beschränkung auf das diesen Eigenthümliche eintreten zu lassen.

Es ist um so weniger möglich, in dem engen Rahmen eines Referates dem Gange dieser oft mühsamen Einzeluntersuchungen nachzugehen, als einige Ergebnisse des vierten Haupttheiles verdienen, besonders hervorgehoben zu werden, und daher hier eine Beschränkung auf wenige allgemeine Hinweise doppelt nothwendig wird.

Zunächst behandelt der Verfasser in diesem zweiten Haupttheile diejenigen Elemente, die in der Entstehungsgeschichte beider Hochschulen wiederkehren. Hier muß als die weittragendste und historisch wichtigste vor allen die erste Frage hervorgehoben werden: Wie sind die ersten Universitäten entstanden? woher kam überhaupt die Idee einer Hochschule, oder welcher glückliche Zufall bewirkte, daß solche wie von selbst ins Dasein traten? „Savigny und theilweise schon Meiners glaubten, durch einen berühmten Lehrer, um den sich eine große Jüngerschaar sammle, entstände leicht eine gelehrte Nachkommenschaft und schließlich eine bleibende Schule." Es ist Denifle ein Leichtes, an der Hand der geschichtlichen Thatsachen das Ungenügende dieser Erklärung nachzuweisen. Die Geschichte der Schulen von Le Beck, von Laon, Lüttich, Tours, Chartres und so vielen anderen beweist zur Genüge, daß eine mehr oder minder lange Folge ausgezeichneter Lehrer einer Schule wohl für eine Zeit zur Berühmtheit und Frequenz verhelfen kann; daß aber der raschen Blüthe ein oft ebenso rascher Verfall folgen muß, wenn nicht andere Umstände hinzutreten, welche der in Flor stehenden Schule einen dem Wechsel des Zufalls entrissenen Fortbestand sichern. War das erste Aufblühen solcher Schulen meist irgend einer neuen Methode in der Doctrin zu danken, so gründete sich der Fortbestand wesentlich auf den solchen Schulen ertheilten Privilegien, die es ermöglichten, falls der eigene Nachwuchs hervorragende Lehrkräfte nicht mehr bot, solche von auswärts heranzuziehen.

Nach Abhandlung der Privilegien beider in Rede stehenden Hochschulen wendet sich der Verfasser deren innerer socialer Organisation zu, zunächst der von Paris, deren Gliederung eine besonders ausgeprägte, aber von den übrigen Schulen verschiedene war, während die an zweiter Stelle zur Behandlung gelangenden Corporationen der Bologneser Hochschule den weittragendsten Einfluß geübt haben. Kam bei jener der Reihe nach die Bildung der Facultäten Alter und Charakter der sogen. Nationen, die Stellung des Rectors innerhalb

der Universität zur Sprache, so beschäftigen uns bei letzterer Wesen und Entwicklung der Scholarenverbindungen, deren Verhältniß zum Gremium der Professoren sowie zu den städtischen Behörden, das Verhältniß der einheimischen Rechtsschüler zu den auswärtigen Studirenden, sowie endlich eine allgemeine Darstellung der Studienverhältnisse der Hochschule.

Nunmehr kann der Verfasser zu dem über 400 Seiten starken dritten Haupttheile seines Werkes übergehen, der in einer Reihe von gedrängten Monographieen uns die Gründungsgeschichte von 44 Hochschulen vorführt. Zunächst werden einige fälschlich als Universitäten bezeichnete Schulen ausgeschieden: Macerata, das erst 1540 eine Hochschule erhielt; Lyon, wo nach Meyssonnier „longtemps avant la venuë de nostre Seigneur", nach Anderen um 1300 ein Generalstudium gegründet sein sollte; ferner Brescia, Messina, Palermo, Vienne u. a. m. Hierauf werden an erster Stelle die Hochschulen, welche ohne Stiftungsbriefe ex consuetudine bestanden, zur Besprechung gezogen, voran die älteste aller, die medicinische Schule zu Salerno. Ferner Oxford, bei welcher die Fabel von der Alfred'schen Stiftung zurückgewiesen wird, Orléans, Angers, Padua, Vercelli, Reggio, Modena, Vicenza. Daran reihen sich die Hochschulen mit päpstlichen Errichtungsbriefen. Hier nimmt den ersten Platz die an der päpstlichen Curie durch Innocenz IV. begründete Schule ein, die bei dem Mangel an Stabilität treffend mit der Hofschule Karls des Großen in Vergleich gebracht wird. In diese Kategorie fallen u. a. die Universitäten von Heidelberg, Köln, Erfurt, Fünfkirchen und Ofen. Es schließen sich an die Schulen mit kaiserlichen oder landesherrlichen Briefen, sowie endlich jene, welche beides, päpstliche und kaiserliche, beziehungsweise landesherrliche Diplome besitzen, unter ihnen die von Prag und Wien. Den Beschluß machen jene Hochschulen, die factisch nie ins Leben traten; es sind ihrer neun: Fermo, Verona, Orvieto, Pamines, Dublin, Valencia, Alcala, Genf und Lucca.

Nachdem so in eingehender Weise und mit der größten historischen Treue die einzelnen Hochschulen abgehandelt, ist der Verfasser in Stand gesetzt, uns im vierten Hauptabschnitte eine Frage von höchster Wichtigkeit und von höchstem Interesse zu beantworten, eine Frage, über die ein starkes Halbdunkel sich lagerte, und die, wenn wir das Einzelne betrachten, noch immer dunkle Punkte birgt, nämlich: Wie verhielten sich die Universitäten zu den früheren Schulen? Sind sie förmliche Neuschöpfungen, oder sind sie aus den Klosterschulen, vielleicht aus den Dom- und Stiftsschulen hervorgegangen? Nach der verbreiteteren Ansicht wäre dies unbedingt der Fall gewesen, während doch jeder, der an der Hand der Thatsachen die Geschichte der Kloster- und Stiftsschulen verfolgt, wenigstens für Deutschland umsonst nach einer Brücke sucht, die ihn zu den Universitäten hinüberleitete. Dennoch war man in die bequeme Gewohnheit gerathen, die Hochschulen des spätern Mittelalters als eine Entwicklung aus den Kloster- und Stiftsschulen zu betrachten. So sagt z. B. Paulsen in Sybels Zeitschrift (XLV. 262): „Wie das Vorbild, die Pariser, so sind auch mehrere deutsche Universitäten aus den vorhandenen Dom- und Klosterschulen hervorgegangen", während vereinzelt auch die gegentheilige An-

sicht auftritt, als hätten sich die Universitäten außerhalb des kirchlichen Organismus, ja im Gegensatz zu diesem entwickelt. Um über die Frage zur Klarheit zu kommen, stellt der Verfasser eine dreifache Untersuchung an. Er beschäftigt sich zunächst mit der Pariser Universität und deren Beziehungen zu den Schulen von St. Geneviève, St. Victor und Notre Dame; an zweiter Stelle mit den außeritalienischen, an dritter mit den italienischen Hochschulen. Das Ergebniß ersterer Untersuchung ist kurz dies, daß zwischen den Schulen von St. Genovefa und St. Victor einerseits und der Hochschule andererseits nicht der mindeste Zusammenhang bestehe, während sich ein solcher für die Schule von Notre Dame allerdings, wenn auch mit Beschränkungen, nachweisen lasse.

Die uns zunächst berührende Frage ist die zweite, rücksichtlich der außeritalienischen Universitäten. Hier ist das Ergebniß rücksichtlich der Klosterschulen ein absolut negatives; rücksichtlich der Stifts- und Stadtschulen dagegen faßt Denifle seine Resultate in folgenden Sätzen zusammen:

„1. An mehreren Orten waren die dort bereits existirenden Schulen eine Veranlassung, daß man sich um ein Universitätsprivileg bewarb oder daß ein solches ertheilt wurde .... Dies war wohl in Köln und hinsichtlich der Stiftsschulen in Erfurt der Fall.

2. In einigen Städten entwickelten sich die Lehranstalten zu einem Generalstudium unter einem bischöflichen Kanzler oder Scholasticus, ohne daß erstere Dom- oder Stiftsschulen im eigentlichen Sinne gewesen wären. In diesen Kreis gehört vor Allem Oxford ... Aehnlich verhält es sich auch mit Cambridge.

3. Viele Generalstudien haben sich an gar keine Schulen angelehnt, sondern sind als förmliche Neuschöpfungen zu betrachten .... Dasselbe war wohl auch in Hinsicht auf die Universitäten Krakau, Heidelberg, Fünfkirchen und Ofen der Fall.

4. Es gibt aber auch Hochschulen, deren Anfänge zusammengesetzter Natur sind, ... die einerseits eine Domschule zur Grundlage zu haben scheinen oder mit denen alsbald der alte Scholasticus in Berührung trat, die aber andererseits doch als eine Neuschöpfung zu betrachten sind.

Zusammengesetzter Natur sind in gewisser Hinsicht auch die Anfänge der unter Nr. 1 angeführten Hochschulen. Lehnten sie sich nämlich einerseits an vorhandene Lehranstalten an, so sind sie doch andererseits gerade rücksichtlich der an ersteren gelehrten Hauptfächer und in Bezug auf alles, was ein Studium generale mit sich brachte, als Neuschöpfungen anzusehen."

Wir können daher, wenn wir für verhältnißmäßig wenige Ausnahmen Raum lassen, behaupten, von einer organischen Entwicklung der alten Schulen zu Generalstudien kann im Allgemeinen nicht die Rede sein, wenngleich im Einzelnen bei Errichtung letzterer vorhandenes Material benutzt ward.

Diese kurzen Resultate sind von unberechenbarem Werthe; denn sie enthalten die Brücke, welche zwei grundverschiedene Culturstadien miteinander verbindet, von denen wir die erste als die Epoche der Kloster beziehungsweise der Benedictiner-Schulen bezeichnen können. An sie reiht sich die Epoche der

mittelalterlichen Hochschulen; in dieser Zeit ruhen die Wissenschaften, vor Allem die theologischen, auf den Schultern der Bettelorden. In welchem Sinne allein dies richtig, hat Denifle S. 703 u. ff. in vortrefflicher Weise erörtert. Zählen wir die vorhandenen Facultäten, so war jedenfalls nicht die Theologie, sondern die Rechtswissenschaft das überwiegende und charakteristische Element der neuen Hochschulen; nur auf einer verhältnißmäßig geringeren Anzahl ward Theologie gelehrt; aber das moralische Gewicht der Gottesgelehrtheit fiel gegenüber den anderen Wissenschaften ähnlich in die Wage, wie das Ansehen der Pariser Universität gegenüber den jüngeren Hochschulen. Die philosophisch-theologischen Disciplinen drücken der Epoche namentlich im Vergleiche mit der vorhergehenden ihren Stempel auf. Aehnlich die beiden Schulen der Dominikaner und Franziskaner. Allerdings ging die Gründung der Hochschulen aus den Hausstudien der beiden Orden so wenig hervor als aus den Schulen der Benedictiner; sie gaben aber die größten Lehrer und wurden durch sie die Mittelpunkte theologischer Schulen und die Träger der theologischen Disciplinen.

Mit dem Zeitalter der Reformation und des Humanismus endlich beginnt eine dritte Periode christlicher Bildung. Die Hochschulen sinken, und wie in der Benedictinerepoche treten, veranlaßt durch die Geistesströmung der Zeit, getragen hauptsächlich durch die Schulen der Gesellschaft Jesu, die klassischen Studien bedeutend in den Vordergrund des öffentlichen Lebens. Das sind die drei Hauptepochen der christlich-abendländischen Bildungsgeschichte; seit dem gewaltsamen Sturze dieser durch die Patriarchen der modernen Aufklärung sieht sich leider das christliche Element mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den an dritter Stelle behandelten italienischen Hochschulen zurück, so ist richtig, daß im Lande der Identität zwischen Stadt und Staat die Hochschulen meist aus Communalschulen sich entwickeln, allein nichts weniger als „im Kampfe wider die Prätensionen der Kirche".

Wir müssen es uns, um nicht allzu ausgedehnt zu werden, versagen, den interessanten Inhalt des fünften und letzten Hauptabschnittes hier wiederzugeben; trotz der verhältnißmäßigen Kürze oder richtiger wegen derselben sind die hier besprochenen Fragen: Ursachen der Universitätsbildungen, sowie deren Beziehungen zu den Trägern der geistlichen und weltlichen Macht, so vielfältig, daß eine Wiedergabe des Gedankenganges nothwendig die uns gezogenen Grenzen durchbrechen würde. Dazu gehören die in diesem Abschnitte behandelten Fragen gerade zu den anziehendsten aus allen, die von selbst die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und zu fesseln wissen.

Es ist Mode geworden, Büchern, die man empfehlen möchte, recht viele freundliche Leser zu wünschen. Ein solcher Wunsch wäre in unserem Falle Verkleinerung; denn er enthielte die Voraussetzung, daß das Wort des Empfehlers von irgend einem Einflusse auf die „fata" des Buches sein könne. Es gibt Werke, die von den Strömungen und Passatwinden, die das Meer des Buchhandels bewegen, nicht beeinflußt, ruhig und des Erfolges sicher ihren

Weg gehen. Zu ihnen gehört diese Universitätsgeschichte. Ihr Werth ist ein bleibender, ihre Bedeutung wahrhaft grundlegend, darum wird ihr Dasein kein ephemeres, sie selbst nicht an die Lebensbedingungen der Tageserzeugnisse gebunden sein. Aere perennius!

G. M. Dreves S. J.

Edeltrude. Dichtung von **Ad. Jos. Cüppers.** Mainz, Kirchheim, 1885 Preis: *M.* 3.

Die Periode poetischer Erzählungen hat noch nicht ihr Ende gefunden. Freilich einem neuen Sang von „Dreizehnlinden" sind wir nur einmal begegnet, was nicht ausschließt, daß auch anderen Schöpfungen, so besonders den beiden Dichtungen Brills, die Gunst der Leserwelt dauernd gefesselt bleibt, wie die nothwendig werdenden neuen Auflagen deutlich genug darthun. Neben Weber und Brill soll man nun freilich den neuesten Mitbewerber um die epische Palme, Ad. J. Cüppers, nicht stellen, das würde er selbst als eine Ungerechtigkeit gegen ihn ablehnen, eben weil es zu einer ungerechten Beurtheilung seines Gedichtes führen müßte. „Edeltrude" verhält sich zu den größeren, reich und umfassend gegliederten Erzählungen etwa wie eine Novellette zu einem Roman. Nicht eine einheitliche, selbstgewollte That des Helden ist der Vorwurf, sondern ein auffallender, rührender Zug, ein Abenteuer oder eine Episode. Man könnte den Inhalt am kürzesten und bezeichnendsten wiedergeben, wenn man es „Das gestörte Brautfest" nennen wollte. In der That trifft das Verhängniß die beiden Hauptpersonen, Reginar und Edeltrude, just während des frohen Hochzeitsmahles, indem plötzlich in all die Lust der Kriegsbote mit der Nachricht vom Einfall der Nordmänner hereinstürzt, und der Bräutigam sich nun seinerseits nach altem Recht aufmachen muß, die Kunde zum nächsten Schloß zu bringen. Es folgt dann natürlich der Aufbruch zur Schlacht, in welcher Reginar gefangen genommen wird. Nach Beendigung des Raubzuges wird er als Sklave in den Norden geschleppt, ohne daß er seiner jungen Gattin eine Kunde zugehen lassen könnte. Diese aber mag sich die Schicksale des Geliebten schon denken; denn da er unter den Todten der Schlacht nicht gefunden wurde, muß er wohl als Kriegsgefangener fortgeführt sein. Sie faßt darum den Plan, in Begleitung eines alten Dieners die Reise in den Norden zu unternehmen und als Sänger verkleidet von Palast zu Palast zu ziehen, um den Verlorenen aufzusuchen und zu befreien. Dieser hat unterdessen das Glück gehabt, seines Herrn Leben zu retten und von ihm die Freiheit zu erlangen. Eben feiert man dieses Ereigniß durch ein frohes Festgelage, als die beiden Pilger, Edeltrude als Sänger und der alte Diener, in den Saal treten. Das Erkennen und die Vereinigung geben sich dann von selbst. Also zum Unterschiede von den meisten dichterischen Erzeugnissen, in denen der Hochzeitskuchen den Schlußstein des poetischen Gewölbes abgeben muß, hebt dieses Lied mit dem Hochzeitsreigen an. Das ist jedenfalls eine glückliche Originalität. So wird das Gedicht zu einem Lobgesang ehelicher Treue und duldender Liebe. Daß diese Tugenden sich hauptsächlich nur passiv zeigen, und daß selbst da, wo ein

Anlauf zur Handlung gemacht wird, diese Handlung zur Entwicklung der Ereignisse nichts beiträgt, ist unseres Erachtens der größte Fehler der Composition, die sich im Uebrigen trotz ihrer einfachen Gliederung durch die Verschiedenartigkeit der Motive und den Farbenreichthum der Zeitbilder wirklich auszeichnet. Daß die Natur des Planes besonders das lyrische Element begünstigt, liegt auf der Hand, und Güppers hat sich in dieser Beziehung die weiteste Freiheit gegeben — vielleicht zum Schaden der Dichtung, da doch die Motive der Gesänge bisweilen zu wenig neu durchgeführt, oder der Variationen desselben Themas zu viele sind. Dadurch soll jedoch nicht im Mindesten geläugnet werden, daß manche dieser Lieder oder Romanzen recht volksthümlichen, sangbaren Ton anschlagen und in Erfindung wie Durchführung glücklich zu nennen sind. Im Allgemeinen möchten wir eine strammere, dem Ohre mehr angepaßte Rhythmik wünschen; dadurch würde manche Härte und manche Unruhe vermieden, welche jetzt hie und da den besten Liedern schaden. Der erzählende Text ist in den vierfüßigen gereimten Trochäen geschrieben, welche immer mehr in Anwendung kommen, seit Weber das Beispiel gegeben. Nur hat Güppers die gereimten Verse männlich ausklingen lassen, was auf die Dauer etwas einförmiger lautet, und sich besonders schlecht in der letzten Strophe des Gedichtes ausnimmt, da diese so mit einem einsilbigen apostrophirten Wort, das nicht einmal die besondere Sinnbetonung hat, geradezu schwach abschließt. Uebrigens ist diese Strophe auch deshalb zu verurtheilen, weil es unpassend ist, ein Lobgedicht auf die christliche Treue durch Anrufung eines heidnischen Gottes zu beschließen. Die Umwohner des Siebengebirges werden dem Dichter besonders noch für die Behandlung der Sage vom Drachenfels dankbar sein, um so mehr, als unserer Ansicht nach die Legende „Des Heerhorns Ruf zog dumpf durchs Land" zu dem Besten des Büchleins gehört. Auch die Art und Weise, wie der gefangene Reginar der Königstochter das Leben des Heilandes erzählt, ist überaus treffend, nur muß es Wunder nehmen, daß sich der Dichter hier die Anwendung der altdeutschen Form hat entgehen lassen, die doch durch den von ihm angeschlagenen Ton gefordert schien und die Erzählung jedenfalls bedeutend eigenthümlicher gemacht hätte.

W. Kreiten S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Dritte Vereinsschrift für 1884: **Die Sternenwelten und ihre Bewohner.** Von Dr. Jos. Pohle, Professor der Theologie in Leeds. Erster Theil. 128 S. Preis: *M.* 1.80. — Zweite und dritte Vereinsschrift für 1885: **Die Sternenwelten und ihre Bewohner.** Zweiter Theil (Schluß). 220 S. Preis: *M.* 3.60.

Die Frage nach der Belebtheit der Sternenwelten ist, wie der Verfasser in seinen einleitenden Gedanken hervorhebt, zunächst eine astronomische; „die Speculation soll nur da ergänzend eingreifen, wo die Erfahrung allein den Faden der Erörterung weiterzuspinnen nicht vermag". Demnach bildet der vorzüglichste Gegenstand der vorliegenden Schrift die Untersuchung über die physikalischen Zustände im Kosmos. Man darf sich daher nicht wundern, wenn der Verfasser die ganze Physik des Himmels in den Kreis der Betrachtung zieht, so daß kaum ein Gegenstand von Interesse sich vorfindet, der nicht eingehend besprochen würde. Das Material wird man freilich auch in anderen Büchern finden, aber in wenigen möchte es in einer so leichten faßlichen und schönen Form wiedergegeben sein. Der Verfasser setzt keine tieferen Kenntnisse auf diesem Gebiete voraus, und doch wird der Leser gleichsam spielend mit den Resultaten der neuesten Forschungen bekannt, und findet hier die sonst so kalte Wissenschaft mit einem schönen, blumenreichen Gewande bekleidet. Was aber am meisten wohlthut, das ist der christliche Geist, der das Ganze durchwebt. Es wird uns so recht zum Bewußtsein gebracht, daß die neuesten Ergebnisse der Wissenschaft mit der Religion keineswegs einen Gegensatz bilden, im Gegentheil, daß sie richtig erfaßt unser Herz erheben und den Gottesgedanken in uns neu anregen und kräftigen. Schwerlich wird jemand das Buch ohne Befriedigung aus der Hand legen, und das selbst dann, wenn er mit dem Endresultat der Pohle'schen Forschung nicht vollauf einverstanden sein sollte. Allerdings viele, wenn nicht die meisten Leser wird Dr. Pohle durch die Macht seiner Beredsamkeit mit sich fortreißen, so daß sie rückhaltlos für die Belebtheit der Sternenwelten einstehen. Aber es gibt auch kältere Naturen, die sich so leichten Kaufs nicht ergeben. Auf solche möchte wohl zunächst der Traditionsbeweis den geringsten Eindruck machen. Sollte sich denn nicht die allgemeine Annahme von Sternbewohnern auf die kindlich naive Auffassung der Alten zurückführen lassen? Wenn die ewig schaffende Phantasie unsere Wälder, Flüsse und Berge bevölkerte, sollte sie ihren Flug wohl gehemmt haben bei dem prachtvollen Anblick des gestirnten Himmels? Die traditionelle Ansicht von Sternbewohnern fordert um so weniger als Untergrund eine objective Wahrheit, als es selbst nach Ansicht des Verfassers feststeht, daß alle die Sterne, welche wir so hell am Himmel leuchten sehen, mit Ausnahme von zweien oder dreien nicht einmal bewohnbar sind. Ein anderer Beweis für die Existenz von Organismen in den Himmelsräumen läßt sich nicht so leicht abweisen. Es ist nämlich eine Thatsache, daß in mehreren Meteorsteinen die Zersetzungsproducte organischer Verbindungen aufgefunden worden sind. Hätten nun die Meteore jene Substanzen aus den entlegenen Himmelsräumen mitgebracht, so wäre man um einen bedeutenden Schritt weiter; aber die Möglichkeit ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß jene Feuerkugeln sich die betreffenden Stoffe bei ihrem Fluge durch die Atmosphäre oder beim Eindringen in die Erdkruste annectirt haben. Glücklicher ist der Verfasser bei seinem Nachweise der einfachen Bewohnbarkeit von Sternen, die als dunkle Trabanten die Fixsterne umkreisen, insbesondere mit Rücksicht auf unser Planetensystem. Die Untersuchungen über den Planeten Mars stellen zweifellos fest, daß die physikalischen Zustände auf demselben im großen Ganzen Aehnlichkeit haben mit denen auf unserer Erde; mithin ist der Schluß, daß auch dort Organismen existiren können, kein unberechtigter. Von hier aus nun unmittelbar auf die actuelle Bewohnung schließen, kann nur der Naturalist, insofern er annimmt, daß alle organischen Wesen: Pflanzen, Thiere und Menschen aus der Materie sich entwickelt haben. Von einem solchen Standpunkte aus läßt es sich ganz gut begreifen, wenn ein O. Liebmann die Annahme, daß die Erde der einzige Schauplatz von organischem Leben und intellectueller Selbstbethätigung sei, als eine „bedeutende Vornirtheit" charakterisirt. Aber vom Stand-

punkte des Verfassers aus wäre es doch wohl besser unterblieben, einen solchen Ausdruck wenn auch nur unter Gänsefüßchen zu adoptiren; zumal er im ersten Theile klar eingesteht: „Wäre die Frage nach der Belebtheit der Sternenwelten ein rein naturwissenschaftliches Problem, so würden auch wir unbedingt auf dem abwartenden Standpunkte der Skepsis verharren, bis die Erfahrungsbeweise eine Aenderung der Situation herbeiführten." Ob nun auf dem Planeten Mars oder analogen himmlischen Standorten sich Organismen oder gar intellectuelle Wesen vorfinden, soll die Philosophie entscheiden. Dr. Pohle entwickelt mit der ihm eigenen lebendigen und anschaulichen Darstellungsweise seine philosophischen Gründe, die er dann kurz in folgenden Wahrscheinlichkeitsschluß zusammenfaßt: „Gott konnte menschenähnliche Geschöpfe auf den bewohnbaren Weltkörpern erschaffen; es geziemte sich aber auch aus einer Reihe von Gründen, daß er solche erschuf; mithin hat er es gethan. Potuit — decuit: ergo fecit." Wir können nur wünschen, daß der Herr Verfasser uns bald wieder mit einer ähnlichen naturwissenschaftlichen Studie erfreue, würden dann aber doch nicht ungehalten sein, wenn in demselben das kritische Element etwas mehr vorwaltete, sollte auch dadurch das rhetorische Feuer ein wenig gedämpft erscheinen.

1. **In den Ferien.** Von Zenaïde Fleuriot. Aus dem Französischen übersetzt von Phil. Laicus. Mit 61 Illustrationen. Zweite Auflage. 12°. VIII u. 211 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: geb. *M.* 2.50.

2. **Windstille und Wirbelsturm.** Von Zenaïde Fleuriot. Aus dem Französischen übersetzt von Phil. Laicus. Autorisirte Uebersetzung. Mit 45 Illustrationen. 12°. VIII u. 263 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: geb. *M.* 2.50.

3. **Die Herberge zum Schutzengel.** Von Gräfin Ségur. Aus dem Französischen von Elise von Pongrácz. Mit 67 Illustrationen. 12°. VIII u. 316 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: geb. *M.* 2.50.

Die vorstehend genannten Bücher gehören zu der mit Recht beliebten, von der Kritik ebenso günstig als vom Publikum aufgenommenen Herder'schen Sammlung „Illustrirter Jugendschriften", deren Bereicherung schon im Voraus von jedem geschmack- und einsichtsvollen Freunde der Jugend mit Freuden begrüßt wird.

Nr. 1 ist ein alter Bekannter, er tritt jetzt zum zweiten Male seinen Rundgang durch die Welt an und wird ohne Zweifel auch in diesem Neudruck sich zahlreiche Freunde zu den alten erwerben. Dieses allerliebste Werk Zenaide Fleuriot's ist überhaupt das erste der ganzen Sammlung, welches eine neue Auflage erlebte; hoffen wir, daß ihm die anderen, noch gelungeneren Meistererzählungen derselben Verfasserin „Das kleine Familienhaupt" und „Das junge Familienhaupt" baldigst nachfolgen werden.

„Windstille und Wirbelsturm", das neueste Werk derselben beliebten Jugenderzählerin, reicht wohl, was Humor und psychologische Tiefe angeht, nicht ganz an die obengenannten Stücke hinan, überragt aber doch weitaus das bei uns gewöhnliche Mittelmaß pädagogisch-belletristischer Jugendschriften und verräth immerhin auf jeder Seite die vollendete Mache der Dichterin. Sie hat diesmal als Vorwurf ihrer Erzählung eine reiche Baronin genommen, welche in die Lage kam, zuerst ihre kleine Nichte Beatrix und einige Zeit später einen entfernten Neffen Tancred in mütterliche Obhut und auf ihr Schloß zu nehmen. So lange sie mit dem frommen stillen

Mädchen allein ist, fühlt sie sich durch dessen Sanftmuth, Fleiß, Stille und Bescheidenheit gelangweilt. Sie hat ihm den Namen „Windstille" gegeben und ist nun froh, daß ihr Vetter, der Canonikus, in der Lage ist, sie um Aufnahme eines kleinen Jungen zu bitten, den er in seiner kleinen Canonikatswohnung nicht länger halten kann, weil er gar zu wild sei. Von „Wirbelsturm" hofft die Baronin einige Abwechslung in ihrem einsamen Leben und schmeichelt sich nebenbei auch mit dem Gedanken, daß *sie* jedenfalls mit der Bändigung des Wildfangs an ein Ende kommen werde. Interessant ist nun das Zusammenleben der drei Hauptpersonen, die wachsende Vorliebe der Tante für den Taugenichts und Heuchler und ihre Abneigung gegen Beatrix, sowie das Verhältniß der Kinder unter sich geschildert. Die Sache gedeiht schließlich so weit, daß Beatrix das Haus verlassen soll. Wie und warum sie es trotzdem nicht verläßt, wie sich allmählich das Blättchen wendet und Tancred zu der verdienten Verbannung verurtheilt wird, das wollen wir um so weniger verrathen, als wir es unmöglich so gut zu erzählen wissen wie die Verfasserin. Auch „Windstille und Wirbelsturm" wird zu einem Liebling der *weiblichen* Jugend werden. Möge es sie nur nicht eitel machen; denn nicht alle Mädchen sind „Windstillen" und nicht alle Knaben sind „Wirbelstürme" — bei weitem nicht. Das beweist auch deutlich genug das dritte der obengenannten Bändchen. Jakob und Paul, die anfänglichen Helden der „Herberge zum Schutzengel", sind wahrhaft allerliebste Brüderchen und diese ihre Liebenswürdigkeit ist auch der eigentliche Grund, warum in der Erzählung Alles so gar gut abläuft, ja schließlich noch zwei Hochzeiten gefeiert werden. Auch die anderen Hauptpersonen sind wahre Muster der Liebe und Frömmigkeit, und es ist daher außerordentlich erwünscht, daß ein russischer General für den nöthigen Humor bei der übrigen Erbauung sorgt. Wer je ein Buch der Fleuriot und der Gräfin Ségur gelesen, wird den ganzen Unterschied der Schreibart und der Motive kennen, wodurch Beide unser Interesse zu fesseln verstehen. Unserer Ansicht nach hat Fleuriot mehr Kenntniß des kindlichen Gemüthes — Gräfin Ségur weiß mehr zu spannen. Der Anfang der „Herberge", d. h. die Partieen der Erwachsenen, scheinen uns etwas gar zu „gemacht natürlich", die Tugendhaftigkeit zu groß; mit dem Auftreten des Generals Durakine aber ändert sich glücklicherweise der Ton der Erzählung und wir glauben unseren alten Bekannten aus „Russisch und Deutsch" wiederzufinden. — Die Art der Illustrationen ist ja aus den früheren Bändchen bekannt; diejenigen der „Herberge" wollen uns indeß nicht so gefallen, als diejenigen aus „Windstille", sind dafür aber auch viel zahlreicher, und die Figur des Generals erheitert immer. So können wir denn auch die Fortsetzung der „Illustrirten Jugendbibliothek" wie überhaupt das ganze Unternehmen nur auf das Beste allen empfehlen, die für ihre Kinder eine wirklich entsprechende Lesung suchen.

Ein Kleinkinder-Gottesmärchen, allen frommen Kindern und denen, die es werden wollen, mitgetheilt von Einer, die es wußte, und mit fünf anmuthigen Bildern geziert von ihrer Schwester. Lex.-8°. 58 S. Augsburg, Huttler, 1886.

Unter den Gaben des diesjährigen Weihnachtstisches werden sich wenige finden, welche es mit diesem Märchen, trotz seines bescheidenen Umfanges, an ächter, sprudelnder Poesie aufnehmen können. Fast wie ein Anachronismus will es uns vorkommen, am Ende des Jahrhunderts noch einmal die rechten unverfälschten Töne der Romantik in unbefangenster Harmlosigkeit und kindlicher Phantasiefülle zu vernehmen. Wer das Märchen gelesen, wird über die Schule, in welche die Verfasserin gegangen, auch keinen Augenblick im Zweifel sein; denn die Brentano'sche Art der „Chronika des fahrenden

Schülers", des „Tagebuchs der Ahnfrau" oder des „Gockelmärchens" ist zu deutlich dem Ganzen aufgeprägt, wenn auch eine direkte Nachahmung nirgends nachzuweisen ist. Wo ein einzelnes Motiv, z. B. der Philister, aus Brentano entlehnt scheint, ist doch die Behandlungsart durchaus selbständig und der Umgebung angepaßt. Dasselbe gilt von dem „Spatzenmotiv", das auf den ersten Blick aus Alban Stolz' „Vaterunser" entlehnt zu sein scheint, bei näherer Betrachtung jedoch eine ganz unabhängige Behandlung aufweist, die in ihrer Weise sehr wohl den Vergleich mit der Stolz'schen bekannten Fassung aushalten dürfte. Das ganze Märchen ist ein glückliches Gemisch heiteren Frommsinns, kindlichen Humors und andächtiger Gemüthsfülle. Das Ueberspringen aus dem naiv Profanen in das erhaben Religiöse ist oft von der ergreifendsten Wirksamkeit, fast immer aber geziemender Weise angebracht, so daß Einer schon ein arger „Philister" sein und „eine hohe Philistermütze haben" müßte, um da „Anstoß" an irgend Etwas zu nehmen. Auch die einleitende Charakteristik des Märchenerzählers mit seinen Eigenheiten und Tugenden ist so schalkhaft und humoristisch schmeichelhaft, daß, falls Don Benigno noch unter den Lebenden weilt, er selbst jedenfalls der Erste ist, darüber zu lachen. In der „Kaiserstadt" aber, wo ihn jedes Kind auf der Straße kennt, wird es eine allgemeine Freude geben, die längst populären Einzelzüge hier zu einem Bilde vereinigt zu sehen. Aber auch wer die historische Persönlichkeit des Don Benigno nie gekannt hat, wird ihn aus diesem Bilde als den eifrigen Priester und legendären Kinderfreund liebgewinnen und doppelt gern seiner Märchen-Erzählung, die im Grunde nur eine sinnig-naive Weihnachtsbetrachtung ist, zuhören und nachdenken. Wahre Zierden des Büchleins sind die fünf Vollbilder und die zwei scherzhaften Vignetten. Etwas Launig-Zarteres als das erste Kinderbild dürfte selbst der Altmeister Richter kaum gezeichnet haben. Von den übrigen vier möchten wir besonders das letzte — Maria mit den Kindern — als außerordentlich rührend und gedankentief hervorheben. Aus allen Bildern aber spricht ein edler, sinniger und religiöser Zug und zarteste Formengebung, wie wir sie bei den weitaus meisten Illustrationen durchaus nicht mehr gewohnt sind. Wir wünschen dem Märchen die verdiente weiteste Verbreitung. Die Ausstattung durch den Verleger ist tadellos, gothische Schrift mit rother Einfassung; nur hätten wir eine leichte Cartonirung statt des einfachen Broschirumschlags gewünscht.

Das Leben des hl. Franziskus Xaverius. Neu bearbeitet für das deutsche Volk von P. Nikolaus Greff S. J. Mit 3 Illustrationen und einer Karte. 8°. 222 S. Einsiedeln, Benziger, 1885. Preis: brosch. *M.* 1.50; geb. *M.* 2.

Die heilige Hedwig. Ein Heiligenbild für das christliche Volk von Jos. Jungnitz, Priester des Bisthums Breslau. 16°. 132 S. Breslau, Aderholz, 1886. Preis: *M.* 1.

Ein christlicher Fürst. Heinrich von Frankreich, Graf von Chambord. Von P. Emil Regnault S. J. Mit einigen Zusätzen frei aus dem Französischen übersetzt. 8°. 156 S. Graz, Styria, 1885. Preis: *M.* 1.

Lebensbild eines Priesters der neuern Zeit. Entworfen von Theodor Hüsing, Priester der Diöcese Münster. 8°. 127 S. Warendorf, Schnell, 1885. Preis: *M.* 1.

Wir stellen die vier Lebensbilder hier zusammen, weil sie alle denselben Zweck verfolgen: sie wollen erbauen, die Herzen erheben und zu Gott führen. Mögen die

äußeren Verhältnisse und Schicksale noch so verschieden sein, das heiligende Werk der Gnade bleibt sich gleich, wenn nur die Seele sich ihr öffnet, treu mit ihr mitwirkt. So feiert Christus seine Triumphe durch alle Jahrhunderte, im 13. wie im 16. und 19; er heiligt den Fürsten auf dem Throne und in der Verbannung, den Apostel auf seinen weltumspannenden Eroberungszügen, den Priester auf seinem bescheidenen Pfarrdorfe.

Das Leben des hl. Franz Xaver gibt in klarer, populärer Sprache einen Ueberblick über den innern Entwicklungsgang wie über die großartige apostolische Wirksamkeit des Heiligen. Damit gehen Hand in Hand entsprechende Nutzanwendungen auf das tägliche Leben. Man sieht, der Verfasser will dem Volke nicht bloß erzählen, sein Ziel steht höher: an dem Beispiele des Apostels soll jeder lernen, in seinen Verhältnissen und nach Maßgabe der ihm zugewiesenen Gnade sich zu heiligen.

Das zweite Büchlein, eine Volksausgabe der größern Lebensgeschichte der hl. Hedwig von Knobloch, schildert in anmuthigem, volksthümlichen Tone das Leben der heiligen Fürstin und Patronin von Schlesien. Der eigenartige Zauber, welcher über das Bild der Nichte Hedwigs, der hl. Elisabeth von Thüringen, ausgegossen, fesselt uns auch hier. Mit dem größten Interesse begleiten wir die Tochter der Grafen von Andechs von dem „heiligen Berge" weg nach Schlesien, folgen ihr in den Herzogspalast, in die Städte und Dörfer, Klöster und Kirchen, in die Gerichtssäle und Gefängnisse, wo ihre Hand so reichen Segen ausstreut und überall Trost und Freude erweckt. Wir bewundern ihre Unschuld und ihr strenges Bußleben, ihre unerschöpfliche Milde und den heroischen Starkmuth, den sie bei allen über sie selbst und ihre Familie hereinbrechenden Leiden und Trübsalen bekundet. Gewiß wird das Büchlein viele Leser finden, welche aus ihm Trost und mannigfachen Nutzen schöpfen.

Mit dem in französischer Sprache herausgegebenen Lebensbild des Grafen Chambord haben wir unsere Leser bereits des Näheren bekannt gemacht (vgl. Band XXIX S. 1—18). Nunmehr liegt auch eine deutsche Uebersetzung der anziehenden Schrift vor; sie ist durch einige Zusätze vermehrt, welche der in Paray-le-Monial erscheinenden Zeitschrift „Règne de Jésus-Christ" entnommen sind. Die Ausstattung ist vornehm.

Zur Empfehlung der vierten Schrift, die uns vor einigen Jahren unter dem Titel: „Friedrich Graf von Galen, Pfarrer von Lembeck", aber mit dem Vermerk: „Zum zweiten Male als Manuscript gedruckt", vorlag, verweisen wir auf das bei jener Gelegenheit (Band XXV, S. 331) bereits Gesagte. Hier wollen wir nur der Freude darüber Ausdruck verleihen, daß unsere damals ausgesprochene Hoffnung, die hohe Familie des Verewigten werde noch die bis dahin verweigerte Erlaubniß zur Verbreitung des Schriftchens durch den Buchhandel ertheilen, sich jetzt wirklich erfüllt hat. So möge denn das Bild des apostolischen Mannes weithin apostolisch wirken!

Außerbiblische Nachrichten oder **die Apokryphen** über die Geburt, Kindheit und das Lebensende Jesu und Mariä. Beleuchtet von Anton Tappehorn, Ehrendomherrn, Landdechanten und Pfarrer in Vreden. 8°. 90 S. Paderborn und Münster, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 1.

Die von den Apokryphen mitgetheilten Nachrichten haben auf die Denkmäler der mittelalterlichen Literatur und Kunst einen so bedeutenden Einfluß gewonnen, daß manche Werke ohne Kenntniß jener Schriften unverständlich bleiben. Der Verfasser sucht mit Geschick den wahren Kern von der Spreu zu sichten. Im Anfange scheint er etwas zu strenge, mildert aber am Ende seine Aussprüche so, daß man sich gerne mit ihm einverstanden erklärt. Wir wären ihm doppelt dankbar gewesen, wenn er

sich auch über die auffallende Uebereinstimmung hätte aussprechen wollen, welche sich zwischen manchen Erzählungen der Apokryphen und den Offenbarungen vieler heiliger oder frommer Personen findet. Vielleicht entschließt er sich, diese wichtige und schwierige Frage in einem besondern Schriftchen ebenso klar und gründlich zu behandeln.

O Christ hie merk! Ein Gesangbüchlein geistlicher Lieder. Von G. M. Dreves S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Ausgabe ohne Gebetsanhang. 12°. XII u. 167 S. Preis: 60 *Pf.* Ausgabe mit Gebetsanhang. 12°. XII u. 215 S. Preis: 70 *Pf.* — Freiburg, Herder, 1885.

Das für seine gefällige typographische Ausstattung überraschend billige Büchlein ist eine praktische Anwendung der vom Verfasser im 28. Ergänzungshefte dieser Zeitschrift entwickelten Grundsätze. Demgemäß ist vor Allem jedem Liede, das unter irgend einer Rücksicht, namentlich bezüglich der Melodie, an ausgesprochen kirchlichem Charakter zu wünschen übrig ließ, unnachsichtlich die Thüre verschlossen worden. Zweitens treten die Lieder in einer Redaction auf, der man es ansieht, daß jede Aenderung am Originale nur mit einem gewissen Widerstreben vorgenommen wurde. Mit Recht; denn es ist nach den Worten eines angesehenen Kenners, Heinrich Bone's, ein unfehlbares Zeichen mangelnden Verständnisses, wenn man nicht den lebhaften Wunsch empfindet, Alles zu belassen, wie es ist. So sucht der Verfasser die goldene Mitte zu halten zwischen dem einseitig antiquarischen Standpunkt, der jede, auch die leiseste Correctur von vornherein ablehnt, und dem jedenfalls noch unberechtigteren Jener, die jeden uns nicht mehr geläufigen Ausdruck geändert wissen, die in keiner Weise sich dem Liede, sondern das Lied mit Gewalt sich anpassen wollen. Drittens endlich ist durch die angehängten Quellennachweise, die an Brauchbarkeit das Menschenmögliche leisten, dem Büchlein außer dem praktischen ein wissenschaftlicher Werth gesichert, indem es Kennern für jede Silbe des Textes und jede Note der Melodie den Vergleich mit dem Originale und dadurch ein Urtheil ermöglicht, wo, wie und warum Aenderungen an der Urform des Liedes eintraten. Daß die Melodien in der Solmisationsmethode notirt erscheinen, erleichtert den Schul- und Volksgebrauch des Büchleins wesentlich, indem es einen großen Theil der Schwierigkeiten von den Schultern der Sänger auf die geübteren des Lehrers oder Organisten abwälzt. Von den Weisen sind nicht nur jene, welche dem Volksgesange entstammen und daher, wenn nicht auf dem Papiere, so doch in Wirklichkeit von jeher die Fesseln des Tactes getragen haben, sondern auch jene, welche sich aus dem tactfreien Choral entwickelten, in der einmal üblich gewordenen gebundenen Form beibehalten worden. Diesem Verfahren liegt ohne Zweifel die Erwägung zu Grunde, daß sich ein frei-rhythmischer Vortrag mit einer Volksmenge nie, mit Schulen nur ausnahmsweise erreichen läßt. Unter den aufgenommenen Liedern herrscht immer innerhalb des Rahmens strenger Kirchlichkeit eine so große Mannigfaltigkeit, daß sie auch die verschiedenen Neigungen des Geschmackes ihr Genüge finden läßt.

Die Beweise für die Wahrheit des Christenthums und der Kirche. Mit einer Einleitung über die Gegner des Christenthums und ihre Waffen. Von Dr. J. B. Heinrich, Domdekan und Professor der Theologie in Mainz. Neue, verbesserte und vermehrte Auflage. 12°. VIII u. 143 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.

Ein Büchlein, wie es so recht den religiösen Bedürfnissen unserer Tage entspricht. Mit Recht betont der hochw. Herr Verfasser, daß dem Unglauben zwei Ursachen zu

Grunde liegen: Unwissenheit und Bosheit. Und ebenso wahr ist es, daß gerade die erstere Ursache heutzutage einen großen Theil der Schuld an dem immer weiter um sich greifenden Unglauben trägt. Es läßt sich ja nicht läugnen, die moderne Vielwisserei geht mit einer staunenswerthen Unwissenheit auf religiösem Gebiete Hand in Hand. Gar manche Katholiken gibt es, welche weder die großen Beweise für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung unserer heiligen Religion kennen, noch über die einzelnen Lehren des katholischen Glaubens in genügender Weise unterrichtet sind, um deren Schönheit, Erhabenheit, Folgerichtigkeit würdigen zu können. Ist es da zu verwundern, wenn solche Katholiken durch die religionsfeindliche Propaganda, die ihren erstarkenden Einfluß auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geltend macht, in ihrem Glauben verwirrt werden und endlich an demselben Schiffbruch leiden? Die vorliegende Schrift will durch die nöthige Belehrung diesem Unheile nach Kräften vorbeugen. Sie beschränkt sich indessen darauf, die Grundlage unseres Glaubens zu beleuchten. Hierbei jedoch holt sie weit aus, indem sie damit beginnt, die Beweise für das Dasein Gottes, „das Fundament aller Religion", auseinanderzusetzen; erst dann wird über die göttliche Offenbarung und über die vom Gottmenschen gestiftete Kirche gehandelt. Eine Erklärung und Rechtfertigung der einzelnen Lehren des katholischen Glaubens fällt nicht in den Plan dieses apologetischen Handbüchleins; nur „jenes Geheimniß, das den Mittelpunkt des Christenthums bildet", die Menschwerdung Gottes und die Erlösung, glaubte der hochw. Herr Verfasser gegen die Angriffe des Unglaubens vertheidigen zu sollen. Eine verhältnißmäßig lange Einleitung verbreitet sich über die Mittel, deren sich die Feinde der Religion bedienen: falsche Grundsätze, falsche Anklagen, böse Leidenschaften. Manche Schlagworte des modernen Unglaubens erfahren dabei eine gründliche Abfertigung. Wir zweifeln jedoch, ob diese Charakteristik der Feinde des Christenthums und ihrer Waffen nicht noch wirksamer wäre, wenn sie den Beweisen für die Wahrheit der christlichen Offenbarung und der katholischen Kirche folgte, statt ihnen vorauszugehen, also ans Ende, nicht an den Anfang gestellt würde. Bei dem hohen Ansehen, welches der gelehrte Verfasser des großen dogmatischen Werkes in ganz Deutschland genießt, wird es überflüssig sein, zu bemerken, daß auch dieses Schriftchen sich durch Gründlichkeit der Beweisführung auszeichnet. Die Darstellung bewegt sich in den einfachsten Formen, indem sie nach Möglichkeit die Sprache der Schule vermeidet, aber auch auf jeden Schmuck der Rede verzichtet. Wem deßhalb eine gemeinverständliche kurze Darlegung der Beweise für die Glaubwürdigkeit unserer heiligen Religion erwünscht ist, der greife nach diesem Büchlein.

Katholicismus, Protestantismus und Unglaube. Ein Aufruf an Alle zur Rückkehr zu Christenthum und Kirche. Von F. X. Weninger, Missionär in Nordamerika. Sechste, für Deutschland bestimmte Auflage. Kl. 8°. XVI u. 179 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.20.

Es wird hier dem deutschen Leser ein Buch dargeboten, das zunächst für Amerika geschrieben, ebendaselbst auch die weiteste Verbreitung gefunden hat. Der Verfasser ließ, wie der deutsche Herausgeber mittheilt, Exemplare desselben dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, sämmtlichen Ministern, Senatoren und Deputirten des Congresses, desgleichen allen Mitgliedern des höchsten Gerichtshofes, sowie auch den Gouverneuren, Vice-Gouverneuren, Secretären und den Mitgliedern der höheren Gerichtshöfe der einzelnen Staaten bei einer feierlichen Gelegenheit überreichen, und viele dieser Herren statteten dem seeleneifrigen Missionär brieflich ihren Dank ab. P. We-

ninger wendet sich in seiner Schrift an die Protestanten der Vereinigten Staaten und redet zu ihnen eine ebenso freimüthige wie liebevolle Sprache. Berücksichtigt er auch naturgemäß vor Allem die religiösen Zustände jenes Landes, so kann doch jedermann aus dem Buche mannigfachen Nutzen schöpfen, wie schon ein flüchtiger Blick auf den Inhalt darthut. Derselbe gruppirt sich um vier Gesichtspunkte. Zuerst wird der Charakter des Protestantismus als ein trostraubender gezeichnet, indem an einer Reihe von Controverspunkten gezeigt wird, wie die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts gerade die trostspendenden Lehren des Christenthums verwarfen. Sodann wird die Unhaltbarkeit des protestantischen Glaubensprincips gegenüber der katholischen Kirche und ihrer Glaubensregel dargethan. Darauf folgt eine Widerlegung der verbreitetsten Vorurtheile des Protestantismus gegen die katholische Kirche. Endlich wendet sich der Verfasser gegen den Unglauben als die letzte logische Consequenz des Protestantismus. Die Polemik ist gewandt, klar, kraftvoll. Das Buch des berühmten Missionärs kann auch in Deutschland seines Erfolges sicher sein. An einigen Stellen, wie S. 96, 120 ff., 126, 151 f., 163, hätten wir eine andere Fassung gewünscht. Auch wäre dem Herausgeber der vorliegenden Auflage hie und da eine größere Sorgfalt bei der Correctur des Druckes und bei der Revision der Citate zu empfehlen gewesen.

Was sollen wir sein? Ein Wort an die Mitglieder der Marianischen Congregationen bei Anlaß der dreihundertjährigen Jubelfeier dieser Vereine (5. December 1884) von Dr. Joh. Praxmarer, Congregationspräses. 12°. 32 S. Mainz, Frey, 1884. Preis: 45 *Pf.*

Bevor das Jubiläumsjahr zu Ende geht, wollen wir unsere Leser noch auf dieses vortreffliche Büchlein aufmerksam machen. Der durch mehrere ascetische Schriften bereits rühmlichst bekannte Verfasser hält in diesem neuesten Werkchen allen Congreganisten einen Lebensspiegel vor, indem er auf die Entstehungszeit der Congregationen zurückgreift und das Leben der Congreganisten jener Zeit an der Hand eines im Jahre 1591 herausgegebenen Büchleins schildert. Letzteres, Stimuli virtutum betitelt, ist von dem Domherrn der erzbischöflichen Kathedrale in Turin, Wilhelm Baldesanus, geschrieben. Die Schilderungen dieses Augenzeugen „des Lebens der allerersten Congreganisten" bilden den ersten Theil der vorliegenden Festschrift. Der zweite Theil führt dann in kräftigen Zügen aus, wie die Congreganisten unserer Tage ihrem Urbild nachfolgen sollen. Sehr richtig wird daselbst das eigentliche Wesen, die Seele der Congregationen auf das Streben nach standesmäßiger Vollkommenheit zurückgeführt. Ein kurzer Anhang bringt einige Schriftstücke zum Abdruck, welche interessante Daten aus der Geschichte der Congregationen enthalten.

Der wirthschaftliche Werth in Theorie und Praxis, mit einer Vorbemerkung über die Marx-Engels'sche Werththeorie. Von Graf Franz von Kuefstein. Gr. 8°. XVI u. 59 S. Wien, A. Hölder, 1885.

Wir schreiben es der Bescheidenheit des Verfassers zu, wenn er „keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit", sondern nur „auf Wahrheit macht". Das darf uns nicht hindern, auch die erste Eigenschaft seiner Arbeit zuzuerkennen. Wir rathen jedoch dem Leser, zuerst die eigentliche Broschüre und dann erst die Vorbemerkung über die Marx-Engels'sche Theorie zu lesen; Interesse und Verständniß wird dadurch erhöht. Der kurze Inbegriff der Broschüre liegt in den Worten S. 6, „daß der Werth weder an dem Dinge selbst klebt, noch von der Menge der aufgewendeten Arbeit allein ab-

hängig ist, sondern lediglich von dem geistigen Abwägen des zu erhoffenden Nutzens oder der Annehmlichkeit und der zur Beschaffung nothwendiger Weise aufgewendeten Arbeit oder des zu bringenden Opfers im Verhältniß zur eigenen Leistungsfähigkeit". Dieser Grundgedanke wird erläutert, nachgewiesen, auf verschiedene Verhältnisse und Wirthschaftsgegenstände angewendet und so durchaus siegreich durchgeführt gegen die heutzutage die Masse des Volkes vielfach bestechende und verführende Idee, als ob die Größe des Werthes nur durch die in der Waare enthaltene Arbeit gemessen werden dürfte und müßte. — Mag auch vielleicht ein Leser nicht alle Einzelsätze und Ausdrücke vollständig zu den seinigen machen wollen: jener Grundgedanke, von dem das Ganze getragen und durchdrungen ist, muß ihm bei einigem Nachdenken als durchaus wahr und als glücklich durchgeführt erscheinen. Zugleich ein Beweis, wie richtig die Theologen der Vorzeit die Begriffe zu fixiren wußten. Obgleich mit dem wirthschaftlichen Getriebe der Jetztzeit und all den theoretischen Erörterungen über Werth nicht bekannt, haben sie doch immer einfach und klar den gerechten Werth einer Sache unmittelbar nach der allgemeinen Schätzung, mittelbar nach dem durchgängigen Nutzen (im weitesten Sinne des Wortes), der durchgängig erforderlichen Arbeit und Anstrengung und der größeren oder geringeren Nachfrage, bezw. dem Angebote, zu bemessen gelehrt. Es sind das dieselben Momente, welche auch der Verfasser betont. Die nähere Erörterung seines Gegenstandes läßt ihn in der Trennung des Werthes von seinem Gute, in der Trennung des Werthbesitzers vom Besitzer des Ertragsgutes, mit anderen Worten in der Herrschaft des Kapitalismus und der Kapitalisation aller Dinge, den wunden Fleck der wirthschaftlichen Lage unserer Gesellschaft erkennen. Mit Recht. Sache der öffentlichen Autorität ist es, nicht nur gegen die offenbare Verletzung der Gerechtigkeit den Schwächern zu schützen, sondern auch andere Rechtsverhältnisse anzubahnen, welche dem Stärkern die Möglichkeit der Ausbeutung nehmen.

Miscellen.

Das Freimaurerthum in den romanisch redenden Ländern Amerika's hat sich bekanntlich zu einer solchen Macht ausgebildet, daß dadurch nicht nur die Religion, sondern auch die bürgerlichen Verhältnisse aufs schwerste geschädigt wurden. Manche jener Länder sind wahre Herde der Revolution, in anderen führen die Leiter der Freimaurerei auch das Staatsruder und wissen das mißleitete Volk den Zwecken des Ordens dienstbar zu machen. Einen genauern Einblick in die große Verbreitung der geheimen Gesellschaften der spanisch und portugiesisch redenden Länder Amerika's gewährt der in Leipzig soeben erschienene Kalender für Freimaurerei auf das Jahr 1886. Wir entnehmen demselben die folgenden statistischen Angaben. Die namentlich angeführten Logen sind sämmtlich Großlogen.

Gran Logia de los antiguos libres y acceptados Masones de la Republica del Perù in Lima. Gegr. 8./11. Juni 1882. 10 Logen. 541 Brr.

Gr.-Orient der Republik Chile in Valparaiso. Gegr. 24. Mai 1862. 19 Logen. 945 Brr. Großmeister: Br. José Vergara, Minister des Innern.

Grande Oriente do Brazil in Rio-Janeiro. Gegr. 1821. 56 Logen. Großmeister: Br. Viconde do Rio-Branco, Staatsminister.

Grande Oriente e Supremo Conselho do Brazil in Rio-Janeiro. Gegr. 1863. 213 Logen mit 137 Capiteln. 11 014 Brr. Großmeister: Br. Joaquin Saldanha Marinho, Dr., Advocat des Staatsrathes.

Gr.-Or. Nacional de los Estados Unidos de Venezuela in Caracas. 25. April 1884. 40 Logen. Protector: Br. Antonio Guzman Blanco. Großmeister: Br. Joaquin Crespo, General und Präsident der Republik.

Groß-Orient von Columbia in Bogota. 1872.

Grande Oriente Neo-Grenadino in Cartagena (Republik Columbia). 1827.

Grande Oriente del Uruguay in Montevideo. Gegr. 1870. 15 Capitel, 34 Logen.

Gr.-Or. Supr. Conselho der Republik Argentina in Buenos-Aires. Gegr. 22. April 1858. 53 Logen. Großmeister: Br. Domingo F. Sarmiento, Expräsident der Republik.

Groß-Orient von Haiti in Port-au-Prince. Gegr. 24. Januar 1824. 34 Logen.

Grande Oriente Nacional de la Republica Dominicana in San Domingo. Gegr. 1866. 11 Logen.

Gran Logia Unida de Colon é Isla de Cuba. Gegründet unter dem Titel „Gr.-L. de Colon" am 5. December 1859, vereinigt mit der „Gran Logia de la Isla de Cuba" 25. Januar 1880. 76 Logen. 3000 Brr.

National-Großloge von Mexico la Luz (Rito national mexicano). Const. 22. August 1825, inst. 26. März 1826.

Supremo Consejo del Rito Escozés von Mexico in Mexico. Gegr. 1825. 12 Logen.

Supremo Gran Oriente de Mexico, Rito Escozés (für die 3 Joh. Grade) in Mexico. Gegr. 1878. 13 Prov.-Logen mit 113 Logen.

Supremo Consejo del Gr.-Or. de Mexico (für d. 4.—33. Grad). Gegr. 1878.

Gran Logia de libres y acceptados Masones del Distrito Federal in Mexico. Gegr. 23. Juni 1883.

Die päpstliche Encyklika „Immortale Dei"

vom 1. November 1885.

Die hohe Bedeutung der feierlichen Kundgebung Leo' XIII. vom 1. November v. J. an den katholischen Erdkreis bedarf wohl nach keiner Seite hin, weder für Freund noch Feind, einer nähern Begründung. Diese liegt voll und klar theils in der erhabenen Person dessen, der als gottgesandter Lehrer seine Stimme erhebt, theils in der Natur des gewählten Lehrgegenstandes. Schon die bezeichnende Ueberschrift „De civitatum constitutione christiana", geschrieben von der Hand des Stellvertreters Christi auf Erden, ist eine hochwichtige, wohl zu beachtende Lection. Sie ist in gewissen Kreisen nicht ohne ein Kopfschütteln des Erstaunens und der Enttäuschung vernommen worden. Denn sie klingt wie ein feierlicher Protest gegen die bekannte liberale Parole: Trennung von Kirche und Staat; zugleich aber auch wie eine entschiedene Zurückweisung der neuen Grenzregulirung, welche das von Christus emancipirte Staatsbewußtsein im Bunde mit julianischer Heuchelei als Friedensbedingung in Vorschlag bringt: die Religion solle auch in der Neuzeit ihre achtunggebietende Stellung bewahren, nur möge sie sich in das geheime Kämmerlein der Gewissen zurückziehen; die Diener der Religion aber mögen sich entweder dem Geist des modernen Staates assimiliren oder mit ihren kirchlichen Ansprüchen und Dogmen sich unter obrigkeitlicher Gnade und Aufsicht auf den Bereich der Sacristei beschränken, im Uebrigen aber das ganze öffentliche Leben und die Gestaltung der Gesellschaft der Providenz des von der Loge geführten Culturstaates überlassen. Der laute Widerspruch Roms gegen solche Zumuthungen ertönt jedoch heute nicht zum ersten Mal. Es kann überhaupt die Encyklika „Immortale Dei" in ihrer ganzen Tragweite nur verstanden werden im Zusammenhang mit dem großartigen Prozeß- oder sagen wir lieber Heilverfahren gegen die moderne sociale Krankheit, welches von Gregor XVI. bereits eingeleitet, von Pius IX.

mit apostolischem Freimuth der kranken Gesellschaft verkündigt und vorgeschrieben wurde, um endlich von Leo XIII. mit ebenso thatkräftigem als erleuchtetem Eifer, unter Wahrnehmung der dringendsten Heilmomente, stufenweise in Anwendung gebracht und verwirklicht zu werden. Die neue Encyklika ist in der That nichts Geringeres als eine feierliche Bestätigung, eine Ergänzung und Krönung des weltbetäubenden Syllabus vom Jahre 1864, sie ist, möchten wir sagen, der Syllabus selbst nach seinem positiven Inhalt erklärt und praktisch erläutert.

Am Tage nach der Wahl Leo' XIII. schrieb ein berühmter Bischof[1]: „Eine erhebende Ahnung erfüllt gegenwärtig die Seelen, als sei das glorreiche Grab Pius' IX. der Porticus der wieder zu errichtenden christlichen Socialordnung. Der große Papst, dem der ganze Erdkreis mit einer von Hoffnung erfüllten Trauer den Tribut der Verehrung gezollt hat, erscheint uns als Moses, der das Volk Gottes durch Leiden und Kämpfe hindurchführt; seine Gebete werden uns Josue verschaffen, der uns in das Land der Verheißung, des triumphirenden Evangeliums führen wird . . . Pius IX. hat den Plan und die Gesetze der christlichen Gesellschaft entworfen; Leo XIII., das ist unsere Hoffnung, wird dieselben auf die Schöpfungen der neuen Zeit anwenden."

Eine flüchtige Rückschau auf die bewunderungswürdige Thätigkeit Leo' XIII. während seines bereits achtjährigen Pontificates genügt, um sich zu überzeugen, daß diese Hoffnung auf das Glänzendste verwirklicht wurde. Das Pontificat Leo' XIII. ist die einheitliche Fortsetzung und Erweiterung des Pontificates Pius' IX., es ist der auf breiter Grundlage, mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit und Weltkenntniß, sowie mit himmlischer Erleuchtung vollzogene Ausbau des von seinem großen Vorgänger skizzirten Planes. Das hat selbst ein Theil der gegnerischen Presse richtig verstanden. So konnte sich die „Norddeutsche Allg. Ztg." der Wahrnehmung nicht verschließen, „daß die neue päpstliche Kundgebung (abgesehen von ihrem „concilianten Ton") sich in ihren Ansprüchen und deren Begründung von den analogen Kundgebungen vorangegangener Päpste: Gregor' XVI. und Pius' IX. —, auf welche sie ausdrücklich Bezug nehme, *nicht unterscheide*". Ob das Organ des deutschen Reichskanzlers sich der hohen Bedeutung bewußt war, welche diesem unfreiwilligen Zeugniß zu Gunsten der römischen Lehrautorität innewohnt?

[1] Das belgische „Bien public", dem wir das Referat in deutscher Uebersetzung entnehmen, nennt: Mgr. Mermillod.

Eine unverkennbare äußere Bürgschaft für den Standpunkt der Wahrheit auf dem Gebiete der Lehre und der Principien bietet der Charakter unentwegter Ständigkeit. In allen jenen Kundgebungen hat weniger der jeweilige Träger der päpstlichen Lehrgewalt als vielmehr das päpstliche Lehramt selbst gesprochen, das durch alle Jahrhunderte nur Eines ist; es ist Eines in sich, Eines in seinem Berufe, für die christliche Wahrheit jeder Negation gegenüber Zeugniß zu geben und für die Rechte und Interessen des Reiches Christi auf Erden, welches zugleich das Reich wahrer socialer Wohlfahrt ist, im Namen des Königs der Könige einzutreten; Eines endlich in dem sichern Bewußtsein der göttlichen Verheißungen, die es begleiten und stützen bis an's Ende der Tage. Innerhalb dieser wesentlichen Einheit ist allerdings bezüglich der Form, der Art und Weise, dieses erhabenen Amtes zu walten, auch eine gewisse Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit im Verlauf der Geschichte nicht ausgeschlossen. Sie ist vielmehr ein unabweisliches Erforderniß der Weisheit, der menschlichen sowohl wie der göttlichen, der es zukommt, im Hinblick auf das eine unverrückbare Ziel gleichwohl den wechselnden Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen. Verschiedenen Irrthümern gegenüber sind verschiedene Wahrheiten zu betonen, neuen Krankheitsformen die geeignetsten Heilmittel zu bereiten. Und für alle diese jeweiligen Aufgaben der Zeit weiß das göttliche Haupt der Kirche sich die geeigneten Organe und irdischen Stellvertreter zu wählen, sie mit der entsprechenden natürlichen und übernatürlichen Veranlagung auszurüsten.

In den verflossenen christlichen Jahrhunderten galt es zumeist, einzelne Irrthümer und Häresien zurückzuweisen, um den Schatz der christlichen Offenbarung dem christlichen Volke unversehrt und unverfälscht zu bewahren. Weit umfassender und entscheidender ist die gegenwärtige Aufgabe der Kirche und zunächst des päpstlichen Lehramtes. Diesem steht heute ein System der Verneinung gegenüber, wie solches noch kein Jahrhundert gesehen, theilweise sich berufend auf einen glänzenden Schein von Wissenschaft und in deren Namen das Wort führend, mit Macht und allen Mitteln der Weltpropaganda, welche die moderne Cultur bietet, verschwenderisch ausgerüstet, nicht gegen einzelne Glaubenssätze, sondern überhaupt gegen die gesammte und jede übernatürliche Offenbarung und Heilsordnung gerichtet, ja selbst alle Grundlagen natürlicher Religion und Moral und somit die wesentlichen Bedingungen für den Bestand der menschlichen Gesellschaft bedrohend. Der zum offenen Atheismus fortgeschrittene Naturalismus begnügt sich nicht mehr, dem Christenthum den

Krieg zu erklären: er versucht bereits auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit seine concentrischen Angriffe gegen alles, was irgendwie Anspruch erhebt, als Gottes Gesetz, Gottes Ordnung geachtet zu werden. Losgelöst von dem überweltlichen Gott soll der Mensch lediglich sein eigener Gesetzgeber und Richter sein; die „Verhimmelung“ des menschlichen Lebens soll beseitigt und dieses selbst endgültig der Erde zurückgegeben werden. An die Stelle der transcendenten Gottheit, die im Gewissen das unverletzliche Sittengesetz, in der menschlichen Gesellschaft die unverrückbaren Normen ewiger Rechtsgesetze verkündet, tritt sodann als Göttin des Privatlebens die persönliche Vernunft eines jeden nebst einer gewissen Civilmoral, die von der wechselnden öffentlichen Meinung der Gesellschaft ihre jeweilige Sanction erhält, während im öffentlichen Leben die Fiction eines collectiven menschheitlichen Vernunftwillens, d. i. der Staat, die Functionen einer allwaltenden irdischen Gottheit übernimmt.

Das ist ein überaus beklagenswerther und besorgnißerregender Zustand einer ursprünglich durch und durch christlichen Gesellschaft. Es ist aber gleichzeitig eine großartige, providentielle Schule für die noch rettungsfähige Menschheit. Nie vielleicht hat Gott dem harthörigen Menschen gegenüber den geschichtlichen Erfahrungsbeweis „ex absurdis“ zu Gunsten der einzig wahren Socialprincipien glänzender geführt, als im Verlauf der letzten drei Jahrhunderte; nie hat die Logik des Irrthums ihre verheerende Macht, die ihr als natürliches Gottesgericht innewohnt, augenfälliger und warnender geäußert. Die Auflehnung des 16. Jahrhunderts gegen die von Gott gesetzte religiöse Autorität im Namen des *theologischen* Subjectivismus führte in nothwendiger logischer Progression zur kritisch zersetzenden Philosophie des 18. Jahrhunderts, zur Auflehnung gegen die geschichtlich bestehende Gottesordnung in der Gesellschaft im Namen des *philosophischen* Subjectivismus, im Namen der „Menschenrechte“. Diese einseitige Verkündung der Menschenrechte aber auf Kosten der vom Urheber der Natur sanctionirten Gesellschaftsordnung mußte weiterhin in unserem Jahrhundert mit derselben logischen Nothwendigkeit in der Promulgirung der grundsätzlichen Emancipation des Menschen wie der Menschheit von Gott und seinem Gesetz, also einerseits in der *Willkür menschlicher Macht*, andererseits in der *Anarchie* ihren Abschluß finden. Weiter kann die Negation nicht gehen; sie steht vor einem Abgrund. Vor diesem muß die Logik nothgedrungen Halt machen. Es bleibt ihr nur übrig, mit Schrecken auf den durchlaufenen Weg des Unheils und dessen unglücklichen Ausgangspunkt zurückzublicken. Sie steht auf

dem Standpunkt des verlorenen Sohnes, der in seiner Noth unwillkürlich anfängt, sich des Glückes im väterlichen Hause zu erinnern. Wer möchte es läugnen, daß dieß zugleich der psychologische Zeitmoment ist, der nach menschlichem Ermessen als ganz besonders geeignet erscheinen muß, der secularen Verwirrung mit einer erbarmungsvollen Aufforderung und Wegweisung zur Umkehr zu Hülfe zu kommen. Der Sache entsprechend und mit Aussicht auf Erfolg kann dieß aber nur von berufener Stelle und im Namen Gottes geschehen. Doch abgesehen von einem bedeutsamen Erfolg nach dieser Richtung hin, der immerhin nur durch ein Wunder der göttlichen Erbarmung möglich wäre, gibt es einen solchen, der näher liegt und schon jetzt gesichert ist. Er wird sich im Schooße der Kirche selbst vollziehen und besteht in der Klärung der Geister, in der sichern Orientirung der gläubigen Katholiken selbst in dem Labyrinthe von verfänglichen Irrthümern, welche sich aus der französischen Umwälzung des vorigen Jahrhunderts als politisches und sociales Gift über die Menschheit ergossen haben. Eben diese Klärung ist vor Allem geeignet, das Ruhekissen der Halbheiten zu stören und manchen Versuchen unmöglicher Compromisse zwischen Wahrheit und Irrthum ein Ziel zu setzen.

„Im Jahr 1789 hat man die Menschenrechte verkündet — nach einem Jahrhundert wird man Gottes Rechte wieder verkünden" — so lautete das bekannte tröstende Wort eines tiefblickenden Geistes auf der Grenzscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, sowie des alten und neuen Rechts. Seine Vorhersagung geht heute in Erfüllung, und zwar durch eben jene moralische Macht, welche von Gottes Hand als Fels in die Sturmfluthen der Zeit gestellt ist, mit der gnadenvollen Bestimmung, wie ein rettender Leuchtthurm allen sichtbar, die ihre Augen nicht selbst verschließen, über dem sittlich-religiösen Chaos menschlicher Irrthümer hoch emporzuragen. In der That, von diesem rettenden Felsen aus erhebt der Stellvertreter Christi, der zugleich der berufene Vermittler seiner göttlichen Erbarmungen ist, seine ernste, aber väterliche Stimme, um der Welt, nach dem bereits constatirten Bankerott der sogenannten „Menschenrechte", die vergessenen ewigen Grundrechte jeder Gesellschaft, die „Rechte Gottes" ins Gedächtniß zurückzurufen. Das ist die Bedeutung der Encyklika „Immortale Dei".

Was nun den Inhalt des hochwichtigen und überaus reichhaltigen Aktenstückes betrifft, so kann hier unsere Absicht nicht sein, einen vollständigen Commentar dazu bieten zu wollen. Ein solcher müßte sich zu

einem umfassenden Werke erweitern. Wir werden uns vielmehr auf den Versuch beschränken, die leitenden Gedanken desselben in ihrem innern Zusammenhang zu skizziren und sodann einige der hervorragenden Lehrmomente, die uns in der Gegenwart einer besondern Betonung werth erscheinen, etwas näher zu beleuchten [1].

Das Rundschreiben beginnt mit einer kurzen Einleitung (bis Alinea S. 8), die sich jedoch auf das Engste an den zu behandelnden Gegenstand und dessen Ueberschrift „Ueber die christliche Staatsordnung“ [2] anschließt. Im Begriffe, ein Thema zu berühren, das zwar unzweifelhaft dem apostolischen Urtheil untersteht, andererseits aber gewissen Empfindlichkeiten nahe tritt, hält es der Papst in richtiger Würdigung der realen Verhältnisse vor Allem für nöthig, jenem unberechtigten Mißtrauen würdevoll entgegenzutreten, womit die Feinde der christlichen Lebensordnung das Verhältniß der bürgerlichen Gesellschaft der Kirche gegenüber zu vergiften von jeher bemüht waren. Dahin gehören jene alten und immer neuen gehässigen Vorurtheile, welche in der Kirche entweder eine Feindin oder wenigstens ein Hinderniß der zeitlichen Wohlfahrt der Völker erblicken, im günstigsten Falle aber ihr eine wenig sympathische Stellung zu der letztern und daher nur geringe Fruchtbarkeit zutrauen. So weit diese Vorurtheile nicht in einem bewußten Hasse gegen das Christenthum und jede übernatürliche Ordnung ihre Quelle haben, kommen sie von einer bedauerlichen Unkenntniß oder irrigen Auffassung des wahren Verhältnisses zwischen den natürlichen und übernatürlichen Lebenszielen und Lebensanstalten. Sie gehen von der irrthümlichen Annahme aus, je mehr die Kirche ihrem hohem Ziele gemäß die übernatürlichen und himmlischen Interessen des Menschen sich zur Aufgabe stelle, desto mehr müsse sie den natürlichen und zeitlichen Interessen der menschlichen Gesellschaft apathisch oder gar hemmend gegenüberstehen; als ob die übernatürliche und natürliche Ordnung, das diesseitige und jenseitige Lebensziel des Menschen einen schroffen Dualismus, einen innern Gegensatz, und nicht vielmehr nach Gottes Absicht ein vollkommen harmonisches Ganze bildeten. Allen diesen irrigen Vorurtheilen gegenüber hat darum der Heilige Vater die

[1] Behufs der Hinweise auf den Text wird die durch die Herder'sche Verlagshandlung veranstaltete autorisirte deutsch-lateinische Ausgabe des „Rundschreibens“ zu Grunde gelegt.

[2] Der Ausdruck „civitatum constitutio“ hat hier offenbar einen viel weitern und allgemeinern Sinn als das deutsche Wort „Staatsverfassung“, und wird daher einzig richtig mit „Staatsordnung“ übersetzt.

zur richtigen Orientirung der Geister so überaus wichtige Wahrheit an die Spitze des Rundschreibens gestellt:

„Wenngleich die heilige Kirche, dieses unsterbliche Werk des barmherzigen Gottes, an sich und ihrer Natur nach das Heil der Seelen und die einstige Glückseligkeit im Himmel zur Aufgabe hat, so gehen doch von ihr so große und so reiche Segnungen aus auch über das, was der Vergänglichkeit angehört, daß, wäre sie zunächst und vorzugsweise für die Wohlfahrt dieses irdischen Lebens gegründet worden, diese zahlreicher und größer nicht sein könnten.“

Dieser Satz trägt zwar für jeden erleuchteten Christen seine Begründung in sich selbst. Wo es sich um Gottes Anstalten zur Führung des Menschen handelt, seien diese natürlicher oder übernatürlicher Ordnung, stehen sie, wie gesagt, unter sich nothwendig in zwecklicher Harmonie; wie sie alle ein Werk derselben Güte und Erbarmung Gottes sind, so zielen sie alle, sich gegenseitig unterstützend, auf das wahre Glück des Menschen sowohl im diesseitigen wie im jenseitigen Leben. Von der durch Christus gestifteten Kirche im Besondern wissen wir überdieß, daß sie der mystische Leib des Herrn und dazu berufen ist, gleichsam als Fortsetzung der irdischen Wanderschaft des Herrn durch die Jahrhunderte fortzuleben und alle Charaktere seiner heilspendenden Thätigkeit in sich auszuprägen. Christus aber ist gekommen, damit in ihm „alles, was im Himmel und auf Erden ist“, erneuert werde [1], der ganze Mensch, wie für sein ewiges so für sein zeitliches sociales Dasein. Eben darum ist nach den Worten des hl. Paulus die christliche Frömmigkeit zu Allem nützlich, sie hat die Verheißung des gegenwärtigen und des künftigen Lebens [2]. Es ist den Menschen „kein anderer Name gegeben, in dem sie ihr Heil finden sollen“ [3], auch das sociale Heil. Christus aber lebt und wirkt fort in seiner Kirche und auch von ihr gilt das Wort, welches von ihrem göttlichen Meister geschrieben steht: Pertransiit benefaciendo [4]. Alle ihre Schritte durch die neunzehn Jahrhunderte ihres Bestehens sind mit Wohlthaten bezeichnet.

Auf diese offenkundige Thatsache der Geschichte, welche alle inneren Gründe voraussetzt, wollte der Heilige Vater vorzugsweise sich berufen. Diese allein genügt in der That, um die alten wie die neuen Anklagen und Verleumdungen gegen die Kirche siegreich zurückzuweisen. Das Zeug-

[1] Ephes. 1, 10. „Instaurare omnia in Christo, quae in coelis et quae in terra sunt, in ipso.“

[2] 1 Tim. 4, 8. [3] Act. 4, 12. [4] Act. 10, 38.

niß der Geschichte ist in dieser Beziehung ein so überwältigendes und für alle Zeiten monumentales, daß selbst unter den Gegnern der Kirche kein unbefangener Geist es in Abrede zu stellen oder zu ignoriren vermag. An den glänzenden Nachweis, welchen seiner Zeit schon der hl. Augustinus geliefert, ließen sich heute, wäre die Sache überhaupt noch eines Beweises bedürftig, unzählige Stimmen unparteiischer Beobachter anreihen, welche mit Bewunderung vor eben jener Thatsache stehen und nicht umhin können, sie auszusprechen. Man braucht sich nur der Aeußerungen eines Leibniz, eines Joh. v. Müller, eines Washington, eines Guizot, eines Macaulay und selbst eines Bluntschli (bevor er sich der Loge opferte) und sehr vieler Andern zu erinnern[1]. Eines zu wissen genügt: Wenn ein hoher Grad der Civilisation, der Fortschritt in Wissenschaft und Kunst dem Abendlande seit Jahrhunderten eine weltbeherrschende Stellung sicherten, so verdankt es diese Auszeichnung vor Allem der Kirche und dem Papstthum, das wie ein soziales Lebensprincip in seinem Schooße segenspendend residirte. Und soll noch heute ein barbarisches Volk für menschenwürdige Civilisation gewonnen und erzogen werden, so kann es nur durch den Einfluß des Christenthums, durch die Hand der Kirche geschehen.

Nachdem die Encyklika auf diese Weise sich die Wege geebnet, findet die Einleitung ihren Abschluß in der unmittelbaren Vorbereitung und endlich in der lichtvollen Aufstellung des Hauptsatzes, um welchen sich das ganze Schreiben dreht und welcher dessen wesentlichen Inhalt und Zweck in wenigen Zeilen zum Ausdruck bringt. Es handelt sich dabei nicht um einen Lehrsatz von bloß theoretischem oder rein doctrinärem Interesse, er reicht mit seinen Folgerungen tief reformirend in die herrschenden Ideen von Recht und Gesittung, in die ganze innere und äußere Gestaltung des socialen und politischen Lebens hinein. Als concrete Veranlassung hierzu wird eben jene unheilvolle Abwendung der Geister von den durch Christus für alle Zeiten gegebenen Socialprincipien bezeichnet, wie sie sich in neuerer Zeit mehr und mehr vollzogen und an die Stelle der Grundsätze des Evangeliums das sogenannte „neue Recht" gesetzt hat. Doch hören wir die Worte des Heiligen Vaters selbst:

„Trotzdem haben ähnliche Beschwerden und Anklagen bei den Feinden der Kirche ihren Reiz nicht verloren, und sehr viele wollen nicht

[1] Unter demselben überwältigenden Eindruck schrieb auch Montesquieu (Esprit des lois. XXIV. 3): „Chose admirable, la religion chrétienne, qui ne semble avoir d'objet que la félicité de l'autre vie, fait encore notre bonheur dans celle-ci."

mehr als Norm und Regel für die bürgerliche Lebensordnung jene Lehren anerkennen, welche die katholische Kirche gutheißt, sondern suchen sie anderswo. Ja in letzter Zeit hat hie und da ein sogen. neues Recht angefangen, Geltung und Herrschaft zu gewinnen; es sei dies, sagt man, eine Errungenschaft unseres mündig gewordenen Jahrhunderts, das sich in dem Fortschritte der Zeit herausgebildet habe. — Wenngleich jedoch viele Vieles versucht haben: soviel steht fest, daß für die Begründung und Leitung eines Staatswesens niemals ein besseres System aufgestellt worden ist, als jenes, das aus der Lehre des Evangeliums selbst sich ergibt. — Darum halten wir es für äußerst wichtig und sehr Unserem Apostolischen Amte ziemend, die neuen Meinungen in Bezug auf das staatliche Leben an der Lehre des Christenthums zu messen; auf diese Weise, so vertrauen Wir, werden alle Ursachen zu Irrthum und Zweifel im Lichte der Wahrheit verschwinden, und wird ein jeder leicht jene Grundsätze des Lebens zu erkennen im Stande sein, denen er zu folgen und zu gehorchen hat.“

Führen wir diese Worte auf ihren einfachsten Gehalt in schulgerechter Form zurück, so ergeben sie als obersten Lehrsatz des Rundschreibens folgende These:

Das beste, ja einzig richtige System für die Begründung und Leitung eines Staatswesens ist jenes, welches aus der Lehre des Evangeliums selbst sich ergibt.

Der nun folgende Text des Rundschreibens sowie dessen Gliederung stehen in engster Beziehung zu diesem Satz. Derselbe umfaßt zwei Hauptabschnitte, deren erster die eingehende Beleuchtung und sachliche Begründung eben dieses Lehrsatzes (S. 8—48), der zweite den Hinweis auf die praktischen Pflichten und Verhaltungsregeln enthält, welche sich daraus für die Katholiken ergeben (S. 48—56).

Der erste Abschnitt unterliegt wieder einer Zweitheilung, indem die christlichen Principien der Social- und Staatsordnung I. positiv oder direct in sich und in ihren heilsamen Früchten, II. negativ oder indirect durch Beleuchtung der entgegengesetzten unhaltbaren Lehren und ihrer verderblichen Folgen als einzig empfehlenswerth zur Darstellung kommen.

Innerhalb dieser Gliederung nun läßt sich im Einzelnen der sehr prägnante Lehrinhalt etwa in folgender Weise skizziren:

Erster Abschnitt. Beleuchtung und Begründung des vorstehenden Hauptlehrsatzes.

I. Positive oder directe Beleuchtung und Begründung.

1. Die naturrechtliche Grundlage[1]. Der Mensch ist von Natur zur Gesellschaft bestimmt, nicht nur zur häuslichen, sondern auch zur bürgerlichen, welche allein ihm den vollen Lebensbedarf bieten kann. — Zur Gesellschaft aber und zur bürgerlichen im Besondern gehört als nothwendiges Element eine Auctorität. — Wie die Gesellschaft selbst, so hat auch sie in der Natur und somit in Gott selbst ihren Ursprung. — Daraus folgt, daß es keine politische Gewalt gibt, die als solche in sich betrachtet nicht Gott zum Urheber hat, nach dem Wort des Apostels: Es gibt keine Gewalt außer von Gott. — Pflichten und Verantwortlichkeit, welche sich aus dieser Grundwahrheit ergeben sowohl für die Träger der Gewalt als für die Untergebenen; für letztere liegt darin zugleich die Bedingung freudigen und menschenwürdigen Gehorsams (S. 8—12).

Das ganze Staatswesen ist demnach auf Gott angewiesen und hat somit seine vielen und wichtigen Pflichten Gott gegenüber durch öffentliche Religionsübung zu erfüllen. — Die Pflicht der Gottesverehrung von Seiten des Staates ist analog derjenigen, welche den einzelnen Menschen schon im Lichte der natürlichen Vernunft obliegt. — Die Art und Weise der Gottesverehrung ist aber nicht einer willkürlichen Wahl überlassen, sondern darf nur diejenige sein, welche Gottes Wille selbst vorgeschrieben hat. — Wohlwollende Schirmherren dieser wahren Religion zu sein und sie kraft des Gesetzes zu vertheidigen, sollen die Fürsten als eine ihrer wichtigsten Pflichten erachten; sie sind es nicht nur ihrer Stellung, sondern auch den Bürgern schuldig, deren Regierung ihnen anvertraut worden ist. — Welche Religion aber ist die wahre, und wie ist sie zu erkennen?

Die allein wahre Religion ist jene, welche Jesus Christus selbst gestiftet und seiner Kirche sie zu behüten und weiter auszubreiten übergeben hat (S. 12—16).

2. Die christliche Anordnung. Nachweis der Gründung und Sendung der Kirche durch den eingebornen Sohn Gottes. — Die Kirche ist ihrem Wesen und Recht nach eine vollkommene Gesellschaft. — Wie ihr Ziel weitaus das erhabenste, so ist die ihr innewohnende Gewalt hervorragend über jede andere, in sich durchaus selb-

[1] Es gereicht uns zu großer Genugthuung, unsere hierauf bezüglichen Ausführungen Institutiones juris naturalis, I. p. 296—351 (Friburgi Brisg., Herder, 1885), in ihren wesentlichen Grundlehren von so hoher Stelle bestätigt zu sehen.

ständig und in ihrer Sphäre von der bürgerlichen Gewalt schlechthin unabhängig, und wurde als solche trotz des Widerspruchs mancher Staatsrechtslehrer von der Kirche jederzeit in Anspruch genommen und im öffentlichen Leben bethätigt. — Auch geschah es nicht ohne eine ganz besondere Fügung von oben, daß dieser kirchlichen Obergewalt in der weltlichen Herrschaft der Päpste der beste Schutz für ihre Freiheit geboten ward (S. 16—20).

Thatsächlich ist also von Gott die Sorge für das Menschengeschlecht zwei Gewalten zugetheilt: der geistlichen und der weltlichen. — Jede ist in ihrer Art die höchste, jede hat ihre gewissen Grenzen, welche ihre Natur und ihr nächster und unmittelbarer Gegenstand gezogen haben. — Da es aber vorkommen kann, daß eine und dieselbe Angelegenheit, jedoch in verschiedener Beziehung, dem beiderseitigen Recht und Gericht unterstellt ist, so ist im Hinblick auf die göttliche Weisheit, die beide Gewalten angeordnet hat, nothwendig, daß nach Gottes Absicht zwischen beiden eine geordnete Einigung bestehe, für die man nicht mit Unrecht das Verhältniß der Seele zum Leibe als Bild gebraucht hat. — Maßgebend hierbei kann nur die richtige Würdigung des Wesens beider und die verhältnismäßige Werthschätzung der beiderseitigen Angelegenheiten je nach ihrer höhern Bedeutung und Würde sein; denn die eine hat zunächst und vorzugsweise die Sorge für das irdische Wohl zur Aufgabe, die andere dagegen will die himmlischen und ewigen Güter verschaffen. — Je nach den Zeitumständen kann überdies eine Einigung durch Uebereinkunft der Staatsgewalt und des römischen Papstes in einer speciellen Frage stattfinden (S. 20—22).

Innere Vollkommenheit der dargelegten christlichen Staatsordnung und unschätzbarer und allseitiger Segen, der sich daraus für die ganze Gesellschaft ergibt: für die Majestät der Regenten wie für die zweckmäßige und gerechte Vertheilung von Pflichten und Rechten, für die häusliche Gesellschaft wie für die socialen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, für die innere Festigung wie für die Erleichterung des bürgerlichen Gehorsams. — Zeugniß des hl. Augustin. — Zeugniß der geschichtlichen Erfahrung (S. 22—30).

II. Negative oder indirecte Beleuchtung und Begründung.

1. Charakter des neuen Rechts im Gegensatz zur christlichen Staatsordnung: Sein Ursprung und Ausgangspunkt liegt in der Neuerungssucht des 16. Jahrhunderts, seine philosophische Aus-

gestaltung erfolgte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Seine Theorie charakterisirt sich vermöge ihres obersten Princips, nämlich des „Princips der Freiheit und Gleichheit" im Sinne jener Zeitströmung, als Loslösung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft von Gottes Herrschaft und Gesetz. — Die unmittelbare Folge ist Massenherrschaft ohne öffentliches Bekenntniß irgend welcher Religion.

Wo aber der Staat auf solcher Grundlage sich aufbaut, wie sie vielfach in unseren Tagen Anerkennung findet, da leuchtet einem jeden ein, in welch unwürdige Stellung die Kirche gedrängt wird. — Daher nämlich die Gleichstellung oder Hintansetzung der katholischen Gemeinschaft fremden Religionsgenossenschaften gegenüber; daher die gänzliche Mißachtung der kirchlichen Gesetze; daher der Ausschluß der Kirche von dem öffentlichen Volksunterricht — der Kirche, die nach Christi Auftrag und Befehl alle Völker lehren soll. — Dazu kommt das eigenmächtige Vorgehen des Staates in allen irgendwie gemischten Angelegenheiten; die Ehe der Christen wird der Competenz der bürgerlichen Gewalt unterstellt, das Besitzrecht der Kirche geläugnet und die Geistlichen aus ihrem Besitzthum vertrieben; kurz, es wird mit der Kirche in einer Weise verfahren, als besäße sie, gleich jeder andern Genossenschaft im Staate, was ihr an Rechten und gesetzlichen Befugnissen zukommt, nur durch die Gunst und Gnade der Landesherren. — Besteht dann die Kirche pflichtgemäß, unter Anrufung selbst der bürgerlichen Gesetze und öffentlichen Verträge, auf ihrem Recht, dann erfolgt der Ruf nach Trennung von Kirche und Staat, in der Absicht, auf diese Weise noch ungehinderter die erstere zu mißhandeln. — Dem nothwendigen Widerstand der Kirche folgen aber häufige Streitigkeiten der beiden Gewalten. — Bei solcher Anschauung vom Wesen und der Bedeutung des Staates, die jetzt von sehr vielen getheilt wird, gewöhnt man sich mehr und mehr an den Gedanken, es müsse der Kirche entweder vollständig jede Existenzberechtigung verweigert oder sie wenigstens ganz in die Fesseln der Staatsgewalt gebracht werden. Die thatsächlichen Vorgänge im öffentlichen Leben, in Gesetzgebung, Verwaltung u. s. w. zeigen, daß dieses Ziel wirklich verfolgt wird (S. 30—34).

2. Die Anschauungen des „neuen Rechts" über Staatsregierung erweisen sich schon vor der natürlichen Vernunft als verderbliche Irrthümer; namentlich

a. das Princip der dem Volke ohne Rücksicht auf Gott von Natur

innewohnenden Souveränität, sowie das darin begründete Recht der Auflehnung gegen die Obrigkeit;

b. der Grundsatz der religiösen Indifferenz;

c. die unbedingte Denk- und Preßfreiheit;

d. andererseits die Behinderung der Kirche, ihren Einfluß auf das Leben geltend zu machen, besonders auf den Unterricht der Jugend und auf die Familie; dazu die offenkundige Tendenz, an Stelle der christlichen Sittenlehre einer gewissen philosophischen sogen. „Civilmoral" Eingang zu verschaffen;

e. die Unterordnung der Kirche und des kirchlichen Amtes unter die politische Gewalt (S. 34—38).

3. Dieselben sind überdieß schon mehrfach vom Römischen Stuhle verurtheilt. So durch

Gregor' XVI. Rundschreiben vom 15. August 1832;

Pius' IX. Rundschreiben vom 8. December 1864, nebst Verzeichniß (Syllabus) der hauptsächlichsten Irrthümer unserer Zeit.

Beleuchtung der sicheren Lehrsätze, die sich aus diesen päpstlichen Bestimmungen klar ergeben und aus denen erhellt, was die katholische Kirche in Bezug auf die Gründung und Regierung der bürgerlichen Gesellschaft vorschreibt. — Wahre Tragweite dieser kirchlichen Lehre, was sie enthält und was sie nicht enthält — in Bezug auf die verschiedenen Staatsformen — die Berufung des Volkes zu einem größern oder geringern Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten — ferner in Bezug auf bürgerliche Toleranz und Achtung der Gewissensfreiheit — in Bezug auf jede wahre und menschenwürdige Freiheit, die nach dem Zeugniß der Geschichte gerade von Seite der Kirche stets den bereitwilligsten Schutz fand — in Bezug endlich auf wahren Fortschritt der Cultur und Pflege der Wissenschaften, namentlich auch der Naturwissenschaften.

Indem Leo XIII. eben diese kirchliche Lehre auch in Seinem Namen neuerdings verkündet, beruft er sich nochmals feierlich auf die erhabene Pflicht des apostolischen Amtes gegenüber allen Völkern und betheuert mit Würde sein reines und wohlwollendes Interesse für die heilbringende Wahrheit, für die Befestigung der Fundamente der Staaten und die größere Sicherheit der Regierungen, aber unter Wahrung der ächten Völkerfreiheit (S. 38—48).

Zweiter Abschnitt. Pflichten und Verhaltungsregeln der Katholiken.

I. In Hinsicht auf ihre Meinungen: Sie haben grundsätzlich und beharrlich allem und jeglichem zweifellos beizustimmen, was immer die römischen Päpste gelehrt haben oder noch lehren werden, und auch in der Oeffentlichkeit, wo dieses erforderlich ist, sich dazu zu bekennen, namentlich bezüglich der sogen. freiheitlichen Errungenschaften der Neuzeit, ohne sich durch deren falschen Schein täuschen zu lassen.

II. In Hinsicht auf ihre Handlungen:

1. Im Privatleben müssen sie das Thun und Lassen genau nach den Vorschriften des Evangeliums einrichten, mag dies auch viele Opfer erfordern; — der Kirche in kindlicher und treuer Liebe zugethan sein und diese Gesinnung auch in anderen zu fördern suchen.

2. In Gemeindeangelegenheiten haben sie zum Gemeinwohl nach Kräften mitzuwirken, besonders zur Sicherung der christlichen Erziehung der Jugend.

3. Auch der öffentlichen Staatsangelegenheiten sollen sie sich je nach Umständen thätig annehmen, wo nicht besondere Gründe dem entgegenstehen; nicht um das Verwerfliche im Staatswesen der Gegenwart zu billigen, sondern um letzteres, soweit möglich, dem wahren öffentlichen Wohle dienstbar zu machen, nach dem Beispiele der Christen in den ersten Zeiten der Kirche, und wie diese stets bereit, allem zu entsagen, was dem katholischen Namen und Gewissen zuwider wäre.

4. Auf diese Weise müssen sie in möglichster Eintracht Aller zu dem gemeinsamen Ziele streben: Erhaltung der Religion im Staate. — Bedingungen dieser Eintracht sind: daß ein jeder die Vorschriften des Apostolischen Stuhles für ein Lebensgesetz erachtet und den Bischöfen gehorsam ist, daher namentlich sich wohl hütet vor jenen Meinungen, welche sich dem Naturalismus oder Rationalismus zuwenden, sowie vor Scheidung der Pflichten des Privatmannes von jenen des Staatsbürgers gegenüber der kirchlichen Auctorität; ohne jedoch bei zulässigen Meinungsverschiedenheiten, wie solche in rein politischen Fragen, wie über die beste Staatsverfassung, diese oder jene Art der Staatsverwaltung, statthaben können, einen Andersdenkenden darum in Wort oder Presse mit Unrecht anzuklagen oder zu verdächtigen.

So werden die Katholiken einerseits die Kirche unterstützen zur Erhaltung und Ausbreitung der christlichen Weisheit, andererseits aber auch der gefährdeten bürgerlichen Gesellschaft die höchste Wohlthat erweisen (S. 48—56).

Schluß: Aufforderung zu inständigem Gebet.

* * *

Das ist unseres Erachtens im Wesentlichen der innere organische Aufbau des bedeutsamen Aktenstückes, welches bestimmt ist, sämmtlichen Katholiken, besonders aber den Gebildeten, Juristen, Beamten und Staatsmännern, den einflußreichen Männern des Wortes und der Presse in dem heutigen Wirrwarr der Ideen als sichere Leuchte zu dienen.

Es hat der katholische Erdkreis — das ist unsere innigste Ueberzeugung — allen Grund, in begeistertem Dankgefühl gegen Gott sowohl als gegen den erleuchteten Oberhirten der Kirche sich Glück zu wünschen zu der wahrhaft großen und rettenden That Leo' XIII. Der kühne Gedanke, den ein hervorragender Staatsmann und berühmter Führer der deutschen Katholiken in dem bewunderungswürdigen Kampf um ihre heiligsten Güter bei feierlicher Gelegenheit ausgesprochen, der Gedanke einer internationalen engern Vereinigung und Organisation aller Katholiken zum Schutz ihrer gemeinsamen höchsten Interessen und zur gemeinsamen Abwehr gegen die internationale antichristliche Verschwörung — dieser Gedanke ist heute nicht mehr zu kühn. Die wesentlichste Bedingung zu dessen Verwirklichung ist von nun an gegeben, und zwar von der Stelle aus, die ganz allein das Centrum einer derartigen Vereinigung der Geister sein kann.

Was man bisher noch vermißte, das ist ein genau formulirtes, wahrhaft gemeinsames Programm auch für das politische Denken und Handeln nach den Principien des Evangeliums. In der Encyklika „Immortale Dei“ besitzen wir dieses Programm, von einer praktischen Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt; und mehr als das; es ist zugleich eine Fahne, vom Oberhaupte der Kirche und Stellvertreter Christi entfaltet und über den ganzen Erdkreis sichtbar, um die sich alle Katholiken, die dieses Namens würdig sind, schaaren sollen und schaaren werden.

Die Fahne ist allerdings nicht bloß „national“, so wenig wie die Wahrheit und die Kirche Jesu Christi, deren Abzeichen sie trägt; sie ist und bleibt international, d. h. allen Nationen ohne Ausnahme für das Diesseits und Jenseits Segen verkündend und Segen spendend, den Segen der Wahrheit und durch diese den Segen der wahren Freiheit sowie des innern und äußern Friedens. Der Politik auf staatlichem Gebiete steht ohne Zweifel nach der Rangordnung wohlgeordneter Liebe die eigene Nation am nächsten, und insofern ist sie national im christlichen Sinne. Aber eine engherzig- und ausschließlich

nationale Politik, welcher das Prädicat wirklicher Größe zukäme, gibt es seit der Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden und auf dem Boden der christlichen Völker nicht mehr; am allerwenigsten aber dürfte eine solche sich schmeicheln, eine christliche zu sein.

Th. Meyer S. J.

Zur Geschichte des Domes der hl. Helena in Trier.

II.

(Fortsetzung.)

6. Die erste Zerstörung des Domes.

Was der Dom von Trier im vierten Jahrhundert sein mußte, ergibt sich mittelbar aus den Gedichten des Ausonius. Um das Jahr 365 war Ausonius von Kaiser Valentinian I. nach Trier berufen worden, die Erziehung des Thronerben, des nachmaligen Kaisers Gratian I., zu leiten. Gegen das Jahr 368 oder wenig später schrieb er zu Trier sein Lobgedicht auf die Schönheiten der Mosel. Er begrüßt den am Kaisersitze vorbeiströmenden Fluß, rühmt den Anbau seiner Ufer, die Anmuth seiner Gewässer, erzählt von den Winzern, welche in den Weingeländen scherzen, schildert die Freuden des Fischfanges. Dann fährt er fort[1]:

283. Solcherlei schau'n hochher, in gedehntem Zug an den Strom hin,
Gegen den Felsen geschmiegt, Lusthäuser mit ragendem Giebel,
Welche der Fluß, hindurch in gewundenen Biegungen schlängelnd,
Trennt, und es schmücken Paläst' hier rechts, dort links die Gestade.
298. Wer nun vermöchte, die Pracht unzähliger Bildungen schildernd,
Treu zu beschreiben die Formen des Baus auf jeglichem Landgut?
318. (Die größten der Meister . . .) doch, so möchte man glauben,
Haben im Belgierland prachtvoll die Gebäude gegründet,
Sie dort Zierden des Stroms, hochragende Villen erbauet.

[1] Die Uebersetzung der folgenden Verse ist von Eduard Böcking angefertigt und mit dem 7. Heft der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande veröffentlicht.

Die steht über dem Wall des natürlichen Felsen erhaben,
Die auf weit vorspringenden Damm am Ufer gegründet;
Die tritt weiter zurück, sich behauptend den Strom in der Einbucht.
Jene, den Hügel beherrschend, der dicht an den Fluß sich herandrängt,
Eignet auf Bauland sich, auf Waldungen freiere Schau zu,
Und gleich eignes Besitzes erfreut sich der glückliche Umblick.
Die, in der Tiefe sogar, auf saftigen Matten erbauet,
Weiß den Naturvorzug zu ersetzen der luftigen Berghöh',
Drohend erhebt sie sich dort mit dem ragenden Dach in die Lüfte,
Prunkt mit erhabenem Thurm, gleichwie die memphitische Pharos.
Preis' ich die Hallen nun noch, längs grünender Matten sich dehnend,
Und die Bedachung all', unzählige Säulen belastend?
Oder die Bäder, die, dicht an dem Flußrand sorglich gewölbet,
Rauchen?
Doch, wann end' ich denn wohl, dein blaues Gewoge zu singen,
Wann, zu verkünden, dem Meer selbst seist du zu gleichen, Mosella,
Weil unzählige Flüss' aus mancherlei Mündungen stattlich
Dir zuströmen?
Gelbis nun, reißendes Laufes, und, berühmt durch Marmor, Erubris
Eilen, mit dienender Fluth dich, so schnell sie vermögen, zu grüßen.
Weit ist Gelbis berühmt ob trefflicher Fische; doch jener,
Ceres' Mühlengestein umdrehend in hurtigem Radschwung,
Kreischende Sägen wohl auch durch glänzende Marmore ziehend,
Höret das stete Getös von den beiden Gestaden erschallen.
Längst schon ruft mich mit Wogengebraus des beschifften Saravus
Größ' in wallendem Kleid, der von fern umwegig daher kam,
Daß vor dem Kaiserpalast er ermüdete Mündungen wälze.

Nach Rom und Konstantinopel behauptete damals Trier mit Mailand, Thessalonich und Antiochia den ersten Rang im Weltreiche der Cäsaren. Ja, es durfte sich mit den beiden vornehmsten Hauptstädten messen, weil die Kaiser des Abendlandes in ihm fast ständig residirten. Ausonius widmet ihm darum in seiner Beschreibung berühmter Städte folgende Verse:

„Längst schon heischet sein Lob das waffengewaltige Gallien,
Heischt es der Thron der treverischen Stadt, die, nahe dem Rhenus,
Doch wie mitten im Schooß des Friedens, in Sicherheit ruhet,
Weil sie die Kräfte des Reichs so nährt, als kleidet und waffnet.
Ueber gedehnten Hügel dahin zieh'n mächtige Mauern,
Ruhig im wogenden Strom vorbei fließt breit die Mosella,
Allerlei Waaren herbei aus entlegenen Gegenden führend."

Ausonius war Christ[1]; das Christenthum herrschte unbestritten am Hofe der Kaiser. Es wurde geschützt und gefördert. Allerorts erhoben

[1] Vgl. Ed. Böcking, a. a. O. S. 66 f.

sich prachtvolle Basiliken und Taufkirchen. In Trier aber sollten sich die Reichen und Vornehmen, welche die Ufer der Mosel mit ihren prachtvollen Villen umsäumten, sollten sich das Volk und der Hof mit einigen kleinen Kirchen begnügt haben, die weit von ihren Wohnungen vor den Stadtthoren bei den Klöstern und Kirchhöfen erbaut waren? Ohne Zweifel zogen die Trierer Christen oft hinaus zu den Gräbern und Kapellen, welche sich in der Gegend befanden, wo jetzt die Abteien von St. Maximin, St. Paulin und St. Matthias stehen; aber eine so reiche und gebildete Christengemeinde mußte eine Kathedrale besitzen, die ihrer und ihres Kaiserhofes würdig schien. Eine solche Kathedrale konnte nur die vom heiligen Bischofe Agritius zur Kirche geweihte Prachthalle im ehemaligen Palaste der hl. Helena sein. Niemand ist im Stande, eine andere christliche Kirche namhaft zu machen, welche zu Trier im vierten Jahrhundert in entsprechender Weise als Kathedrale hätte dienen können.

Der Reichthum der Stadt und ihrer Einwohner war in vielfacher Hinsicht verderblich. Selbst in Zeiten, welche vom Geiste des Christenthums durchdrungen sind, erweisen sich Wohlleben und Ueberfluß als gefährliche Gegner der Sittlichkeit. Die Gefahr war doppelt groß, wo das Christenthum, weil die Masse des Volkes und der höhern Gesellschaft in die Kirche eintrat, ungewöhnlich rasch aufzublühen begann. Es ist darum nicht auffallend, wenn berichtet wird, daß die Sitten in Trier während des vierten und fünften Jahrhunderts noch sehr an heidnische Zeiten erinnerten.

Die furchtbaren Ereignisse der Völkerwanderung mußten Trier um so härter treffen, je höher sein Ruhm gestiegen war, und je mehr die Pracht der Bauten den Reichthum der Bewohner des Mosellandes anzeigte. In Folge seiner christlichen Geschichtsauffassung konnte Salvian, der Jeremias des fünften Jahrhunderts, die schrecklichen Schläge, von denen Trier damals heimgesucht wurde, nur als wohlverdiente Strafe Gottes deuten. Er schrieb darum:

„Ihr Trierer verlangt Wettrennen in eurem Circus trotz Verwüstung und Eroberung, nach Niederlagen und Blutvergießen, nach Strafen und Gefangenschaft, nach so häufiger Zerstörung der zertrümmerten Stadt . . . Ihr sucht Theatervorstellungen, fordert von den Fürsten, sie sollen Circusspiele geben. Aber, bitte, für welchen Stand, für welches Volk, für welche Stadt? Für eine ausgebrannte und zu Grunde gerichtete Stadt, für ein gefangenes und niedergeschlagenes Volk . . . Wo soll man die Spiele aufführen? über Scheiterhaufen und Asche, über den Gebeinen und im Blute der Erschlagenen?

Welcher Theil der Stadt ist denn frei von all diesen Schrecken? Wo sind nicht Leichen hingeworfen, wo liegen nicht verstümmelte Glieder der Hingeschlachteten? Ueberall bietet sich der Anblick einer erstürmten Stadt, allerorts das Bild des Todes. Die Ueberreste des unglücklichsten Volkes liegen auf den Grabhügeln seiner Todten, und du erbittest dir noch öffentliche Belustigungen? Vom Brande geschwärzt ist deine Stadt, und du willst ihr das Aussehen geben, welches zur Feier eines Festes paßt. Alles trauert, du bist fröhlich. Wahrlich, durch die schandvollen Reizmittel solcher Spiele rufst du Gott zur Rache auf. Die verwerflichsten Ueberreste heidnischen Götzendienstes sind noch mit diesen Spielen verbunden, deßhalb mußt du den Zorn des Himmels über dich herabziehen. Ich wundere mich nicht mehr, nein, ich wundere mich durchaus nicht, daß Uebel dich trafen, wie sie jetzt über dich hereingebrochen sind. Dreimalige Zerstörung hat dich nicht gebessert, darum verdienteſt du bei der vierten zu Grunde zu gehen."

So mahnte Salvian vor dem Jahre 440. Damals hatten also die Barbaren die Residenzstadt der Kaiser, das Rom an der Mosel, schon viermal zerstört und zertreten. Später eroberten die Franken Trier zum fünften Male. Wann der Dom in Flammen aufging, ist unbekannt. Da er eines der reichsten und hervorragendsten Gebäude war, wird die Brandfackel ihn bei einer der ersten Eroberungen in Asche gelegt haben.

„Dachstuhl und Balkenanlage stürzten brennend nieder. Die Menge und Schwere des brennenden Holzes entwickelte eine ungeheuere Gluth auf dem Fußboden. Die vier großen Granitsäulen vermochten ihr nicht zu widerstehen; sie zersprangen und spalteten sich; sie stürzten sämmtlich nach einer Richtung, . . . die südöstliche fast ganz in kleine Blöcke zerklüftet, die südwestliche der Länge nach in der Mitte gespaltet, die beiden nördlichen in große Schaftstücke, welche ihre volle Rundung behalten hatten. Interessant war der Fall der gespaltenen Säule: ein 13 Fuß langes Stück lag (bei den Ausgrabungen) da, als sei es eben gefallen, mit seiner flachen Seite auf dem Boden, die halbrunde nach oben, die geschliffene Oberfläche fast nicht verletzt, und unter ihr eine Lage von Kohlen, die sie im Sturze deckte und erstickte. Mit den Granitschaften der Säulen stürzten die Kapitelle von weißem griechischem Marmor, und brachen die darauf ruhenden Schwibbogen zusammen. Es scheint eine lange Zeit oder eine ungeheure Gluth erforderlich gewesen zu sein, ehe die Säulen sanken. Die vergoldete Glasmosaik nämlich, welche die Schwibbogen schmückte, war wie Wachs geschmolzen, in Tropfen in die Asche gefallen, oder in länglich gezogene Tropfen an den Bogen, ehe diese stürzten, erstarrt; die Glaspasten aber, welche wegen ihrer Mischung nicht schmelzen konnten, zu Schlacken oder fast zu Kohlen verbrannt. So wie der größte Theil der Mosaik dieser Bogen verbrannte, so erging es auch den Marmortäfelungen unterhalb derselben bis zur Sohle." [1]

[1] Wilmowsky, Der Dom zu Trier, S. 15.

An hundert Jahre blieb der Dom öde und verlassen. Was der Brand verschont hatte, stand schutzlos allen Unbilden der Witterung ausgesetzt. Sturmwind, Schnee und Regen drangen von allen Seiten ein und bröckelten die Reste der Mosaiken ab, welche der Gluth noch nicht zum Opfer gefallen waren. Aber die gewaltigen Umfassungsmauern trotzten dem Untergange. Die Festigkeit, welche sie dem vorzüglichen Material der gewaltigen Kaiserzeit verdankten, bewahrte sie fast unversehrt für bessere Tage. Ein großer Bischof sollte ihnen einen bedeutenden Theil ihrer ehemaligen Herrlichkeit wiedergeben.

7. Die Bauten des Nicetius (527—566).

Die oben angeführten Worte des Salvian zeugen laut für die Vergnügungssucht der Bürger von Trier; sie zeigen klar das Elend, welches nach wiederholten Niederlagen der römischen Armeen über sie hereinbrach. Es liegt in ihnen aber auch ein werthvolles Zeugniß für die ungeschwächte Thatkraft und Energie des Trierer Volkes, in dessen Adern sich das Blut der gewaltigen Römer mit dem der älteren Bewohner gemischt hatte. Trotz dreifacher Zerstörung waren die öffentlichen Gebäude bald wiederum neu eingerichtet und brachten Handelsleute und Beamte auf den gewohnten Heerstraßen neue Reichthümer und frisches Leben. Auch die vierte und fünfte Zerstörung vermochte nicht den Muth der Stadt zu brechen. Freilich hatte der Fuß der Barbaren sie zertreten, die Wuth übermüthiger Sieger hatte versucht, die Denkmäler zu Boden zu werfen. Die alte Kraft der glücklichern Zeiten drängte das Volk immer von Neuem, sich zur verlorenen Höhe emporzuarbeiten. Im Jahre 455 baute der heilige Bischof Cyrill die Kirche des hl. Eucharius wieder auf, in die er einstweilen seine Cathedra stellte. Fünf Jahre später erneuerte sein Nachfolger Maxus die vom hl. Felix († 400) erbaute Marienkirche, in deren Krypta der hl. Paulin († 358) begraben lag. Auch die Abtei des heiligen Maximin erhob sich hoffnungsvoll aus ihren Trümmern. Als darum Venantius Fortunatus gegen das Jahr 562 auf einer Reise von Metz nach Andernach an Trier vorbeifuhr, konnte er sich nicht müde sehen an der Herrlichkeit der Stadt, deren hohe Mauern sich weit ausdehnten. Er rühmte den Adel der Einwohner, die alten hochaufsteigenden Giebel und die großartigen Römerbauten, welche auch in Trümmern und Ueberresten Zeugniß ablegten von ehemaliger Macht und Herrlichkeit.

Zu jener Zeit saß Nicetius auf dem Bischofstuhle des hl. Eucharius. Gregor von Tours rühmt seine Beredsamkeit und Bescheidenheit, Venantius aber nennt ihn in poetischer Weise „den Glanz des Glaubens und die Liebe des Erdkreises, den würdigen Oberhirten der vom Apostel begründeten Heerde, dessen Verdienste seine Würde überstrahlen, und bei dem jeder Hülfsbedürftige Trost, jeder Bedrängte Beistand findet". Derselbe Dichter beschreibt in 44 Versen die fürstliche Pracht und Schönheit der Burg, welche Nicetius an den Ufern der Mosel erbaut hatte.

Wie damals auch andere Bischöfe befestigte Lager anlegten, in die sich ihr Volk zur Zeit der Noth zurückziehen konnte, so wollte auch Nicetius seiner Heerde einen sichern Zufluchtsort für Kriegszeiten bieten. Zahlreiche feste Bergringe in den Gebirgen des Rheines und der Mosel zeigen, daß solche Befestigungen den alten Bewohnern jener Gegenden wohl bekannt waren. Auch im Sachsenlande erhoben sich ähnliche Anlagen zur Zeit Karls des Großen, und noch dem hl. Bernward von Hildesheim rühmt sein Geschichtsschreiber nach, daß er ähnliche Schutzbauten errichtete.

In politischer Hinsicht ist die Anlage des Nicetius darum bemerkenswerth, weil sie zeigt, daß er schon ein bestimmtes Maß von bürgerlicher Landesoberhoheit besaß und sich nicht darauf beschränken konnte, nur die geistige Wohlfahrt seines Volkes in's Auge zu fassen. Für den Zweck unserer Arbeit ist die Bauart des Ganzen wichtiger, über die uns folgende Verse des Venantius Auskunft geben[1].

„Rings umgürten die Höh' dreimal zehn schützende Thürme:
Wo einst starrte der Wald, Bauten errichtet er da.
Nieder vom Gipfel des Berges ausbreitet die Arme das Bollwerk,
Bis der Musella Gewog' selber Begrenzung ihm beut.
Aber es pranget das Schloß, auf der Spitze des Felsens erbauet,
Ueber der Berghöh' ragt, selber ein Berg, das Gebäu.
Ferner umschließt das Gehöft, das geräumige, rings ein Gemäuer,
Füglich gält' es allein als ein befestigter Platz.
Strebend erhebt der Palast sich kühn auf marmornen Säulen,
Schauend im Sommer den Kahn schaukeln daher in dem Strom;
In drei Reihen hindurch wächst umfangreich das Gerüste,
Welches Ersteigenden fast dünkt ein bedachtes Gefild.
Dort gegenüber erhebt sich ein Thurm von dem Hügel, der herschaut,
Welcher, den Heil'gen geweiht, Waffen der Männer enthält:
Drin auch steht ein Geschoß zum Schleudern, doppelten Laufes,
Welches den Tod austheilt, während es selber ihn flieht."

Der Thurm diente als letzte Zufluchtsstätte in höchster Noth. Er enthielt eine Kapelle und in einem höhern Geschoß eine Maschine. Ihm gegen-

[1] Ed. Böcking a. a. O. S. 119.

über stand das Burghaus mit andern Wirthschaftsgebäuden. Das Ganze war durch eine weite Ringmauer mit dreißig Thürmen geschützt.

Die Gelehrten streiten über den Ort, wo diese große Anlage sich befunden habe. Die einen wollen dieselbe bei Neumagen unterhalb Trier in der Nähe der Trümmer der „herrlichen Burg des göttlichen Konstantin" finden. Andere glauben, der bischöfliche Festungsring habe sich an der untern Mosel befunden.

So sehr zerfallen die größten Werke der Menschen vor der rastlos zerstörenden Zeit, daß man nicht einmal mehr ihre Stelle mit Sicherheit nachzuweisen vermag. Die Zeit soll uns eben einerseits zu immer neuem Schaffen drängen, und andererseits die Hinfälligkeit unseres Wesens recht klar darlegen. Die Erinnerung genügt indessen, um beredtes Zeugniß abzulegen für die Thatkraft und Kunstthätigkeit des Bischofes. Nur ein Mann von seiner Bedeutung durfte es wagen, die Erneuerung des alten konstantinischen Domes zu unternehmen.

Ueber die Art der Erneuerung haben die Ausgrabungen reiches Licht verbreitet. In Folge wiederholter Zerstörungen war der Boden der Stadt erhöht. Nicetius konnte darum nicht auf die alte Sohle seines Domes zurückgehen. Er ließ also alle Trümmer, die zerbrochenen und gespaltenen Säulenstämme, die gestürzten Ziegelbogen, die verkohlten Mosaiken und die verkalkten Marmortäfelungen innerhalb der ausgebrannten Umfassungsmauern liegen. Der Schutt wurde planirt und so kam die neue Sohle um fast 0,80 Meter höher zu liegen als die alte. An die Stelle der vier gewaltigen Monolithe aus Granit, welche in konstantinischer Zeit die Bogen und Deckenfelder getragen hatten, stellte Nicetius Säulen von Kalkstein auf. Diesen neuen Säulen gab er Kapitelle, welche gleich den alten mit drei Reihen von Akanthusblättern besetzt waren, an den Ecken aber in menschliche Masken ausliefen. Die zwölf neuen Bogen, welche die Säulen unter einander und mit den Seitenmauern verbanden, wurden zwar in dreifacher Ziegellage gewölbt: während aber die römischen Architekten ihre dreifachen Bogen noch mit einer vierten Reihe flach gelegter Ziegel gedeckt hatten, ließen die fränkischen Arbeiter diese Deckziegel weg.

Die Art der innern Decoration beschreibt v. Wilmowsky nach Maßgabe seiner Ausgrabungen also:

Die Decoration der Decken und Wände des Gebäudes bestand aus Stucco und gemaltem Verputz. Der Stucco zeigte große Eierstäbe und mit Akanthus geschmückte Gesimse, die in großem Maßstabe von sehr leichtem Gyps und in nachlässigem Schnitte ausgeführt waren, weil sie, fern vom Auge, wahrscheinlich unter der Decke Platz fanden.

„Der Verputz bestand aus Mörtel von bloßem Kalk und Sand ohne Beimischung von Ziegelmehl, er war nur abgerieben und nicht mehr geschliffen. Die Bemalung trug den Charakter der Nachahmung der ehemaligen Täfelung aus edlen Steinarten und Mosaiken nach Form und Technik. Die

untere Abtheilung sollte diese Täfelung aus kostbaren Steinen darstellen. Die Farben sollten das hohe Gelb des Giallo, die Gluth des rothen afrikanischen Marmors, die freundliche Trennung dieser Steine durch das Grün des Verde antico, und den grau- und röthlichgefleckten Granit wiedergeben. Die obere Abtheilung schien die ehemaligen Wandmosaiken nachahmen zu sollen: der Grund war nämlich ein gebrochenes Weiß, das durch aufsteigende Friese in Felder getheilt war. In den Friesen erhoben sich blättersprossende Pflanzenstäbe, ähnlich denen, welche wir in den ehmaligen Mosaiken gefunden haben.

„Die Bemalung der Decken endlich zeigte die Nachahmung von Cassettirungen; diese bestanden aus sechseckigen Rahmen mit farbigen Eier- und Kreisornamenten verziert, in denen perlumzogene Runde von verschiedenen Farben lagen. Alle Farben waren ungebrochen, leuchtend und dauerhaft wie die römischen; ihr Bindemittel aber war nicht mehr das antike; denn sie rieben sich leicht, sowohl trocken als angefeuchtet, mit dem Finger ab.

„In Mitte dieser bunten Halle standen die vier großen Säulen gleichfalls von ihrer Basis an bis zur Deckplatte ihres Kapitells bemalt. Ihr Schaft war grünlich-grau wie Granit gefärbt, ihr Astragal goldgelb, der Kelch des Kapitells mit seinen Blättern roth, die Masken und Voluten wiederum goldgelb."

„Noch habe ich zu bemerken, daß sich in allen Ueberresten (der Einrichtung des Chores) der Byzantinische Einfluß in auffallender Weise zu erkennen gab. Ich fand Fragmente von Steinsculpturen, welche sehr sauber gearbeitet waren, bestehend in Resten von Cassetten mit der Rose im Innern, eingefaßt von feinen Bandgeflechten, und andere Steine mit Pflanzenverzierungen. Alle Figuren waren tief und scharf im Winkel in den Stein geschnitten, genau so, wie wir es in der Sophienkirche von Konstantinopel finden; ein Byzantinischer Einfluß war daher nicht zu verkennen, und die Güte der Arbeit verrieth geübte Künstler. Derselbe Byzantinische Geschmack zeigte sich in einer Menge aus dünnen Blättchen geschnittener kleiner Thier- und Pflanzenfiguren, welche in eine tiefbraune Masse eingelegt und zum Schmucke, entweder der Sitze und Ambonen, oder auch der Kapitelle, wie in der Hagia Sophia, verwendet waren. Damit stimmte der Fußboden des Sanctuariums überein, der mit kleinen, geometrisch geschnittenen kostbaren Plättchen des schönsten Marmors bedeckt war — wiederum ganz ähnlich dem Fußboden des Frauenchores in der genannten Kirche zu Konstantinopel."

Gegen diese Ausführungen ist daran zu erinnern, daß Justinian, der Erbauer der Sophienkirche, im Jahre 527 seine Regierung antrat, also zu derselben Zeit, als Nicetius auf den Bischofstuhl erhoben ward. Der Kaiser regierte bis 565, also ein Jahr weniger als der Trierer Bischof. Die Kirche der göttlichen Weisheit (Sophia) war zwar im Jahre 537 eingeweiht worden, wurde aber kurz nachher durch ein Erdbeben zerstört und erst dann in der jetzigen Gestalt hergestellt. Die Entfernung zwischen Trier und Konstantinopel ist offenbar zu groß, um von einer Einwirkung der Ausstattung der Sophienkirche auf die des Domes reden zu können. Man darf das um so

weniger thun, weil vollständig unbekannt ist, welche von beiden Kirchen früher vollendet wurde. Wollte jemand behaupten, die Schultraditionen von Konstantinopel seien in der Sophienkirche verwirklicht worden und seien jedenfalls weit älter als die Arbeiten des Nicetius, sie hätten demnach die Decoration seines Domes bestimmt, so müßten Beweise für die Richtigkeit solcher Aufstellungen beigebracht werden. Die Ansicht, als ob die Völkerwanderung die antike Cultur im Abendlande wegrasirt habe, verliert immer mehr an Boden. Die Eroberer waren nicht ausnahmslos rohe Barbaren; viele von ihnen freuten sich, von den Unterworfenen zu lernen. Mehr oder weniger erhielt sich die römische Technik an manchen Orten von Gallien und Italien. Die Kunst des 4. Jahrhunderts wurde diesseits und jenseits des Meeres weiterentwickelt. Trier hatte jedenfalls noch Maurer und Steinmetzen, welche in römischer Art weiter arbeiteten. Warum hätte der Bischof dort keine Mosaikarbeiter finden sollen, welche nicht alles vergessen hatten, was ihre Voreltern durch Jahrhunderte in ihrer Heimath geübt? Boten nicht zahlreiche Arbeiten der alten Zeit mustergültige Vorbilder oder Anknüpfungspunkte?

Es ist wahr, Nicetius berief Arbeiter aus Oberitalien. Es fehlt aber jede Andeutung, die zeigte, was für ein Handwerk oder was für eine Kunst sie übten[1].

Sollte es sich wirklich um Männer gehandelt haben, welche berufen waren, eine verlorene römische Kunstfertigkeit oder eine neu entwickelte Technik oder Stilart in Trier einzubürgern, so konnte es sich nach Maßgabe der Quellen und der Funde nur um Ravennatische, nicht aber um Byzantinische Einflüsse handeln.

Als Nicetius seinen neuen Dom feierlich eingeweiht hatte, beglückwünschte Venantius Fortunatus ihn mit den Versen:

Templa vetusta Dei renovasti in culmine prisco
Et floret senior te reparante, domus.

„Gottes ehrwürdigen Tempel führst du zur früheren Höhe,
Und erneuert durch dich, glänzet das uralte Haus."

Glücklicherweise sind zwei Schriftchen des Nicetius erhalten, aus denen wir ersehen, wie er den Gottesdienst in seiner erneuerten Kathedrale abhielt. In der erstern, die von der Feier der Vigilien handelt, fordert er seine Untergebenen auf, in jeder Woche einen Theil der beiden Nächte des Samstages und des Sonntages dem Schlafe zu entziehen und dem Dienste Gottes zu widmen. Den Werth solcher Nachtwachen beweist er durch ihr Alter und ihre Vortheile. In der zweiten Schrift zeigt der Bischof die Vortrefflichkeit der Psalmen und die Art, wie man sie singen soll.

[1] Bischof Ruinus von Octodurum bei Martinach in der Schweiz schreibt nur, er sende artifices de partibus Italiae accersitos (Hontheim, Hist. I. p. 37). Mehr erfahren wir nicht aus den Quellen.

Nach seinen Anweisungen haben die Priester und das Volk den Gottesdienst durch ihren Gesang gehoben und verherrlicht. Durch Nachtwachen und liturgische Gesänge haben sie Gott dem Herrn in ihrem Dome gedient. Wahrlich ehrwürdig ist ein Gebäude, in dem das Lob Gottes jetzt schon seit mehr denn anderthalbtausend Jahren wiederhallt! Die Zeit ziert Erzbilder mit unvergleichlicher Patina: so heiligt das Echo Kirchenmauern, welche die heiligen Lieder des königlichen Sängers unzählige Male kraftvoll zusammenfaßten, um sie einheitlich emporzutragen zur Höhe, wo Gott thront in der Mitte seiner jubilirenden Engel.

Mit seinem Volke sang Nicetius im Dome die Psalmen, bis der Tod im Jahre 566 seine Seele hinübertrug in die Chöre der Seligen, die vor dem Throne des Ewigen ihren Triumphgesang nicht enden. Sein Leib blieb dem alten Verbote der römischen Zeit unterworfen, das sagte: „Innerhalb der Stadt sollst du einen todten Menschen nicht begraben." Er wurde deßhalb hinausgetragen zur Abteikirche des hl. Maximin. Agritius, welcher das Haus der hl. Helena zum christlichen Dome geweiht hatte, ruhte dort zur Rechten des hl. Maximin. Nicetius, der Erneuerer des Domes, fand seinen Platz zur Linken seines großen Vorgängers. So würden dort die drei großen Bischöfe vereint auf den Tag der Auferstehung gewartet haben, hätte nicht die Gottlosigkeit späterer Zeiten ihre Grabesruhe gestört.

Wie hoch Nicetius schon bei seinen Lebzeiten geachtet wurde, ersieht man aus einer Erzählung, die sich bei Gregor von Tours findet; derselbe berichtet:

„Als einstens eine ansteckende Krankheit das Volk von Trier in Angst und Schrecken versetzte, hörte man in einer finstern Nacht eine gewaltige Stimme rufen: ‚Was sollen wir hier thun? Ein Thor der Stadt wird von Eucharius behütet, vor dem andern wacht Maximin, und in der Mitte weilt Nicetius. Wir vermögen hier nichts mehr. Ueberlassen wir ihnen die Stadt.' Am folgenden Morgen war die Krankheit verschwunden."

Da der hl. Eucharius in der jetzigen Matthiaskirche vor dem südlichen Stadtthore ruhte, der hl. Maximin aber vor dem nördlichen, in der Kirche des Klosters, welches seinen Namen trug, so folgt aus dieser Erzählung, daß Nicetius in einer Kirche betete, welche zwischen den beiden genannten Thoren, also in der Mitte der Stadt lag. Diese Kirche kann nur der Dom gewesen sein. Wollte also auch Jemand das Wunder nicht annehmen, über das Gregor berichtet, so müßte er doch zugestehen, daß dessen Sätze sehr beachtenswerth sind, weil sie einen neuen

wichtigen Beweis für die Thatsache bringen, daß Nicetius die Erneuerung des Domes erlebte und in ihm feierlichen Gottesdienst abhielt. Das alte Haus der hl. Helena galt also im sechsten Jahrhundert unbestritten als Kathedrale, während die Kirche des hl. Maximin vor der Porta nigra und die des hl. Eucharius am andern Ende der Stadt nur als Grabkirchen heiliger Bischöfe geehrt waren.

8. Der Dom im 9. und 10. Jahrhundert. Der zweite Brand.

Daß Trier in den Zeiten Karls des Großen noch viel von seiner alten Größe und Würde bewahrt hatte, erhellt aus den Versen, in welchen Alcuin die Stadt beschreibt, indem er sagt:

Est antiqua, potens, muris et turribus ampla
Urbs Treviris, nec non sacris circumdata cellis,
In quibus unatim populorum turba piorum
Laudibus invigilat Domini nocteque dieque.

„Alt ist und mächtig die Stadt, das große, ragende Trier;
Mauern und Thürme nicht nur sind sein Wall — auch heilige Klöster,
Drinnen bei Tag und bei Nacht einmüthig die Schaaren der Mönche
Wachen und singen dem Herrn des Lobes nie endende Lieder."

Karl der Große vermachte den bedeutenden Kirchen seines Reiches ein Drittel seiner Schätze. Auch Trier erhielt seinen Antheil.

Andere Geschenke verdankte der Dom den Verdiensten des Bischofs Amalharius, welcher dem großen Kaiser eine Erklärung der Taufceremonien schrieb, für ihn eine Gesandtschaftsreise an den Hof von Konstantinopel unternahm und ihm Marmorsäulen und Mosaiken zum Schmucke des Palastes und der Pfalzkapelle zu Aachen übersandte. Ohne Zweifel hat Amalharius auch kostbare Stoffe und Reliquien aus dem Morgenlande heimgebracht. Leider sind uns jedoch darüber keinerlei Berichte erhalten.

Mit Karls Tod schien das Glück des Reiches geschwunden. Krieg und Zwiespalt brachten Alles in Unordnung. Das Unheil stieg von Tag zu Tag. Für Trier erreichte es am Gründonnerstage des Jahres 882 seine Höhe. Plötzlich erschienen die Normannen vor der Stadt. Bald waren die Mauern erstiegen. Nach ihrer Gewohnheit wütheten die Räuber mit Feuer und Schwert. Sie durchwühlten selbst die Gräber, um Gold und Silber zu finden. In der Krypta der großen Marienkirche, wo der Sarg des hl. Paulin an Ketten zwischen den Sarkophagen der Trierer Martyrer hing, verübten sie ihre Greuel, schlossen einen Menschen lebendig

in einen der dort stehenden Särge ein und versuchten die Ketten des hölzernen Sarges des hl. Paulin zu zerreißen. Nachdem sie die Stadt verwüstet hatten, zogen die Mordbrenner mit Beute beladen am Ostersonntag ab. Der Erzbischof hatte Truppen gesammelt, verfolgte sie, um ihnen ihre Beute abzunehmen, verlor aber die Schlacht und sein Leben.

Wiederum lag Trier in Ruinen. Der Brand hatte indessen am Dom nur das Holzwerk der flachen Decke und des Daches verzehrt. Der Schaden war also leicht wieder herzustellen. Nun schweigen die Quellen an hundert Jahre. Erst als Egbert (975—993) den Bischofstuhl bestiegen hatte, erfährt man Einiges über das Gebäude. Es wird nämlich erzählt: Einst hätten die Schwalben ihn gestört, als er am Altare des hl. Petrus den Gottesdienst feierte. Sie seien aber auf seinen Befehl von da an fern geblieben. Wenn doch einmal eine in die Kathedrale hineinfliege, sterbe sie bald. Die Geschichte beweist, daß der Dom damals noch im Gebrauch war. Bald nachher mußte er verlassen werden.

Eine der vier Kalksäulen, welche Nicetius an Stelle der ursprünglichen römischen Granitsäulen errichtet hatte, wich aus dem Loth und drohte einzustürzen. Die Nachfolger Egberts mußten darum ihren Bischofstuhl in einer andern Kirche aufstellen. Da der Schaft der beschädigten Säule, der nordöstlichen, an 12 m lang war, und die ungeheure Last von vier Bogenhälften und fast ein Viertel der Decke und des Daches zu tragen hatte, mußte man von Tag zu Tag den Einsturz des ganzen Gebäudes erwarten. Niemand wagte es, das Dach zu besteigen. Regen, Schnee und Sturmwinde konnten auch hier eine solche Verwüstung anrichten, daß das Ganze kaum mehr einer Kirche glich. Voll Trauer erzählen die Chronisten, nur hie und da habe ein kühner Hirt gewagt, seine Thiere in die Ruinen des alten Domes hineinzutreiben, damit dieselben sich dort vom Grase nährten, welches zwischen den Steinen des zerstörten Fußbodens emporwuchs.

9. Erzbischof Poppo erneuert und erweitert den Dom.

Die entweihte Domkirche war ein trauriges Bild des Zustandes, worin die Diöcese gefallen war. Ringsumher herrschten Verwirrung und Streit. Heinrich der Heilige, der Schutz und Hort der deutschen Kirche, ward vom Elende gerührt und empfahl dem Capitel, einen Mann zum Erzbischof zu erwählen, der würdig sei, als Nachfolger des Agritius und des Nicetius aufzutreten, und die Kraft besitze, der Kirche von Trier ihren alten Glanz wiederzugeben. Der Priester, auf den er hinwies,

war Poppo, ein Sohn des Markgrafen Luitpold von Oesterreich. Er lebte an der von Heinrich und seiner Gemahlin neu errichteten Kathedrale von Bamberg, war in dem weitberühmten, mit Trier eng verbundenen Regensburg erzogen und hatte sich dort allgemeines Ansehen zu verschaffen gewußt. Der Vorschlag des Kaisers fand williges Gehör. Die gewünschte Wahl geschah im Jahre 1016, die Weihe fand am 1. Januar des folgenden Jahres statt. Ein Zug nach Italien und eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande hielten den neuen Erzbischof lange von Trier entfernt. Nach seiner Rückkehr weihte er drei neue Abteikirchen feierlich ein: die des hl. Willibrord zu Echternach, die von Stavelo und die Doppelkirche, welche er zu Ehren des im Jahre 1034 verstorbenen hl. Simeon in der Porta nigra eingerichtet hatte, wo der Genannte als Einsiedler (inclusus) viele Jahre gelebt hatte und zuletzt fromm im Herrn verstorben war. Die Einweihung solcher Kirchen mußte immer von Neuem an den verwahrlosten Zustand seines Domes erinnern und den Entschluß zum Neubau anregen und kräftigen.

Schon Nicetius hatte den Boden im Innern der Kathedrale erhöht. Poppo mußte sich entschließen, ihn wiederum höher zu legen, weil das Niveau der Stadt seitdem gestiegen war. Heute liegt die Sohle des Domes, obwohl man auf Treppen zu ihr herabsteigt, mehr als 2 m über der römischen. Da letztere sich über Resten älterer Gebäude erhob, breitet sich der ursprüngliche, gewachsene Boden an 5 m unter dem heutigen Belag aus. Dann wurde jene Säule entfernt, welche mit dem Einsturze drohte oder nach einer andern Lesart sogar zu Boden gefallen war. Um in der Zukunft nicht wiederum einem ähnlichen Mißgeschick ausgesetzt zu werden, entschloß man sich, dieselbe nicht in ihrer alten Gestalt zu erneuern, sondern durch einen Kreuzpfeiler zu ersetzen. Die drei übrigen Säulen, welche Stand gehalten hatten, wurden deßhalb kreuzförmig ummantelt, und so sind bis zum heutigen Tage diese Säulen des Nicetius mit ihren Kapitellen in dreien der östlichen Pfeiler des Domes wie eingeschachtelt uns erhalten. Weil die Kreuzpfeiler natürlich breiter wurden, als die Säulen gewesen waren, so verminderten sie den Abstand der Stützen von den Außenmauern und von einander. Dieser Abstand bestimmte nun aber die Durchmesser der zwölf Bogen, welche die neun Felder der flachen Decke trugen. Mit dem Durchmesser dieser Bogen sank offenbar ihre Höhe und ihre Weite. Bei den vier großen Bogen, welche die vier Stützen unter einander verbanden, wurde der Durchmesser an beiden Seiten verkürzt. Der Erzbischof ließ darum einen Ziegelbogen unter den ältern und weitern Halbkreis legen. Weit schwieriger gestaltete sich die Sache bei den Bogen, wodurch die Stützen mit den Wänden verbunden wurden. Bei ihnen war der Durchmesser nur an einer Seite verkleinert. Jeder neue Halbkreis mußte also an einer Seite mit dem alten im gleichen Fußpunkte anfangen und sich dann langsam von ihm trennen, um an dem verkürzten Ende weit

innerhalb des alten Bogens aufzusetzen und zu enden. In Folge dessen konnte der Baumeister keinen vollen Ziegelbogen unter jeden der alten Bogen setzen, er mußte sich begnügen, nur einen Theil eines solchen Bogens unterzulegen. Die Ausführung war schwer und zeugt für die Tüchtigkeit des alten Architekten [1].

Die Weihe des erneuerten Domes erhielt eine besondere Bedeutung durch die Uebertragung der Gebeine des hl. Maternus. Dieselben hatten bis dahin in einer Kapelle neben der Kirche der hl. Eucharius und Matthias geruht, jetzt kamen sie in den neuen Hochaltar, welcher den Namen des hl. Petrus behielt. Vielleicht schenkte Kaiser Heinrich II. damals diesem Altare jene aus Silber und Gold getriebene und mit Edelsteinen reich geschmückte Tafel, von der die Chronisten erzählen.

Wer baut, setzt sich der Kritik der Verständigen und mehr noch der Unverständigen aus, die alles tadeln, was sie nicht zu verstehen vermögen. Den Neubau des Erzbischofes traf eine herbe Kritik. Ehedem war der Dom weit und licht. Leicht stiegen die runden, fein geschliffenen Säulen auf zu den breiten Bogen. Jetzt standen vier wuchtige Kreuzpfeiler plump in der Mitte und trugen enge Bogen, die ihre alte Spannung verloren hatten. Das Ganze stellte sich nicht mehr als ein Prachtraum dar, den man mit *einem* Blick übersah, sondern war zertheilt und zerrissen. In der Mitte schlossen die neuen Kreuzpfeiler eine kleine Vierung ein, die von Seitengängen umgeben war, welche im Verhältniß zur Höhe zu kurz und zu eng erschienen. Die architektonische Kühnheit, die Großartigkeit der römischen Baukunst war im Innern großentheils verschwunden. Die Bischöfe der übrigen großen Städte in Deutschland, Italien und Frankreich vergrößerten damals ihre Dome so, daß sie die Trierer Kathedrale an Flächenraum übertrafen. Der Trierer Erzbischof entschloß sich also zu einem Erweiterungsbaue, welcher der Kathedrale ihre alte Würde wiedergeben sollte. Er brach zunächst fast die ganze römische Westfagade ab, welche jetzt schon an 700 Jahre alt war. Nur ihre mittleren Strebepfeiler ließ er stehen und formte dieselben zu Kreuzpfeilern um. Dann gruben seine Arbeiter auf dem Platze, welcher sich vor dem Dome ausbreitete, die Fundamente zu zwei neuen Kreuzpfeilern, so daß der Bau jetzt zu den vier alten noch vier weitere erhielt. Wie die früheren, so schlossen auch die neuen ein großes Quadrat von ungefähr 60 × 60 Fuß ein.

[1] Im Aufriß (S. 18) sieht man die alten Säulen in die Kreuzpfeiler eingezeichnet, im Grundriß (S. 19) aber sind in den Jochen B^1. A und B^2 die älteren und neueren halbkreisförmigen Bogen durch punktirte Linien bezeichnet.

Die neue Westfaçade kam nah an 30 Fuß jenseits des zweiten neuen Pfeilerpaares, also an 90 Fuß vor der alten zu stehen.

Während der alte römische Grundriß ein Quadrat von ungefähr 4 × 30 Fuß Länge zeigte, welches ein Mittelquadrat von 2 × 30, vier Eckquadrate von 30 Fuß Länge und vier Parallelogramme von 60 × 30 Fuß Größe enthielt, wurde der erweiterte Grundriß ungefähr 7 × 30 Fuß lang, behielt aber die alte Breite von 4 × 30 Fuß. Er umfaßte nun, wie der Grundriß auf der Beilage I (S. 152) zeigt, zwei Quadrate von 2 × 30 Fuß Breite (A^1 und A^2), sechs kleinere von 30 Fuß Breite (C^1 bis C^6) und sieben Parallelogramme (B^1 bis B^7) von 30 × 60 Fuß Flächenraum. Die römische Anlage war also zu Grunde gelegt und weiter entwickelt worden.

Wie im Grundriß, so richtete man sich auch im Aufriß nach dem Vorbild des römischen Kernes. Seine südliche und nördliche Seite war von einer doppelten Reihe von fünf Fenstern durchbrochen, von denen je eines auf ein kleines Quadrat kam, und je drei sich auf das Mittelquadrat öffneten. Das neue, zweite Mittelquadrat erhielt dementsprechend auch zwei Reihen von je drei Fenstern, und die neuen kleinern Quadrate vor der Westfaçade bekamen oben und unten je ein Fenster. Jede Langseite des Domes hatte also jetzt die rhythmisch gegliederte Zahl von 2 (1 + 3 + 1 + 3 + 1) = 18 Fenstern. Der ganze Dom besaß nicht weniger als 56 Fenster.

Das Dritte, worin man die Römer nachahmte, war die Technik des Baues. Die Alten hatten die konstantinische Prachthalle aus wechselnden Schichten von Ziegeln und Sandsteinen aufgebaut. Poppo verwandte Ziegel und Kalksteine. Letztere entnahm er wahrscheinlich den Trümmern des Amphitheaters, ließ sie aber vor der Verwendung sauber abrichten. Auch seine Ziegel entstammen Römerbauten, die er zu diesem Behufe abbrach. Darum sind die Ziegel seiner Mauern fast alle zerbrochen und beschädigt. Der Kalk wurde nicht mehr nach römischer Art mit zerstampften Ziegelstücken vermischt, was an vielen Orten bis in karolingischer Zeit Sitte geblieben war und bis heute am Aachener Oktogon zu sehen ist. Die Fundamente waren so tief ausgegraben, daß die Sage entstand, die Mauern des popponischen Baues gingen so weit in die Erde hinab, als sie sich sichtbar über das Straßenpflaster erheben.

Der Erzbischof freute sich, zu sehen, wie die Mauern aus der Erde herauswuchsen. Oftmals besuchte er die Arbeiter, um sie durch Worte und Geschenke zu rüstigem Schaffen anzueifern. Das brachte ihm den Tod. Als er einstens an einem heißen Tage längere Zeit ohne Kopfbedeckung auf dem Bauplatze verweilte, traf ihn ein Sonnenstich. Eine Gehirnentzündung warf ihn auf's Krankenlager und endete am 16. Juni 1047 sein Leben. Er fand eine Ruhestätte in der Doppelkirche der Porta nigra neben den Reliquien des hl. Simeon. Seine Nachfolger setzten das angefangene Werk fort, das erst unter Udo (1066—1077) vollendet und geweiht ward.

10. Bau der beiden Domchöre und Wölbung des Mittelschiffes.

Capitel und Bürgerschaft fanden sich ein zweites Mal enttäuscht, als sie in den von Udo geweihten Dom einzogen.

Auf jeder Seite des Mittelschiffes fanden sie vier schwere Kreuzpfeiler, welche den Durchblick in die Seitenschiffe zum großen Theil verhinderten. Die Seitenschiffe selbst waren ohne angenehme Verhältnisse; denn ihre Breite verhielt sich zur Länge, wie 1 : 7 und zur Höhe wie 1 : 3. Die Decke war flach geblieben und ruhte auf 22 Bogen, von denen 3 × 4 quer durch den Dom von Süden nach Norden und 2 × 5 in der Längenrichtung von Osten nach Westen liefen und die Schiffe trennten. Die Querbogen hemmten den Blick, der nicht ungehindert bis zum Chorraum vordringen konnte; die Längsbogen aber wirkten sehr unharmonisch, weil ihr erster, dritter und fünfter (s. Beilage II [S. 154]) nur halb so hoch und breit war, als der zweite und vierte. Die Menge und Verschiedenheit der Bogen wirkte um so unangenehmer, weil die Umfassungsmauern flach geblieben waren und nirgendwo ein Ausbau oder eine Nische ihnen ein Gegengewicht bot.

Der neugewählte Erzbischof Bruno (1102—1124) entschloß sich darum, den eben vollendeten Westgiebel zu durchbrechen und seine Mitte durch eine Apsis zu beleben, welche sich über einer kleinen Krypta (bei D in dem Querschnitt auf Beilage II [S. 154]) erheben sollte. Diese Veränderung bot ein wirksames Gegengewicht gegen die Unruhe der Bogen, welche im Innern unter der Decke auf- und abstiegen, und belebte in der glücklichsten Weise den westlichen Abschluß des Mittelschiffes.

Durch den Erfolg ermuthigt, suchte der Erzbischof auch die äußere Ansicht des Domes aufzubessern.

Poppo hatte die beiden viereckigen Treppenthürme abgebrochen, welche die ursprüngliche römische Façade flankirten. Sie waren denen gleich gewesen, welche noch heute in magerer Trockenheit neben der Apsis der alten Trierer Gerichtsbasilika, der heutigen evangelischen Kirche, aufsteigen. Nach Entfernung jener Treppenthürme war der Dom ohne jeglichen Thurm. Man vermochte nicht einmal ohne Leiter auf sein Dach zu steigen. Der Baumeister schlug darum vor, die von Poppo angebauten kleinen Eckquadrate (C^5 und C^6 auf Beilage I [S. 152]) emporzuführen und zu Westthürmen zu erhöhen. Die Ausführung des Planes forderte eine Verstärkung der unteren Mauern, die nicht auf eine solche Last eingerichtet waren. Um die beabsichtigte Widerstandskraft zu erhalten, legte der Meister runde Treppenthürme an die Ecken der Westfaçade, jenen nachgebildet, die man schon in der karolingischen Kunst angewendet hatte.

Jetzt standen an den Ecken der Westfaçade zwei leicht aufsteigende, schattenreiche Rundthürme und in ihrer Mitte eine halbkreisförmige Apsis.

Zwischen jedem Thurm und der Apsis stand die Stirnmauer der Seitenschiffe, welche in den kleinen Westquadraten endeten. Man entschloß sich, vor diese Mauer einen leichten Bau zu stellen, welcher die Eckthürme mit der Apsis verbinden sollte. Sie ermöglichte den Zugang zum Dachraum der Apsis und lehnte sich wie ein Strebepfeiler gegen die ältere Stirnmauer der Westfaçade und gegen die Apsis. Nicht ihr geringster Vortheil besteht darin, daß sie, mit zweistöckigen offenen Gallerien durchbrochen, die Westfaçade leicht gliedert und zu einem harmonischen Ganzen architektonisch zusammenfaßt. Ihre mächtigen Formen scheinen denen der Porta nigra nachgebildet, die damals in erhöhtem Maße die Augen der Zeitgenossen auf sich zog, weil sie eben zur Kirche umgebaut worden war. Die Bogen und die Füllungen in den Portalen, aus wechselnden Lagen von grauem und rothem Bruchstein gebildet, erinnern an ähnliche Farbenwirkungen, wie sie die Baumeister desselben Jahrhunderts in Köln, Hildesheim und anderen Orten durch Steinwechsel zu erzielen suchten.

Im Jahre 1121 war das neue Werk so weit gediehen, daß Erzbischof Bruno die Krypta und einen Nikolausaltar im Westchore weihen konnte. Nun bestand der Dom aus einem gestreckten, viereckigen Raume, der an der untern Seite einen halbrunden Ausbau hatte. Seine Hauptseite, wo der Hochaltar sich im Osten über einer alten Krypta erhob, wurde noch durch eine flache Wand geschlossen, welche im Mittelschiff durch zwei Reihen von je drei Fenstern, in jedem Seitenschiffe aber durch je zwei übereinanderstehende Fenster unterbrochen war. Dieser Abschluß erschien so primitiv und unvollkommen, daß er in dem künstlerisch hoch entwickelten zwölften Jahrhundert nicht unverändert bleiben konnte. Wie Poppo die Westwand des römischen Baues bis auf ihre mittleren Pfeiler ausgebrochen hatte, so öffnete jetzt Erzbischof Hillin (1152—1169) die Chorwand, um nach Osten weiter zu bauen. Sein Bau mußte in jeder Hinsicht das kurz vorher vollendete Westchor übertreffen, weil die Kunst seit fünfzig Jahren staunenswerthe Fortschritte gemacht und sich zur reichsten Blüthe des Uebergangsstiles entfaltet hatte.

Das Ostchor hat als Unterbau eine der weiträumigsten Krypten der Rheinlande. Sie ruht auf sechs Säulen. Ihr Grundriß schließt nicht mehr im Halbkreise, sondern mit fünf Seiten eines Zehneckes. Als Seitenkapellen dienen ihr die untersten Räume zweier schlank angelegten Thürme, welche an den Seiten des neuen Chores emporwachsen.

Wie das Chor im Grundriß fünf Seiten hat, so zeigt auch sein Aufbau fünf Absätze. Es beginnt mit einem Sockel, welcher von den fünf Fenstern der Unterkirche durchbrochen ist. Dann folgt der kräftige Unterbau, dessen ununterbrochen aufsteigende Quadern in einem Bogenfries enden. Das bedeutende Mittelglied ist durch fünf breite Fenster belebt. Sein Abschluß-

gesimse ruht auf Kragsteinen und trägt eine niedrigere Abtheilung, die vierte. In ihr gliedern sich die Strebepfeiler, welche an den Ecken der drei unteren Abtheilungen einfach viereckig aufwuchsen, in drei parallele Theile: in ein viereckiges Mittelstück, welches die frühere Form der Strebe weiterführt, und in zwei sich enge an dessen Seiten anlehnende Rundstäbe. Fünf kleinere Fenster, welche dicht unter dem Gewölbe liegen und mit Säulen und profilirten Bogen verziert sind, helfen, diese Abtheilung lebendig zu gliedern. So ist das Auge vorbereitet, sich an der meisterhaften Zwerggallerie der obersten, fünften Abtheilung zu erfreuen. Sie öffnet sich nach jeder freien Seite des Chorpolygones in sechs paarweise angeordneten Bogen und ruht auf einem mit Platten und Würfelfriesen reich ausgestatteten Fuß. Ein Dachgesimse, das sich auf zierlich vorgekragte Sockel aufsetzt, endet diesen Chorbau.

Das Mittelalter baute sehr langsam. Erst unter Johann I. († 1212), dem zweiten Nachfolger Hillins, waren Krypta und Chor so weit fertiggestellt, daß am 1. Mai des Jahres 1196 der neue Hochaltar dem alten Patron des Domes, dem hl. Petrus, gewidmet werden konnte. Bei dieser Weihe legte Erzbischof Johann I. den heiligen Rock in den neuen Petrusaltar, wo er bis zum Jahre 1512 verblieb.

Der Umstand, daß der heilige Rock in einem Altare verborgen war, beweist klar, daß man bei Erbauung der Westfaçade die dortigen Gallerien nicht angelegt hat, um von ihnen herab diese Reliquie zu zeigen, sondern um den Bau architektonisch zu befestigen und so zu zieren, wie man am Rheine und in Italien den obern Theil der Apsiden mit Zwerggallerien ausstattete. Die Zwerggallerien der Apsiden sind aber sicher nicht für Reliquienzeigung angelegt worden, obgleich sie in späterer Zeit hie und da bei Heiligthumsfahrten dazu benutzt wurden.

Zur Erinnerung an die von ihm vollzogene Altarweihe machte der Erzbischof eine Stiftung, aus deren Ertrag der Almosenier des Capitels sieben Lampen mit Oel zu versehen hatte, die Tag und Nacht vor dem neuen Hochaltar brennen sollten, in dem das heilige Kleid des Herrn verschlossen war. Weiterhin bestimmte derselbe Erzbischof, die Canoniker der Stifte des hl. Simeon und des hl. Paulin sollten dreimal im Jahre, am Feste der Weihe des Hochaltares, am Feste Mariä Lichtmeß und an seinem Sterbetage zum Dome kommen, um mit dessen Canonikern den feierlichen Gottesdienst abzuhalten und nach der Feier im Refectorium bewirthet zu werden. In ähnlicher Weise kamen die Canoniker des Domes an anderen Festen nach St. Paulin, feierten dort den Gottesdienst und wurden nachher freundlich im Refectorium empfangen. Die Alten waren weit entfernt von kalter und starrer Aeußerlichkeit. Hatten sie in der Kirche gefeiert, gesungen und Gott gedient, dann freuten sie sich nach Art der ersten Christen in brüderlicher Liebe so, wie es einem Menschen erlaubt ist, dessen Seele nun einmal in einem sinnlichen Leibe wohnt und von ihm abhängt.

Die Vollendung der beiden Chöre forderte dringend zu einem Umbau des Mittelschiffes auf. Das Westchor hatte sich in seiner Wölbung der flachen Decke der Kirche noch untergeordnet, die Gewölbe des neuen Ostchores aber stiegen höher hinauf und boten dem Auge einen unlösbaren Gegensatz. So luftig das reiche Rippenwerk dieses Hauptchores aus hochanstrebenden Diensten zum reich erleuchteten vieltheiligen Gewölbe hinaufwuchs, so gewichtig lastete der Druck der flachen Decke auf den schweren Rundbogen und den massigen, ungegliederten Kreuzpfeilern des Mittelschiffes und der engen Seitenschiffe. Es lag klar auf der Hand, daß die flache Decke jedenfalls einer Wölbung weichen mußte, schwer jedoch war der Entscheid, wie die Gewölbe zu construiren seien. Der alte römische Kern und der popponische Erweiterungsbau mußten in ihren Fundamenten, in ihren Umfassungsmauern und Stützen möglichst unversehrt bleiben. Auf welche Weise sollte man aber das Ganze, welches drei Stile vertrat: den römischen im Kern der Mitte, den frühromanischen im Westen und den reichen spätromanischen im Osten, zu einem harmonischen Ganzen zusammenfassen?

Der Baumeister bewies sein Talent dadurch, daß er bei der Lösung seiner Aufgabe von der Gliederung der römischen Umfassungsmauern ausging. Dieselbe hatte eine doppelte Fensterreihe, welche die Seitenschiffe erleuchtete. Da nun diese Seitenschiffe durch die Erbreiterung der alten Säulen zu Kreuzpfeilern zu enge und zu hoch geworden waren, entschloß er sich, Gewölbe zwischen die untere und obere Fensterreihe einzuspannen. Er schlug also dem Capitel und dem Erzbischofe vor, Emporen in den Dom zu bauen, wie sie sich in manchen Kirchen der Rheingegenden fanden und später nachgeahmt wurden, z. B. in Koblenz, Limburg, Linz, Sinzig, Boppard und besonders in Köln. Vielleicht dürfte indessen sein Vorbild nicht am Rhein gelegen haben, sondern in der Kathedrale von Tournai zu finden sein, die im Jahre 1171 geweiht wurde.

Freilich besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Emporen dieser Kirchen und jenen des Trierer Domes. Die ersteren waren bestimmt, dem Volke Platz zu bieten oder eine zahlreiche Ordensgenossenschaft unterzubringen. Dagegen können die Emporen des Trierer Domes, weil ihnen jeder passende Zugang und ein Fußboden fehlt, nur bei außergewöhnlicher Gelegenheit zur Noth von einzelnen Männern benützt werden. Daß sie in keinerlei Weise für die Ausstellung des heiligen Rockes dienen sollten, erhellt in unwidersprechlicher Weise aus dem einen Umstande, daß damals niemand an eine regelmäßige Ausstellung desselben dachte, die erst an 300 Jahre nach Vollendung dieser Gallerien begann. Sie sollten also den Triforien gleichwerthig sein,

welche in gothischen Kathedralen, ja selbst schon in größeren Kirchen der Uebergangsperiode die Oberwände so glücklich erleichtern und dem Innern reiches Licht bringen.

Durch den Einbau der Emporen wurde der Trierer Dom aus einer Kirche mit gleich hohen Schiffen zu einer Anlage, in der das Mittelschiff die Seitenschiffe weit überragt. Der Baumeister durfte sich aber nicht begnügen, diesem Mittelschiff die alte Höhe zu geben, sondern mußte dessen Gewölbe weit über die Linie der alten Decke emporheben. Er brach darum die alten Rundbogen aus; es waren nicht weniger als 22. Dann stellte er auf die Pfeiler des Mittelschiffes, welche die alten Quer- und Längsbogen getragen hatten, kleine Säulen, und erst auf sie setzte er seine neuen Bogen, die also weit höher emporstiegen, als die alten gethan hatten. Auf die neuen Bogen legte er die Gewölbe des Mittelschiffes, welche in den eben eingebauten Emporen der Seitenschiffe Widerstand und Halt fanden, weil deren Gewölbe gleich Strebepfeilern den Druck aufnahmen und auf die Außenmauern übertrugen.

Schon früher ist bemerkt worden, daß im Mittelschiffe des vom Erzbischof Poppo erneuerten Domes an jeder Seite drei kleinere und niedrigere Rundbogen mit zwei doppelt so weiten und hohen wechselten. Es war mit den technischen Mitteln des 13. Jahrhunderts eine leichte Sache, dieses unharmonische Auf- und Niedersteigen des Bogenmaßes zu umgehen. Der Baumeister gab den breiten Jochen (A^1 und A^2 in der Zeichnung auf Beilage II) Rundbogen, den engeren (B^1, B^2 und B^7) aber Spitzbogen, deren Scheitel fast die Höhe der Rundbogen erreicht. Man sieht somit im Trierer Dom klar einen der Gründe, welche den Spitzbogen empfahlen, und der darin besteht, daß man Räume von verschiedener Breite und Länge mit Spitzbogen leicht so überdecken kann, daß die Scheitel der Wölbungen in gleiche Höhe zu liegen kommen, was bei Anwendung von Rundbogen schwer zu erreichen ist.

Der Umbau erforderte die größte technische Gewandtheit. Die alte Decke war mit den 22 Bogen, auf denen sie ruhte, auszubrechen, 32 neue Bogen aber waren neu aufzurichten und auf die Außenmauern zu stützen, welche durch Brände und Bauveränderungen schon so viel gelitten hatten. Nur das unverwüstliche Mauerwerk der alten Römer konnte dem Baumeister den Muth geben, welcher zu seinem Unternehmen erforderlich war. Daß er gut gerechnet und vorzüglich construirt hat, erhellt daraus, daß sein Bau jetzt schon über 500 Jahre nicht nur der Zeit, sondern auch manchen Unfällen siegreich widersteht.

Mit gerechtem Stolze zeigte der große Meister, dessen Namen wir leider nicht kennen, dem Erzbischofe sein Werk, welches das Innere des Domes in harmonischer Einheit zusammenfaßte. Es war und ist noch heute von einer Größe der Verhältnisse, von einer Weiträumigkeit und Lichtfülle, wie wenige Kirchen unseres Vaterlandes sie besitzen, und die an südfranzösische und italienische Kirchenbauten erinnert. Die Majestät

der alten römischen Kunst schwebt in edler Ruhe über dem Ganzen. Es vereint sich in ihm die sinnige Zierlichkeit der spätromanischen Gebilde mit den edeln und breiten Verhältnissen der mannhaften Antike. So ist der Trierer Dom für jeden, der zum ersten Male eintritt und ihn aufmerksam betrachtet, wie eine Offenbarung. Mancher kennt die romanische Kunst nur aus kleinen Dorf- und Stadtkirchen. Er vermeint, enge, schmale Fenster und kellerartige Räume seien eigentliche Kennzeichen des romanischen Stiles, — wesentliche Elemente seiner Schönheit! Aber nein! Der Dom von Trier beweist klar und deutlich, daß der romanische Stil, wie sein Name gut ausdrückt, nichts Anderes ist, als eine Weiterentwicklung des römischen. Die breiten Fensteröffnungen der kaiserlichen Ruine am Altthore zu Trier, die weiten Fenster der Trierer Basilika und die romanischen Fenster des Domes sind Kinder einer Familie. Sehen wir die Grundrisse an, so finden sich in den Ruinen des Kaiserpalastes die Keime, aus denen die Anlage der Kirche Maria im Capitol zu Köln emporwuchs. Dank der Weite und Großartigkeit, welche sie ihrem römischen Vorbilde verdankt, darf sie sich in mancher Hinsicht mit dem Kölner Dome messen. Sie hat Schönheiten, die ihm abgehen, obwohl er sie in anderer Hinsicht weit überstrahlt. Römische Vorbilder haben die Neugestaltung des Domes von Trier stark beeinflußt. Seine romanischen Formen sind nicht unharmonische Pfropfreiser, welche auf fremden Stamm aufgesetzt sind, sondern frische Blüthen, die dem alten Baume entsprossen. Wenn diese Formen nicht ganz übereinstimmen mit den Verhältnissen und Anlagen, welche andere romanische Kirchen und Dome des Rheines und des übrigen Deutschlands zeigen, so liegt der Grund des Unterschiedes zum guten Theile in der glücklichen Umgebung der Trierer Baumeister. Sie gingen Tag um Tag an den großen römischen Ruinen vorüber. Leicht wuchsen diese in der Phantasie eines geschulten Architekten empor zur alten Größe und zur ehemaligen Pracht. Nie war der Glanz alter Tage in Trier vergessen. An anderen Orten, die weit entfernt von den Culturcentren der Römer sich spät entwickelten, mußte die Baukunst sich durch kleine, oft ungegliederte Kirchen und enge Räume durcharbeiten. Eine freie Entfaltung wurde schon durch die täglichen Vorbilder gehemmt. Viele verkümmerte Versuche waren unvermeidlich. Anders lag die Sache an der Mosel.

Wie herrlich muß dieser Dom gewesen sein, als die alte Bemalung noch glänzte auf seinen Wänden und in seinen Scheiben! Der Dom von Münster, in dessen Hallen ein muthiger Meister trotz allen Widerspruches

den glücklichen Versuch gewagt hat, seinen Pinsel in kräftige Farben zu tauchen und dann starke Töne nebeneinander zu stellen, gibt ein immer noch abgeblaßtes Bild vom Farbenreichthum einer romanischen Decoration. Unser geschwächtes Auge, das an den Kleidern, in unseren Wohnungen und in den Kirchen nur mehr arme Mischfarben sieht, ist durch die Erziehung verweichlicht und verdorben. Alle Jahrhunderte, welche sich in der Kunst auszeichneten, liebten die Farben mehr als das unsrige. Es ist eine lächerliche Eitelkeit, zu glauben, unsere charakterlose Zeit hätte in der Farbengebung das Rechte entdeckt, alle unsere Vorgänger aber, die feingebildeten Griechen an der Spitze, hätten keinen ächten Farbensinn gehabt. Der Farbensinn soll erst unserer modernen Bildung aufgegangen sein!

Die Reste der Mosaiken und Marmorvertäfelung, die im Trierer Dome unter dem Boden liegen, auf dem unser Fuß wandelt, die bunten Farben des Nicetius, die Ueberbleibsel der Polychromie, welche im Dome noch heute aus den Blättern und Blumen der Kapitelle und der reich verzierten Bogen herausschauen, zeigen die rechten Wege. Durch sie bittet die einst so glänzende Kathedrale um das bunte Kleid, das ihr gebührt und dessen eine irregeleitete Zeit sie beraubt hat.

Welche prachtvollen Lichteffecte werden aus den hundertsäuligen Gallerien heraustreten, um uns freundlich zu begrüßen, wenn ihre Fenster bunte Verglasung, ihre Wände reiche Bemalung und ihre schattigen Bogenprofile die rechten Farben erhalten haben! Leicht gefärbte Strahlen werden aufsteigen zu den gewaltigen Gewölben und niedersteigend spielen auf goldumsäumten Profilen und auf den Musterungen der Pfeiler und Wände. Die großen Gewölbe, welche heute in stummer Trauer und Leere herabschauen und in ihrer einfachen Tünche dem Beter oder dem Besucher des Domes nichts zu sagen wissen, zeigen den Platz, welchen die große Zahl der Trierer Heiligen beansprucht. Ein lebendiges und freudiges Echo wird ihnen antworten aus dem Herzen des Trierer Volkes, wenn ihre ernsten Bilder einstens, so hoffen wir, vom himmelblauen Grunde herabsehen werden auf die armen Erdenpilger, welche unten auf dem erneuerten Mosaikboden beten und sie um Hülfe und Fürbitte anflehen. Die großen Gestalten jener Kirchenväter, welche in diesen Räumen wandelten, lehrten und opferten, werden hoffentlich wenigstens im Bilde an den Pfeilern Platz finden, um die materiellen Stützen des Hauses Gottes zu zieren, dessen geistige Säulen sie einstens waren und heute noch sind.

Die großen Wandflächen zeigen augenblicklich in kahler Armuth den

kalten Stein, der ohne Verkleidung und Bedeckung wie ein Bettler im Gotteshause steht. Sie werden, wenn ein glücklicher Stern bei der Restauration die Wege zeigt, die Geschichte der großen Erzbischöfe wiederspiegeln, die leider dem Gedächtnisse jener Christen immer mehr entschwindet, die klein werden an Selbstgefühl und Charakterstärke, weil sie ihrer großen Führer und Ahnherren vergessen.

Freilich, es gehört Muth dazu, die stilgerechte Ausmalung eines so großen Domes zu unternehmen. Wir stehen noch am Anfange der Lehrzeit. Kaum können wir hoffen, die großen Meister des 13. Jahrhunderts in der Farbengebung zu erreichen. Aber es gibt doch Künstler in unserer Zeit, die viel gesehen, viel gelesen, viel gelernt und viel geübt haben. Die schöne und geräumige Krypta unter dem Ostchore ist zu einer Probe vortrefflich geeignet. Ist der Versuch bei ihrer Decoration gelungen, so kann man sich an die Ausmalung des Domes selbst wohl wagen.

Aber die Farbenpracht jener großen Zeit, der glänzendsten, die Deutschland erlebt hat, sie muß als Ideal und Vorbild gelten. Die Farbenreste, welche der Dom bewahrt, müssen die Fußstapfen sein, in die jener Maler einzutreten hat, dem das verantwortungsvolle aber hoffnungsreiche Amt wird, das alte Haus der hl. Helena auszumalen.

Wie bunt und schön ist die Gegend um Trier! Rothe Sandsteinfelsen erheben sich aus den saftigen Wiesen, sie krönen ihr Haupt mit dem Laube kräftiger Eichenwälder und ewig grünender Fichten. Goldene Trauben schauen heraus aus den bräunlichen Rebzweigen und spiegeln sich in den hellen Wassern der freundlichen Mosel.

Ein kräftiges Volk wandelt zwischen den Blumen des Frühlings und den Aehren, welche der Sommer ihm bietet. Es wird sich freuen, die bunte Pracht der Natur, die es allezeit sieht, wiederzufinden in seinem Dome.

Die von der Bleichsucht heimgesuchten, geschwätzigen Kinder der Mode werden verstummen, wenn die Farben zeigen, was ihre Kraft vermag und wie ihre Harmonie erfreut.

(Schluß folgt.)

St. Beissel S. J.

Die Meteorite und ihr kosmischer Ursprung.

I.

Wer hat nicht schon in einer klaren, sternhellen Nacht bei der Betrachtung des gestirnten Himmels von Zeit zu Zeit plötzlich am Himmelsgewölbe kleine Lichtfunken auftauchen sehen, die dann, in einem Augenblick einen größern oder kleinern Bogen durchlaufend, ebenso schnell und geräuschlos wieder verschwanden? Das sind die Sternschnuppen oder die gewöhnliche Klasse der Meteoriten. Ihr zeitweiliges Auftreten ist uns nicht mehr auffallend, weil vollauf bekannt. Nicht so bekannt ist es, daß zu gewissen Zeiten ihr Erscheinen am Himmel zu einer wahren Prunkscene sich entfaltet. An verschiedenen Stellen des Himmels tauchen sie dann lichtsprühend auf, in hellen Garben durchbrechen sie das festgeordnete Sternenheer. Die majestätische Ruhe am Firmament hat sich in ein lichtvolles, feuriges Leben verwandelt. Tritt auch für einen Moment ein Stillstand ein, so brechen in der nächsten Secunde diese fremdartigen Lichter mit ungeschwächter Kraft wieder hervor und beginnen von Neuem den feurigen Reigen. So kann es Stunden lang fortdauern. Zuweilen gesellen sich zu den Sternschnuppen Geschosse von gröberem Kaliber. Große Feuerkugeln brechen plötzlich hervor und durcheilen aufglänzend in den herrlichsten Farben ihre lichtvolle Bahn; ja nicht selten ziehen sie noch einen mächtigen feurigen Schweif hinter sich her, welcher selbst einige Secunden hindurch nach dem Verschwinden des Meteors noch aufleuchtet. Zeuge eines derartigen Schauspiels war Alexander von Humboldt mit seinem Freunde Bonpland in Südamerika zu Cumana im Jahre 1799; er beschreibt uns dasselbe im zweiten Bande seiner „Reise in die Aequinoctial-Gegenden" (10. Kapitel) folgendermaßen:

„Die Nacht vom 11. zum 12. November war kühl und ausnehmend schön. Gegen Morgen, von $2^1/_2$ Uhr an, sah man gegen Osten höchst merkwürdige Feuermeteore. Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen fielen hinter einander, vier Stunden lang. Ihre Richtung war sehr regelmäßig von Nord nach Süd; sie füllten ein Stück des Himmels, das vom wahren Ostpunkte 30° nach Nord und Süd reichte. Auf einer

Strecke von 60° sah man die Meteore in Ostnordost und Ost über den Horizont aufsteigen, größere und kleinere Bogen beschreiben und, nachdem sie in der Richtung des Meridians fortgelaufen, gegen Süd niederfallen. Manche stiegen 40° hoch, alle höher als 25° bis 30°. — Gleich zu Anfang der Erscheinung war kein Stück am Himmel so groß als drei Monddurchmesser, das nicht jeden Augenblick von Feuerkugeln und Sternschnuppen gewimmelt hätte. Der ersteren waren wenigere; da man ihrer aber von verschiedener Größe sah, so war zwischen diesen beiden Klassen von Erscheinungen unmöglich eine Grenze zu ziehen. Alle Meteore ließen 8° bis 10° lange Lichtstreifen hinter sich zurück. Die Phosphorescenz dieser Lichtstreifen hielt 7 bis 8 Sekunden an. Manche Sternschnuppen hatten einen sehr deutlichen Kern von der Größe der Jupiterscheibe, von dem sehr stark leuchtende Lichtfunken ausfuhren. Die Feuerkugeln schienen wie durch Explosion zu platzen; aber die größten, von 1° bis 1° 13′ Durchmesser, verschwanden ohne Funkenwerfen und ließen leuchtende, 15 bis 20 Minuten breite Streifen hinter sich. Das Licht der Meteore war weiß."

Solche Erscheinungen sind freilich nicht so häufig, dafür aber in der Regel an gewisse Zeiten gebunden, so daß ihr Eintreffen von den Astronomen vorher verkündigt werden kann, wie es geschah für den 29. November des vorigen Jahres. Der Zeitpunkt von 6 bis 9 Uhr Abends war glücklich gewählt, leider die Witterung ungünstig; dennoch sah man, wo nur ein kleines Stück des Himmels von Wolken entblößt war, die hellen Lichtfunken durchbrechen, selbst hinter den Wolken konnte man ihre Spuren verfolgen. Wer das Glück hatte, zwischen 6 bis 8 Uhr den nordöstlichen Himmel wolkenlos zu schauen, der hatte den Anblick von dem oben erwähnten Schauspiel. Fehlten auch die Feuerkugeln, so leuchteten doch viele Meteorite in durchaus ungewöhnlichem Glanze und ließen lichthelle Streifen hinter sich, die noch aufblitzten nach Verschwinden des Meteors.

Woher stammen diese seltsamen Gäste? Haben sie das heimische Bürgerrecht, wenn auch nur für die luftigen Regionen, oder sind sie Fremdlinge, aus den fernen Himmelsräumen in unsere Atmosphäre verschlagen?

Bevor wir dieser Frage näher treten, müssen wir noch auf einige Eigenthümlichkeiten, die sich besonders bei größeren Meteoren zeigen, aufmerksam machen. Besser als eine Aufzählung verschiedener Eigenschaften wird die Anführung einiger concreter Fälle die Verschiedenartigkeit der Erscheinung klar legen. Wir werden aus den zahlreichen Beispielen, die

Dr. Hermann Klein in seinem Buche über das Sonnensystem anführt, einige interessante auswählen.

„Die große Feuerkugel, die am 3. December 1861 über einen großen Theil von Mitteldeutschland hinwegzog, verbreitete in einer Entfernung von 40 Meilen einen Glanz, der denjenigen des Vollmonds noch übertraf. Heis, der den Lauf des Meteors untersucht hat, berechnete nach einer in Berlin gemachten Schätzung, daß die absolute Lichtintensität dieser Feuerkugel jene einer gewöhnlichen Gasflamme um das 68millionfache übertraf."

„Am Morgen des 12. Januar 1835 sah man in der Umgegend von Cherbourg eine Feuerkugel von der scheinbaren Größe des Vollmondes, die mit röthlichem, stark in's Purpurfarbene spielendem Lichte leuchtete."

„Am 23. April 1862 wurde in Athen ein Feuermeteor beobachtet, dessen Helligkeit so bedeutend war, daß die Hälfte der Sterne am Himmel erlosch. Die Farbe war das intensivste Grüngold. Am 27. November desselben Jahres wurde an vielen Orten Englands eine große Feuerkugel gesehen. Ihr Licht, sagt ein Beobachter zu Grantham, war ein grelles Blau, doch nur an der Spitze stark glänzend, meistens stark zunehmend, aber sich gelegentlich zu einem Kreise ausdehnend; der übrige Theil war milchig weiß und dunkel in der Erscheinung. In der Bahn blieb ein Feuerstreifen zurück, der jedoch nur 1 bis 2 Sekunden andauerte. Kugeln von blauer Farbe und bedeutender Größe fielen von der Spitze des Meteors senkrecht herab, nicht beständig, sondern in häufigen Zwischenräumen. Diese Kugeln sprühten kleinere Kugeln aus, welche in sternartigen Funken von gelber Farbe zersprangen, ähnlich einer Raketenschnur aus einiger Ferne gesehen."

„Weber, ein thätiger Beobachter, beschreibt das Auftreten eines höchst merkwürdigen Meteors am 30. September 1866. Es erschien zuerst als feiner Lichtnebel ohne merklichen Durchmesser, stieg dann, sich westlich wendend, unter einem Neigungswinkel von 40° aufwärts und dehnte sich derart aus, daß sein Durchmesser gegen $^1/_2$ Grad betrug. In dieser Ausdehnung erschien das Bild wie aus lauter Lichtflöckchen zusammengesetzt. Die Zwischenräume zwischen diesen matthellen Partieen lagen in tiefem Dunkel. Doch wurden diese dunkeln Stellen durch jene Flocken und Strahlen vielfach modificirt. Das ganze Bild erschien im Wirbel begriffen und machte einen schaurigen, nicht zu beschreibenden Eindruck. Der Schweif, welcher die ganze Bahn einnahm und durch Abwicklung entstanden zu sein schien, hatte die Form eines sehr zugespitzten Kegels und löste sich erst nach Verschwinden des eigentlichen Körpers auf. Das letzte Aussehen des Meteors war ganz dasjenige eines planetarischen Nebels."

Dieser und ähnliche Meteore verschwinden gewöhnlich in lautloser Stille; aber nicht alle enden auf diese Weise ihre Wanderschaft. Manche Meteore, besonders die größeren Feuerkugeln, erlöschen zuweilen unter heftigem Feuersprühen, oder sie zerplatzen und fallen in leuchtenden Trümmern auf die Erde hernieder, denen bald ein donnerartiges, oft schaudererregendes Getöse folgt.

Als Belege wählen wir von den vielen Fällen zwei aus der neuesten Zeit: den Meteorsteinfall von Mocs bei Klausenburg, und den zu Alfianello, Provinz Brescia, und geben die authentischen Berichte, wie sie im „Naturforscher" 1882 und 1883 aufgezeichnet sind.

Einem Schreiben des Herrn F. Herbich entnimmt Herr v. Hauer die folgende Schilderung eines am 3. Februar 1882 in Klausenburg beobachteten Meteoritenfalles: „Nachmittags 3 Uhr 45 Minuten wurde bei vollständig wolkenlosem Himmel in nördlicher Richtung eine intensive Lichterscheinung am Himmel sichtbar; bald darauf erfolgten Detonationen, welche im Allgemeinen mit dem Rollen eines Eisenbahnzuges zu vergleichen waren, nur mit dem Unterschiede, daß mitunter intensivere Detonationen zu hören waren; an die Stelle, wo die Lichterscheinung zu sehen war, trat eine cirrusähnliche Wolke, welche sich in einem scheinbar schmalen Streifen von W nach O ausdehnte. . . . . Schon am 4. erhielten wir die Nachricht, daß bei Mocs 5 Meilen östlich von Klausenburg Meteorite niedergefallen seien. Ich eilte sogleich dahin und war wirklich so glücklich, bei Mocs einen großen Meteoriten zu erhalten; er wiegt 35 kg und drang, nachdem er mehrere Aeste eines Eichenbaumes zertrümmert hatte, 68 cm tief in die Erde; zwei Stücke fanden sich bei Oloh Gyéres und fünf andere bei Vajda Kamarás. Herr Koch, welcher in nördlicher Richtung von Mocs sammelte, brachte 60 Stück von kleineren Dimensionen mit. Die Richtung, in welcher wir die Meteorite fanden, ist eine nordwest-südöstliche. Die uns bis nun bekannte Strecke, wo Meteorite gefallen sind, beträgt somit drei Meilen."

Nach späteren Nachrichten hat sich die Zahl der gefundenen Stücke noch wesentlich erhöht, sie werden auf 2000 geschätzt und deren Gewicht auf etwa 245 kg, ein größeres Exemplar hatte 70 kg. Es stellte sich heraus, daß das Gebiet, in welchem Meteorsteine fielen, 45 qkm umfaßte, bei einer Breite von 3 km und Haupterstreckung von 15 km in der Richtung von NW nach SO.

Was den zweiten Fall betrifft, so hat darüber Herr Denza nach den Mittheilungen des Herrn Professors Bobicci aus Bologna an die Pariser Akademie berichtet:

„Am 16. Februar 1883, 2 Uhr 43 Minuten Nachmittags, wurde eine heftige Detonation an vielen Punkten der Provinz Brescia und auch in den benachbarten Provinzen gehört, welche ihre größte Heftigkeit in der Commune von Alfianello erreichte. Ueber diesem Orte in der Höhe von einigen hundert Meter zerplatzte ein Meteorit. Ein Bauer sah denselben in der Richtung von NNO nach SSW. niederfallen in der Entfernung von etwa 150 m. Als der Stein auffiel, erzeugte er ein Schwingen des Bodens wie bei einem Erdbeben, auch die Telegraphendrähte und Fensterkreuze sollen erschüttert worden sein. Vor dem Auffallen des Meteoriten hörte man ein langgezogenes Geräusch wie von einem rollenden Eisenbahnzuge. Eine Lichterscheinung wurde nicht wahrgenommen.

Der Meteorit fiel etwa 300 m von Alfianello nieder, drang schräg in den Boden und grub sich etwa 1,5 m tief ein. Als der genannte Landmann

mit zwei anderen den Stein berührte, fanden sie ihn noch ein wenig warm. Der Stein war als Ganzes niedergefallen, wurde aber bald zerschlagen und die Stücke unter die Menge vertheilt. Seine Gestalt war eiförmig, aber in der Mitte etwas abgeplattet, der untere Theil war breiter und convex, der obere abgestumpft. Die Oberfläche war mit schwarzer Rinde überzogen und mit kleinen Gruben bedeckt, die man Pinzoglypten nennt. Die Angaben über die Dimensionen und das Gewicht des Meteoriten sind sehr verschieden; wahrscheinlich betrug das wirkliche Gewicht nicht viel unter 200 kg."

Meteorsteinfälle sind durchaus nicht so selten; nimmt man aus den letzten Jahren, in welchen man denselben mehr Aufmerksamkeit geschenkt hat, das Mittel, so kommen auf das Jahr drei beobachtete Fälle. Auch aus früheren Jahrhunderten haben wir durchaus verbürgte Nachrichten für derartige Erscheinungen. Aber die Gelehrten zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts hatten für derartige Meldungen nur ein ungläubiges Lächeln. Als z. B. im Jahre 1790 die Municipalität von Juillac in der Gascogne eine mit der Unterschrift von mehr als 300 Augenzeugen versehene Urkunde über den Steinfall, der sich dort am 24. Juli, Abends nach 9 Uhr, ereignet hatte, der Pariser Akademie einsendete, fand man es sehr erheiternd, daß man über eine solche Absurdität ein authentisches Protokoll erhalten könne. Der erste, welcher sich dieser Strömung entgegenstellte, war der deutsche Physiker Chladni in einer eigenen Abhandlung 1794. Durchgedrungen ist er nicht, da noch 1803 Klaproth sich scheute, eine Analyse des Steines von Siena zu veröffentlichen; es könne dadurch, meint er, nur ein gelehrter Streit entstehen, da man noch zu sehr geneigt sei, das Factum für ein Märchen zu halten. Als aber in demselben Jahre der berühmte Steinfall bei l'Aigle in einer Anzahl von zwei- bis dreitausend Steinen (der größte hatte 8 Pfund, der kleinste 8 Gramm) sich einstellte, fand die Pariser Akademie sich doch, wenn auch etwas spät, veranlaßt, durch ein Mitglied der hohen Körperschaft, Biot, die Thatsache untersuchen zu lassen. Die Angaben stellten sich als richtig heraus. Als nun noch im Jahre 1808 der Steinregen zu Stannern in Mähren unmittelbar nach dem Eintreffen genau untersucht und vollauf bestätigt wurde, konnte man das Factum nicht mehr läugnen, man mußte sich an die Erklärung der Thatsache machen; die Zeit der Hypothesen begann, der Ursprung der Meteorite wurde eine schwebende Frage. Es bildeten sich vier verschiedene Ansichten. Einige ließen sie als vulkanische Producte der Erde, andere als Niederschläge unserer Atmosphäre gelten; eine Zeitlang wurden sie ziemlich allgemein dem Monde zugeschrieben; einige trafen jedoch gleich Anfangs das

Richtige, sie hielten sie für kosmische Producte, die durch das Uebergewicht der Sonnenanziehung in unser Planetensystem gerathen und unter Umständen die Erdbahn zu einer Zeit kreuzen, wenn die Erde sich gerade in der Nähe befindet.

Die Vulkan-Hypothese konnte unmöglich lange Bestand haben. Zunächst haben wir hier eine mechanische Unmöglichkeit. Die vulkanische Ursache könnte den Meteoren eine nicht zu verachtende vertikale, aber nicht entsprechende tangentiale Geschwindigkeit ertheilen; nun steht es aber fest, daß bei den meisten Aërolithen die seitliche Geschwindigkeit der vertikalen bedeutend überlegen ist, so daß erstere gegen letztere nicht selten fast verschwindet. Weiter: wären Vulkanausbrüche die Ursache von Steinregen in den verschiedenen Ländern, so müßten sie größtentheils auch zeitlich mehr oder weniger zusammenfallen; ferner sollten die Producte der Vulkane, wenn nicht vollständig mit den Meteorsteinen sich decken, so doch eine außerordentlich große Aehnlichkeit haben. Daß Ersteres nicht der Fall ist, ergibt sofort die chronologische Vergleichung; ebenso wenig finden wir für den andern Punkt eine Bestätigung. Die Meteorsteine pflegt man in zwei Hauptklassen zu zerlegen: in Sideriten und Asideriten. Sideriten sind solche, die metallisches Eisen enthalten, Asideriten, bei welchen dasselbe fehlt. Die erste Klasse findet sich bei Vulkanauswürfen gar nicht vor, die zweite Art ist theilweise mit ziemlicher Aehnlichkeit vertreten, z. B. in den Olivinbomben der Eifel, aber kein Geologe dürfte beide Arten mit einander verwechseln.

Merkwürdig ist, daß die zweite Hypothese zum Theil wenigstens sich bis 1846 halten konnte; denn zu der Zeit läßt Nürnberger in seinem astronomischen Hand-Lexikon die Asideriten noch als „bloße Niederschläge aus der irdischen Atmosphäre" gelten, „die in ihrer Art den wässerigen Niederschlägen: Hagelkörnern, größeren Eisklumpen u. s. w. zur Seite ständen". Ohne Zweifel befinden sich mineralische Staubtheilchen in der Luft, aber woher sollen wir die Kraft nehmen, die jene zu festen Massen von mehreren Kilogramm zusammenpressen? Da war doch der Gedanke von Aristoteles noch viel vernünftiger, indem er große Orkane zu Hülfe nahm, die dann an einem Orte die bezüglichen Steine emporhoben, um sie anderswo wieder niederzulegen.

Alles Sträuben half nichts; man mußte wenigstens einen Schritt in den Kosmos hinein thun. Die Vulkane auf der Erde hatten ihre Dienste versagt, man versuchte es mit den Mondkratern. In Frankreich gewann diese Hypothese die Oberhand; in Deutschland muß sie auch ziem-

lich weit um sich gegriffen haben, da selbst ein Olbers an der Discussion theilnahm. Nach seiner Rechnung mußte ein Stein, um aus dem Bereiche der Mondanziehung zu gelangen, eine Anfangsgeschwindigkeit von 1780 Fuß in der Sekunde erhalten; aber diese genügte, wie auch Olbers bemerkte, keineswegs, um die Geschwindigkeit zu erklären, welche bei den meisten Meteoriten beobachtet war. Bei der Annahme einer Geschwindigkeit von fünf Meilen für einen Meteoriten ist, falls sie vom Mond hat ausgehen sollen, eine anfängliche Wurfkraft von über 100000 Fuß nothwendig. Eine solche dem starren Mond, der sicher seine Hauptkraft schon im gebundenen Zustand enthält, noch zur Verfügung zu stellen, geht sogar über die Fassungskraft einer hochgradigen Phantasie. Dazu kommt noch, daß selbst bei einem solchen unberechtigten Zugeständnisse die Meteorsteine in den seltensten Fällen die Erde erreichen würden; sie müßten in der Regel die Erde verfehlen oder höchstens in elliptischen Bahnen sie umkreisen.

Nachdem so alle anderen Hypothesen entkräftet waren, mußte man zur verlachten kosmischen Ansicht zurückkehren. Sonderbar ist es, daß schon Diogenes von Apollonia den Satz aufstellt, daß sich zugleich mit den sichtbaren Sternen auch unsichtbare durch den Raum bewegen, welche unter gewissen Umständen auf die Erde herabstürzen. Den zweiten Theil des vorliegenden Satzes haben wir bestätigt gefunden, aber auch der erste findet sogar durch directe Beobachtungen keine geringe Stütze. Dr. Hermann Klein führt in seiner „Durchmusterung des Himmels" folgende Zeugnisse an:

„Jul. Schmidt kommt auf Grund eigener Beobachtungen zu dem Ergebnisse, daß ‚ungezählte Schaaren von Meteoren am Himmel vorüberziehen, die das freie Auge nicht mehr erblickt'. Winnecke stimmt dieser Behauptung vollkommen bei, und fleißige Himmelsbeobachter, wie z. B. Weber in Peckeloh, haben häufig Gelegenheit gehabt, merkwürdige teleskopische Massen theils an der Sonne, theils bei nächtlicher Dunkelheit unter den Sternen oder an der Milchstraße vorbeiziehen zu sehen."

Die Idee des Diogenes ging wieder verloren, wurde jedoch neu auferweckt durch Montanari, welcher einer Feuerkugel, die am 31. März 1676 gefallen war, auf Grund von Höhenbestimmung den kosmischen Ursprung zusprach. Aehnlich nahmen auch Halley und Maskelyne an, daß die Meteormassen aus dem Weltenraume zu uns gelangten. Am entschiedensten trat Chladni dafür ein, stieß aber auf entschiedenen Widerspruch, so daß sogar der geistreiche Physiker Lichtenberg meinte, es sei ihm nach Durchlesung der Chladni'schen Schrift gewesen, als sei ihm selbst

ein Stein auf den Kopf gefallen. Der Galilei'sche Fall steht also nicht vereinzelt da, nur spielt er sich in anderen Kreisen und unter anderen Umständen ab, darum wird auch nicht so viel Aufsehen davon gemacht.

In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts kam die kosmische Ansicht von dem Ursprung der Meteoriten bei den Gelehrten zum vollen Durchbruch. Anfangs war die Grundlage dieser Annahme mehr negativer Art, beziehungsweise Ausschluß der übrigen Hypothesen, zugleich bezog sie sich mehr auf die Feuerkugeln und umfaßte noch nicht die kleineren Meteorite, die Sternschnuppen; aber gerade diese letztere Art lieferte in der Neuzeit die vollen positiven Momente für den kosmischen Ursprung. Man kann es nicht genug hervorheben, daß der unvergeßliche Professor E. Heis, aufgefordert von Professor v. Boguslawski, eigentlich der erste war, welcher die umfassendsten Beobachtungen der Sternschnuppen sowohl selbst mit seinen Schülern unternahm, als auch sehr viele zur Mithülfe aufforderte. Auch in anderen Ländern, England, Frankreich, Italien, fand man sich veranlaßt, diesem Gegenstande eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu widmen. Die Beobachtungsart von Heis geschah folgendermaßen. Zunächst hatte er sich für die verschiedenen Himmelsgegenden und die bezüglichen Jahrzeiten Sternkarten angefertigt, in welche er nur Sterne erster bis vierter Größe einzeichnete und aus ihnen geometrische Configurationen bildete. Für die Beobachtung wählte er einen freien offenen Raum aus (in Münster hatte er das frühere Observatorium des Jesuitencollegs) und dann verfuhr er folgendermaßen:

„Die größeren Sterne der vor mir liegenden Himmelsgegend brachte ich in verschiedene Gruppen, indem ich benachbarten Sternen irgend eine geometrische Figur (Dreieck, Viereck ꝛc.) unterbreitete. Bemerke ich nun eine Sternschnuppe, so betrachte ich ihre Bahn als eine transversale zu der mathematischen Figur der Sterngruppe, sehe zu, ob sie einer der Seiten des Dreiecks oder einer Diagonale des Vierecks mehr oder minder parallel läuft, und in welchem Verhältnisse zwei durchschnittene Seiten der Figur getheilt werden u. s. w. Anfangs- und Endpunkt dieser der Richtung nach erkannten Bahn werden gegen benachbarte Sterne festgesetzt. Sehr erleichtert wird die Feststellung der Bahnrichtung, wenn die Sternschnuppe einen längere oder kürzere Zeit andauernden Schweif hinterläßt. Hat die beobachtete Bahn eine kleine Ausdehnung von nur wenigen Graden, so verlängere ich in Gedanken die Bahn über Anfang- und Endpunkt hinaus und beziehe die verlängerte Bahn auf die Figuren der Sterngruppen. Hat man nun, was nach einiger Uebung dem nicht schwer fällt, der an Betrachtung geometrischer Figuren gewohnt ist, den Lauf der Sternschnuppe gehörig aufgefaßt und dem Gedächtnisse eingeprägt, so folgt die Einzeichnung in die Karte, indem ein jüngerer Gehülfe auf den

Ruf des Beobachters mit der bisher geschlossenen Blendlaterne hineilt und die vom Beobachter bereitgehaltene Karte beleuchtet." (Resultate der von 1833—1875 angestellten Sternschnuppen-Beobachtungen von Dr. E. Heis.)

Durch diese Art von Beobachtungen gelang es Heis, 1. den Radiationspunkt am Himmel, d. h. denjenigen Punkt, worin sich die wirklichen oder verlängerten Bahnen von mehreren Sternschnuppen schneiden, zu bestimmen; 2. Höhe und auch Geschwindigkeit aus den Beobachtungen zu bestimmen, vorausgesetzt, daß dieselben Sternschnuppen an mehreren weitergelegenen Orten genau, auch was die Zeit betrifft, beobachtet waren. Auf das Detail der Methode in Bezug auf den zweiten Punkt können wir nicht näher eingehen; es mag genügen, daß es Heis und Anderen gelungen ist, die bezüglichen Schwierigkeiten zu überwinden. Eine Merkwürdigkeit müssen wir hier noch erwähnen. Es kann eine recht helle Sternschnuppe an einer Stelle bemerkt werden und doch nicht an einem andern, nicht weit entlegenen Orte. Die Ursache dieser Erscheinungsart ist noch nicht hinlänglich klargelegt. Glücklicherweise ließen sich aber viele Meteorite vollständig identificiren, so daß wir durchaus nicht über Mangel an Material für unsere Beweisführung zu klagen haben.

(Schluß folgt.)

J. Epping S. J.

P. Gerhard Schneemann S. J.

Ist ein thatenreiches und segensvolles Leben zum Abschlusse gelangt, so bietet es für die Ueberlebenden besondern Reiz, die einzelnen Züge desselben noch einmal in ein Bild zu vereinigen und darin zu eigener Freude und Ermuthigung zu schauen, was menschliche Thatkraft und Ausdauer erringt, und was göttliche Gnade vermag, wo sie ein empfängliches Herz und treue Mitwirkung findet. Mit dem irdischen Staube des Hingeschiedenen hat das Grab auch die Sonderinteressen eingebettet, welche früher vielleicht das Urtheil der Zeitgenossen trübten. Die Wogen haben sich gelegt, es bleibt die glatte Fläche und auf ihr das klar zurückgestrahlte Bild. So, hoffen wir, werden denn auch die folgenden Zeilen, in denen wir eine kurze Lebensskizze des Mitbegründers und langjährigen Leiters dieser Zeitschrift zu entwerfen versuchen, nicht bloß seinen zahlreichen Freunden willkommene Erinnerungen wachrufen, sondern

auch da und dort freundliche Aufnahme finden, wo Ideen und Bestrebungen einer von des Verstorbenen abweichenden Richtung folgten.

P. Gerhard Schneemann war am 12. Februar 1829 zu Wesel am Niederrhein geboren als Sohn einer angesehenen, treu katholischen Familie. Die Lebhaftigkeit des Rheinländers verbündete sich schon in seinem Blute mit der zähen Ausdauer des westphälischen Charakters. Ebenso blieben die religiösen Verhältnisse der Vaterstadt nicht ohne Einfluß auf seine ganze spätere Entwicklung. Von Protestanten umgeben, hatten die Katholiken der alten Festung und Hansastadt Jahrhunderte lang ihren Glauben nicht bloß treu gehütet als schätzbarstes Kleinod, sondern auch muthig vertheidigt gegen offene und verdeckte Angriffe. Das bewußte und überzeugungsvolle Festhalten an dem Ererbten ließ in den alten katholischen Familien ein Geschlecht heranreifen, welches bei aller Duldung für Andersdenkende doch den Gegensatz des eigenen Glaubens und Fühlens klar erfaßte und im Leben zu entschiedenem Ausdruck brachte. Einer solchen Familie entstammte Gerhard. Glaubensinnigkeit und tief frommer Sinn zeichneten sie noch mehr aus als irdische Güter und gingen als kostbares Erbtheil über von Eltern auf Kinder. Als Vater und Mutter bereits im Grabe ruhten, gedachte der Pater oft mit Rührung deren Tugendbeispieles und meinte in schlichter Demuth: Was wäre wohl aus mir geworden, wenn meine Mutter, „die mehr betete als irgend eine Frau in Wesel", nicht so innig für mich gefleht?

Was Wunder, wenn unter solchem Einflusse die herrlichen Anlagen des Knaben zu Tugend und edlem Charakter sich auf's Günstigste entwickelten? Man rühmt aus jener Zeit besonders seinen Gebetseifer, Fleiß, Gehorsam und seine Liebe zu den Armen. Nicht bloß nahm er es für seine eigene Person sehr ernst mit dem Gebete, besonders mit der Vorbereitung auf den Empfang der heiligen Sacramente, sondern widmete auch seinen Brüdern und Vettern besondere Sorgfalt in dieser Beziehung. Schon Monate vor der ersten heiligen Communion seines jüngern Bruders wies er denselben hin auf die Wichtigkeit des Aktes, hielt ihn von zu wildem Spiele zurück und suchte die Andacht in ihm zu nähren. War er in den Ferien bei seinen Vettern auf Besuch, oder kamen diese zu ihm, so betete er stets das Morgen- und Abendgebet vor. Zuweilen wurde dieß den anderen Knaben etwas lang, und sie baten wohl: „Gerhard, nimm heute das kurze Gebet." Nichts lag ihm dabei aber ferner als Kopfhängerei. In fröhlicher Lust nahm er an den Spielen Theil und zog sich sogar von Seite der Mutter, die äußerst streng auf eifriges Lernen hielt, Strafe zu, weil das Spiel zu lange gedauert hatte. Ein anderes Mal erging es ihm noch schlimmer. Mit einigen Kameraden wollte er die Macht des Pulvers erproben. Sie verschafften sich also Pulver und legten im Keller eines Hauses eine kleine Mine. Schon war die Schnur angezündet, da bekam Gerhard Skrupel, lief in den Keller und wollte die Explosion verhindern. Der junge Mineur verbrannte sich aber dabei das ganze Gesicht, so daß er mehrere Wochen im dunkeln Zimmer sitzen mußte. Seine schon damals charakteristische Güte zeigte sich ganz besonders gegen die Armen. Häufig legte er von seinen

Speisen zurück, um sie dürftigen Kindern zu geben. Des Morgens warteten solche gar oft an der Hausthüre, bis der kleine Gerhard heraustrat. Sie waren gewohnt, sein Butterbrod, das er vom Frühstück bewahrt, in Empfang zu nehmen. Weiche Schwäche kannte er aber schon damals nicht. Einst schickte ihn sein Vater mit einer Bestellung zu Arbeitern, welche Kartoffeln ausgruben. Beim Anblick der reichen Ernte rief er voll Freude: „O was hat der liebe Gott uns doch schöne Kartoffeln gegeben; dafür müssen wir ihm recht dankbar sein!" Die Arbeiter waren zurückhaltender und meinten, es hätte noch schönere geben können. Da rief er ganz entrüstet: „Sind das nicht schöne Kartoffeln? Wie könnt ihr nur unzufrieden sein? Nein, wir wollen dem lieben Gott recht danken für die schöne Frucht!"

Die wissenschaftliche Ausbildung hielt mit der Entwicklung des Charakters gleichen Schritt. Am Gymnasium war Gerhard einer der fleißigsten und begabtesten Schüler, so daß er bereits mit 16 Jahren glänzend absolvirte. Als vor drei Jahren das 300jährige Bestehen des Weseler Gymnasiums gefeiert wurde, gedachte man seiner und eines andern jungen Mannes, der längst im Grabe ruht, als der jüngsten Abiturienten. Daneben galt er als geübter Turner, lernte Musik, schwimmen und reiten und erhielt Unterricht im mündlichen Vortrag bei dem bekannten Schauspieler Benedix.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog Gerhard Schneemann im Herbst 1845 die Universität Bonn. Die Rechte, speciell Cameralien, sollten seine Lebensaufgabe bilden. Eine ganze Reihe von Collegienheften aus jener Zeit legt Zeugniß dafür ab, daß die akademische Freiheit den Ernst seines Fleißes nicht geschwächt. Fern von jeder Ausschreitung, schloß er sich doch keineswegs ab von der heitern und geselligen Seite des Studentenlebens. Nach den ersten zwei Semestern in Bonn wollte er nach Heidelberg übersiedeln. Der Vater jedoch hielt das ungebundenere Leben der Neckarstadt für den 17jährigen Studenten für weniger entsprechend, und gehorsam kehrte Gerhard nach Bonn zurück. In den Jahren 1847 und 1848 finden wir in den Zeugnissen neben juridischen Fächern, die immer mehr zurücktreten, theologische verzeichnet, die gegen Ende des Bonner Aufenthaltes die ganze Kraft in Anspruch nehmen. Der Wechsel hatte sich vollzogen, Schneemann war zur Theologie übergegangen. Der Verkehr mit mehreren jungen Männern, welche sich dem Priesterstande widmen wollten, mochte den Entschluß gefördert und gereift haben; der eigentliche Anstoß kam aber von Innen heraus und von der Ueberzeugung, daß Gott ihn rufe. Das vierte Universitätsjahr verlebte er an der Akademie in Münster, trat dort im Herbste 1849 in's Seminar und empfing am 23. Februar 1850 die Subdiakonatsweihe, durch welche er sich auf immer dem Dienste der Kirche verband. Von der Priesterweihe selbst schloß ihn natürlich seine Jugend noch aus; überdieß drängte es ihn, seine philosophischen und theologischen Studien am Mittelpunkte katholischen Lehrens und Lebens zu vertiefen und zu vollenden. Dazu kam, daß er sich immer mächtiger zum Ordensstande, und zwar zur Gesellschaft Jesu, hingezogen fühlte. Mit Recht wollte er aber einen für das ganze Leben entscheidenden Schritt nicht thun, bevor er sich und den Orden reiflich geprüft und über die Aechtheit seines Berufes volle Klarheit gewonnen

hatte. So begab er sich im Herbste desselben Jahres nach Rom, wo er im deutschen Colleg Philosophie studirte. Schon im Frühjahre stand der Entschluß, Jesuit zu werden, fest, doch schob er die Ausführung noch hinaus, um seine philosophischen Studien zum Abschlusse zu bringen. Wie ernst er es mit der Prüfung seiner Neigung zum Ordensleben nahm, beweist jeder seiner Briefe aus jenen Monaten. Immer und immer bittet er seine Eltern, ihn doch durch ihr Gebet zu unterstützen, damit er das Richtige treffe. Er mochte wohl ahnen, wie schwer ihnen das Opfer der Trennung werden sollte, und daher legt er in einem langen Briefe vom 24. März 1851 die Entwicklung seines Berufes eingehend vor und zugleich alle die Gründe, welche ihn zu seiner Wahl bewogen.

„Euer Brief" — so schreibt er — „hat mich sehr erfreut, da ich überall in demselben Eure große Liebe gegen mich ausgesprochen fand, welche mir das so überaus schwere Opfer gebracht hat, meiner Entscheidung nicht den mindesten Zwang anthun zu wollen. Diese Liebe macht es mir aber auch zur Pflicht, Eure Wünsche, soviel als mir nur eben möglich ist, zu berücksichtigen, und darum, da Ihr so sorgfältig auf mein Wohl bedacht seid, werden wir, wenn wir die ganze Sache mit Gott vernünftig und ruhig überlegen, uns leicht verständigen.

Zuerst nun muß ich einen Irrthum, den Ihr vielleicht in Betreff meiner habet berichtigen. Ihr scheint nämlich zu glauben, daß ich ganz unschlüssig hin- und herschwanke und, ohne mir selbst weder helfen noch rathen zu können, blindlings dem Wunsche und Rathe Anderer folge. Doch dem ist nicht so; die Neigung zum Jesuitenorden habe ich schon seit langem im Herzen getragen, und schon bevor ich nach Rom ging, war ich schon so ziemlich entschlossen, derselben zu folgen, ja ich bin zum Theil deßhalb in das deutsche Colleg getreten, um den Orden ganz in der Nähe kennen zu lernen, damit ich nicht blindlings und auf's Gerathewohl in denselben eintrete. Dieß habe ich ausdrücklich sowohl mehreren in Münster als besonders Kaplan B. mitgetheilt. Als ich nun nach Rom kam, habe ich hiervon nur mit meinem Beichtvater und dem hochw. P. Rector gesprochen, deren Discretion und Humanität in dieser Sache ich nicht genug zu rühmen weiß; denn sie haben mir nicht nur nicht zugeredet, in den Orden zu treten, sondern schienen auch Anfangs wenig meine Vorstellungen zu beachten, ermahnten mich eindringlich, mich in der Sache nicht zu übereilen, sondern ruhig und vernünftig zu Werke zu gehen, machten mir Gegenvorstellungen, ja boten mir an, wenn ich noch irgendwie unschlüssig bliebe, könne ich als Alumnus im Colleg bleiben. Unterdessen suchte ich mich immer mehr, und mit Gottes Hülfe auch mit unerwartetem Erfolg, in der Ruhe meines Herzens zu befestigen und die Gründe meiner Neigung zu prüfen. Das Resultat dieser langen Prüfung ist aber ein entschiedener Entschluß, in den Orden zu treten. Bei der Wahl leitete mich der Gedanke, in den Stand zu treten, worin ich am sichersten mein eigenes Heil und das meiner Mitmenschen wirken könne; beide Punkte hängen innigst zusammen, da die ganze Wirksamkeit eines Geistlichen für Andere von seiner eigenen Vollkommenheit abhängt. ... Doch genug von diesem Allgemeinen; gehen wir zu dem Besondern über, welches in dieser Sache den Ausschlag geben muß. Darum möchte ich in den Jesuitenorden eintreten, weil ich in ihm einen mir angemessenen Wirkungskreis zu finden hoffe.... Endlich ist dieser Orden ganz meinem Charakter angemessen. Ich gehöre nun einmal nicht zu den selbständigen Charakteren, und darum passe ich auch nicht für einen Weltpriester, der in jetziger Zeit eine ziemlich vereinzelte Stellung hat. Ich fühle das Bedürfniß, mich an andere anzuschließen und unter anderer Leitung zu stehen, und

darum möchte ich gern in einer religiösen Genossenschaft leben. Als Weltpriester würde ich wegen dieser Neigung den Sonderling abgeben, während ich gerade deßhalb ein glücklicher, vortrefflicher Ordensmann zu werden hoffe. Daß dieser Stand ganz meinem Wesen entspricht, könnt Ihr auch daraus abnehmen, daß sich, wie ich glaube, Wenige von denen, die mich näher kennen, über diesen Schritt wundern werden, sondern Alle ihn für ganz natürlich und für etwas, was sie längst erwartet hätten, halten werden. Durch alle diese Gründe ist nach meinem Dafürhalten meine Neigung für die Gesellschaft Jesu gerechtfertigt, und zudem ist diese so groß, daß ich mir wirklich Gewalt anthun müßte, wenn ich ihr widerstehen wollte. Es ist mein größter Wunsch, dessen nahe gewisse Erfüllung mich jetzt schon glücklich macht. Wenn Ihr daher nur mein Glück wollt, so hindert mich auch nicht daran. Doch, daß ich in dieser ganzen Angelegenheit mit vernünftiger Ueberlegung zu Werke gehe, ohne mich zu übereilen oder von meiner Phantasie leiten zu lassen, werdet Ihr aus dem Vorschlag, den ich Euch nun mache, ersehen.

Wegen meiner entschiedenen Neigung ist es mir nicht gestattet, den Eid, den jeder Alumnus an Ostern leisten muß, nicht in einen Orden zu treten, abzulegen. Doch könnte ich als Convictor im Colleg bis zum Herbst bleiben. In dieser Zeit kann ich meine philosophischen Studien beendigen, was ungemein wichtig ist, damit das Noviziat dieselben nicht unterbreche und ich sie wieder von vorn anfangen müßte. Dann kann ich den ganzen Sommer abwarten, um zu sehen, ob mich die Sache nicht gereuen würde. An Ablegung der Gelübde ist noch gar nicht zu denken; dieß geschieht erst nach einem zweijährigen Noviziat, aber auch dann nicht so, daß an eine Entlassung aus der Gesellschaft ganz und gar nicht zu denken wäre.

Liebe Eltern! Ich weiß wohl, daß das Opfer, welches Ihr bringet, Euch ungemein schmerzlich ist, und darum wäre es unrecht, wenn ich aus mir selbst dasselbe von Euch forderte. Aber weil ich ja nur darum in die Gesellschaft eintrete, um mich ungetheilter Jesus hinzugeben und für ihn um so mehr wirken zu können, und weil ich glaube, seinen Ruf zu vernehmen, so verlangt von Euch dieses Opfer nicht ich, sondern Euer geliebter Heiland, welcher sich auch für Euch hingegeben und welcher ebenfalls von seiner Mutter im Tempel für Euer Heil geopfert wurde. Und er verlangt von Euch dieses Opfer nicht umsonst, sondern verspricht Euch hundertfältigen Ersatz, nicht nur in jenem, sondern *auch schon in diesem Leben*, dafür: ‚Und Jeder, der Haus oder Bruder oder Vater oder Mutter oder *Kinder* meinetwegen verläßt, wird das Hundertfache empfangen und das ewige Leben besitzen.‘ ... Weiht mich daher dem Dienste Christi, und Ihr werdet Theil haben an allem dem, was ich mit der Gnade Gottes in demselben ausrichte. Der entscheidendste Schritt ist ja schon mit dem Empfang der heiligen Weihe gethan, womit ich allem weltlichen Dienst entsagen mußte; warum wolltet Ihr mich nun hindern, einen Schritt weiter zu thun, und zwar mit solcher Vorsicht und Bedachtsamkeit, wie Ihr keine größere auf dieser Welt fordern könnt?“

In der That gaben die Eltern, welche ihrer frommen Gesinnung nach die Wahl der Theologie ganz gerne gesehen, nur mit Widerstreben ihre Zustimmung zu dem neuen Entschlusse ihres Sohnes. Seine Mutter erzählte später selbst, wie sie aus einem prachtvollen seidenen Kleide, das den Stoff zu einem Meßgewande für Gerhard hergeben sollte, ganz ärgerlich eine Bettdecke machen ließ. „Ich kannte das Ordensleben noch nicht und glaubte, das Herz des Sohnes würde mir entfremdet. Später erst sah ich, wie innig Gerhard immer an uns hing, an Freud und Leid der Familie stets den herzlichsten

Antheil nahm." — Die Liebe zu Gott verdrängt ja die Liebe zum Menschen, an erster Stelle zu den Angehörigen, nicht, erhöht sie vielmehr, weil sie dieselbe adelt und verklärt.

Am 24. November 1851 trat Schneemann auf der Friedrichsburg bei Münster in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Jetzt hatte er gefunden, was er gesucht. Zeit seines Lebens pries er sein Glück, dem Orden anzugehören, und war der Gesellschaft zugethan mit einer Liebe und Begeisterung, wie sie nur ein liebeglühendes Kindesherz seiner Mutter entgegenbringen kann. Nach Vollendung des Noviziates wurden die Studien repetirt, erst Rhetorik, dann Philosophie und Theologie. Am 22. December 1856 empfing er die heilige Priesterweihe und brachte am Weihnachtsfeste zum ersten Male das unblutige Opfer dar.

Nach Vollendung der theologischen Studien wurde er in Köln zwei Jahre lang in der Seelsorge beschäftigt. Sein nie ruhender Seeleneifer, sein tiefes Verständniß für das Leben des Volkes, das warme Mitgefühl mit allen Leiden und Bekümmernissen seines Nächsten ließen ihn überall das rechte Wort finden, welches zum Herzen dringt und dasselbe erschließt für den Samen des Evangeliums. So waren denn diese Jahre des jungen Priesters trotz mancher harten Prüfung doch gesegnet mit ergiebiger Ernte apostolischen Wirkens. Hier finden wir auch den Grund gelegt zu jener Liebe für seelsorgliche Thätigkeit, welche später den Professor und gelehrten Schriftsteller auf allen Wegen begleitet. Wo sich Gelegenheit bietet und Zeit irgendwie erübrigt werden kann, eilt der Pater in den Beichtstuhl und auf die Kanzel, Wort und Kraft dem Seelenheile des Nächsten zu widmen.

In den Jahren 1860, 1861 und 1862 finden wir ihn als Professor der Philosophie in Bonn und Aachen. Gleichzeitig widmet er als Congregationspräses Handwerkern und Arbeitern seine apostolischen Dienste. Herbst 1862 beginnt er sein drittes Probejahr auf der Friedrichsburg, aber schon nach einigen Monaten muß er die Stille des Noviziatshauses verlassen und auf den frühern Posten nach Aachen zurückkehren, wo Krankheit den Nachfolger gezwungen hatte, sein Amt niederzulegen. Das Jahr 1863 brachte die Uebersiedelung nach Maria-Laach, und damit sind wir an jenem Zeitabschnitte angelangt, in welchem die schriftstellerische Wirksamkeit von P. Schneemann beginnt und wo zugleich das Fundament eingesenkt wird für die bedeutsame und einflußreiche Stellung, welche der Herr der Kirche ihm zugewiesen hatte im Kampfe gegen den modernen Liberalismus, zumal auf wissenschaftlichem Gebiete.

Die Studienanstalten der deutschen Ordensprovinz in Aachen und Paderborn waren zu klein geworden, und deßhalb drängte schon die Rücksicht auf die Gesundheit der jüngern Ordensmitglieder zur Gründung eines neuen Hauses. Der hochw. P. Anderledy, damals Provinzial in Deutschland, hatte nach vielen Mühen die alte Benedictinerabtei am Laacher See erworben. Dort sollten Philosophie und Theologie vereinigt werden. Im Mai 1863 zogen die Philosophen ein, im Herbst desselben Jahres kamen die Theologen von Paderborn dazu. Die mit Schriftstellerei beschäftigten Patres schlugen ebenfalls in Laach ihren Wohnsitz auf.

Wer von uns, die wir damals die ganze Entwicklung des Hauses mitgemacht, erinnert sich nicht mit inniger Freude und zugleich mit trauernder Wehmuth an die herrlichen Tage von Maria-Laach? Die ehrwürdigen Thürme der prachtvollen romanischen Abteikirche mögen verwundert aufgewacht sein aus ihren Träumen über hingeschwundene Herrlichkeit, als auf einmal die verödeten Räume sich neu belebten und lange nicht geschaute Regsamkeit jeden Winkel des ausgedehnten Baues erfüllte. Zum Studiensitz war Laach wie geschaffen. Die Einsamkeit des stillen und vollständig von der Außenwelt abgeschlossenen Thalkessels zwang zur Concentration der Kraft. Andererseits lagen wir den Metropolen geistigen Schaffens nahe genug, um den wissenschaftlichen Strömungen der Zeit nicht fremd zu bleiben. Anfangs ging es etwas knapp zu. Die Räumlichkeiten waren zum Theile noch besetzt von dem Landrathe des Kreises Mayen, zum Theile den neuen Bedürfnissen nicht angepaßt. Aber mit rastloser Thätigkeit wurde Abhülfe geschaffen. Bald erhob sich ein neuer Flügel, und für die Bibliothek, welche rasch zu 30 000 Bänden auserlesener Werke angewachsen war, wurde ein eigener, praktisch eingerichteter Bau aufgeführt. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen mehrten sich. Die jüngern Ordensmitglieder, welche auf deutschen Hochschulen Literatur und Geschichte, Philosophie, Mathematik und Astronomie, Chemie und Physik, Geologie und Botanik ꝛc. studirten und ihre Ferien bei uns verlebten, weckten das Interesse für diese Fächer und brachten bei jedem Besuche neue Anregung. Um die auserlesenen Professoren schaarte sich eine sehr große Anzahl von Scholastikern. Nicht bloß Deutschland und die Schweiz, auch Holland und Belgien, England und Frankreich, Italien und Portugal waren da vertreten. Antrieb und Sporn zu reger Thätigkeit fehlte nicht; es wurde viel und ernst gearbeitet.

Suchte der Geist Abspannung und Erholung, dann luden die Wälder und Höhen, welche den See im weiten Kreise umschließen, zu Spaziergängen ein; das Nette- oder Brohlthal, das Mayenfeld und die Hügel der Eifel wurden durchwandert und durchforscht. Wir kannten jeden Pfad des Waldes und jeden Fußsteig, der zur Höhe eines Lavafelsens führte. Die Mofetten und Sauerbrunnen, die Lager der Basaltsäulen und der Bergkrystalle, die verlassenen Höhlen, in denen einst Falschmünzer gehaust haben sollen, wie die Ruinen gestürzter Burgen: Alles das wurde in den Bereich unserer Entdeckungsreisen gezogen, von überall her wanderte neue Ausbeute in die verschiedenen Sammlungen. Der tiefblaue See endlich, „im goldenen Ringe der Stein", bot zu jeder Jahreszeit hundertfachen Anlaß, Körper und Geist zu erfrischen und zu stärken. Bald gab es eine tüchtige Ruderfahrt, bald Wege- und Dammanlagen, dann Fischfang oder wissenschaftliche Untersuchungen. Sank die Sonne tiefer und vergoldete sie mit ihrem scheidenden Strahle die weißschimmernde Statue der Unbefleckten auf der Insel des Sees, dann ertönte wohl zum letzten Gruße ein Marienlied, dessen Klänge im nahen Buchenwalde verhallten oder weit über die Fläche des leicht wallenden Sees getragen wurden. Gab das Echo den Schlußaccord zurück, dann drehten sich die Nachen und wir eilten nach Hause zur gewohnten Arbeit. — Das waren die Tage

von Laach. Kein Decennium haben sie gedauert. Der Sturm brach los und zerstreute uns in die weite Welt. Unsäglicher Schmerz erfüllte uns, als der Dichter aus aller Herzen die Worte rief:

„So leb' denn wohl, mein Laach, lebt wohl, ihr Brüder,
Maria ist mit euch, mit uns, mit Laach . . ."

Wieder trauern die einsamen Räume, und in öder Verlassenheit steht der ausgedehnte Bau, einst der Zeuge so viel ernsten und mühsamen Strebens wie frischen und herzlichen Frohsinns.

Der Leser verzeihe die scheinbare Digression; ein Akt der Pietät gegen den Verstorbenen hat dieselbe dictirt. Bis an das Ende seines Lebens sprach er mit besonderer Liebe von Laach und führte seine ganze schriftstellerische Thätigkeit zurück auf die dort empfangene Anregung. Die erste Schrift, mit welcher er an die Oeffentlichkeit trat, waren die „Studien über die Honoriusfrage" im Sommer 1864. Die Auspicien hatten sich für den Anfänger auf dem Felde der Schriftstellerei so ungünstig als möglich gestaltet.

Schon seit einer Reihe von Jahren zeigte sich bekanntlich in Deutschland eine gewisse Kluft zwischen zwei theologischen Richtungen. Die eine stand auf den Errungenschaften einer großartigen Vergangenheit und bemühte sich, weiterzubauen in demselben Geiste und mit derselben Methode, wie sie den Glanz und die Sicherheit der mittelalterlichen Schule gebildet. Die andere war modern, glaubte auch die Theologie fördern zu sollen mit den Theoremen neuer Philosophie und einseitiger, nicht selten tendenziöser historischer Kritik. Daß eine wirklich fortschreitende theologische Wissenschaft auch der Geschichtsstudien nicht entrathen kann, daß gesunde Kritik gerade beim Studium der kirchlichen Vergangenheit und ihrer Monumente durchaus am Platze ist, wer wird dieß in Abrede stellen? Leo XIII., der unermüdliche Beförderer historischer Studien, hat es durch eine Reihe denkwürdiger Akte klargelegt. Aber jede Einseitigkeit ist vom Uebel. Die sogenannten Odeonsvorträge Döllingers 1861, bei welchen der päpstliche Nuntius demonstrativ den Saal verließ, waren nicht dazu angethan, jene Kluft zu überbrücken. Noch weniger war es die Ende September 1863 in München tagende Versammlung katholischer Gelehrten. Als Zweck der Berufung galt: Vermittlung der beiden Strömungen, Verständigung unter den Gelehrten. Diesem Zwecke wenig förderlich war es gewiß, wenn Döllinger am Schlusse die zwei Schulen in schroffem Gegensatze hinstellt: „Die eine Schule ist viel weiter fortgeschritten in der Wissenschaft, als die andere. Das ist unumstößliche Thatsache. Wir dürfen dabei besonders nicht übersehen, daß wir mit ganz verschiedenen Waffen kämpfen. Die einen, wenn ich ein Beispiel anwenden soll, mit Pfeil und Bogen, die anderen mit Feuergewehren . . ." Kurz darauf erschienen Döllingers „Papstfabeln des Mittelalters" (München 1863). Ihr Ziel war, die völlige Kritiklosigkeit des Mittelalters darzuthun und zugleich die päpstliche Unfehlbarkeit als eine unwissenschaftliche Neuerung des modernen Ultramontanismus anzugreifen. Die Päpste Liberius und Honorius fanden hier eine ganz andere Darstellung als früher in Döllingers Kirchengeschichte und bei anderen katholischen Autoren. Eine immense Erudition schien die neue Auffassung zu rechtfertigen.

Hatten schon die früheren Angriffe auf die „Neuscholastik" P. Schneemann, der durch seine Studien auf deutschen Hochschulen, wie in Rom und später im Orden die beiden Richtungen gleichmäßig kennen und beurtheilen gelernt, tief geschmerzt, so war seine Liebe und Begeisterung für die Kirche und deren Lehrautorität noch bitterer gekränkt durch diese neue Taktik des Münchener Altmeisters. Er selbst erzählte uns in einfach schlichter Weise, wie er dazu gekommen, seine Schrift über Honorius zu veröffentlichen.

„Damals war ich Bibliothekar, und da der Ausbau von Laach alle Kräfte so sehr in Anspruch nahm, daß an Anfertigung von Büchergestellen noch nicht gedacht werden konnte, hatte ich eine große Anzahl von Büchern in meinem Zimmer aufgeschichtet. Knieschemel gab es auch noch nicht, und ich legte daher einige Folianten vor meinem Tische auf den Boden, um darauf zu knieen. Es waren gerade Bände von d'Argentré, den Döllinger in seinem Werke citirte. ‚Da kannst du ja gleich die Quelle befragen,' dachte ich, schlug nach und fand, daß d'Argentré so ziemlich das Gegentheil von dem sagte, was Döllinger ihm beigelegt. Mit einer Reihe anderer Citate erging es mir ähnlich. ‚Schade,' sagte ich zu mir, ‚daß die angezogenen Autoren so selten sind. Wer wird sie nachschlagen? wer die bestehende Erudition richten, den ungerecht angegriffenen Papst vertheidigen?' Selbst als Schriftsteller auftreten zu wollen, kam mir nicht in den Sinn. Man hatte mir ja gerade eine neue Professur in der Theologie übertragen. Ich mußte die Zeit so knapp als möglich zusammenhalten, mich ganz in das Fach hineinzuarbeiten. Dazu kam die Seelsorge im Hause und unter der benachbarten Landbevölkerung. Wer hätte unter solchen Umständen Lust gehabt, unter die Schriftgelehrten zu gehen und mit einer polemischen Abhandlung aus der friedlichen Stille unseres Thales in den Lärm der Welt zu treten? Und doch geschah es.

Ein Pater, dem ich zu großem Danke verpflichtet war, bat mich, einige Artikel für eine katholische Zeitschrift zu verfassen. Die Redaction hatte ihn darum gebeten, er fand aber keine Zeit dazu. Ich konnte ihm die Bitte nicht abschlagen. Das Thema war mir freigestellt, doch die eben geschilderten Eindrücke hatten, ohne irgend welche Anregung von anderer Seite, die Wahl getroffen. Bald lagen die Artikel fertig auf meinem Tische und wurden eingeschickt. Aber nun ereignete sich das Unglaubliche. Obwohl ich nur in durchaus objectiver Weise die Gründe angegeben, die mich bewogen, von der Ansicht des von mir verehrten Meisters abzugehen, konnte ich die Arbeit weder in der zuerst in Aussicht genommenen noch in einer andern katholischen Zeitschrift unterbringen. Man wollte mit peinlicher Aengstlichkeit auch das Geringste vermeiden, was die eingetretene Spannung hätte vermehren können. Auch in Laach stimmten manche Patres aus demselben Grunde gegen die Veröffentlichung. Endlich ward diese doch beschlossen, und Herder erklärte sich zum Verlage bereit. Bis in den Sommer 1864 hatten sich aber die verschiedenen Verhandlungen hinausgezogen. Die Schrift wurde nun förmlich niedergeschlagen. In der Wiener theologischen Literaturzeitung hieß es sogar, sie sei so schlecht, daß sie nicht von einem Jesuiten herrühren könne; der Titel sei darum nur ein schlechter Witz, die Jesuiten hätten Döllinger mitten in den Hundstagen einen Schneemann vor die Thüre gesetzt. Später schlug freilich die öffentliche Meinung um[1]. Aber das Gesagte beweist hinlänglich: 1) wie lächerlich es ist, diese Broschüre als Zeichen eines planmäßigen Vorgehens der ‚Partei'

[1] Beim vaticanischen Concil wurde gerade die Erstlingsarbeit des Paters viel benutzt und zum Studium empfohlen.

zur Definirung der päpstlichen Unfehlbarkeit aufzufassen; 2) wie gerade von den Führern der ‚neuen Schule' alles ängstlich vermieden wurde, was Döllinger reizen konnte, und wie gewaltig dessen Ansehen auf alle drückte; 3) endlich, wer den Streit begonnen. Die Schrift bezweckte ja nichts anderes als Abwehr gegen neue und ungerechtfertigte Angriffe."

In dieser von dem Verewigten selbst gegebenen Darstellung hat er, ohne es zu beabsichtigen, die charakteristischen Merkmale hervorgehoben, welche seine ganze schriftstellerische Laufbahn bezeichnen. Was ihn zum Schreiben bewog, war an erster Stelle eine glühende Liebe zur Kirche, deren Vertheidigung und Verherrlichung sein ganzes Leben geweiht wurde. Sie stand vor ihm als das Reich seines Herrn und Königs, als dessen Braut „sonder Fehl und Makel". Sie erfaßte er als „die Völkerkirche, welche die ganze Welt umspannen soll; den ewigen Tempel, den keine Zeit zusammenstürzen sieht; den Gottesbau, der hoch empor bis in des Himmels Höhen ragt" [1]. Ihr und ihren Instituten, ihrem sichtbaren Oberhaupt, ihren göttlichen Vorrechten, ihrer alle Völker und alle Jahrhunderte umspannenden Sendung opferte er seine Kraft und seine Zeit, seine reichen Talente und umfassenden Kenntnisse, schließlich sein Leben mit der ganzen Innigkeit und Begeisterung, wie sie nur ein tiefer und opferfreudiger Glaube einzuhauchen im Stande ist. Es trat sodann hier schon jene Unerschrockenheit zu Tage, welche, unbekümmert um Lob oder Tadel, Widerspruch oder Zustimmung, zu der als wahr und recht erkannten Sache steht, entschlossen und muthvoll vor keinem Angriffe weicht. Endlich erkennen wir gleich beim Beginne an ihm jene männliche Ausdauer, die trotz aller Hindernisse nicht ruht, bis das Werk vollendet, der zu erobernde Posten wirklich eingenommen ist.

P. Schneemann sollte bald Gelegenheit finden, diese Eigenschaften in noch ausgedehnterem Maße zu bethätigen. Am 8. December 1864 hatte Pius IX. mit der Encyklika „Quanta cura" zugleich den Syllabus, das „Verzeichniß der hauptsächlichsten Irrthümer unserer Zeit", veröffentlicht. Der moderne Unglaube und Liberalismus fühlte sich getroffen und antwortete mit Schmähungen und Entstellungen. Das gab den Plan ein, die Sätze des Syllabus der Reihe nach zu erläutern und zu vertheidigen. An der Spitze des Unternehmens stand P. Rieß. In kritischer Zeit war er früher von dem Lehrstuhle in Tübingen zur Publicistik übergetreten und hatte sich als Gründer und Leiter des „Deutschen Volksblattes" und des „Stuttgarter Sonntagsblattes" den Namen eines unerschrockenen und schlagfertigen, kein Opfer und keine Mühe scheuenden Vertheidigers der Kirche erworben. Der Eintritt in den Orden untergrub die Neigung zur Schriftstellerei nicht; der wackere Vorkämpfer für die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche fand auch jetzt Gelegenheit genug, dieselbe zu bethätigen. Er gab Anstoß und Plan zu dem neuen Werke, und er gab ihm auch den Namen: „Stimmen aus Maria-Laach". Falsch ist, wenn Friedrich in seiner „Geschichte des Vaticanischen Concils" behauptet [2], die Jesuiten hätten nach reifem und lange vorbedachtem Plane

[1] „Der Papst" S. 148. [2] Bd. I. S. 294. 341. 408 f.

auf die Dogmatisation der päpstlichen Unfehlbarkeit hingearbeitet. Nein; wie bei den „Studien über die Honoriusfrage", so kam der Anstoß auch bei den „Stimmen" von außen, von den Feinden der Kirche. „Die Wahrnehmung," sagt P. Rieß in seinem Vorworte zum ersten Heft, „daß das päpstliche Rundschreiben vom 8. December 1864 nicht allein vielen Angriffen von Seiten der Feinde der Kirche, sondern auch manchen Mißverständnissen unter Katholiken ausgesetzt war, hat den Plan . . . zu populären Abhandlungen über die in Encyklika und Syllabus enthaltenen Lehrpunkte . . . in einem Kreise theologisch gebildeter Männer zur Reife kommen lassen." Vertheidigung der Kirche und des apostolischen Stuhles war also Zweck. Diese allerdings liegt in unserem Plane, sie durchdringt die Organisation des Ordens und die Heranbildung der Ordensglieder, sie lehrt die Waffen wählen und handhaben, ihr hat sich der Orden gewidmet seit dem Tage der Geburt und wird sich ihr weihen und widmen, so lange es dem Herrn gefällt, ihm Leben und Kraft zu schenken. Das ist übrigens bei jedem apostolischen Orden der Fall, und wenn wir die bezeichnete Aufgabe unser nennen, so sind wir weit entfernt, dieselbe ausschließlich für uns zu beanspruchen oder uns auch nur den geringsten Vorrang vor anderen Orden hierin beizumessen.

Als Lehrer des canonischen Rechts erhielt P. Schneemann die Bearbeitung der Thesen 65—74 über die Ehe zugetheilt. In vier Kapiteln behandelte er die Bestimmungen des Naturrechtes über die Ehe, dann die christliche Auffassung und den wohlthätigen Einfluß der kirchlichen Gesetzgebung, endlich beleuchtete er die neuern Irrthümer in Bezug auf die Ehe. Aber das ganze Unternehmen fand nicht überall Sympathie, statt dessen vielfachen Widerspruch. Es trat sogar ein Moment ein, wo das Werk, kaum begonnen, zusammenzubrechen drohte. So weit war man entfernt von jener oben charakterisirten Planmäßigkeit, von der Friedrich spricht. Wer den Muth belebte und mit rastloser Entschlossenheit die Vollendung sicherte, war P. Schneemann. In drei rasch aufeinander folgenden Broschüren erklärte er die Sätze des Syllabus über die Kirche und ihre Rechte. In der ersten werden die grundlegenden Principien entwickelt, die Kirche als wahre, vollkommene und freie Gesellschaft nachgewiesen und der Säcularisation gegenüber speciell ihr Recht auf Erwerb und Besitz irdischer Güter vertheidigt. Dann folgt die Behandlung der kirchlichen Gewalt und ihrer Träger, endlich in einer geschichtlichen Studie die Vertheidigung des Primats der römischen Kirche. Der Verfasser schloß die letzte Schrift mit den begeisterten Worten, welche wir die Devise seines gesammten schriftstellerischen Wirkens nennen dürfen:

„Wie Augustinus, erkennen auch die anderen Väter jenen Felsen (von dem Christus spricht, Matth. 16, 18) in dem Stuhle Petri, sich stützend auf die untrüglichen Worte des Herrn. Auf diesen Felsen wollen denn auch wir uns stützen in der gegenwärtigen Zeit, wo alles schwankend geworden, auf daß wir nicht, wie Kinder, von jedem Winde der Lehre hin- und hergetrieben werden. Auf diesem Felsen wollen wir einen festen Halt suchen, daß wir nicht hinweggerissen werden vom Strome des Verderbens. An diesen Felsen wollen wir uns stemmen im Kampfe gegen die Gottlosigkeit und den Unglauben. Und wenn nach einem mühevollen Leben unser Auge

bricht, so wollen wir auf diesen Felsen unser müdes Haupt legen, voll Vertrauen auf die Versicherung des Herrn: Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwinden." [1]

Die Schrift über den Papst als Oberhaupt der Gesammtkirche war zugleich „eine Festgabe zur achtzehnten Säcularfeier des glorreichen Martyriums des ersten Papstes". Sie, sowie die unmittelbar vorhergehende über die kirchliche Gewalt und ihre Träger, fanden eine scharfe Kritik im Bonner Theol. Literaturblatte (Jahrg. 1867, Nr. 15 u. 17). Eine Broschüre, mit welcher der Verstorbene im folgenden Jahre seine Abhandlungen über die Kirche abschloß, „Die kirchliche Lehrgewalt", bot ihm Gelegenheit, diese Kritik zu beleuchten und die Angriffe der Reihe nach als unbegründet zurückzuweisen. Aber diese letzte Broschüre stieß erst recht auf heftigen Widerspruch.

P. Schneemann hatte darin von der Unfehlbarkeit der kirchlichen Lehrgewalt zu sprechen und kam selbstverständlich auch auf die Unfehlbarkeit des Papstes. Die Erklärung der 23. These des Syllabus nöthigte ihn dazu. Die Ueberzeugungen des Alterthums, die Ansichten des Mittelalters, die jansenistischen Umtriebe, die Aussprüche der neueren Provinzialconcilien finden ihre Würdigung gerade so gut, wie die an Petrus ergangenen Verheißungen des Herrn. Friedrich erhebt in seiner Geschichte des vaticanischen Concils [2] gegen den Verfasser den schwerwiegenden Vorwurf, „er fälsche die Lehre von der Tradition". Wie leichtfertig die Anschuldigung erhoben wird, erhellt schon daraus, daß zum Beweise ein Satz angeführt wird, den jeder, mag er Infallibilist sein oder nicht, Christ oder Jude, annehmen muß. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß wer sich einmal zur päpstlichen Unfehlbarkeit als einem eigentlichen Glaubenssatze bekennt, dafür eine göttliche Verheißung beanspruchen muß. Nichts anderes aber behauptet der Pater an der angeführten Stelle. In dem Kapitel über die „systematische Fälschung der theologischen Lehrbücher" [3] wird Schneemann wieder von Friedrich mit der ersten Stelle bedacht. Im zweiten Bande desselben Werkes [4] findet der Satz volle Approbation, P. P. Rudis habe in seiner Schrift „Ἔπτρα Romana" Schneemann und Schrader abgeschrieben. Michelis [5] sagt mit der ihm eigenthümlichen Eleganz des Stiles, Rudis sei „ein hirnverbrannter Narr, dem Schneemann den Kopf verrückt hat". Nippold erwähnt in seinem „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte" (3. Aufl. Bd. 2. S. 725), wo er von den angeblichen Ränken der Jesuiten zur Vorbereitung der vaticanischen Definition spricht, nur die „Jesuiten von dem Schlage eines Schneemann und Schrader". Janus hatte ja den Weg gezeigt und Schneemann wie Schrader wegen der Auslegung des Syllabus angegriffen. In der Erklärung vom 19. Januar 1870

[1] S. 147. 148. — Ob dieß auch „jesuitische Aftertheologie und unglaublicher Aberglauben" war? Vgl. Friedrich, Geschichte des vaticanischen Concils. Bd. I. S. 293.

[2] Bd. I. S. 627. 837, ad vocem Schneemann.

[3] Bd. I. Kap. 18. S. 541. [4] S. 79.

[5] Die Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der katholischen Wahrheit und der Humbug, den die neueste Vertheidigung damit treibt.

wies Döllinger für die Behauptung, der Jesuitenorden habe seit mehreren Jahren für das zu definirende Dogma agitirt, wiederum auf die „Stimmen aus Maria-Laach" hin, welche „dasselbe Thema breit und in unermüdlicher Wiederholung erörtert". Eingehend hatte nur P. Schneemann in der mehrfach genannten Broschüre davon gehandelt. Was Wunder, wenn nach Janus' Vorgang die altkatholischen und protestantischen Angriffe auf die Unfehlbarkeit auch immer wieder des Verstorbenen Namen brachten? Bei den Reichstagsverhandlungen über das Jesuitengesetz galt er als einer der Eingeweihten in die Absichten der römischen Curie. Professor Schlottmann findet unter Billigung des Halle'schen Professors Jacobi in der Schrift des „preußischen Rheinländers Schneemann" sogar „schreckliche Lehren". Ja selbst in Volksversammlungen wurde er der Menge wegen seiner Intoleranz denuncirt[1]. Als Wagener in der Reichstagssitzung vom 14. Juni 1872 bei der Jesuitendebatte auf einen staatsgefährlichen Satz im Syllabus hinwies, berief er sich — der Satz steht zufällig gar nicht im Syllabus — dabei auf Schneemanns Auslegung. Der Syllabus habe einen Doppelsinn, den einen für die Einfältigen, den andern für die Eingeweihten. Wie der Wortsinn für den Eingeweihten laute, könne man aus der Erklärung Schneemanns abnehmen, der „noch ein bischen deutlicher" als Schrader gesprochen. Freilich war der Angriff ungeschickt genug. P. Schneemann hatte die von Wagener citirten Worte gar nie vorgebracht, hatte jenen Satz des Syllabus, auf welchen sie sich beziehen sollten, gar nie behandelt. Sie waren dem Machwerk „Janus" entnommen und mußten nun die Ansichten der Jesuiten vertreten!

Das Gesagte beweist aber, welche Stellung dem Verstorbenen in dem großen Principienkampfe der Neuzeit von Freund und Feind zugewiesen wurde. Seine Schlagfertigkeit, vor Allem die Ueberzeugungskraft, verbunden mit umfassendem Wissen und eisernem Fleiße, hatten sie ihm erobert. Auf welcher Seite Recht und Wahrheit stand, ist heute keinem Unbefangenen mehr zweifelhaft. Die Geschichte hat ihr Urtheil gesprochen.

Um dieselbe Zeit begann der Pater das Hauptwerk seines Lebens: „Acta et decreta sacrorum conciliorum recentiorum. Collectio Lacensis."

Als Professor des Kirchenrechts hatte er sich immer mehr von der Wichtigkeit der neuern Concilien für das canonische Recht überzeugt. In den einschlägigen Lehrbüchern fand er sie zu wenig verwerthet und glaubte den Grund dafür in dem Mangel an einer entsprechenden Sammlung zu erblicken. Diesem Uebelstande wollte er abhelfen. In den glorreichen Beispielen seiner heimgegangenen Ordensbrüder, die auf diesem Felde thätig gewesen, der Hardouin, Hartzheim, Sirmond, Labbe, Cossart, Peterffy, schöpfte er Muth und Begeisterung für sein Unternehmen. Und er bedurfte derselben. Es war ein gewaltiger Bau, den er plante, und selbst innerhalb des Ordens wurden abmahnende Stimmen laut. Man glaubte, er könne das Material unmöglich zusammenbringen. Aber im Vertrauen auf Gott und getragen von jener Liebe zur Kirche, von welcher wir oben sprachen, hat er den Bau begonnen

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXI. S. 543; Bd. XXIII. S. 208 f.

und hat ihn auch vollendet. Wenige Tage vor seinem Hinscheiden schrieb er noch von seinem Krankenzimmer aus: „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir P. Aymans (seinen langjährigen, treu ausdauernden Gehülfen bei der Concilienſammlung) herüberschicken könnten. Das Material ist gesichtet, ich will ihm angeben, wie alles auf einander folgt. Dann ist auch der letzte Band vollendet; der Druck kann vorangehen, wenn auch das Schlimmste eintritt."

Welch rastlosen, nie entmuthigten Fleiß hat das Werk gefordert! Wie viele Tausende von Briefen hat es gekostet, wie viele mühevolle Reisen hin und her; wie viele Enttäuschungen und wie viele Stunden erfolgloser Arbeit legten sich wie Dornengestrüpp in den Weg und verwundeten nicht bloß Fuß und Hand, sondern auch das Herz desjenigen, der sich da hindurch den Pfad bahnen mußte. Nichts lag dem Verfasser ferner als planmäßiges Hinarbeiten auf eine dogmatische Entscheidung der päpstlichen Unfehlbarkeit, wie man auch in Bezug auf dieses Werk ihm vorgeworfen. Nein, was er beabsichtigte, spricht er klar und bestimmt in der Vorrede aus. Sein Bestreben war einzig und allein darauf hingerichtet, die für kirchliches Leben und kirchliche Wissenschaft so bedeutungsvollen Bestimmungen der neuern von Rom bestätigten Concilien allen zugänglich zu machen und damit zugleich das Seinige treu beizutragen zur Hebung und Förderung jener Wissenschaft wie jenes Lebens. Die in Bibliotheken und Archiven vergrabenen Schätze sollten gehoben, das Gold in Curs gebracht werden. Anschließend an die großartigen und classischen Sammlungen von Labbe und Hardouin, umfaßte das neue Werk zwei Epochen; die erste gab die Concilien von 1682 bis 1789, die zweite diejenigen von 1789 bis auf unsere Zeit, abgeschlossen und gekrönt durch die allgemeine Kirchenversammlung im Vatican. Italien, Spanien und Frankreich, England, Irland, Holland, Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen, Polen, die Türkei lieferten das erste Material. Dann kamen die überseeischen Länder an die Reihe, Occident und Orient: Canada und die Vereinigten Staaten, Westindien, Columbien, Ecuador, Brasilien; vom Orient Kleinasien, Syrien, Ostindien, China und Australien. Was in fremden Sprachen vorlag, wurde mit Ausnahme des Französischen, dessen Kenntniß überall vorausgesetzt werden mußte, und weniger anderer Partieen in's Lateinische übertragen. Sorgfältige Collationen ermöglichten einen genauen Text, vielfache Anmerkungen erleichtern das Verständniß, die fleißigsten und umfassendsten Register endlich machen den Gebrauch leicht und zeigen, welch ausgedehntes Material hier vorliege. Selbst die akatholische Presse hat dem Verdienste ihre Anerkennung nicht vorenthalten. „Es ist ein reiches Material, welches der Wissenschaft damit zugänglich gemacht wird," heißt es in einer Recension des sechsten Bandes [1], „und diese hat alle Veranlassung, dem Herausgeber für die Energie und Sorgfalt, mit welcher er sich seiner Aufgabe erledigt hat, dankbar zu sein. Die genau gearbeiteten Indices müssen als besonders werthvoll bezeichnet werden."

[1] Literarisches Centralblatt für Deutschland, 1882, Nr. 25, Col. 836.

Vom Herbste 1869 an wurde P. Schneemann von jeder Lehrthätigkeit entbunden, um, unterstützt von andern Patres, sich ganz dem großen Werke zu widmen. Der erste Band, welcher die Concilien des lateinischen Ritus von 1682 bis 1789 umfaßt, war Ende 1869 wirklich vollendet und konnte den Vätern des Concils noch vorgelegt werden. Aber nun folgte der Krieg und dann die Vertreibung der Jesuiten aus Deutschland. Der Verewigte fand mit einem Theile seiner Mitbrüder gastliche Aufnahme in der Nähe von Roermond in Holland. Eine Stockung der Arbeit, neue Mühen und Verwicklungen waren trotzdem nicht zu vermeiden. Erst 1873 konnte der vor dem Abschiede von Laach am weitesten fortgeschrittene vierte Band mit den französischen Concilien von 1789 bis 1869 erscheinen. 1875 folgte der dritte mit den Concilien von Nordamerika, von England und den von der brittischen Krone abhängigen Ländern; 1876 war auch der schwierige zweite Band vollendet, welcher die Concilien des Orients von 1682 bis 1869 umfaßt und mit den römischen Decreten über die orientalischen Riten ergänzt ist. Die deutschen, österreichischen, ungarischen und holländischen Concilien bildeten den 1879 veröffentlichten fünften Band; die von den Bischöfen in Italien, Südamerika und in den asiatischen Missionen gehaltenen Concilien den sechsten, welcher 1881 erschien, vermehrt durch einige Nachträge zu den frühern Bänden. Der siebente endlich, der ganz dem vaticanischen Concil gewidmet ist, befindet sich unter der Presse und wird mit Gottes Hülfe in nicht zu ferner Zeit seinen Abschluß finden.

Neben dieser monumentalen Arbeit wußte der unermüdliche Schriftsteller noch Kraft und Muße für eine Menge anderer Publikationen zu gewinnen. Immer stand er schlagfertig auf dem Plan, wo dem Seelenheile Gefahr drohte, wo ein Punkt kirchlicher Lehre oder Einrichtung der Erklärung oder Vertheidigung zu bedürfen schien. Wir sehen ab von den zahlreichen Artikeln in den „Stimmen" und in verschiedenen anderen Zeitschriften. Schon 1864 gab er bei Gelegenheit des Processes de Buck in Brüssel zur Vertheidigung des Ordens die Schrift heraus „Die Erbschleicherei der Jesuiten". Als dann in Folge der leidenschaftlichen Ausfälle auf das Concil und dessen Entscheidungen manche Laien schwankend geworden, Adressen und Erklärungen die Begriffe verwirrt, das Urtheil getrübt hatten, schrieb er 1870 die kurze Broschüre „Wo soll das hinaus? Ein freies Wort zur Warnung für besonnene Katholiken von einem deutschen Theologen." Später veröffentlichte er die Beschlüsse und Hauptakte des Vaticanums, erst lateinisch, dann lateinisch und deutsch (1871) zugleich mit einer längern Vorrede über die Concilien und über den Geschäftsgang des Vaticanums. Als Separatabdruck aus der „Collectio" erschien 1870: „Sancti Irenaei de Ecclesiae Romanae principatu testimonium." Zur Zeit der Jesuitenhetze 1872 folgte: „Der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse." Als die Wogen der Culturstürmerei am höchsten gingen, wies er in einer Broschüre: „Non possumus. Wir können nicht nachgeben", schlagend nach, daß die Maigesetze die Freiheit der Kirche vernichten, dem Glauben und der kirchlichen Verfassung widersprechen. Die starke Verbreitung, welche die kleine Schrift fand, sowie eine holländische

Ueberſetzung zeugen dafür, wie zeitgemäß dieſelbe geweſen. Einem gleichen apologetiſchen Zwecke dienen die 1875 geſchriebenen Broſchüren: „Der Freimaurer-Orden und die Ordens-Congregationen der katholiſchen Kirche gegenüber dem preußiſchen Vereinsgeſetze“ und „Die preußiſchen und öſterreichiſchen Maigeſetze in Bezug auf Glauben und Gewiſſen“. Dem ſtreng theologiſchen Gebiete gehört die dogmengeſchichtliche Studie an: „Die Entſtehung und weitere Entwicklung der thomiſtiſch-moliniſtiſchen Controverſe“, zuerſt 1879 und 1880 herausgegeben als 9., 13. und 14. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“, dann von P. Gietmann S. J. unter Aufſicht des Verfaſſers in's Lateiniſche überſetzt und als getrenntes Werk veröffentlicht unter dem Titel: „Controversiarum de divinae gratiae liberique arbitrii concordia initia et progressus enarravit G. Schneemann S. J.“

Die Aufzählung all dieſer Schriften des uns ſo theuren Hingeſchiedenen war nothwendig, um ein Bild von ſeiner ächt apoſtoliſchen Wirkſamkeit zu entwerfen und die Bedeutung zu würdigen, welche ihm als Schriftſteller zukommt. Kein deutſcher Jeſuit iſt in den Kampfesjahren von dem ſiebenten und achten Decennium des Jahrhunderts ſo viel genannt, keiner von den Feinden der Kirche und der Geſellſchaft perſönlich ſo viel angegriffen worden, wie P. Schneemann. Dieſe eine Thatſache ſpricht laut genug.

Nichts wäre unrichtiger, als wenn jemand nach den bisher angegebenen Zügen ſich den Verſtorbenen vorſtellen wollte als einen Mann, deſſen Thatkraft und Entſchloſſenheit dem Charakter eine gewiſſe Kälte und Härte, herben Ernſt und der ganzen äußern Erſcheinung etwas kriegeriſch Unternehmendes aufgeprägt hätte. Nein; bei aller Klugheit, die ihn auszeichnete und ſeinem Rathe ſtets ſo großes Gewicht verlieh, bei aller Unerſchrockenheit und eiſernen Ausdauer war er die einfachſte, liebenswürdigſte Kindesnatur der Welt.

An erſter und oberſter Stelle war P. Schneemann ein eifriger Prieſter und ein heiligmäßiger Ordensmann. Ueber dem Gelehrten hat er den ächten Religioſen nie vergeſſen, über der aufreibenden und vielſeitigen Thätigkeit nie das Gebet und den innigen Verkehr mit Gott und deſſen heiligſter Mutter. Seine tiefe Frömmigkeit war ſo kindlich und einfach, daß alle ſich daran erbauten und erfreuten. Darum wußte er auch ſo gut zu Kindern und zum gewöhnlichen Volke zu ſprechen. Bei der erſten heiligen Communion einer ſeiner Nichten wurde er eingeladen, eine kleine Anrede an die Erſtcommunicanten zu halten. Noch nach vielen Jahren erzählte man uns, wie alle Anweſenden erſtaunt und ergriffen waren, als ſie den gelehrten Schriftſteller mit einer ſolchen Kindlichkeit, ſo innig und herzlich ſprechen hörten. In Maria-Laach hatte er als Spiritual den Laienbrüdern den Stoff für die Betrachtung des folgenden Morgens vorzulegen. Bald fanden ſich aber dabei ebenſo viele Scholaſtiker ein wie Brüder. Der reiche Gehalt und die herzliche, anziehende Form hatten ſie angelockt. Die Quidproquos, welche zuweilen mit unterliefen und allgemeine Heiterkeit verurſachten, regten die Aufmerkſamkeit nur auf's Neue an. — Morgens beim Aufſtehen hörte man ihn wohl ſingen:

Alles meinem Gott zu Ehren,
In der Arbeit, in der Ruh'.

Dictirte er etwa einen Passus seiner Schriften und konnte diesen oder jenen Papierschnitzel, auf welchem er eine Notiz gemacht, oder eine Stelle, die er anführen wollte, nicht finden, so war er aus der sitzenden Stellung ganz unmerklich in die Kniee gesunken zum Gebet. Half dieß noch nicht, so mußte der Schreiber auch niederknien und zum hl. Antonius beten oder ein „Memorare", um von der himmlischen Mutter Hülfe in der Verlegenheit zu erflehen. Diese kleinen Züge beweisen, wie das ganze Leben durchweht, getragen war von dem Geiste des Glaubens und Gebetes.

Seiner Demuth gibt einer seiner Mitarbeiter, der Jahre lang mit ihm verkehrte, das Zeugniß: „Kaum habe ich je einen Mann von größerer Selbstlosigkeit gesehen. Ihm lag nur daran, Gottes Ehre und das Wohl des Nächsten zu fördern. Seine eigenen irdischen Interessen, wie Lob oder Tadel, und andere Rücksichten waren ihm gleichgültig." Der Gehorsam, die Bereitwilligkeit für jedes, auch das schwierigste Werk, konnten von den Vorgesetzten nie genug gerühmt werden. Sein Oberer äußerte einst von ihm: „P. Schneemann kann man hinstellen, wohin man will. Schickte man ihn in die Küche, Kartoffeln zu schälen, so wäre er glücklich und zufrieden."

Was aber in ganz vorzüglicher Weise überall und bei jeder Gelegenheit hervortrat, war eine außerordentliche apostolische Liebe zum Nächsten und dessen Heil. Mit Freude erinnern wir uns an die erste Begegnung mit dem Verstorbenen. Es war im Sommer 1860 in Bonn, wo er damals Philosophie docirte. Wir trafen uns auf der Treppe und hatten uns gegenseitig selbst vorzustellen. „Ich heiße Schneemann," sagte er, und dann, wie wenn er fürchtete, dieser Name sei in der Vorstellung von dem Nebenbegriff Kälte unzertrennlich, nach einer kurzen Pause, mit unnachahmlicher Naivetät und mit schalkhaftem Lächeln: „ich habe aber doch ein warmes Herz." Ja, ein warmes Herz fürwahr, glühend in Liebe zum Herrn und dessen heiliger Kirche, in Liebe zu den unsterblichen Seelen; ein warmes Herz, das fort und fort ihn drängte zu rastloser Arbeit und zu tausend Opfern; das ihn antrieb, mit allem Aufgebot von Zeit und Kraft der Lüge und dem Irrthum wie der Leidenschaft entgegenzutreten, wo immer sie die Seelen bethörten und umstrickten. Das apostolische Wort: charitas Christi urget nos, gibt den Schlüssel zu seiner Thätigkeit als Beichtvater, Prediger, Lehrer und Schriftsteller, zu seinem ganzen Leben. Man muß ihn gekannt haben, um die Haltlosigkeit der gegen ihn geschleuderten Verleumdungen und Angriffe voll zu würdigen. Gibt es denn auf der ganzen lieben Welt nichts mehr als Egoismus und Verfolgung von Parteizwecken? Wir sind in der Lage, durch einige kleine Züge von P. Schneemann das Gegentheil nachzuweisen. In Kleinigkeiten offenbart sich ja am lautersten, unbewußtesten der Charakter.

Wie gut und mildthätig er sich schon als Knabe gegen die Armen bewies, haben wir oben erzählt. Als Student bethätigte er dieselbe Liebe, und auch er konnte mit jenem Vater der Hülfsbedürftigen sprechen: „Von meiner Kindheit an wuchs mit mir das Erbarmen."[1] Als er einst mit seinem

[1] Job 31, 18.

Bruder nach Kevelaer fuhr, sahen sie ein paar alte Mütterchen vor sich herpilgern. „Die wollen wir fahren lassen," sagte Gerhard gleich, hielt an, nahm das Pferd beim Zügel und ließ sie einsteigen. Es sollte aber die Zeit kommen, wo diese Nächstenliebe auf harte Proben gestellt und auf den ächten übernatürlichen Goldgehalt geprüft wurde. Es war im Herbste des Jahres 1862, P. Schneemann damals Professor der Logik in Aachen. Sein Bruder Fritz stand in der Blüthe der Jugendkraft, hatte sich kurz vorher recht glücklich verlobt und sah einer frohen und segensvollen Zukunft entgegen. Die Eltern erblickten in ihm die Freude und den Stolz ihres Alters. Gerade kehrte er von einem Besuche zurück, da wurde er von einem in rasender Hast daherjagenden Offizier überfahren und blieb todt auf dem Platze. Die Aufregung in der Stadt, die Thränen und Wehklagen im elterlichen Hause lassen sich denken. Der Vater wird zu der blutenden Leiche seines Sohnes herbeigerufen und hat im ersten überwältigenden Schmerze auf die verwirrten Entschuldigungen des Offiziers kein anderes Wort als: „Schweigen Sie; Sie sind der Mörder meines Sohnes!" Auf die erste Nachricht von dem Unglücksfalle war P. Gerhard von den Obern nach Wesel geschickt worden, und er erscheint als Engel des Friedens und des Trostes. Nachdem er die Eltern etwas beruhigt und das Wort der Verzeihung erlangt, eilt er zum Offizier und spricht diesem mit solcher Wärme von der Vorsehung, die auch aus böser Wurzel Segensfrucht sprießen läßt, daß der Soldat in lautes Schluchzen ausbricht und ruft: „Was soll ich nun thun; was soll ich thun?" Das Kriegsgericht verurtheilte den Schuldigen später zu langer Festungshaft. Aber auch hier wußte die christliche Liebe zu mildern. Der alte Vater schrieb eigenhändig an den König Wilhelm — jetzigen Kaiser — und flehte um Begnadigung für den Gefangenen. Die Thatsache, daß der Vater des Getödteten selbst eine solche Bitte aussprach, verfehlte ihren Eindruck nicht, und durch eigenes königliches Handschreiben wurde die Gunst gewährt.

Ein Brief, welchen der Pater nach der Rückkehr zu seinen Mitbrüdern an die Eltern schrieb, läßt uns einen so tiefen Blick in sein Inneres thun, zeigt uns seinen qualvollen Schmerz, zumal bei dem Gedanken an den plötzlichen Tod des Bruders, zugleich seine Seelenstärke und seine ganze übernatürliche Lebensauffassung so charakteristisch, daß er hier dem Hauptinhalte nach eine Stelle finden soll.

„Innigst geliebte Eltern! Kaum war ich von Wesel abgereist, als der Schmerz und die Traurigkeit, die ich vorher beherrscht hatte, loszubrechen schienen. So kam ich ziemlich trostlos in Aachen an; aber die guten Patres boten alles auf, um mich zu beruhigen. Sie sagten mir einstimmig, daß die unendliche Barmherzigkeit einen so religiösen jungen Mann, wie Fritz, nicht habe verderben wollen; ihr müsse ich vertrauen, und das um so mehr, je schrecklicher die Umstände des Todes seien. Ich wurde ruhiger, je mehr Glaube und Vernunft über meine Gefühle den Sieg gewannen. Der düstere, unheimliche Schrecken, der mein Gemüth ergriffen hatte, verschwand, und jetzt wurde es mir leicht, was mir bisher unmöglich gewesen, nämlich die Hand Gottes von ganzem Herzen zu loben und zu preisen, obgleich sie mich so hart geschlagen. Denn wenn Fritz, wie ich nun zuversichtlich hoffe, durch dieses Unglück den Gefahren der Welt entrückt und in den Himmel gekommen, was hat es

ihm geschadet? Nichts! Unberechenbar sind aber die heilsamen, geistigen Folgen, welche ein solcher plötzlicher Todesfall in den Gemüthern hervorruft und welche zuversichtlich durch die Mission, zu der gleichfalls der Todesfall Veranlassung gegeben, noch unendlich vermehrt werden. Wie werden wir uns dann, wenn wir dereinst sehen, wie viele Sünden durch jenes Unglück verhindert, wie viele Seelen gerettet sind, ewig im Himmel freuen und Gottes unendliche Güte preisen, die, wenn sie auch bisweilen grausam scheint, dennoch unermeßliches Gute zu Stande bringt! Diese Erwägungen brachten Frieden und Freude in mein Herz zurück, so weh es mir auch gewesen, daß Fritz, mit dem ich in der ganzen Jugend Tag und Nacht zusammen gewesen, so plötzlich gestorben war. . . . Hier in Aachen wird viel für Fritz gebetet. Die guten Brüder haben heute ihre Communion für ihn aufgeopfert; der Präfect der Männercongregation hat mir versprochen, daß die ganze Congregation, welche 500 Mann zählt, nächsten Sonntag für Fritz beten wird; auch meine Congregation soll für ihn den Rosenkranz beten. . . ."

Während unseres Aufenthaltes in Laach war der Pater bald die in der ganzen Umgegend populärste und von allen wegen seiner Herzensgüte beliebteste Persönlichkeit. Nicht nur kamen die Leute von Nah und Fern herbei, bei ihm zu beichten, sondern wen immer Noth und Verlegenheit bedrückte, der wandte sich gern an ihn um Rath und Hülfe. Einst konnte ein Förster mit seinen Rechnungen nicht fertig werden. In peinlicher Angst vor der strengen Kontrolle eilte er zu P. Schneemann, und dieser half ihm trotz drängender Arbeit einen ganzen Morgen hindurch, bis die Fehler entdeckt und der gute Mann befriedigt war. Ein anderes Mal begegnete ihm auf dem Spaziergange ein Schuster. Er wolle zu P. Schneemann — den er wohl persönlich noch gar nicht kannte —, sagte er, und dessen Rath erbitten. Seine Augen seien so schlecht geworden, daß er kaum mehr arbeiten könne; er möchte gern wissen, ob er vielleicht einen Schuhhandel beginnen solle. — Dann lief ihm wieder ein halb Blödsinniger auf dem Spaziergange nach und war außer sich vor Freude, P. Schneemann zu sehen. Der Pater hatte nämlich von dem Pfarrer sich die Gunst erbeten, alle diese Geistesschwachen zu sammeln und sie auf die erste heilige Communion vorzubereiten. Welche Mühe und apostolische Geduld es forderte, das Werk durchzuführen, brauchen wir nicht hervorzuheben. — Gar oft wurden die Spaziergänge benutzt zu Krankenbesuchen. Wie wußte er da zu trösten und zu ermuthigen. Ein altes Mütterchen schrie einst laut auf vor Freude, als er ihr den Himmel, in den sie bald eingehen sollte, so schön geschildert hatte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Herzensgüte auch mißbraucht wurde. Eines Tages kam ein Mann nach Laach mit der Bitte: ein Pfarrer, etwa drei Stunden entfernt, liege am Sterben und lasse P. Schneemann zu sich bitten. Es war gegen Mittag. Man gab dem Boten ein Mittagessen. Der Pater aber macht sich spornstreichs auf und eilt in das bezeichnete Dorf. Der Pfarrer jedoch dachte durchaus nicht an's Sterben, war munter und wohl. Nun vermuthet P. Schneemann eine Verwechslung, und in wahrer Angst, zu spät zu kommen, läuft er zu einem benachbarten Dorfe. Aber auch dort weiß man von nichts. Abends spät kömmt er endlich ganz erschöpft nach Hause zurück. Der angebliche Bote hatte sich nur ein tüchtiges Mittagessen ver-

schaffen wollen, und der Pater, dessen Güte man kannte, war das Opfer seines Betruges geworden. Er hielt eben gern andere Leute für gerade so gut und ehrlich, wie er selber war. Schon als er in Münster auf der Akademie studirte, spielte ihm diese Herzensgüte einen Streich, der ganz charakteristisch ist. Seine Uhr sollte reparirt werden und er wollte dieß gern in Wesel thun lassen. Allein wie die Uhr dorthin bringen? Es war noch die alte Zeit, in welcher der Güterverkehr vielfach durch Frachtwagen geschah. Unser Student geht also an das Stadtthor und wartet, bis ein Fuhrmann vorbeizieht. Diesen fragt er, ob er vielleicht nach Wesel fahre. Auf die bejahende Antwort händigt er ihm die Uhr ein mit der Bitte, sie in Wesel abzuliefern. Natürlich hat er die Uhr nie wieder zu Gesicht bekommen.

Mit welcher Liebe er seinen Mitbrüdern im Orden zugethan war, läßt sich aus dem Vorausgehenden leicht schließen. Seine Opferwilligkeit und sein Dienstefer kannten keine Grenze und keine Schonung. Jemanden einen Liebesdienst abzuschlagen, war ihm unmöglich. Fürchtete er, jemanden vielleicht gekränkt zu haben, so war er untröstlich und bot Alles auf, die vermeintliche Kränkung wieder gut zu machen. Ganz charakteristisch für seine brüderliche Liebe wie für seine Demuth war es auch, daß er sich selbst zum Gegenstande mancher unschuldigen Neckerei zu machen und damit die Erholung zu würzen und zu erheitern wußte. Sein ganzes Aeußere, die hagere, hoch aufgeschossene Statur, die langen Arme, eine gewisse Ungeschicklichkeit für hundert praktische Hantirungen des Alltagslebens und die wirklich gelehrte Zerstreutheit boten tausend Anlässe zur Erheiterung. Wir fürchten nicht durch Anführung einiger Beispiele das bereits gezeichnete Bild unseres theuren Hingeschiedenen zu verwischen. Zeigte sich doch gerade bei solchen Gelegenheiten seine liebenswürdige Kindlichkeit im hellsten Lichte. Niemand lachte herzlicher als er selbst, wenn ihm die Zerstreutheit wieder irgend einen Streich gespielt hatte.

Einst hatte er eine Andacht zu halten und mußte am Schlusse für ein bestimmtes Anliegen drei Vaterunser beifügen. Es ging selten ohne Versehen ab, und so betete er denn richtig vier statt drei. Bei der nächsten Erholung wurde er natürlich darüber zur Rede gestellt. „Aber, P. Schneemann, Sie haben ja gestern wieder vier Vaterunser gebetet." — „Ja," erwiederte er in treuherziger Naivetät, „als ich das dritte betete, wußte ich wohl, daß es das dritte war, aber ich erinnerte mich nicht genau, ob ich auch das zweite gebetet hatte, und deßhalb fügte ich eines hinzu." Alles lachte herzlich über diese mathematische Leistung.

Von den vielen Quidproquos, welche ihm entschlüpften, hier nur eines. Auf einem Spaziergange betrachtete er von der Höhe des Laacher Kessels den unten liegenden See und wollte seinem Begleiter einen Begriff von dessen Tiefe geben. „Pater," sagte er ganz ernst, „denken Sie sich, der See ist 180 Uhr tief." Der Begleiter lachte natürlich, und rasch corrigirte sich P. Schneemann: „Er ist 180 Pfund tief." Noch mehrere mißglückte Correcturen folgten, bis endlich das getroffen wurde, was er eigentlich sagen wollte. In eifrigstem Tone konnte er auch von 30 Zoll Frost und Aehnlichem sprechen.

Am fatalsten spielte ihm die Zerstreutheit mit auf seinen vielen Reisen. Wie freute man sich jedesmal auf seine Rückkehr, um zu hören, welche Abenteuer er wieder erlebt. Vor nicht langer Zeit stand in einem Blatte folgende Anekdote zu lesen: „Ein Herr, dessen Distractionen bekannt sind, hatte sich auf einem Bahnhofe in der Restauration zu essen geben lassen und geht fort, ohne zu bezahlen. Bald kömmt er athemlos und erschrocken zurück und will die Schuld begleichen. Aber auf die Frage des Kellners, was er denn bestellt gehabt, wußte er beim besten Willen keine Antwort zu geben. Man einigte sich schließlich zu einer Mark." Der Herr war niemand anders als unser guter P. Schneemann. Einst kömmt er auf einer Reise in ein Haus der Gesellschaft. Als man sich bei der Erholung zusammensetzte und heiter plauderte, will er sein Taschentuch herausziehen. Aber das Taschentuch wird immer länger und länger und entwickelt sich endlich zu einem langgestreckten Handtuch. Ganz betroffen sagt er zu sich: „Wo hab' ich denn das wieder eingesteckt?" Viel öfter aber hatte er irgend etwas vergessen. Auf ganz besonders gespanntem Fuße lebte er in dieser Hinsicht mit seinen Regenschirmen. Einst befand er sich auf dem Bahnhofe, im Begriffe, nach Hause zu reisen, und schaute mit Vergnügen auf seinen Regenschirm, den er wirklich noch in Händen hielt. Da plötzlich verfolgt ihn der Gedanke, daß er seine Zeche nicht bezahlt. Er also rasch zurück, trifft den Wirth vor der Hausthüre und bezahlt. Dann wieder zur Eisenbahn. Der Zug ist glücklich erreicht, aber der Regenschirm an der Thüre des Gasthauses stehen geblieben.

Alle diese Züge und hundert andere schildern uns den Pater, wie er unter uns leibte und lebte in seiner liebenswürdigen Heiterkeit, in seiner anspruchslosen Demuth und kindlichen Naivetät. Und er sollte Complotte geschmiedet und „entsetzliche Lehren" verbreitet und den Umsturz geplant haben auf kirchlichem und staatlichem Gebiete!

Bei der zweiten Folge der „Stimmen aus Maria-Laach", welche zur Zeit des Concils herauskam, war er weniger betheiligt als bei der ersten; die „Collectio" nahm seine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch. Immerhin lieferte er auch hier eine Reihe von Artikeln, und daß seine berathende Stimme stets gern gehört wurde, sein ermunterndes Wort die Herausgeber mit Muth erfüllte, über manchen Moment der Unentschlossenheit hinaushob, versteht sich nach dem Vorausgehenden von selbst. Uebrigens ist es, nebenbei bemerkt, wiederum rein aus der Luft gegriffen, wenn man den „Stimmen" aus jenen Jahren eine treibende und hetzende Stellung zuschreibt. Ihre Aufgabe war lediglich, aufzuklären, die vielfachen Angriffe und ungerechten Agitationen gegen das Concil zurückzuweisen. Man hielt viel eher zurück und suchte alles zu vermeiden, was den Schein haben konnte, zu reizen oder den Riß zu erweitern. Eine Broschüre gegen die maßlosen Verdächtigungen war fertiggestellt, wurde jedoch gerade aus dem angegebenen Grunde zurückgezogen. Selbst die viel genannte Pariser Correspondenz der Civiltà sollte zuerst nur im Auszug gegeben werden. Erst als man wie auf Commando Alarm schlug und auf der ganzen Linie die Trommeln zum Sturme wirbelten, zogen die „Stimmen" jenen Auszug noch in letzter Stunde aus der Druckerei zurück und gaben nun die volle Correspondenz.

Die vielen und anstrengenden Arbeiten, verbunden mit den anfänglich sehr fühlbaren Entbehrungen des Exils hatten inzwischen die Gesundheit von P. Schneemann angegriffen. Man hoffte auch nach dieser Seite günstige Wirkung von einer Reise nach Italien, die er im Frühling 1879 unternahm, um für seine Werke, zumal den letzten Band der „Collectio", in den Bibliotheken und Archiven nachzuforschen. Ende desselben Jahres kam er nach Tervueren bei Brüssel, wo die hochherzige Tochter des edlen Grafen Fr. Leopold zu Stolberg, Gräfin Robiano-Borsbeek, den Patres ein Asyl eröffnet hatte. Er übernahm daselbst die Leitung der „Stimmen aus Maria-Laach", die seit 1871 in eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift umgewandelt worden. Auch bei der Uebersiedlung nach dem Casteel Blyenbeck, das Graf von Hoensbroech den vertriebenen Jesuiten großmüthig zur Verfügung gestellt, behielt er diese Leitung bei und führte sie bis kurz vor seinem Tode mit Kraft und Umsicht fort. Seine Gesundheit wurde aber stets schwankender. Eine Brustfellentzündung warf ihn 1882 auf's Krankenlager. Ein zweimaliger längerer Aufenthalt im Spitale von Kerkrade, wo er bei den Schwestern vom hl. Franciscus und von der hl. Elisabeth die sorgsamste und liebevollste Pflege genoß, brachte Besserung, aber die frühere Kraft kehrte nie wieder. Im Jahre 1884 reiste er noch einmal nach Italien, und es gelang ihm hierbei, die Documente für das Vaticanum meist in amtlich beglaubigtem Text zusammenzubringen. Dieser letzte Aufenthalt in Rom untergrub seine Gesundheit vollends. Die Zeit drängte und er mußte sich über die eintretende Schwäche hinaussetzen. Forschungen, die er in seiner gewohnten opferwilligen Liebe für andere unternommen, fügten sich den übrigen Arbeiten hinzu. Jeden Tag machte er noch im Juni und Juli den ziemlich weiten Weg von seiner Wohnung auf der Piazza Margana zum Vatican zu Fuß. In den letzten Nächten vor seiner Abreise wurden auch die Ruhestunden der Arbeit gewidmet, bis er nicht mehr konnte und der Arzt ihn so geschwächt fand, daß wenig Hoffnung auf volle Genesung blieb. Zurückgekehrt zog er sich sodann durch Erkältung einen Brustkatarrh zu, an dessen Folgen sein Leben dem Ende zueilte.

Um nichts unversucht zu lassen, was den Zustand bessern, das uns so kostbare Leben retten konnte, war man bemüht, die Arbeit möglichst zu erleichtern und den Kranken mit aller nur wünschenswerthen Sorgfalt zu pflegen. Er siedelte zu diesem Zwecke im December 1884 zum dritten Male in das kleine traute Spital nach Kerkrade über Aber alle Hingabe und opferfreudige Sorgfalt der guten Schwestern und seines besorgten Arztes waren nicht im Stande, wesentliche Förderung zu bieten. Die Kräfte nahmen immer mehr ab, der treue Diener des Herrn der Ewigkeit war reif für den Lohn des Himmels. Am 17. November vorigen Jahres besuchte ihn sein Oberer und machte den Vorschlag, ihm die heiligen Sterbesacramente zu spenden. Freudig nahm er das Anerbieten an, obwohl er seinen Zustand noch nicht für so bedenklich hielt, und empfing mit inniger Andacht und zur großen Erbauung aller Anwesenden die Tröstungen der heiligen Religion. Laut sprach er die Gebete mit und forderte zum Schlusse in seiner frischen, lebhaften Weise alle auf, mit ihm in das Te Deum einzustimmen. In der folgenden Nacht traf

den Kranken ein leichter Schlaganfall, und von da an war er dem äußern Leben immer mehr entrückt. Noch einmal bat er am frühen Morgen des 19. um die heilige Wegzehrung, folgte von seinem Zimmer aus am 20. Abends einer Segensandacht, die in der nahen Hauskapelle gehalten wurde. Dann begann der Todeskampf. Mitbrüder umstanden das Bett des Sterbenden, verrichteten die Gebete der Kirche und sprachen kurze Schußgebete vor. Gegen $10^1/_2$ Uhr Nachts trat der Tod ein. Der gute Kampf war ausgekämpft, die Seele ihrem Schöpfer zurückgegeben. Später lief die Nachricht ein, der Heilige Vater in Rom habe seinem Streiter noch als letztes Unterpfand väterlicher Huld für die Sterbestunde seinen päpstlichen Segen ertheilt.

So war das reiche und außerordentlich segensvolle Leben zum Abschluß gelangt, aufgerieben im Dienste der Kirche. „Der Eifer deines Hauses hat mich verzehrt“: das ist dessen ganzer Inhalt gewesen. Noch in der letzten Krankheit gereichte es dem Kämpfer für Wahrheit und Recht zu besonderem Troste, daß er sich dieselbe im unmittelbaren Dienste des Heiligen Stuhles zugezogen. Denn im Auftrage des Heiligen Vaters hat er in Rom die Archive durchforscht und für eine hochwichtige und drängende Arbeit sich keine Ruhe gegönnt bei Tag und bei Nacht. Fürwahr, er selbst hat in hervorragender, nein, in heroischer Weise erfüllt, wozu er in seinen Schriften auffordert. An den Felsen Petri hat er sich gestemmt im Kampfe gegen die Gottlosigkeit und den Unglauben. Und als nach mühevollem Leben sein Auge brach, da hat er auf diesen Felsen sein müdes Haupt gebettet zur ewigen Ruhe.

Die Leiche wurde nach Exaeten bei Roermond übertragen und dort in dem kleinen Friedhof auf fremdem Boden in die Erde gesenkt. Die Männer- und Jünglings-Congregationen von Aachen, welche durch ein feierliches Leichenbegängniß in Kerkrade ihren früheren Präses zu ehren gedachten, konnten ihrem guten Willen durch die That nicht mehr Ausdruck geben. Die nächsten Verwandten und die deutschen Ordensbrüder allein bildeten das Geleite durch die Gänge des Hauses und den stillen Klostergarten. Der Hingeschiedene hat den Lohn des guten und treuen Dieners bereits angetreten. „Die, welche viele unterweisen zur Gerechtigkeit, werden leuchten wie Sterne in ewigem Lichtglanze.“ [1] Uns aber bleibt die unauslöschliche Erinnerung an einen allen theuren Mitbruder, an einen bis in's Kleinste treuen Priester und Ordensmann und an einen der eifrigsten und muthigsten Vorkämpfer im Streite zwischen Licht und Finsterniß, Christus und Belial.

J. Fäh S. J.

[1] Dan. 12, 3.

„Zu spät erkannt." [1]

„Ich habe Vieles vergessen, manche Beleidigung verziehen, aber gelernt habe ich, daß mit der Politik des Centrums Preußen und Deutschland auf die Dauer nicht bestehen kann." Auf diese Worte des Fürsten Bismarck in der Reichstagssitzung vom 28. November 1885 weist der Verleger des angekündigten Werkes hin und meint: „Zu solcher Stunde wird dieses Zeitbild lebhaftes Interesse erregen, das, *auf Grundlage geschichtlicher Ereignisse* aus den ersten Jahren des neuen deutschen Reichs, hauptsächlich *die Eingriffe des Ultramontanismus in die Familien schildern will*." Bedenkt man recht diese hochwichtige Bedeutung des Buches, so ist dem Auctor desselben nicht schwer genug als Schuld anzurechnen, daß er seine Weisheit nicht eher zu Markte gebracht. — Dem Reichskanzler wären 12 Jahre Irrthum, dem Reiche die furchtbarsten Gefahren und Kämpfe erspart geblieben. Bismarck hätte sein „ich habe gelernt" schon 1873 statt 1885 sprechen können. Damals hätte es wie frisch-frohe Entdeckung geklungen, heute tönt es wie ein elegisches „Zu spät erkannt!"

Wir möchten nun zehn gegen eins wetten, daß nach dem Titel und der Empfehlung des Buches jeder Leser dasselbe für eine geschichtliche Darstellung der drei ersten Jahre des Culturkampfs halten wird, für so eine Art Mosaikarbeit aus geschichtlichen Aktenstücken und halbvergessenen Thatsachen, die zwar von einseitig antiklerikalem Standpunkt entworfen, doch immerhin mit wirklich historischem Material ausgeführt sei. Dem Schreiber dieses erging es nicht anders und die Enttäuschung war nicht gerade eine angenehme, da sich das „*Zeitbild*" schon beim ersten Satz als ein *Roman* entpuppte! Das natürlichste Wort nach dieser Enttäuschung war: „Zu spät erkannt!" — Allein das Buch lag nun einmal vor, und auch die Neugierde stellte sich ein, wie denn wohl ein „Kgl. Preuß. General-Lieutenant z. D." sich ein *Zeitbild* von drei so wichtigen Jahren wie 1871—1873 denke und dieses Bild in *Romanform* ausführe.

Nach aufmerksamer Lesung könnten wir nun diese Fragen kurzweg in Form eines ärztlichen Receptes etwa folgendermaßen beantworten:

[1] Zu spät erkannt. Ein Zeitbild 1871—1873. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers". Wiesbaden, Bergmann, 1886.

Recipe:

Leitartikel-Extrakt einer culturkämpferischen Zeitung	3	Jahrg.
Qualificirter Wunderbetrug	1	gr.
Kinderverwechslung	1	„
Tartüffe und Duckmäuser	3	„
Gepfefferte Skandale	2	„
Freireligiöses Rosenwasser: Uebertritte z. Protestantismus, schmutzige Polen, verachtungswürdige Centrumsabgeordnete, lächerliche Katholiken, ideale Protestanten, „maulwurfende" Jesuiten, militärisches Säbelgerassel, Berliner Wind	quantum satis.	

M. D. S.: „Ein Zeitbild."
Fiant pillulae No. 1.
Probatum est: gegen alle Schwächeanfälle rabiater Culturkämpfer und besonders gegen den morbus catholicus ehrlicher Protestanten.

Dr. Eisenbart jun.

Der Leser halte die Aufzählung der Ingredienzen dieses Receptes nicht etwa für einen schlechten Witz: chemisch-kritisch zersetzt löst sich der Roman wirklich in gar nichts Anderes auf, als in diese angeführten Bestandtheile. Wir müssen übrigens aufrichtig gestehen, daß für den Zweck die Mischung eine ganz vortrefflich gewählte, die kundige Hand verrathende ist — vorausgesetzt, daß der Leser des Romans eine culturkämpferische Zeitung als Geschichtsquelle und den Herrn General-Lieutenant als Geschichtsschreiber — ernst nimmt. Daß der Verfasser des Romans dieß Letztere wirklich seinem Publikum zutraut und zutrauen *darf*, ist ein bemerkenswerther Beitrag zur *Geschichte* unserer Zeit und leider *kein Roman*!

Als wir mit immer wachsendem pathologischem Interesse das Buch zu Ende gelesen, stritten in unserer Seele drei Gefühle um die Oberhand: ein tiefer Schmerz — ein unsäglicher Ekel und eine große Entmuthigung.

Ja ein „tiefer Schmerz" über die geistige, unüberbrückbar scheinende Kluft, welche in Deutschland die Katholiken von ihren übrigen Landsleuten getrennt hält. Wenn ein Verfasser, welcher keineswegs ein obscurer Lieferant speculativer Buchhändler, sondern ein den besten Gesellschaftsklassen angehöriger ernster Ehrenmann ist, so über uns Katholiken, unsere Religion, unsere Priester, unsere Abgeordneten, unsere Aristokratie schreiben kann; wenn er Tausende von Lesern aus den besten, gebildetsten, einflußreichsten Klassen des deutschen Volkes findet, welche in dem „Zeitbild" des Verfassers wirklich die Wahrheit enthalten glauben, mithin schlecht genug von uns denken, um nicht an der Treue dieses Bildes zu zweifeln — so sind wir in all den Jahren des Culturkampfes, nach all den Auseinandersetzungen und Vertheidigungen unserer Sache in Wort und Schrift um keinen Schritt weiter gekommen! Und was kann es denn fernerhin nutzen, die Wahrheit wiederum zu vertheidigen, die Anklagen noch

einmal als falsch zurückzuweisen und zum tausendsten Male noch so deutlich zu widerlegen — wenn noch im Jahre 1885 ein Buch wie der vorliegende Roman geschrieben, gelesen und natürlich geglaubt wird! — — — Wenn wirklich ein solcher Roman ein Publikum findet, so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß im Reichstag und in der „Norddeutschen Allgemeinen" ein erneuter Sturmlauf gegen die Kirche losgeht. Wenn man in weiten Kreisen so über die Kirche denkt, wie dieser Roman, so kann von einem Frieden mit dieser Kirche gar keine Rede sein, ja die Kirche verdiente auch keinen Frieden und keine Gnade, wenn sie so wäre, wie sie hier geschildert wird.

Wenn überhaupt die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft ist, so können wir einzelne Romane wegen ihres Autors, ihres Publikums oder ihres Stoffes als Pegel betrachten, der uns das Steigen und Sinken der Culturkampfswogen anzeigt. Zu diesen Romanen gehört aber unzweifelhaft aus allen drei Gründen der vorliegende, und er kündigt uns ein Wachsen und Steigen der Fluth. Das Nachfolgende wird genügen, um unsern Leser in den Stand zu setzen, ein selbständiges Urtheil zu fällen. Er wird gewiß nicht von uns erwarten, daß wir die einzelnen Anklagen gegen die Kirche oder ihre Glieder ernstlich widerlegen. Wir glauben uns nicht einmal die Mühe geben zu sollen, die schwersten Inzichten durch ein Ausrufungszeichen als besonders unsinnig hervorzuheben. Jeder Katholik weiß, was er von den ewig wiederholten Anklagen zu halten hat; was aber den Romanschreiber selbst anbelangt, so erwarten wir erst seine Beweise, ehe wir uns die Mühe geben, ihm zu widersprechen. Mit Windmühlen fechtet nur ein Don Quixote.

„Einer Missethat," sagt der Verfasser am Schluß seines Buches, „sind diese Greuel entsprungen" (415); diese grundlegende Missethat ist folgende: Zwischen Posen und Breslau liegt das Städtchen Kaschin und bei diesem Städtchen, von Hochwald und reichen Triften umgeben, das Schloß Malikowo. Schloß und Umgebung gehören der verwittweten Frau von Stolawska und ihrem Sohne Calixt, d. h. Calixt gilt als Sohn der Gutsherrin, ist aber in Wirklichkeit der außereheliche Sohn einer Wirthshausmagd, Brigitta, und eines Edelmanns v. Rüsterstein, eines Don Juan und alten Sünders comme il faut, der im Uebrigen Besitzer eines Nachbargutes von Malikowo, Wohlsitz, und eines ehelichen Kindes, Felix, ist. Als die Frau von Stolawska Mutterhoffnung fühlte, starb ihr Gemahl, und mit ihm wäre der letzte Stolawski zu Grabe gegangen, wenn das erhoffte Kind kein Knabe war. Die Edelfrau versprach daher der „Kirche", d. h. den Priestern, große Summen für den Fall, daß Gott ihr einen männlichen Leibeserben schenken würde, und wirklich — die „Kirche" sorgte dafür. Die Kellnerin Brigitta, welche ihrer Stunde ebenfalls entgegenging, wurde von der „Kirche" nach dem fernen Kaschin zu einer an solche diskreten Fälle gewohnten Weisfrau gebracht. Wie nun eben Alles in den Romanen auf das Herrlichste zusammenklappt, gebar just um dieselbe Stunde die Schloßfrau ein Mädchen und Brigitta einen Knaben; die Eingeweihten brachten rasch ohne der Frau von Stolawska Wissen die Kinderverwechslung zu Stande — und die „Kirche" erhielt das bedungene Geld. Natürlich war es die katholische Kirche.

Allein die „Kirche" fühlte sich doch auf die Dauer nicht sicher. Eines Tages also starb die diskrete Weisfrau plötzlich, Niemand wußte, woran — ausgenommen die „Kirche" natürlich, die wußte es. Vorher jedoch hatte die Frau noch ihr Werk vollenden und Brigitta fortschaffen müssen. Sie hatte der Magd deßhalb gesagt, wenn sie wirklich ihrem Sohne die Herrschaft sichern wolle, so müsse sie für einige Zeit weit wegreisen, damit ihre etwaige Unvorsichtigkeit nicht Alles verrathe und zunichte mache. Es traf sich, natürlich von der Kirche geleitet, daß gerade eine fremde Herrschaft auf der Reise nach Paris zur Tauffeier nach Malikowo gekommen war und gerade eine Dienerin suchte, weil die mitgenommene unterwegs krank geworden. Die freie Stelle sollte Brigitta annehmen. Auch hierein willigte die Arme unter der Bedingung, daß sie vorher sich selbst überzeugen dürfe, wie wirklich ihr Sohn Calixt als Kind und Erbe der Stolawski gehalten werde. Das erlaubte man ihr denn auch, und sie durfte am Abend vor der Abreise auf einer Hintertreppe in das Zimmer des schlummernden Kindes schleichen und *ihr* Kind in der goldenen Wiege sehen. Um jedoch jeden unerwarteten Gefühlsausbruch bei längerem Weilen zu vermeiden, zog die Weisfrau die junge Mutter in's Nebenzimmer, unter dem Vorwand, ihr das schöne Taufkleid des Sohnes zu zeigen. Dieses Taufkleid gefiel Brigitta denn auch so wohl, daß sie gleich nachher noch einmal, und zwar allein und heimlich, in das Gemach hinaufstieg und das kostbare Kleidchen sich aneignete. Beim Fassen aber zerriß dasselbe und besonders die kostbare Goldstickerei am Halse war theilweise am Nagel hängen geblieben. Allein Brigitta hatte Eile, sie nahm das, was sie in der Hand hielt, mit sich und ließ das Uebrige, wo es war. Am andern Morgen reiste sie mit der Familie nach Paris ab, und es war jedenfalls nicht ohne Berechnung der „Kirche", wenn man die Halbgenesene durch die harte Winterkälte zu so weiter Reise zwang. Die Reise ging indeß gegen Erwarten ganz gut von statten, bis man in ein westphälisches Dorfwirthshaus kam und Brigitta sich gar nicht wohl fühlte. Es war aber mehr die Angst, für eine Diebin gehalten zu werden, wenn man bei ihr ein so kostbares Kleidchen finde, als das Fieber, welches sie schüttelte — kurz in der Nacht stand sie heimlich auf, riß das Kleidchen aus dem Koffer und versteckte es hinter einem Vorhang. Am andern Morgen ging denn auch die Reise ohne Anstand weiter. Natürlich galt Brigitta, die trotz Allem Paris lebend erreichte, auch dort nicht für ungefährlich. Der polnische Geistliche daselbst mußte wohl von dem Geistlichen in Kaschin unterrichtet sein; denn sofort stellte er sich bei Brigitta's Herrschaft ein und brachte einen Arzt, welcher die Magd für sehr krank erklärte und mit ihr nach dem Hospital eines Nonnenklosters fuhr. Darin hielt man die Genesene fest. „Allein durfte sie aus den Mauern nicht hinaus, und wäre sie nicht so brauchbar gewesen, hätte man sie wohl todt gemacht" (352). „Die Schwergeprüfte schauderte bei dem Gedanken. Seitdem haßte sie die Priester und dachte das Schlimmste von ihnen, auch als sie nach ihrer Rückkehr das plötzliche Ende der Frau erfuhr, in deren Hause Calixt das Licht der Welt erblickte" (ibid.).

Das also ist die grundlegende „*geschichtliche*" Thatsache des Romans.

Da ein königl. preußischer General-Lieutenant für die Wahrheit derselben einsteht, so haben wir sie natürlich anzunehmen.

„Dieses war der erste Streich,
Doch der zweite folgt sogleich."
(Max und Moritz.)

Eine zweite Thatsache ist folgende „Wundergeschichte".

Nach dem Abzug der Pariser Familie hatte die westphälische Wirthin in dem Zimmer Brigitta's das hinter einem Vorhang versteckte Taufkleidchen gefunden und, über dessen Schönheit und Reichthum auf's Höchlichste erstaunt, es rasch dem Pfarrer des Ortes gebracht[1]. Als der Pfarrer den Fund sah, „buchstabirte er lange daran herum. Auf einmal rief er: ‚Gereinigte Mutter Gottes!' nahm es, fuhr damit zum Bischof, und als er wiederkam, war es ein Kleidchen des Jesuskindes geworden . . . Es hing in einem Glasschrein und wurde in die Kirche getragen" (90). „Die Geistlichkeit will neue Wunder haben. Krankenheilungen und Wallfahrten sollen nachfolgen" (94). „Der Pfarrer und die Eigenthümerin des Wirthshauses wollen aus dem Dorfe einen Wallfahrtsort machen; aber sie bemühen sich vergeblich" (331).

„Was ist das für ein kleines weißes Kleid, was in der Kirche unter Glas hängt?" so fragt ein Berliner, Wilhelm, die Dorfwirthin.

„Ach du mein Heiland!" antwortete sie, die Hände faltend. „Mit dem Wunder ist unser Haus begnadet worden und wird, wenn der barmherzige Gott mir Sünderin gnädig ist, noch mehr gesegnet."

„Ein Wunder?" rief er.

„Das war in der guten Zeit, als wir die Eisenbahn noch nicht hatten, da gingen die Reisen auf der Chaussee, und da kam um Lichtmeß anno 1853 ein herrschaftlicher Wagen" — die Wirthin erzählt nun von Brigitta's Krankheit u. s. w. — „Und als sie weg war, fand ich in ihrer Stube — Sie meinen wohl ein Kind? — nein, der Herr Christus sei gelobt! das Kleidchen. Als nachher die Herren Geistlichen das untersuchten, haben sie — himmlische Gnade! — entdeckt, daß es ein Kleid des Jesuskindleins ist. Mir kam es gleich wunderbar vor, denn wie kam es hinter die Gardine? . . Der Herr Pfarrer sagt, es wäre der Lohn für meine gute Handlung. Ich that aber doch bloß, was Christenpflicht ist" . . . Darüber kommt der Pfarrer selbst zu den Beiden. „Sein hartes, herrschsüchtiges, dreistes und zugleich unterwürfiges Wesen erinnerte Wilhelm an das, was Felix von diesem Seelenhirten erzählt hatte, und machte ihn ingrimmig." . . . Da nun eine Pause eintrat, sagte Wilhelm: „Als Sie kamen, erzählte mir unsere Frau Wirthin,

[1] Ueber die Zeit der Ueberbringung berricht freilich im Roman nicht völlige Klarheit. Nach den meisten Stellen soll man annehmen, dieselbe habe gleich am andern Morgen, d. h. am 3. Februar 1853, stattgehabt. An einem Orte jedoch sagt der überaus glaubwürdige Colon Eikenmeier: „Als der neue Pfarrer — wir haben ihn jetzt drei Jahre — das sah u. s. w." (S. 90.) Da dieses Gespräch in den August 1872 fällt, so würde uns das in's Jahr 1870 oder 1869 zurückführen. Wegen des regierenden Bischofs ist die Sache nicht ohne Wichtigkeit.

wie das Kleidchen, welches ich unter Glas am Kirchenpfeiler sah, in Ihren Besitz gekommen ist." „Dem Geistlichen war diese Rede offenbar unangenehm. Jetzt neigte er das Haupt, schlug vor der Brust ein Kreuz und sprach mit Salbung: ‚Gelobt sei Jesus Christ!' — ‚Was macht dieses Gewand zu einer Reliquie?' — ‚Unverkennbar!' rief hochmüthig der Gefragte. ‚Das heilige Schulterband ist golden darauf und Alles so fein, so wunderbar' — wieder schlug er ein Kreuz — ‚nicht von Menschenhand.' — ‚Das möchte ich recht aus der Nähe betrachten.' Rasch und wegwerfend versetzte jener: ‚Die Reliquien sind nur für uns.' . . . ‚Hat die junge Frau von Dienhaupt (ebenfalls eine Berlinerin, aber katholisch getaufte) das Kleidchen schon gesehen?' — ‚Gesehen und angebetet. Ich mußte es hinschicken, damit sie sich ihrer Inbrunst unbeachtet hingeben konnte.' Jetzt fragte er: ‚Haben Sie die ganze Stickerei vollständig untersucht?' und sah dem Pfarrer fest in's Gesicht. Dieser erschrak, schlug die Augen nieder, wurde roth, blickte wieder auf und antwortete mit priesterlicher Sicherheit, ohne jedoch seine Furcht und Verlegenheit ganz zu beherrschen: ‚Die Kirche hat es geprüft.' Und als nun gar die Frage folgte: ‚War denn die ganze Stickerei zu sehen?' sprang er auf und trat fast zitternd vor die Laube, um zu spähen, ob jemand zugehört habe. Aus dem Hause kam die Wirthin. Er faßte sich, erwartete sie und trat lächelnd mit ihr wieder in die Laube" (332—336).

Die junge Schloßfrau hatte sich wirklich das Kleidchen mit dem Schlüssel des Kastens vom Kaplan auf ihr Zimmer bringen lassen, um es nach Herzenslust zu verehren, d. h. — zu untersuchen, denn sie war eine Berlinerin. „Laut verriegelte sie die Thür. Dann hob sie das Kleidchen heraus, legte die Halsspitze auf die Hand und betrachtete sie, vor sich hinsprechend: ‚Kein Zweifel: ganz das gleiche Muster der merkwürdigen alten Spitze, welche die Stolawska bei meiner Hochzeit trug.' Sie las ‚Stola' auf der kleinen Brust und hätte beinahe laut aufgelacht. ‚Das hat Stolawska geheißen, ist auch alt und schön — da steckt ein Geheimniß dahinter.' — Um sich größere Gewißheit zu verschaffen, nahm sie eine feine Scheere und trennte etwas die Naht hinter dem A. ‚Da ist ein Stück abgeschnitten! Nur das ‚Stola' hat man gebraucht! O Wunder!' Sie klatschte leise in die Hände, so freute sie sich der Entdeckung. Kein Mensch sollte etwas davon erfahren . . . Sie suchte Nadel und Faden, heftete das Losgetrennte wieder an und hing das Kleidchen in den Schrein. Das untere Ende ließ sie heraushängen, als habe sie es geküßt. Dann schellte sie und befahl, den Vikar zu rufen" (298 f.).

Inzwischen scheint den schlauen Pfarrer die Thatsache, daß zwei Berliner — Wilhelm und die junge Schloßfrau — sich so sehr um das Kleidchen interessirten, doch etwas ängstlich gemacht zu haben. „Eines Morgens früh war er, scheinbar in großer Aufregung, mit verstörtem Gesicht, zu mehreren Einwohnern geeilt, um ihnen zu sagen, daß das heilige Kleid fehle. Soeben sei die schreckliche Entdeckung gemacht. Der Sacristan habe wie gewöhnlich die Kirche aufgeschlossen, das Schloß sei unverletzt, auch dasjenige des Reliquienschreines, wovon er selbst sich überzeugt. Ueberall suchte man vergebens. Die Gläubigen beteten, Weiber weinten, die Besitzerin der Gastwirthschaft

sah ihre Hoffnung auf die Wallfahrten ganz vernichtet. Einige glaubten, daß der Böse, die meisten, daß Diebe — denn die Nacht war finster gewesen — die Reliquie gestohlen hätten. Manche aber dachten anders. Die Wirthin hatte zu viel von ihrem vornehmen Gaste (Wilhelm) gesprochen. Aus den Umständen, die hierdurch bekannt wurden, folgerte man, daß der Einfluß dieses Herrn das Verschwinden des sogenannten heiligen Kleides bewirkt habe, zumal solches den Ansichten des Fräuleins und des alten Eikenmeier entspreche. Daß der Pfarrer einen Bericht über Wilhelm Mellno und dessen auffallende Fragen abgeschickt und in Folge dessen den Befehl erhalten und ausgeführt hatte, den Gegenstand zu entfernen, erfuhren die Leute nicht" (373).

Das ist eine zweite „historische" Thatsache; da sie schon etwas stark sich anhört, haben wir als kritischer Referent dem „Geschichtsschreiber" selbst das Wort gelassen.

Aber so romanhaft diese beiden Thatsachen auch sein mögen, so muß doch ein Kind schon einsehen, daß sie zu einem Roman nicht genügen. Dazu bedarf es nicht bloß der Scandale, sondern vor Allem auch der „Helden" und der „Liebe".

Wir gehen also nach Berlin und lassen uns durch den Auctor bei Geheimraths einführen; hier treffen wir Kernmenschen, mit denen es eine Lust ist, auch nur dieselbe Luft einzuathmen.

Da ist vor Allem der alte Geheimrath Mellno selbst, das Muster eines preußischen Beamten, der keine Schonung kennt, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt. Er ist „überbürdet. Nicht allein die laufenden Geschäfte mußten erledigt, neue Gesetzentwürfe (gegen die bösen, ‚den Boden unterwühlenden Ultramontanen') für Preußen und das Reich sollten bearbeitet werden". Da ist ferner Fritz, der aktive Offizier, ein Idealmensch ohne Schatten, — Wilhelm, ebenfalls gewesener Soldat, augenblicklich auf der Suche nach einer Oekonomie. Aber auch das glücklichste Haus hat sein Gespenst. Der Geheimrath lebte in gemischter Ehe, und die Geistlichen störten ihm den Hausfrieden. „Beide stammten aus Schlesien, wo die Söhne geboren wurden. Spät, erst vor 16 Jahren, als sie schon in Berlin lebten, wurde ihnen die Tochter geschenkt. Der Vater und die Söhne waren evangelisch, Cäcilia folgte der Religion ihrer katholischen Mutter. Das hatte der Geheimrath damals für zulässig und angemessen gehalten. In der Hauptstadt trat die Verschiedenheit der Confessionen wenig hervor. Auch hatte der katholische Pfarrer keine besondere Veranlassung, das Mellno'sche Haus zu besuchen, die Geheimräthin erfüllte ihre religiösen Pflichten, und ungebeten ließ sie ihm reichliche Spenden zufließen." Nun verlobt sich Fritz mit einer katholischen Braut. „Da zum ersten Mal drang der Beichtvater der Geheimräthin in ihr Familienleben ein. Er forderte, daß sie den Sohn zu der Verpflichtung einer katholischen Kindererziehung bewege. Anfangs lehnte sie die Einmischung ab; war doch ihre eigene Ehe unter gleichen Umständen ohne eine derartige Zusage geschlossen worden. Als der Pfarrer dringender wurde, sprach sie mit ihrem Manne und Fritz. Beide tadelten die Zumuthung. Trotzdem hörte der Geistliche nicht auf, die Mutter im Innersten zu beunruhigen, so daß sie

der Hochzeit, welche im Frühjahre 1870 stattfand, lieber ferngeblieben wäre" (2). Ob der Pfarrer der Braut seine Pflicht gethan oder ob diese überhaupt ihren Pfarrer um Dispens wegen der Mischehe angegangen und dieselbe gegen das Versprechen katholischer Kindererziehung erhalten habe, sagt uns der Verfasser nicht. Das hätte ihn in die Lage gebracht, entweder den preußischen Offizier ebenfalls die Versicherung solcher Erziehung geben zu lassen oder die Braut gleich von vornherein als schlechte Katholikin zu schildern, während sie dieß nach der ganzen Anlage des Romans noch nicht sein durfte[1]. — Glücklicherweise heilten die großen Weltbegebenheiten den Riß in der Mellno'schen Familie. „Zuerst die auf dem Concil in Rom immer empörender zu Tage tretenden Uebergriffe der Jesuiten und des Papstes. Der Geheimrath sprach von der priesterlichen Herrschsucht so oft und überzeugend, daß er die zweifelnde Frau mehr und mehr zu sich hinüberzog. Konnte ja die Geistlichkeit auch irren; hatten doch die deutschen Bischöfe Einsprache erhoben gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, welche man als Dogma verkünden wollte. Diese Unsicherheit in der Lehre war ihr ein Trost" (3).

Natürlich; denn

Gern läßt und leicht sich trösten,
Wer will getröstet sein.

Nach dem Kriege „hatte der Pfarrer vorsichtig gestrebt, den Einfluß auf die Geheimräthin wieder zu erlangen" (4). „Der Pfarrer kam oft (in das Haus) und gewöhnte die Geheimräthin nach und nach, seine Mahnungen wie ein Beichtgeheimniß zu bewahren. ‚Neue Gesetze sollen die Gläubigen in Fesseln legen,' so sprach er, ‚damit Deutschland dem Protestantismus ganz verfalle. Um so fester müssen die Katholiken im engsten Vertrauen zusammenstehen'" (9). War auch der Mühe werth, eine solche „Mahnung als Beichtgeheimniß zu bewahren"!

„Dem Geheimrath entging der Einfluß des Geistlichen auf seine Frau und seine Tochter nicht. Er warnte erstere; sie aber antwortete: ‚Cäcilia ist zu deiner Zufriedenheit unter meiner Leitung erwachsen. Ueberlaß mir auch die Vollendung.' — Er ließ es gehen. Hatte doch schon einmal die Vernunft die Oberhand behalten. Als Wilhelm, da sie allein waren, von den katholischen Umtrieben sprach, erwiederte er: ‚Beruhige dich! Der Reichskanzler wacht, und der neue, von einer starken Partei getragene Cultusminister wird energisch vorgehen'" (10).

Da es ein Hauptzweck des Romans ist, auf historische Thatsachen gestützt, die Eingriffe des Ultramontanismus in die Familien zu schildern, konnten wir das erste Beispiel dieser Art — die erste historische Thatsache — nicht mit Stillschweigen übergehen. Im Uebrigen verläuft dieser Eingriff — Dank dem Reichskanzler, der wacht — noch ziemlich harmlos; denn Cäcilia wird ihm durch eine Reise zum Bruder entzogen, und wenn auch die Frau

[1] Oder sollte etwa der Verfasser nichts von dem Ehehinderniß der Religionsverschiedenheit und den zu dessen Behebung nöthigen Schritten in foro externo gewußt haben, daß er so den Beichtvater eintreten läßt?

Geheimräthin immer mehr verſimpelte, ſo war das eben kein großes Unglück, und ſteht in gar keinem Vergleich zu den anderen böſen Früchten, welche jener „Einfluß" im Verlauf des Romans an anderen Stellen tragen wird.

Doch wir müſſen vorerſt raſch das Gewebe des Romans auseinanderlegen. Alſo: Während Fritz, der Offizier, in Poſen ſteht und mit ſeiner jungen Frau in einem und demſelben Haus mit Frau von Stolawska lebt, und ſomit ſchon zwei Factoren, Mellno und Stolawska einander näher bringt, lernen wir als Gäſte des Mellno'ſchen Hauſes in Berlin den alten und jungen von Rüſterſtein, die Gutsnachbarn der Stolawska kennen; Wilhelm findet Gelegenheit, als Gutsverwalter, ſpäter als Pächter eines Gutes der Stolawska ebenfalls mit dieſer in Verbindung zu treten und zieht ſchließlich als wohlbeſtallter Oekonom in die Nähe des Schloſſes Malikowo. So wären alſo nach jener Seite alle Fäden aufgeſchlagen. Inzwiſchen reist der jüngere von Rüſterſtein mit einem weſtphäliſchen Freiherrn, der Abgeordneter iſt, auf deſſen Gut nach Weſtphalen und bahnt ſo auch den übrigen Gliedern des Mellno'ſchen Kreiſes die Wege dorthin, damit man ſchließlich das Taufhemd des jungen Stolawski und damit aller Knoten Löſung finde — nicht zu vergeſſen, daß Wilhelm eine Schweſter des Freiherrn heimführen ſoll, alſo auch um deßwillen ſchon eine Hereinziehung des weſtphäliſchen Schloſſes nöthig war. Mit dieſer einen Heirath allein war jedoch der Roman nicht auszufüllen Darum fügt der Verfaſſer noch ein außerordentlich romantiſches Motiv ein. Als man nämlich der armen Brigitta rieth, ihren Sohn der Gräfin von Stolawska in die Wiege zu legen, hatte man ihr die Lüge geſagt — natürlich im Auftrage der „Kirche" —, daß die Gräfin ein todtes Kind geboren. Dem war nicht ſo; ſie hatte im Gegentheil ein geſundes Mädchen zur Welt gebracht, das nun ebenfalls zu entfernen war. Die „Kirche" weiß in dieſen Fällen immer Rath. Man gab einem Juden Geld und das Kind und verpflichtete ihn auszuwandern nach Rußland, das Kind als ſeines zu erziehen, jede Auskunft über den Handel zu verweigern und niemals nach dem Urſprung des Kindes zu forſchen. Das hatte der Jude denn auch treulich und gewiſſenhaft gethan. Die ſchöne Judith galt als Schweſter Marjuns und half dieſem unbewußt durch ihre Schönheit Wuchergeſchäfte mit den verlotterten Polenjunkern zu machen. Judith wußte, wie geſagt, lange nichts von dem ſchmachvollen Beginnen des Bruders, ſie war nicht bloß eine legendäre Schönheit, ſondern auch eine paradieſiſche Unſchuld, halb Jüdin, halb Chriſtin — ein Ideal ſondergleichen und daher vom Verfaſſer dem jungen Rüſterſtein, der ſich ebenfalls immer ſchöner zum Ideal entwickelt, je mehr er dem Ultramontanismus entſagt — zur Gattin beſtimmt. Zu dieſem Bunde ſollte es jedoch nicht kommen, denn kaum erfährt der junge vermeintliche Stolawski, daß nicht er, ſondern Judith das Schloß erben ſoll, ſo erſchießt er im entſcheidenden Momente zuerſt dieſe und dann ſich ſelbſt!

Wie ſich die einzelnen Perſonen des Romans, von denen wir kaum die Hälfte genannt haben, durch einander ſchieben und ſpielen, wie ſich die Knoten ſchlingen und löſen, das wäre in kurzen Worten außerordentlich ſchwer zu ſagen, um ſo mehr, da der Zufall oft eine entſcheidende Rolle ſpielt. Das

letztere ist so wahr, daß der Verfasser diesem Zufall sogar eine menschlich sichtbare Gestalt und einen Namen gegeben hat, und ihn immer als den höchst curiosen Herrn Celerotius gerade dort auftreten läßt, wo alle sonstigen Romanmittel versagen würden, um den Karren weiterzuziehen. Das Mittelalter hatte seine Wichtelmännchen und Zwerge, die Neuzeit hat ihren Herrn Celerotius, der allen Hülfsbedürftigen wie vom Himmel schneit, wenn sie ihn gerade nöthig haben. Nun, etwas Wunderbares gehört zum Wesen des Epos, und wir lassen uns den Herrn Ueberall und Alles-Kann um so lieber gefallen, als er absolut nur Gutes thut. Eine einheitliche Haupthandlung ist in dem Roman nicht zu finden; man liest wohl drei Viertel desselben, ehe man eigentlich sieht, wie das Alles zusammenhängt, und auch dann vertheilt sich das Interesse so ziemlich gleichmäßig auf verschiedene Dinge. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Erzählung als Erzählung langweilig sei; im Gegentheil, der Verfasser verkauft seine kleinen und großen Geheimnisse recht theuer, d. h. er weiß zu spannen und Knoten zu schlingen trotz einem Colportage-Romancier, aus dessen Offizin ja auch manche der „künstlerischen" Wirkungsmittel entnommen sind.

Da es uns jedoch nicht so sehr um den Roman als um das Zeitbild zu thun ist, heben wir nun im Folgenden noch das eine oder andere „Bildchen" heraus, um auch unsere Leser mit der „Geschichte" jener Tage bekannt zu machen. Sie werden dabei jedenfalls manches Neue erfahren. Da ist z. B. der Centrumsabgeordnete. „Einige Abende später trat der Diener in das Zimmer des Geheimraths . . und überreichte ihm zwei Visitenkarten. ‚Die Herren sind draußen.' Der Geheimrath las: ‚von Rüsterstein, Mitglied des Reichstages und Abgeordnetenhauses.' Und in der Ecke: ‚Hôtel de Russie.' Auf der andern Karte: ‚Felix von Rüsterstein.' — ‚Führen Sie die Herren herein,' befahl er und stand auf. ‚Rüsterstein hat mich niemals besucht,' dachte er, ‚und ist schon lange hier. Weßhalb kommt er jetzt? Das Centrum streckt seine Fühler nach allen Seiten aus.' Ein Herr mit gerötheten Wangen und braunem, dünnem Haar und hinter ihm ein junger, schlanker, der ihm glich, traten ein . . . ‚Sie haben sich wählen lassen?' wandte er (der Geheimrath) sich an diesen (den Vater). ‚Ich konnte es nicht refüsiren. Man offerirte mir die Wahl und hatte sie gesichert.' — ‚Das Centrum?' — ‚Natürlich!' rief er wie scherzend. ‚Wer sichert in meinem Kreise sonst die Wahl? Und Sie?' Er zeigte auf den Schreibtisch. ‚Immer in der Arbeit? Es wird wohl noch wie früher sein, Sie konnten sich niemals Ruhe gönnen.' . . . Herr von Rüsterstein sprach von seinen Pflichten als Abgeordneter. ‚Deren Erfüllung ist gewiß sehr angreifend,' meinte sie (die Geheimräthin). — ‚Wenn man es sich zu Herzen nimmt. Das thue ich nicht.' Er lachte. Da er seine Zuhörer staunen sah, redete er weiter: ‚Windthorst thut es auch nicht. Immer spaßhaft. Wie hat Bismarck ihn bei der Schulaufsichtsdebatte maltraitirt! Ich wäre in die Erde gesunken, und er hatte gleich einen Witz bei der Hand.' — ‚Den kann man sich gefallen lassen,' meinte der Geheimrath; ‚aber seine Umtriebe gegen Preußen und das Reich nicht. Ich begreife nicht, wie ein guter Preuße den Welfen

Heerfolge leisten kann.' — ‚Heerfolge?' rief bestürzt der Andere. — ‚Darauf kommt der Fractionszwang hinaus.' — ‚Erlauben Sie! Da wir die Volksvertretung einmal haben, geht es ohne den gar nicht. Die wenigsten Abgeordneten verstehen etwas von den Sachen und müssen den Führern folgen'" (15 ff.).

Im Folgenden trägt nun der Auctor Sorge, uns einige vorsichtige Blicke in das saubere Privatleben des Herrn Abgeordneten werfen zu lassen, deren Ergebniß bei jedem anständigen Manne sein muß, daß er den ältern Herrn von Rüsterstein nicht bloß lächerlich — verächtlich — ja ekelhaft, sondern auch bis zum Aeußersten hassenswerth findet. Das also ist der Mann, den der schlesische Centrumskreis sich zu seiner Vertretung ausgesucht und das Centrum als „Fühler" zu Geheimraths geschickt.

Ein zweites Exemplar des Centrumsabgeordneten haben wir in dem Westphalen Freiherrn von Dienhaupt, einem eitlen, dummen, eigensinnigen, feigen ꝛc. ꝛc. westphälischen Junker. Aus der sorgfältig ausgeführten Charakteristik dieses Freiherrn heben wir nur einen Zug heraus. „Die Maschinen wie die Dampfkraft, die Eisenbahnen sind nun einmal in der Welt; wir müssen mit ihnen rechnen oder richtiger sie als eine neue Züchtigung des Geistes uns gefallen lassen. Denn was sie eigentlich wollen, ist satanisch: die Menschen zerstreuen, verführen und verderben" (72). Berlin nennt er „das Sodom und Gomorrha", wogegen indeß der Auctor durch den Mund seines Helden protestirt: „Im Gegentheil, seine (Berlins) Bewohner stehen nach meiner Ueberzeugung weit über dem Durchschnitt der Menschheit" (76). Dienhaupts bedient sich das Centrum, um den Socialdemokraten Geld zukommen zu lassen (270 ff.) „zum Umsturz des Staates! Daß ein Preuße im ultramontanen Eifer sogar zu solchen Mitteln greife, trieb ihm (dem idealen Felix) das Blut in die Wangen."

Recht curios ist noch ein drittes Exemplar von Abgeordneten geschildert — „einer der obersten Führer der Centrumspartei". Dieser zieht durch's Land, um auf einer „Rundreise für die großen Katholikenversammlungen, welche in Breslau und Köln, an letzterem Orte nach dem Congreß der Altkatholiken tagen sollten, persönlich zu werben". Darum lud ihn Dienhaupt auf sein Gut ein, weil er mit dem berühmten Gaste prahlen wollte. Die Ehren, welche man diesem überall anthat, gefielen seiner Eitelkeit. Der berühmte Führer hatte übrigens seine geheime Absicht, als er sich von dem Freiherrn für ein so hohes Fest, wie Mariä Himmelfahrt, auf's Land einladen ließ. Der Vertreter der katholischen Sache „wollte nämlich der Prozession ausweichen, an welcher er in seiner Stadt hätte theilnehmen müssen. Leider gerieth er aus dem Regen in die Traufe"; denn kaum auf dem Gute des Freiherrn angekommen, erfuhr er, daß man ihm zu Ehren erst recht eine feierliche Prozession veranstaltet habe, mit welcher er, wohl oder übel, ziehen mußte. „Den sonderbaren Ausdruck, welcher bei dieser Mittheilung auf sein Gesicht kam, hielt sie (die Mutter des Freiherrn) für den Beweis der innigsten Gemeinschaft." Auch das „Hemdchen des Jesuskindes" mußte er verehren — und er war so vernünftig, „bonne mine au mauvais jeu zu machen"

(101 ff.)[1]. Nur im Vorübergehen sei bemerkt, daß man in dieser Prozession „schon (d. h. bereits beim Auszug) den einen und anderen der Dorfleute, der zu viel Stärkung aus der Schnapsflasche getrunken hatte, taumeln sah" (103).

Außer diesen Einzelbildern gibt uns der Verfasser auch ein Gesammtgemälde der Centrumsfraction. Hier müssen wir etwas weiter ausholen. Jagello ist ein „schöner Priester", ein Vertrauensmann seines Bischofs Ledochowski's, — ein Don Juan im Talar abscheulichster Art, daneben ein Tartüff aus dem ff und selbstverständlich ein um so fanatischerer „Pfaff", als er durch äußern Eifer seine innere Schlechtigkeit wettmachen muß. Er spielt in dem ganzen Roman die gehässigste und sittlich schmutzigste Rolle, und der Verfasser läßt uns sogar durch eine Mauerspalte den abscheulichsten Orgien des Priesters mit der Polin zuschauen. Obgleich angestellter Pfarrer oder Kaplan in Posen, ist er Tag und Nacht um die Schloßfrau — bald in Posen, bald in Malikowo, bald in Berlin. Augenblicklich hatte er eine Reise nach Rom gemacht im Auftrage seiner Obern (194) und war also nicht dabei, als seine Maitresse im einsamen Waldschloß eine „Erscheinung" hatte, welche ihr den verschwenderischen Lebenswandel vorwarf. Die abergläubische Frau von Stolawska war darüber im ersten Schrecken nach Berlin gefahren. „Sie wußte nicht, war jenes nächtliche Wesen ein Gespenst oder ein Mensch[2] . . . Der einzige, nach dem sie verlangte, Jagello, war gerade jetzt, da sie seiner bedurfte, unerreichbar fern (auf heiliger Sendung!), und ihr schreckliches Ereigniß ihm schriftlich mitzutheilen, wagte sie nicht, obgleich es auch ihn bedrohte. In ihrer von Aberglauben vergrößerten Furcht faßte sie den Entschluß, sparsam zu leben . . . Jagello fand sie auf seiner Heimreise vergrämt, nachlässig gekleidet, in einer bescheidenen Wohnung eines entlegenen Theiles von Berlin und erfuhr jetzt, wie das gekommen. In einem Augenblick wechselte die Blässe des Schreckens und die Röthe des Zornes auf seinem Gesichte, und gefaßt sprach er: ‚Wäre ich früher gekommen, so hätte ich den Vertrag mit einem deutschen Ketzer[3] verhindert. Du hast dich gefürchtet, ich fürchte mich nicht. Die Kirche hat Mittel, den Geist zu bannen oder den verrätherischen Polen zu finden und zu strafen. Beruhige dich!' Nach einer Weile des Nachdenkens fuhr er fort: ‚In dieser unpassenden Lage sollst du nicht bleiben. Geldmittel habe ich'" (252). Nun erhebt sich der Auctor zu einer feierlich geschichtlich-orientirenden Einleitung.

„Die Jesuiten suchten die Kampfmittel gegen Preußen und das protestantische Kaiserthum auf alle Weise zu mehren, um die Maßregeln zu verhindern oder unwirksam zu machen, mit welchen die Regierung ihren Ueber-

[1] Welcher dieser Centrumsführer war, wird uns S. 99 ziemlich deutlich verrathen; den „kleinen Mann", der „sich Bismarck gewachsen fühlt", glaubt man zu kennen.

[2] Es war niemand als Brigitta, welche dieses Gespenst gespielt, um die verschwenderische Frau von ihrem tollen Leben zu heilen. Die wahre Mutter des Stolawski'schen Erben fürchtete eben, es möge für ihren Sohn nichts übrig bleiben.

[3] Den Pachtvertrag mit Wilhelm Mellno.

griffen begegnen wollte. Die hierauf gerichteten Kirchengesetze waren dem preußischen Landtage vorgelegt worden, und im Reiche sollte der weltliche Einfluß der Geistlichkeit durch Einführung der Civilehe beschränkt werden. Auf ultramontaner Seite vermehrte man die Sammelpunkte für die zusammenwirkenden Kräfte. An vielen Stellen wollte man weiterreichende Fäden spinnen. Nach Verbindungen trachtete man nicht allein mit den höchsten Kreisen der Hauptstadt, sondern auch mit den dunkeln Schichten des Volkes. Man bedurfte großer Ereignisse. Was half es sonst, daß der Erzbischof in Posen sich als Stellvertreter des fehlenden Polenkönigs darstellte; daß er das vorgeschriebene Kirchengebet für das Reich so abfassen ließ, als beziehe es sich auf das polnische Reich; daß er seiner Geistlichkeit Befehle gab, welche im geraden Gegensatz zu der staatlichen Ordnung standen? Einem solchen Verhalten und dem ähnlichen anderer Bischöfe mußten innere Unruhen oder ein Krieg zu Hülfe kommen. Man hoffte, den Präsidenten Thiers durch einen Marschall mit einer klerikalen Regierung zu ersetzen und hierdurch den französischen Revanchekrieg näher zu rücken. Man behauptete, der Katholicismus sei eine Stütze des Staates und förderte eine anarchistische Revolution" (253).

Man muß gestehen, dieses „man" des Auctors ist ein recht gefährliches Geschöpf gewesen — aber „der Reichskanzler wacht" — er wird wohl auch mit diesem „man" sich abfinden. Vorderhand verkörpert sich dieses „man" — in einem Salon.

„Frau von Stolawska war durch Schönheit und einnehmendes Wesen befähigt, in ihrem Salon die Männer der Partei zu versammeln. Jagello hatte sich ihrer versichert, nicht in Bezug auf Liebestreue, die war ihm gleichgültig, aber in Bezug auf ihr politisches Verhalten. Sie mußte seinen Weisungen folgen. Er blieb in Berlin, bis er ihr die Wege gebahnt hatte. Sie bezog ein elegantes Quartier, fuhr Visiten und empfing Besuche. Nicht allein Polen, mehr Deutsche, auch Franzosen und solche Elsaß-Lothringer, welche mit ihnen im Hasse gegen Preußen übereinstimmten, fanden sich ein. Man sprach bei Frau von Stolawska gewöhnlich deutsch. Sogar die Franzosen thaten es, um sich zu üben. Paris schickte nach Berlin jetzt Personen, welche dieser Sprache einigermaßen mächtig waren. Die Elsäßer, auch einige Berliner ... zogen die französische Conversation vor ... Sie (Frau von Stolawska) bemühte sich nur um Personen, welche Jagello und seine Vertrauensmänner ihr als wichtig bezeichneten; außerdem auch um solche Herren, welche ihr gefielen. Trafen beide Umstände zusammen, so wandte sie alle Verführungskünste an, um Eroberungen zu machen, die zugleich politisch nützlich und ihr persönlich angenehm waren. Wie weit solche Intimität ging, suchte sie möglichst zu verbergen. Gesprochen wurde Manches davon" (254 f.).

„Bei dem Abendtische, an welchem sich täglich nach Theaterschluß mehrere Mitglieder der Centrumspartei, geistvolle, herrische, auch flache, subalterne Gesichter, im Hotel der Frau von Stolawska versammelten, wurde gewöhnlich die Politik nur gestreift, höchstens eine sarkastische Bemerkung gegen die Regierung gemacht oder die neueste Nummer der Germania durchflogen,

deren Hauptartikel von den Chefs der Partei herrührten und wie diese selbst mit hohem Respect angesehen wurden. Jetzt aber bewegte sich die Conversation bis in die Mitternacht mit Heftigkeit um die Vorlagen, welche im Landtage zur Berathung standen: über die kirchlichen Strafmittel, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen . . . Rücksichtslos gegen die weltliche Ordnung, unbekümmert um das Wohl der Katholiken, kämpften sie für ihre Hierarchie. Der deutsche Episkopat protestirte in Denkschriften und Adressen und erklärte, daß es die Pflicht aller Gläubigen sei, unbekümmert um die Staatsgesetze, zu thun, was die Kirche gebiete, und zu unterlassen, was sie verbiete. Dieß schmeckte einigen Centrumsmitgliedern doch gar zu sehr nach Rebellion, und weil die Führer der Partei und ihr Gefolge keinen Widerspruch duldeten, so kam es auch während des geselligen Beisammenseins zu hitzigem Gefecht. Ein protestantischer Welfe stritt an Windthorsts Seite mit einem katholischen Altpreußen, welcher behauptete, daß die neuen Gesetze mit der Religion nichts zu thun hätten. Ein Rheinländer wollte für die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen auf deutschen Schulen und Universitäten sprechen, wurde aber durch die von allen Enden der Tafel herschallenden Gegenreden zum Schweigen gebracht. Und dieser Lärm steigerte sich fast bis zum Tumult, als ein Gutsbesitzer aus Schlesien die Absetzung eines Kirchendieners durch richterlichen Spruch unter Umständen für gerechtfertigt erklärte“ (257). Nachher werden die Centrumsfreunde sogar noch anzüglich und ein „lustiger Priester“ macht schlechte Witze (ibid.).

Die künftigen Geschlechter aber werden in ihren Geschichtsstudien auf das Wort „Centrum“ stoßen und sich fragen, was dasselbe zu bedeuten habe. Da kann ihnen denn keine bessere Auskunft gegeben werden, als wenn sie die Charakterbilder unseres Auctors nachlesen, weßhalb wir dieselben auch zu Nutz und Frommen Aller hier zusammengestellt haben.

Ein bedeutendes Contingent zu der Charakterengallerie des Romanes liefert auch der Clerus. Den Beichtvater der Geheimräthin kennen wir bereits; er tritt übrigens nur noch ein einziges Mal in den Vordergrund, um bei einem Festessen eine so kolossale Taktlosigkeit zu begehen, daß man sich geradezu für ihn schämen muß. Da ist doch der protestantische Prediger ein anderer Mann! Ueberhaupt — das sei nur nebenbei gesagt — wenn Schreiber dieses je bei Geheimraths zu Tisch und in Gesellschaft eingeladen werden sollte, so würde er vor Allem und einzig Sorge tragen, seine katholische Religion nicht zu verrathen; denn man würde ihn sonst solidarisch haftbar erklären für all die Takt-, Zucht- und Geschmacklosigkeiten, welche sich alle auftretenden Katholiken in diesem sonst so feinen Kreise zu Schulden kommen lassen. Man sieht gleich, wer eine wahre Geistes- und Herzensbildung genossen, wer ein nationaler Kerl von ächtem Schliff ist. Das geht so weit, daß unser Auctor einem den Ultramontanismus gleich vom Gesicht abliest. „Er (Wilhelm) ließ seine scharfen Augen von einem zum andern streifen und machte dabei die Beobachtung, daß sich der Katholicismus in den älteren Gesichtern deutlich, fast unverkennbar ausprägt“ (61). Sie hatten „alle etwas übereinstimmend Straffes, Schablonenhaftes“.

Ein ganz einziges Exemplar der Species „Clerus catholicus" ist der junge Kaplan auf dem Gute des Herrn von Dienhaupt. Er war der Sohn der Wirthsfrau, bei welcher das „Hembchen" gefunden wurde, und deßhalb hatte ihn die alte Dame Dienhaupt zu ihrem Kaplan verlangt. „Wenn der menschliche Geist von einer falschen Richtung, welche Zufall oder Erziehung ihm gegeben, nicht rechtzeitig abgelenkt wird, so geräth er in eine Sackgasse, aus der er sich nicht mehr zu befreien vermag. Das war bei der alten Frau von Dienhaupt und ihrem Sohne (dem Abgeordneten) der Fall. Sie wurde von der Frömmelei, welche die irdischen Dinge verachtet, er vom ultramontanen Fanatismus gefangen genommen. Jede Bemühung, der alten Dame menschlich näher zu treten, blieb vergeblich. Im Kreise der Ihrigen fast stumm, in ihren Zimmern anscheinend nur mit Andachtsübungen beschäftigt, quälte sie sich und den unglücklichen Kaplan." Dieser ist noch „ein junger Mann mit einem blassen, abgehärmten Gesicht". Seine Beschäftigung in dem Hause bestand hauptsächlich darin, Morgens zur Frühmesse die Orgel in der Kapelle zu spielen[1] und Abends ebenso „für Mama zum Einschlafen" (69) die Orgel zu spielen, und im Uebrigen „die meiste Zeit auf dem Zimmer der alten Dame zuzubringen". Daß er nun von dem ewigen Zimmerhocken, dem meist furchtbar traurigen, „tief wehmüthigen, ja verzweifelnden" (68) Orgelspiel und den skrupulösen Andächteleien mit der alten Dame etwas bleich und hypochondrisch werden, ja in Folge dessen auf allerlei Grillen verfallen mußte, versteht sich von selbst. Um so schlimmer für ihn, wenn sich seine fixe Idee in Form einer stillen unglücklichen Neigung zu Agnes, der zweiten Tochter seiner Herrin, krystallisirte. Unser Auctor versucht es bisweilen, uns durch den Farbenwechsel auf dem bleichen, abgehärmten Gesicht des Kaplans das stille Feuer in dessen Herzen anzudeuten, und läßt uns dann schließlich folgender Scene beiwohnen. Es war am Abend nach dem Besuch des großen Centrumsabgeordneten. Felix und Ludovika treten gerade in's Haus. „Er wollte sie loslassen und gute Nacht wünschen. Da hörten sie neben sich in der Kapelle, deren Thüre offen stand, ein nicht genug unterdrücktes Schluchzen und Wimmern. Sie blieben stehen, traten ein, scheuten sich, näher zu gehen, schmiegten sich enger an einander. Hinter ihnen waren leise Schritte. Sie wichen aus an die ganz finstere Wand. Die alte Frau von Dienhaupt kam. Gestern war das Orgelspiel vergessen (wegen des Gastes), heute entbehrte sie es. Der Kaplan mochte zu erschöpft sein; so wollte sie im Stillen an dem Hausaltar Gott danken für diesen unvergeßlichen Tag. — ‚Kasteien Sie sich,' hörten die Beiden jetzt. — ‚Ach, lassen Sie mich von hier fortziehen,' antwortete wehklagend der Kaplan, ‚ich kann, ich kann nicht länger bleiben, Agnes! — Heute stand sie schön wie ein Schutzengel bei dem ketzerischen Manne. Zweifel und Liebe zerreißen mein Herz'" (107). Nach dieser Eröffnung

[1] Aus dem Wortlaut des Romans müssen wir schließen, daß der Kaplan die Messe auf der Orgel sang. Auch das Wort „Frühmesse" ist für die Umstände recht bezeichnend; es gibt wahrscheinlich den Unterschied an zu der Abendmesse „für Mama zum Einschlafen".

„hatte Frau von Dienhaupt die Wahl, den Kaplan oder ihre Tocher zu entfernen. Er war ihr unentbehrlich . . . und sie behielt ihn bei sich" (132); dafür mußte die eigene Tochter aus dem Hause. Hätten die frommen Altkatholiken das Cölibat doch nur gleich abschaffen wollen, so wäre er zu ihnen gegangen (82); aber so muß er hoffnungslos bei der alten Dame aushalten. „Der Geist der alten Frau, welche seit Jahren in erschlaffender Unthätigkeit, Monate lang in der vollkommensten Stille (d. h. nur in Andachtsübungen mit dem Kaplan) gelebt hatte, war von den Schlägen der letzten Zeit gebrochen." Die neue Berliner Schwiegertochter fand nämlich den bleichen Kaplan nicht schön und lebensfroh genug, und war deßhalb mit ihrem Mann zum Bischof gegangen, um einen schönern zu erbitten, der ihr auch zugesagt ward. Seinerseits hielt sich der Kaplan nicht sicher seines Lebens (den Grund anzuführen, weßhalb, würde uns zu lange aufhalten) und bat ebenfalls seine Herrin um Entlassung. „Daß ihr Tröster sie so soll betrogen" und hinter ihrem Rücken seine Versetzung beantragt haben, brachte schließlich bei der alten Frau die Tobsucht zum Ausbruch. „Als sie den Priester erblickte, gerieth sie in größere Aufregung, ihre Augen blitzen, ihre Arme flogen und sie schrie unverständliche Laute, in welche der Kaplan seine Formeln mischte . . . Sie hat ihre Umgebung nicht wieder erkannt, kein verständliches Wort mehr gesprochen" (305). Sie starb, und damit endet die Aufgabe des Kaplans, der aus dem Romane nun auch ohne Weiteres verschwindet. Er hat gezeigt, welchen Einfluß die Geistlichen auf die Frauen üben. „Der Mohr kann gehen!"

Der Auctor trägt übrigens Sorge, daß wir das Salz einer „Pfaffenschlechtigkeit" nicht lange entbehren. Er hat dieses Salzes einen großen Vorrath und so müssen auch wir, zur Vollständigkeit des „Zeitbildes", noch einige Pröbchen folgen lassen.

Auf Schloß Malikowo war eines Tages ein Gelehrter eingetroffen. Die Schloßherrin war nicht anwesend. „Am zweiten Tage, als er das Gebäude ungefähr kannte und sich im obern Stock allein wußte, ging er durch alle Zimmer, die sämmtlich unverschlossen waren. Diejenigen, welche Frau von Stolawska inne gehabt, interessirten ihn am meisten. In ihrem Boudoir beschaute er die Schlösser des Secretärs genau . . . In mehreren Nächten stieg der Fremde mit einer Blendlaterne die Hintertreppe hinauf, öffnete mit dem Schlüssel, den er in seinem Bunde passend fand, den Secretär in dem Boudoir der Schloßherrin, nahm lose oder unordentlich zusammengebundene Papiere, einen Haufen nach dem andern, mit in seine Wohnstube, las darin unermüdlich, legte mehrere Briefe in seinen Koffer und die anderen vorsichtig an denselben Platz, dem er sie entnommen. ‚Das genügt,' sagte er endlich. ‚Nun hat er die leichtsinnige Frau ganz in der Hand!' Seine Entdeckungen und Vermuthungen meldete er auf Umwegen an Jagello. Von ihm besaß oder erhielt er die erforderlichen Angaben" (313).

Und richtig. Als die Schloßherrin „schwerere Sorgen hatte, nicht Geld genug und den Verdruß, daß Jagello sie schmählich verlassen, ja schändlich behandelt — d. h. seine freigebige Hand von ihr zurückgezogen habe — und sie ihm dann einen dringendern Brief schrieb, sagte er sich ganz von ihr los,

indem er ihr zu verstehen gab, daß er Beweise ihrer vielfachen Untreue besitze" (374). Die Herrlichkeit mit dem Centrumssalon hatte eben nicht lange gedauert. — Später richtete die verzweifelte Schloßherrin „noch einmal einen Brief an den schönen Priester, der ihr auf das Innigste (d. h. durch jahrelange Sünde) verbunden war; nicht um sein Herz zu erweichen, sondern um zu drohen, daß sie die Geheimnisse des Bundes der katholischen Frauen und Mädchen verrathen werde, wenn er ihr nicht helfe. Es war die Zeit, als der Erzbischof Ledochowski den neuen Gesetzen mit dem maßlosen Widerstande trotzte, welcher zu seiner Verhaftung und Absetzung führen mußte. Jagello sah nicht ein, daß dieß ein Erfolg für die Allgewalt der Priester sein würde, wonach auch er hauptsächlich strebte. Er hätte eine Politik vorgezogen, die, scheinbar etwas nachgiebig, den Kampf ohne solches Aergerniß fortzuführen gestattete. Er war deßhalb nicht guter Laune, als er den Brief der Frau erhielt, welche durch seine Mitschuld eine Verlorene geworden, und antwortete sofort ganz erbarmungslos, erniedrigte sie auf das Tiefste, zählte ihre Sünden auf bis zu der jetzigen mit dem sogenannten Barkony (die er natürlich auch hatte ausspioniren lassen) und verhieß für die geringste Untreue an dem Bunde[1] die furchtbarsten irdischen und ewigen Strafen. — Sie war vollkommen entmuthigt" (395).

An dem meisterhaft gezeichneten Bilde dieses Jagello fehlt nur ein Strich. — Der Verfasser hätte ihn zum „Jesuiten" machen müssen, dann wäre das Portrait eines Eugen Sue würdig gewesen.

Natürlich steht Jagello in seiner Eigenschaft als Spion unter der katholischen Geistlichkeit nicht allein da. „Nicht lange nachdem der gelehrte Gast der Frau von Stolawska abgereist war, erhielt Brigitta den Beweis, daß man sie in Verdacht habe. Eine der polnischen Mägde, welche sie für den Haushalt ausgewählt, immer gut behandelt und bis dahin treu befunden hatte, war in der letzten Zeit unlustig und scheu geworden. Dieses Mädchen blieb eines Sonntages ... allein zu Hause. Brigitta verließ nicht weit vom Hofe den Wagen, weil sie unwohl sei, ging nach Hause und überraschte in ihrer Stube die Magd, welche die Commode geöffnet, Sachen herausgenommen hatte und sich jetzt, heftig erschreckend, mit dem flehenden Rufe: ‚Herr Pfarrer hat es befohlen!' der Wirthschafterin zu Füßen warf. ‚Solltest du stehlen?' fragte

[1] Da es manchem unserer Leser gleich uns selbst ergehen könnte, die wir auch von der Natur und überhaupt von dem Bestehen dieses Bundes nichts wußten, so wollen wir das Wenige, das uns der Verfasser noch über diesen Gegenstand mittheilt, hier folgen lassen: „Sie (die Frau v. Stolawska) gründete einen Bund der katholischen Frauen und Mädchen; wahrscheinlich nur einen Strauß oder gar nur eine Blume einer weitverzweigten geheimen Gesellschaft, worin sich die Angehörigen als solche nicht über ihre Gruppe hinaus kannten und zu deren Wissen Familienereignisse gelangten, von welchen selbst die Nahestehenden nichts erfuhren" (S. 255). Man muß dem Verfasser für diese kurze Notiz sehr dankbar sein und es besonders anerkennen, daß er durch das Wörtchen „wahrscheinlich" mit größter Gewissenhaftigkeit andeutet, daß ihm selbst nicht allseitige Aufklärung über den geheimnißvollen „Strauß" zu Theil wurde. Wir empfehlen diese Lücke künftigen Forschern.

letztere . . . ‚Nur die Schlüssel.' — ‚Welche Schlüssel?' — ‚Alle großen Schlüssel.' — ‚Wozu?' — ‚Ich weiß nicht. Herr Pfarrer fragte auch, ob Sie eine Nacht aus dem Hause gewesen? Ich weiß nicht.' Die Unglückliche zitterte, rang die Hände und weinte. Brigitta hieß sie aufstehen . . . Dann sprach sie ingrimmig: ‚Niederträchtige Pfaffen! In Paris haben sie mich eingesperrt, hier sündigt einer mit dem schlechten Weibe und tödtet die gute Frau, und dieser stiftet das arme Mädchen zum Diebstahl an. Ich kenne euch!'" (315.)

Die Thätigkeit des Clerus beschränkt sich übrigens nicht auf solche Heimlichkeiten. Hören wir nur:

„Jetzt waren sie (Wilhelm und Fritz) an der Warthebrücke und gingen schneller, um das Innere des Domes (von Posen) noch bei hinreichendem Tageslichte zu betrachten. Als sie sich dem freien Platze vor diesem Gotteshause näherten, hörten sie jämmerlich schreien, und bald erblickten sie eine geschmackvoll einfach gekleidete Dame, welche auf der Straße kniete und, die Hände ringend, die vom Weinen gerötheten Augen flehend nach der Kirche richtend, jene kläglichen Laute ausstieß. Die Menschen gingen gleichgültig vorüber, sie schienen an ein so schmerzliches Schauspiel gewöhnt zu sein. Auch ein Geistlicher, den sie unterwürfig grüßten, schritt ungerührt vorbei. Fritz' Züge zitterten vor Aufregung, und bitter sprach er: ‚Die Unglückliche wird von der alleinseligmachenden Kirche verstoßen sein, wahrscheinlich einer Tugend und nicht einer Sünde wegen.' — ‚Das ist ja gräßlich!' rief Wilhelm. Er war von Abscheu gegen die geistliche Tyrannei so erfüllt, daß er nicht mehr in den Dom gehen wollte. Sie kehrten um . . . ‚Was mag das arme Weib verbrochen haben?' — ‚Vielleicht widersetzte sie sich einem grausamen Gebote des Beichtvaters, gegen welches ihre heiligsten Gefühle sich sträubten. Wie viel Familienglück ist schon auf solche Weise vernichtet!'" (35 f.) Was man doch nicht alles auf einem Gange durch Posen erblicken und errathen kann!

Zu Gunsten unserer akatholischen Leser fügen wir noch eine epochemachende Entdeckung der mehrerwähnten Frau Brigitta bei, die ja die „Pfaffen kennen konnte". Sie warnt davor, einen katholischen Priester auch nur einen Augenblick lang in die Nähe eines Neugeborenen kommen zu lassen. Man meint, das sei zu furchtsam; sie aber sagt: „Ich weiß das besser aus Paris. Die Priester haben Taufwasser in der Tasche, bespritzen das Kind und sprechen die Taufformel, dann gehört es der Kirche" (205.)

Es wäre nun freilich noch ein langes Kapitel über die grausame Art und Weise zu schreiben, wie die „Kirche" arme Frauen in gemischten Ehen belästigt und sozusagen in's Grab hinein quält, wenn sie Mutterhoffnung fühlen, und wie diese Tyrannei im Verhältniß zum herannahenden Ziele dieser Hoffnung wächst. Die arme Frau Elisabeth, Gemahlin des protestantischen Offiziers, weiß ein Lied davon zu singen. Zuerst hatte sie als Beichtvater in Posen den alten Priester Bienko gehabt, und Alles war gut gegangen, aber bald „hatte der würdige Bienko Posen verlassen müssen. Man sagte, daß er sich zu selbständig gezeigt habe und auf eine armselige Dorfpfarre verwiesen sei. Das letzte bestätigte sich; die Ursache blieb allen Laien verborgen". Sein

Nachfolger war Jagello, „Pole aus vornehmer Familie". Er warb förmlich um Elisabeth als Beichtkind (45) und man weiß in der That nicht, was in dem nachfolgenden Verhältniß zwischen der Offiziersfrau und dem Priester widerlicher ist, die Sentimentalität oder der Fanatismus. Da wird — auf eine recht colportage-romanhafte Art — Elisabeth Zeugin der Schlechtigkeit — oder der Treulosigkeit? — des Beichtvaters, und in moralischer Entrüstung tritt sie mit vielem Eclat zum Protestantismus über! Das thun überhaupt bis zu einem gewissen Grade alle Personen des Romans, die nicht ganz vom Auctor verlassen sind. Uebrigens ist der Ausdruck „zum Protestantismus" nicht ganz correct, frei-rationalistisch-pietistische Biedermanns-Religion ohne Cult und Dogma wäre wohl der richtige Ausdruck. Außerdem hat der Romandichter noch eine ganz neue Religionsgesellschaft mit dem Patriarchen Eikenmeier gestiftet, deren Kenntnißnahme den Kirchenhistorikern um so mehr zu empfehlen ist, als der Dichter ihnen jede nur wünschenswerthe Auskunft über diese Religion en herbe, der aber die Zukunft gehören soll, gegeben hat. Der Stifter derselben, Colon Eikenmeier, ein starrköpfiger Westphale, wie nur einer gewachsen ist, fühlt selbst die Zukunft seiner Gründung, und er erwiedert dem altkatholischen Apostel Wehrmann mit der ganzen Ruhe des bessern Bewußtseins: „Lieber Herr! Mein Haus ist meine Kirche geworden. Des Försters Gleichniß fällt mir wieder ein. Zwischen den künstlich gepflanzten Bäumchen wächst auch wohl eines aus dem Samen, der sich selbst gestreut hat, und wer weiß, ob es nicht das stärkste wird von allen und länger besteht als die, welche jetzt darauf herabsehen" [1] (294). Die Geschichte Eikenmeiers und seiner Religionsentwicklung nimmt im Roman einen breiten Raum ein; daß auch er ein Opfer der papistischen Bannsucht und Tyrannei ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Etwas aufgefallen ist uns nur, wie Eikenmeier seine Frau „in der Laube im Baumgarten" beerdigen durfte — gerade als ob sich das in Preußen so von selbst verstünde, daß man sich seine Verstorbenen in der ersten besten Gartenlaube, recht nahe zur Hand, beisetzte.

Es gäbe noch manches Charakterbildchen, das aus dem Roman herausgehoben werden könnte — so der übermäßig lächerliche Kammerherr als Typus des eingefleischten Welfen; so seine Frau Ludovika, die Schwester Dienhaupts, eine Vertreterin des katholischen westphälischen Adels, welche unter dem Deckmantel der Frömmigkeit ein so sittenloses Leben führt, daß sie den Ekel der freireligiösen aber kerngesunden Schwester Agnes und wohl auch jeden Lesers erweckt. Einen flagranten Fall von Ehebruch dieser Dame trägt uns der Verfasser mit behäbigster Breite von den ersten Anfängen durch alle Stadien bis zur Vollendung vor und zwar mit einer wohlgefälligen Hervorhebung des katholischen Charakters der Sünderin. Die Schwägerin dieser Ludovika, die junge Gemahlin Dienhaupts, ebenfalls Katholikin, ist kaum auf dem west-

[1] Das Gleichniß des Försters lautet: „Es ist damit (mit den Religionen) wie im Walde. Da werden die Bäume so dicht gepflanzt, daß in Zukunft nicht alle Platz haben. Wir warten ab, wer der gesundeste ist; die anderen bleiben zurück und werden gefällt" (S. 293).

phälischen Gute eingetroffen, als auch sie sich nach interessanten Männern umsieht und, wie gesagt, zuerst einen Wechsel der Kapläne anregt. Die verrückte Mutter, der fanatische Abgeordnete, die Heuchlerin Ludovika, ihr lächerlicher Gatte, die leichtfertige Schwägerin — das ist das Zeitbild einer westphälischen Adelsfamilie!!! Das einzig gesunde Glied, Agnes, fällt vom Glauben ab. — Doch es ist Zeit, die Mittheilung solcher Einzelbilder zu beschließen, sonst müßten wir noch von dem Idealbild einer protestantischen Predigersfamilie u. s. w. u. s. w. reden, und würden an kein Ende kommen.

Der Kitt, in welchen diese einzelnen „historischen" Züge als Steinchen eingefügt und zum „Zeitbild-Mosaik" vereinigt sind, ist nicht minder „historisch". Er kommt direct aus der Pindter'schen Phrasenfabrik in Firma: „Norddeutsche Allgemeine".

„‚Der Kaiser soll bei dem Neujahrsempfang ergreifend von der Kraft des Reiches gesprochen haben, welche den Frieden sichere.' — ‚Das wird der Erzbischof von Posen nicht gern vernehmen,' meinte Fritz. ‚Der will Deutschland und Italien durch einen neuen Krieg zertrümmern, um das Polenreich und den Kirchenstaat wiederherzustellen.' — Ersterer sagte hierauf: ‚Seit wir stark geworden, hassen die Papisten uns mehr denn je. Unsere schwerste Friedensaufgabe wird in dem Kampfe mit Clerus und Centrum bestehen.' — ‚Mit denen sollte man nicht viel Federlesen machen,' äußerte Wilhelm. ‚Die Knoten, welche sie schürzen, muß man durchhauen.' — ‚Der Kavallerist!' scherzte Glandy, und Fritz sagte: ‚Die beste Waffe ist die Schule'; wozu der Freund bemerkte: ‚Wenn der Staat wie ein leuchtender Engel davor steht, damit die schwarzen Geister nicht eindringen'" (6 f.). Das sollte man malen!

„Der Kampf der Jesuiten gegen das protestantische Kaiserthum (Neujahr 1872!) entbrannte heftiger. Die Bischöfe lehnten sich gegen die Gesetze auf, und der größte Theil des niedern Clerus leistete ihnen Heerfolge. Mit allen Mitteln unterwühlten die Ultramontanen den Boden, auf welchem der Frieden von Staat und Familie ruht" (9).

„‚Nach dem, was hier öffentlich vorgeht,' fing Fritz wieder an, ‚kannst du ermessen, wie der herrschsüchtige Clerus im Dunkeln um sich greift.' — ‚Maulwürfe,' murmelte jener. — ‚Nicht allein das schlecht unterrichtete Volk wiegelt er auf, sondern auch die sogenannten gebildeten Klassen knechtet er, wie du sahst. Die Unterwürfigen werden besser behandelt. Wenn sie dem Aberglauben folgen, so mögen sie in Frieden sündigen. Wie sie jetzt von Ledochowski, dem neuen Tetzel, die Erlaubniß, in den Fasten zu schwelgen, für Peterspfennige kaufen, so haben auch größere Sünden ihren Preis' . . . — ‚Es ist traurig! Der grausam geschürte Fanatismus bricht an allen Ecken und Enden in großen und kleinen Flammen hervor'" (36). — „Sind wir doch nicht weit mehr vom Ablaßkram. Für eine gute Summe Peterspfennige können Sie sich heute von der Sünde loskaufen" (112).

„Der polnische Adel verliert sich in politische Phantastereien, der polnische Bauer ist unwissend, und da ihre Priester sie nicht allein in diesem Zustand erhalten, sondern auch vor den Deutschen warnen, so hat das gute

Beispiel der letzteren wenig Einfluß" (37). „Man könnte den Polen auch für die irdischen Interessen keinen größern Dienst leisten, als wenn man die Herrschaft der katholischen Geistlichen bräche" (38).

Auch die „Verschiebung" spielt schon 1872 ihre Rolle: „‚Bis jetzt breitet sie (die Herrschaft) sich weiter aus, z. B. in Kaschin, dem nächsten Städtchen. Seit ich es kenne, hat seine evangelische Einwohnerzahl ab-, die katholische oder sogenannte polnische zugenommen. Die römische Kirche hat Geld und macht damit Proselyten. Manch' evangelischer Armer wird katholisch, um besser zu leben, und dann polonisirt er auch seinen Namen.' — ‚Da können wir ja das Land verlieren!' rief Wilhelm. — ‚Wir sollten es wie einen verunkrauteten Acker mit dem tiefsten Pfluge behandeln'" (38). Natürlich! Aber nur Geduld: der Reichskanzler wacht!

„Aeußerungen des alten Professors und Jagello's deuteten auf eine baldige Herstellung des Reiches (Polen). War doch der Erzbischof Graf Ledochowski schon Primas von Polen, und hatten nicht die geistlichen Orden in allen Ländern das gleiche Interesse? Die Befehle des Vaticans wurden überall gehört, an der Weichsel wie jenseits der Vogesen. Wenn die Franzosen den Revanchekrieg beginnen, werden alle Katholiken sich erheben mit dem Rufe: **à bas la Prusse!**" (50.)

„Immer dreister waren die offenen und heimlichen Angriffe der Römlinge auf die Autorität des Staates geworden. Die Feindschaft des Papstes und der ihm unterthänigen Bischöfe hatte sich zur äußersten Heftigkeit gesteigert. Der oberste Hirt der katholischen Kirche wies sogar die ihm gebotene Friedenshand zurück, indem er sich weigerte, den Cardinal Hohenlohe als deutschen Botschafter bei dem Vatican anzunehmen. Die Regierung handelte, zur Freude jedes deutschgesinnten Mannes, entschlossen. Bismarcks Wort: ‚Nach Canossa gehen wir nicht!' war in aller Munde. Augenblicklich fand ein Gesetz, welches die Jesuiten aus Deutschland zu entfernen bestimmt war, im Reichstag eine große Majorität. Das Bedürfniß, sich dieser gefährlichsten, nur zu lange geduldeten Genossenschaft zu entledigen, wurde lebhaft empfunden. Seit dem römischen Concil, welches ihr Werk war, drangen die Jesuiten emsiger und kühner in alle Schichten des Volkes ein. Jedes Nationalgefühl wollten sie ersticken, um für die Kirche, das heißt für ihren Orden, die unumschränkte Weltherrschaft zu erobern" (56 f.).

„Der Orden Jesu wird des Landes verwiesen werden, aber die heimlichen Jesuiten und ihre Knechte bleiben darin" (64).

„‚Er (der kindische Pius) will über Königen stehen, über unserem Kaiser? Hast du alle Vaterlandsliebe eingebüßt? Ich habe sie gefühlt und vor Augen gehabt auf den Schlachtfeldern in Frankreich. Die deutschen Bischöfe aber machten sich vaterlandslos, indem sie sich der erlogenen Unfehlbarkeit unterwarfen, und nachdem sie Sklaven des Vaticans geworden, knechten sie dich zu ihrem Sklaven.' — ‚Hochverräther sind sie'" (die deutschen Bischöfe) (82).

„Es war die Zeit, als der Erzbischof Ledochowski den neuen Gesetzen mit dem maßlosen Widerstande trotzte, welcher zu seiner Verhaftung und Absetzung führen mußte" u. s. w. (394) u. s. w. u. s. w.

Mit solchen Trompetenstößen wird das schwärmende Volk der Romanpersonen von Zeit zu Zeit in's Hauptquartier gerufen; man muß ja doch wissen, daß der Roman, der im Uebrigen ebenso wohl im Mittelalter als zu Anfang des Jahrhunderts spielen könnte, ein Zeitbild von 1871—1873 sein soll. Weitere Belege für all die ungeheuerlichen Behauptungen beizubringen, muß natürlich der Verfasser als unnütze, des Lesers Vaterlandsliebe beleidigende Zumuthung zurückweisen. Αὐτὸς ἔφα.

Wir kommen zum Schluß und fragen noch einmal: „Wie darf ein den besten und gebildetsten Gesellschaftsklassen angehöriger Verfasser in einem Buche, das sich an eben diese Klassen wendet, eine solche Summe von Zerrbildern, Anklagen und Caricaturen als ein „Zeitbild" vorlegen?

Hat Herr Hartmann, königl. preußischer General-Lieutenant z. D., vom Katholicismus wirklich nichts anderes kennen gelernt, als den Auskehricht, den er in seinem Roman als normalen Repräsentanten dieser Religion aufführt?

Wie ist's möglich, daß ein Mann von dem Bildungsgrade Hartmanns den Adel einer ganzen Provinz so über die Maßen verächtlich darstellen kann, wie er es mit dem westphälischen, schlesischen und polnischen gethan hat?

Besteht das Centrum für Herrn Hartmann wirklich aus Rüstersteins, Dienhaupts, Welfen u. s. w., denen es nicht einmal Ernst ist um die Sache, welche sie mit so viel Pathos und Unverstand vertreten?

Allein das alles betrifft Phantasiegeschöpfe Hartmann'scher Fabrik — und ebendeßhalb braucht keiner sich getroffen zu fühlen. Anders indeß gestaltet sich die Sache, wo historische Namen oder leicht zu errathende Persönlichkeiten eingeführt werden.

Wie würde es Herr Hartmann z. B. anlegen, sich zu vertheidigen, wenn Herr Windthorst es für der Mühe werth erachtete, eine Injurienklage zu erheben, weil der Auctor ihm nachgesagt, erstens: sein Mandat als Abgeordneter nicht ernst zu nehmen, zweitens: der ständige Gast einer sehr anrüchigen Dame gewesen zu sein, in deren Salon zudem noch revolutionäre, vaterlandsverrätherische Pläne berathen werden?

Und darum nur noch eine letzte Frage. Was hat Herr Hartmann gedacht, als er die Geschichte mit dem „wunderbaren Hemdchen" niederschrieb? Er wußte doch am besten selbst, daß sie vollständig erfunden war. Wie aber durfte er dann es wagen, einen Mann wie Bischof Johann Bernhard von Münster oder den hochseligen Bischof Martin von Paderborn (denn nur um einen dieser beiden Kirchenfürsten kann es sich bei der Geschichte handeln) einer solchen bewußten sacrilegischen Infamie zu bezichtigen, wie es die Erhebung des Stolawska'schen Hemdchens zum „Hemdchen des Jesuskindes" doch in den Augen aller Ehrenmänner, Katholiken wie Protestanten ist! — Gegen die Unterstellung eines solchen Betruges von Seiten zweier solcher Prälaten klingt es fast harmlos lächerlich, was er uns vom „Grafen Ledochowski" zu erzählen weiß. Nur dessen Intimität mit Jagello überschreitet wieder das gewöhnliche Maß culturkämpferischen Zeitungsgeschwätzes und begibt sich auf das Gebiet persönlicher Injurie, und zwar in einer Weise, die

an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der „Stellvertreter des fehlenden Königs von Polen" wird sich übrigens nach dem, was die preußische Regierung ihm gethan, leicht trösten über das, was ein preußischer General-Lieutenant z. D. über ihn phantasirt. — In Summa:

Als für eine ebenso grundlose wie schwere Verdächtigung und Gehässigmachung der katholischen Religion von Seiten eines gebildeten, der Natur und Tragweite seiner Thaten und Worte sich bewußten Mannes haben wir für das von Unwahrheiten strotzende Machwerk nur einen Ausdruck — ein herzliches Pfui!

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

Theologia dogmatica catholica specialis concinnata a *Joanne Katschthaler*, SS. Theologiae Doctore etc. Liber III: de regni divini restaurati gubernatione per gratiam. Pars I: de Gratia, p. 448. Pars II: de Sacramentis, p. 976. Ratisbonae, typis ac sumptibus G. J. Manz, 1880 et 1884. Preis: *M.* 23.

In der Widmung an den Leſer rechtfertigt der geehrte Verfaſſer das Erſcheinen eines neuen Handbuches der Dogmatik mit Berufung auf den Ausſpruch des hl. Auguſtinus: „Utile est, plures a pluribus fieri (libros) diverso stilo, non diversa fide etiam de quaestionibus eisdem, ut ad plurimos res ipsa perveniat, ad alios sic, ad alios autem sic“ (Trin. l. I. c. 3. n. 5.). Wir finden dieſe Worte des heiligen Lehrers in ihrer Anwendung auf vorliegendes Werk ganz zutreffend; denn einerſeits enthält dasſelbe die ganze Lehrſubſtanz des katholiſchen Dogmas in der ihr durch die Theologie gegebenen Entwicklung und folglich keinen verſchiedenen Glauben, andererſeits zeigt es in der Behandlung manche Eigenthümlichkeiten, wodurch es ſich von andern Lehrbüchern der Dogmatik unterſcheidet. Wir begrüßen daher das Werk als eine werthvolle Bereicherung der theologiſchen Literatur und geben gern unſere Beiſtimmung zu der Anerkennung, welche demſelben ſchon von verſchiedenen Seiten zu Theil ward.

In der Einleitung ſkizzirt Dr. Katſchthaler Plan und Anlage des Werkes; er will, die ganze ſpecielle Dogmatik unter der Idee der Lehre vom göttlichen Reiche zuſammenfaſſend, deren Inhalt in vier Büchern abhandeln. Das erſte Buch enthält unter dem Titel de divini regni per Deum institutione die Lehre de Deo uno et trino und de Deo Creatore. Im zweiten Buche, de regni divini peccato perturbati restitutione per Christum, wird die Lehre von der Erbſünde, ſowie von der Menſchwerdung und Erlöſung erörtert. Das dritte Buch, deſſen Ueberſchrift wir oben angegeben, umfaßt in zwei Theilen zuerſt die Gnadenlehre, dann die Doctrin von den Sacramenten, als den Kanälen der Gnade. Das vierte Buch, de regni divini consummatione in altera vita, ſoll durch Behandlung der eschatologiſchen Fragen das Werk zum Abſchluß bringen. Wir würden nun den uns gebotenen Raum überſchreiten, wollten wir alle vier bereits erſchienenen Bände einer Beſprechung unterziehen, und haben es daher vorgezogen, nur die beiden oben bezeichneten Bände zu beſprechen. Wir konnten das um ſo füglicher thun, weil in dem ganzen Werke überall die gleiche Methode, dieſelben wiſſenſchaftlichen Principien, dieſelben Vorzüge ſich wiederfinden. Es wird ferner nicht

nöthig sein, die Fragen, welche in diesen beiden Bänden zur Behandlung kommen, im Einzelnen vorzuführen, da sie jedem Theologen bekannt sind. Wir wollen vielmehr die besondern Vorzüge und Eigenthümlichkeiten des Werkes hervorheben und dann zu einigen speciellen Punkten unsere Bemerkungen machen.

Vor Allem müssen wir als einen Vorzug des Werkes rühmen das gewissenhafte Streben des Herrn Verfassers nach vollkommener Correctheit der Lehre. Mit großer Sorgfalt werden die auf die einzelnen Fragen bezüglichen Entscheidungen des kirchlichen Lehramtes zusammengestellt, und an ihnen sich orientirend, ist der Verfasser darauf bedacht, den Inhalt der Dogmen und die Gewißheit der Lehrsätze genau festzustellen. Mit Nutzen werden auch die für das vaticanische Concil ausgearbeiteten Schemata angezogen; nur sollten diese nicht, wie es hie und da geschieht, als Aussprüche des Concils angeführt werden, da ihnen die kirchliche Sanction noch fehlt.

Einen besondern Werth verleiht dem Werke die eingehende Berücksichtigung der dogmengeschichtlichen Entwicklung, die umfassende Darstellung der thologischen Literatur und der Reichthum an passenden Belegstellen aus den Vätern, sowie aus den älteren und neueren Theologen, welche der Verfasser mit vieler Umsicht auszuwählen verstand. Ebenso werden die der katholischen Lehre entgegengesetzten Irrthümer bis auf die neuesten Abirrungen des Hermes und Günther mit vielem Fleiße aus ihren Quellen dargelegt, was für die Kenntniß der Dogmen von großer Wichtigkeit ist. In der Sacramentenlehre hat der Verfasser auch die Denkmäler des Alterthums, welche die Durchforschung der Katakomben zu Tage gefördert, zur Bestätigung der Dogmen zu verwerthen getrachtet, wofür ihm der Leser Dank wissen wird.

Was die Behandlungsweise betrifft, so können wir es nur loben, daß der Verfasser die einzelnen Lehrsätze in knapper Thesenform zum Ausdruck bringt. Ebenso lobenswerth ist das Bestreben, durch genaue Definitionen und Klarlegung des Fragepunktes dem Verständniß der Sache zu dienen. Die Beweisführung sollte aber, wie uns scheint, hie und da gründlicher und eingehender sein.

Wie der Verfasser in der Vorrede sagt, wollte er ein Werk schreiben, welches sowohl den angehenden Theologen zur Erlernung der Elemente der Dogmatik, als auch jenen dienen könnte, welche nach Absolvirung des theologischen Curses sich eine genauere und umfassendere Kenntniß der Theologie erwerben wollen. Daher sollte der Text nur ein dogmatisches Compendium bieten, während die Noten unter dem Texte die weitere Ausführung und eingehendere Behandlung der einzelnen Fragen enthalten. Gewiß wird ihm aber die Schwierigkeit der Ausführung dieses Planes nicht entgangen sein, da es wohl häufig zweifelhaft sein mußte, ob etwas in den Text gehörte oder in die Noten zu verweisen war. Wir wollen darüber mit ihm nicht rechten, ob er überall das Richtige getroffen hat. Aber es will uns nicht gefallen, daß die Noten wohl den größten Theil des Werkes ausmachen, so zwar, daß es hie und da nöthig wurde, die Noten ohne allen Text weiterzuführen. Sicherlich wird durch die vielen Noten die Lesung und das Studium

des Werkes sehr erschwert, ein Uebelstand, der hätte vermieden werden können, wenn manches etwa mit Anwendung von kleinerem Drucke in den Text aufgenommen wäre.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen erlauben wir uns, auf einige Einzelheiten aufmerksam zu machen und auch einige Punkte zu berühren, wo wir mit dem Verfasser nicht übereinstimmen können.

In den quaestiones prooemiales zum Tractat von der Gnade, wo der Verfasser die Irrthümer betreffs der Gnadenlehre mit großer Ausführlichkeit zusammenstellt, wird der hl. Hilarius von Arles den Semipelagianern beigezählt (p. 27), obschon viele Gelehrte ihn mit Erfolg rechtfertigen; vgl. Acta SS. 5. Maji; Sardagna, Indiculus Patrum, Hilarius. Hergenröther, Kirchengeschichte, Bd. I. S. 444. Nirschl, Patrologie, Bd. III. S. 132. 293.

Wenn Dr. Katschthaler (p. 62) die aktuelle Gnade definirt als influxus exercitus tum in hominis intellectum per illustrationem tum in ejus voluntatem per motionem, so legt diese Erklärung den Sinn nahe, als ob die aktuelle Gnade in dem Akte bestehe, wodurch Gott die heiligen Gedanken und Willensbewegungen hervorbringt, in der illustratio und inspiratio active spectata. Mit dieser Auffassung stimmt überein, wenn (p. 16) die zuvorkommende Gnade erklärt wird als gratia, quae actus vitales quidem sed indeliberatos producit. Indessen handelt es sich um die aktuelle Gnade, insofern sie als gratia creata eine Wirkung Gottes in uns ist, und als solche besteht sie in der illustratio und inspiratio passive spectata, oder in unsern vitalen Akten, welche Gott in uns hervorbringt.

Der Verfasser ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß in der Frage über die Nothwendigkeit der Gnade zur Beharrlichkeit das speciale auxilium, welches nach dem Concil von Trient (Sess. VI. can. 22) zur Perseveranz nothwendig ist und dieselbe dem Gerechten ermöglicht, mit dem magnum usque in finem perseverantiae donum (can. 16) nicht hätte identificirt werden sollen. Wir können ferner der Behauptung nicht beistimmen, daß die Möglichkeit des Beharrens, die jedem Gerechten zu Theil wird, nur die impotentia physica und absoluta, nicht die impotentia moralis ausschließt (p. 92). Was der Verfasser selbst weiter unten über die allen Gerechten verliehene gratia sufficiens sagt, möchte sich wohl mit dieser Ansicht nicht vereinbaren lassen.

Das bekannte Axiom: „facienti, quod est in se, Deus non denegat gratiam", erklärt Dr. Katschthaler von demjenigen, der mit der gebotenen Gnade mitwirkend übernatürlich gute Werke verrichtet. Das ist die einfachste und gewöhnlichere Erklärung. Allein es sollte die andere Auffassung: „facienti, quod est in se, per vires naturae etc.", nicht schlechthin als unverträglich mit der Gratuität der Gnade dargestellt werden.

In dem Artikel über die Universalität der Gnade wird auch die Frage behandelt, ob Gott auch Kindern die zum Heile hinreichenden Gnaden verleihe. Natürlich kann bei den Kindern von aktueller Gnade nicht die Rede sein, und es kann sich nur um den allgemeinen Heilswillen Gottes handeln.

Eben darum gehört diese Frage vielmehr in den Tractat de Deo, wo die Lehre von der voluntas salvifica erörtert wird.

Die verschiedenen Systeme über die unfehlbare Wirksamkeit der Gnade werden ohne alle Polemik mit ruhiger Objectivität auseinandergesetzt. Nur können wir es nicht billigen, daß der Congruismus als ein vom Molinismus verschiedenes System dargestellt wird. Dem Molinismus soll die Lehre eigen sein, daß die Gnade in actu secundo wirksam wird durch die Zustimmung des freien Willens. Wir meinen, das muß jeder lehren, welchem System er auch anhänge, weil er widrigenfalls die Freiheit des Willens unter dem Einflusse der Gnade läugnen müßte. Freilich hängt die Wirksamkeit der Gnade in actu secundo so von der Zustimmung des Willens ab, daß der Wille die Kraft der Zustimmung von der Gnade empfängt. Die Beschuldigung, als ob Molina das Gegentheil lehre, ist oft genug widerlegt worden. Mit Recht aber hebt Dr. Katschthaler hervor, daß der Lehrpunkt, wodurch sich der Molinismus von allen andern Systemen unterscheidet, in der scientia media besteht. Indessen der Unterschied des Molinismus vom Congruismus, wie ihn Suarez begründet hat, wird folgendermaßen bestimmt: „Discrimen inter gratiam efficacem et sufficientem hoc systemate (congruismi) non petitur a solo consensu dato vel negato, sed iste consensus etiam dependens statuitur a circumstantiis congruis vel incongruis.“ Nach dem congruistischen System soll also die Congruität der Gnade darin bestehen, daß sie in actu primo mit der Stimmung, den Verhältnissen und Umständen desjenigen, der sie empfängt, im Einklange steht. Aber hören wir, wie Suarez über einen solchen Congruismus urtheilt. Nachdem er de auxiliis gratiae III. 4. n. 7. die Ansicht erwähnt hat, welche durch obige Congruität ohne Zuhülfenahme der scientia media den unfehlbaren Zusammenhang der Gnade mit der Zustimmung des Willens erklären will, fährt er n. 8 also fort: „Sed licet verum sit, saepe vocationem efficacem fieri hoc singulari modo, quo Deus aliquid speciale in homine operatur naturae ejus et conditioni accommodatum, ut quando vocavit Paulum efficacissima vocatione, ut loquitur Augustinus .... tamen neque id requiri potest, ut necessarium ad vocationis efficaciam, quia alias qui non ita vocaretur, non haberet vocationem sufficientem, neque etiam illa congruitas satis est ad illam efficaciam, quam Augustinus tribuere intendit tali vocationi etc.“ Diese Congruität, welche in der harmonischen Uebereinstimmung mit den Umständen besteht, muß in gewissem Maße auch jeder bloß hinreichenden Gnade zukommen, ja sie kann sogar sehr groß sein, ohne daß der Wille der Gnade beistimmt. Nicht also in diesem Sinne wird die wirksame Gnade congrua genannt; sie heißt vielmehr so mit Rücksicht auf den Effect, den sie unfehlbar hervorbringt, insofern sie der scientia media untersteht. So verstehen bekanntlich die Molinisten die Worte des hl. Augustinus „Deus sic vocat hominem, quomodo scit ei congruere, ut vocantem non respuat“ (ad Simplician. I. q. 2. n. 13). Ueber das Decret des P. Aquaviva vgl. Schneemann, Controv. de div. grat. liberique arbitrii concordia p. 302 sq.

Uebrigens begnügt sich der Herr Verfasser damit, die verschiedenen Ansichten vorzulegen, ohne sich für ein System bestimmt auszusprechen. Sollte es jedoch, so fügt er hinzu, nöthig sein, irgend einem Systeme beizupflichten, so würde ich jenen Theologen beitreten, welche das synkretistische System vertheidigen. Bekanntlich nimmt dieß System eine vermittelnde Stellung ein, indem es für die leichteren Werke eine gratia efficax im Sinne der Molinisten behauptet, für die schwierigen Werke hingegen die gratia ab intrinseco efficax verlangt. Gern acceptiren wir den ersten Punkt dieses Systemes, worin das Zugeständniß inbegriffen ist, daß der freie Heilsakt auch ohne die gratia praedeterminans zu Stande kommen kann. Ferner ist es keineswegs Lehre der Molinisten, daß jede hinreichende Gnade zu allen gottgefälligen Akten unmittelbar ausreicht; denn auch sie unterscheiden zwischen gratia proxime und remote sufficiens. Wenn aber für die leichteren Werke eine gratia efficax im Sinne der Molinisten behauptet wird, so leuchtet nicht ein, warum dieselbe Auffassung der Gnadenwirksamkeit nicht auch für schwierigere Werke genügt. Aus den Schriftstellen und Aussprüchen der Väter läßt sich eine verschiedene Wirksamkeit nicht begründen. Gleichwohl geben die Molinisten selbst zu, daß die Gnade häufig vermöge ihrer innern Beschaffenheit eine wirksame ist, und zwar unbeschadet der Freiheit, aber nicht in der Weise, wie die Thomisten und Augustinianer die Freiheit erklären, sondern weil diese gratia ab intrinseco efficax in freien Akten besteht. Wenngleich nämlich die zuvorkommende aktuelle Gnade, womit das Gnadenleben überhaupt anhebt, nothwendig in unwillkürlichen Akten besteht, so gibt es doch auch mit Hülfe der zuvorkommenden Gnade gesetzte freie Heilsakte, welche, insofern sie wiederum Princip anderer Heilsakte sind, den aktuellen Gnaden beigezählt werden müssen. Nun aber können diese freien Heilsakte vermöge ihrer Natur mit den Akten, deren Princip sie sind, in nothwendigem Zusammenhange stehen. So hat der absolute Willensentschluß zu glauben den Glaubensakt, der dauernd wirksame Willensakt, das Gebot Gottes zu beobachten und den Versuchungen zu widerstehen, die Beobachtung des Gebotes und die Ueberwindung der Versuchung nothwendig im Gefolge. Eine solche Gnade ist die magna charitas, von welcher beseelt die Martyrer in den Tod gingen und welche der hl. Augustin (de grat. et lib. arb. c. 16) als voluntas magna et robusta von der voluntas adhuc parva et invalida unterscheidet. „Qui ergo vult facere Dei mandatum et non potest, jam pridem habet voluntatem bonam, sed adhuc parvam et invalidam, poterit autem cum magnam habuerit et robustam. Quando enim martyres magna illa mandata fecerunt, magna utique voluntate, hoc est magna charitate, fecerunt etc." Diese magna charitas, welche alle Schwierigkeiten überwindet, ist zwar eine gratia ex se efficax, aber weil sie selbst frei ist, so ist ihre Wirksamkeit eine solche, welche die Freiheit nicht aufhebt, sondern sie vielmehr voraussetzt und von ihr abhängt. Eine solche gratia ab intrinseco efficax ist daher durch das molinistische System nicht ausgeschlossen, und die Unterscheidung zwischen gratia parva und magna in diesem Sinne verstanden bildet nicht einen Lehrpunkt, um darauf ein neues

System im Gegensatz zum Molinismus zu begründen. Alles kommt in dieser Controverse darauf an, ob man den unfehlbaren Zusammenhang der Gnade mit dem freien Heilsakt durch die scientia media erklärt oder nicht — ein Lehrpunkt, dessen Vertheidigung gerade Tournely, dem vorzüglichsten Anwalt des synkretistischen Systems, die Prädicate Doctor Molinianus, purus Molinista, theologus a capite ad talos Molinianus u. s. w. eingetragen hat.

Im zweiten Theile entscheidet sich der Verfasser für die physische Wirksamkeit der Sacramente. Freilich, wenn es feststünde, daß die bloß moralische Ursächlichkeit den Ausdrücken der heiligen Schrift, der Lehre der Väter und des Concils von Trient weniger entspräche oder der Würde der Sacramente irgendwie Eintrag thäte, so müßten auch wir trotz der großen Schwierigkeiten uns für diese Ansicht erklären. In der That wäre dieser Vorwurf zutreffend, wenn die moralische Ursächlichkeit nach Art der Wirksamkeit einer bloßen schedula, einer Handschrift, aufzufassen wäre, auf deren Vorzeigung die Zahlung der Schuld erfolgt. So wären allerdings die Sacramente bloße Zeichen, von denen als conditio sine qua non die Gnadenertheilung abhinge, und deßhalb hat schon der hl. Thomas mit Grund derartige Erklärungen als ungenügend verworfen. Aber mit Recht läßt sich eine moralische Wirksamkeit der Sacramente in dem Sinne behaupten, daß der Charakter der Sacramente, als wahrer Ursachen der Gnade, vollständig gewahrt bleibt, wie nach dem Vorgange von Cardinal de Lugo Cardinal Franzelin gezeigt hat. Wir hätten ein tieferes Eingehen in diese Controverse um so mehr gewünscht, weil keine Frage mehr geeignet ist, in das Verständniß der Sacramentenlehre einzuführen, und weil dieselbe auch für die Ascese sehr anziehend und fruchtbar ist. — Wenn der Verfasser behauptet, daß jene Theologen, welche die moralische Wirksamkeit der Sacramente vertheidigen, auch eine physische Wirksamkeit annehmen, so ist das wohl nicht richtig. Freilich wenn man das Sacrament betrachtet als Synthesis aus dem äußern Ritus und der heiligenden Kraft Gottes, so kommt diesem Ganzen die physische Ursächlichkeit zu, ist ja sogar die principalis causa sanctificationis darin einbeschlossen. Allein darum handelt es sich nicht, da in Frage steht, welche werkzeugliche Wirksamkeit dem äußern Ritus des Sacramentes zwar nicht getrennt von der göttlichen Wirksamkeit, aber doch von dieser unterschieden, eigen ist.

S. 201 wird als doctrina certa die These aufgestellt, daß in der Taufe mit der habituellen Gnade die theologischen und moralischen Tugenden eingegossen werden, wobei außer Acht gelassen ist, daß die Existenz der eingegossenen moralischen Tugenden unter den Theologen controvers ist.

Mit Recht wird S. 370 die Fortdauer reeller und physischer Accidentien in der Eucharistie vertheidigt; gern hätten wir es aber gesehen, wenn der Verfasser versucht hätte, die Art und Weise zu erklären, wie sich die natürliche Vernunft diese Wahrheit zurechtlegen kann.

Zu unserer Befriedigung spricht sich der Herr Verfasser in der Lehre vom eucharistischen Opfer gegen die Existenz eines himmlischen Opfers aus, ohne aber diese seine Ansicht zu begründen. Wegen der neuesten Con-

troverse wäre wohl ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand am Platze gewesen. Mit Unrecht berufen sich die Vertheidiger des himmlischen Opfers auf Hebr. 8, 1 f. (vgl. diese Zeitschr. 1884, Bd. XXVI. S. 447). Die Stellen aus den Vätern, welche zum Beweise des himmlischen Opfers beigebracht werden, lehren nur, daß Christus im Himmel sich fortwährend seinem himmlischen Vater als das am Kreuze geschlachtete Opferlamm darstellt und so als hoherpriesterlicher Fürsprecher uns die Verdienste des Kreuzopfers zuwendet. Man mag deßhalb sagen, daß Christus sich seinem himmlischen Vater opfert, aber ein eigentliches Opfer ist das nicht. Denn das Opfer im eigentlichen Sinn ist eine äußere Culthandlung, welche durch Vernichtung eines substantiellen Gegenstandes die Oberherrlichkeit Gottes und unser Abhängigkeitsverhältniß von ihm in sinnenfälliger Weise symbolisch ausdrückt und darstellt. Im Himmel aber, wo unser Intellect die göttliche Wahrheit unmittelbar in sich erschaut, bedarf es einer solchen symbolischen Darstellung nicht, weßhalb alles Figürliche im äußern Cult aufhört, und letzterer nur mehr im Lobe Gottes besteht, das aus der innern Erkenntniß und Liebe hervorgeht. Deßhalb gibt es, wie der hl. Thomas lehrt, im Jenseits wie überhaupt keine Ceremonien, so auch keine Opfer (cf. 1. 2. q. 101. a. 2. q. 103. a. 3 [1]).

Aus diesen unsern Bemerkungen möge der Herr Verfasser ersehen, mit welchem Interesse Referent sein Werk gelesen hat. Wir empfehlen dasselbe als eine werthvolle Bereicherung der theologischen Literatur und wünschen ihm recht viele dankbare Leser.

J. B. Sasse S. J.

---

[1] In seiner durch mannigfache Vorzüge ausgezeichneten Schrift: „Das Opfer des alten und neuen Bundes", polemisirt Dr. Thalhofer, der eifrigste Vertheidiger des himmlischen Opfers, gegen die gesammte Scholastik und Nachscholastik, welche, wie er sagt, in dem Opfer nur ein signum, ein Symbol erblicke. Dagegen soll das Opfer eine sittliche That, ein Tugendakt sensu eminenti u. s. w. sein. Allein es kann doch nicht geläugnet werden, daß das Opfer historisch als äußere Culthandlung wesentlich einen symbolischen Charakter hat. Wenn aber die Scholastik mit Recht das Opfer als Symbol auffaßt, so läugnet sie darum nicht, daß dasselbe eine sittliche That, ein Tugendakt sei. Lehren doch alle Scholastiker, daß das Opfer ein Akt der Tugend der Religion sei. Aber freilich eben deßhalb ist das Opfer ein Tugendakt, weil es eine sittlich gute Handlung ist, welche bezweckt, durch sinnenfällige Zeichen auch äußerlich die Oberherrlichkeit Gottes anzuerkennen und unsere Abhängigkeit zu bethätigen. Hierin haben wir den formalen Grund, weßhalb das Opfer der Tugend der Religion angehört. Hingegen können wir es nicht billigen, wenn das Opfer formell als ein Akt religiöser Abstinenz, als Akt realer Entsagung aufgefaßt wird. Freilich ist das Opfer materiell irgendwelche Entsagung, und ebenso ist der moralische Werth des Opfers auch von der größern oder geringern Entsagung abhängig; aber dieß Moment der Entsagung ist nicht der formale Grund, der die sittliche Güte der Handlung, insofern sie Opfer ist, bedingt; sonst würde ja das Opfer als Tugendakt vielmehr der virtus temperantiae als der religio angehören.

Lehrbuch der Philosophie von Dr. **Constantin Gutberlet.** 8°. Münster, Theissing'sche Buchhandlung. — Theodicee. X u. 218 S. 1878. Preis: *M.* 2.90. — Metaphysik. XIV u. 226 S. 1880. Preis: *M.* 2.40. — Psychologie. XII u. 328 S. 1881. Preis: *M.* 3.60. — Logik und Erkenntnißtheorie. X u. 262 S. 1882. Preis: *M.* 3. — Ethik und Naturrecht. XII u. 177 S. 1883. Preis: *M.* 2. — Naturphilosophie. XII u. 176 S. 1884. Preis: *M.* 2.40.

Ein kurzer Abriß der Philosophie, welcher auf den festen Grundlagen der mittelalterlichen Schulen ruht und den Fortschritten der Neuzeit gebührend Rechnung tragen will, ein handliches Lehrbuch, das die gesammte Wissenschaft einheitlich und wie aus einem Gusse, übersichtlich und gründlich darstellt und allen Theilen eine möglichst gleichmäßige Behandlung angedeihen läßt, muß dem katholischen Deutschland gerade jetzt besonders willkommen sein, wo die Rückkehr zur aristotelisch-scholastischen Philosophie immer weitere Kreise erfaßt. Fehlte es ja bisher an einem derartigen Buche, das die gesammte Philosophie behandelte. Doppelt und dreifach willkommen mußte sein Erscheinen aber begrüßt werden, wenn es der Feder eines so bewährten Gelehrten entstammt. Vertraut mit den Lehren der Alten und bekannt mit den neuen und neuesten Ergebnissen auf den verschiedensten Forschungsgebieten, geübt im selbständigen philosophischen Denken und gewandt in der klaren und zutreffenden Behandlung wissenschaftlicher Fragen, war er wie wenige geeignet, etwas Vorzügliches zu leisten.

Obwohl der Herr Verfasser sichtlich bestrebt ist, die verschiedenen Theile der Philosophie in gedrängtester Kürze vorzutragen, so hindert ihn dieses doch nicht, ein reiches Material mit großer Vollständigkeit in den sechs Bändchen zu bewältigen. Seinen Gegenstand durchweg voll und ganz beherrschend, wußte er nicht bloß die starken und schwachen Seiten fast jeder Frage gehörigen Ortes geschickt hervorzuheben, sondern verstand es auch, durch einfache, knappe Erklärungen, sowie durch lichte, durchschlagende Beweisführungen dem Leser auf dem kürzesten Wege einen ebenso klaren als gründlichen Einblick in die jedesmalige Sachlage zu verschaffen. Wenn der hochw. Verfasser die streng syllogistische Form der Beweisführung vielfach fallen ließ und statt dessen eine freiere, je nach dem Gegenstand wechselnde Art der Auseinandersetzung und Begründung wählte, so finden wir dieses im Hinblick auf den Zweck des Lehrbuches ganz gerechtfertigt. Es ist überhaupt nicht nach dem Geschmacke unserer heutigen, nicht nur körperlich, sondern auch geistig verweichlichten und entnervten Generation, in der eisernen, stich- und hiebfesten Waffenrüstung der mittelalterlichen Philosophen sich zu bewegen, und es kann derselben erst nach und nach wieder Eingang verschafft werden.

Bezüglich der Eintheilung und Gliederung des philosophischen Lehrmaterials, in dem allgemeinen Gange der Abhandlung einzelner Lehrabschnitte, sowie in den Grundansichten schließt sich der Verfasser überall den besten Vertretern der Scholastik enge an. Es gewinnt aber manches dadurch eine neue, ansprechende Schattirung und Färbung, daß den Lehren der Alten eine Fassung

gegeben wird, welche mit den Fortschritten der Neuzeit besser übereinstimmt, und daß so das Alte in verjüngter Gestalt, mit modernen Zügen sich darstellt. In auffälliger Weise zeigt sich diese Verjüngung indessen nur in der Psychologie und noch mehr in der Naturphilosophie. Der Verfasser wird bei allen Einsichtsvollen ganz gewiß dafür Beifall und Anerkennung finden, daß er bei Abfassung seines Lehrbuches „ein besonderes Augenmerk auf die Versöhnung der modernen Wissenschaft mit der christlichen Philosophie gerichtet". Recensent wenigstens steht in dieser Beziehung ganz auf demselben Standpunkte und hat denselben auch schon in dieser Zeitschrift (Bd. XXVI. S. 521) entschieden befürwortet. In der festen Ueberzeugung, daß nur auf diese Weise die christliche Philosophie zu Ansehen und Ehren gebracht und naturgemäß weiterentwickelt werden könne, wünscht er, es möchten immer mehr katholische Gelehrte nicht bloß auf den Boden des Verfassers sich stellen, sondern auch mit demselben bewunderungswerthen Eifer, wie er, an der Erneuerung und an dem Fortschritt der christlichen Weltweisheit arbeiten. Wir können dann zuversichtlich hoffen, der Zeitpunkt, wo dieselbe wieder die ihr gebührende, achtunggebietende Stellung einnehmen wird, werde nicht mehr allzu ferne liegen.

Wegen der hohen Wichtigkeit dieser Vereinbarung der Philosophie mit den modernen Wissenschaften möchten wir uns erlauben, einige Bemerkungen von mehr principieller Bedeutung einzuflechten, die sich auf die Art und Weise beziehen, wie diese Vereinbarung anzustreben sei. Es will uns nämlich bedünken, als ob der Herr Verfasser hierin nicht immer das Richtige getroffen habe. Zunächst wird daran festgehalten werden müssen, daß Philosophie nicht Naturwissenschaft, Mechanik oder Mathematik ist. Jede dieser Wissenschaften hat als selbständige Specialwissenschaft ihre eigene Methode der Forschung, Erklärung und Beweisführung auch dort, wo sie von demselben Gegenstande handeln. Ein einfaches Hereinziehen naturwissenschaftlicher, mechanischer oder mathematischer Erörterungen in die philosophischen Erklärungen erscheint uns deßhalb weniger eine Weiterbildung der Philosophie auf Grund der Ergebnisse anderer Wissenschaften, als vielmehr eine ungesunde Verquickung der Philosophie mit heterogenen Elementen, eine Verquickung, die dieser nicht zum Vortheile gereichen, wohl aber ernste Gefahr bringen kann. Am wenigsten dürfte eine solche Vermengung von Philosophie und „exakter Wissenschaft" in einem so kurzen Abrisse der Philosophie angehen. Beim Lesen mancher Abschnitte glaubte aber Recensent eher ein naturwissenschaftliches Compendium als ein philosophisches Lehrbuch vor sich zu haben, so z. B. in der Naturphilosophie S. 10—22. 34—46 und mehrfach von S. 79—99.

Wenn zuviel des naturwissenschaftlichen Details lose und bruchstückweise aneinandergefügt wird, so verursacht dieses eine Reihe von Nachtheilen für jene Leser, die in den betreffenden naturwissenschaftlichen Zweigen keine Fachkenntnisse besitzen. Für sie kann das wenige positive Material nicht ausreichen, um sich über den dermaligen naturwissenschaftlichen Standpunkt gehörig zu orientiren, noch viel weniger bietet es eine genügende Handhabe, um zum philosophischen Verständniß des Gegenstandes sich durchzuarbeiten und um ein selbständiges klares Urtheil zu gewinnen über die Richtigkeit oder doch über den Grad der

innern Wahrscheinlichkeit dessen, was der Verfasser aus dem positiven Materiale herleiten will. Die einsichtsvollen, tieferblickenden Leser werden also dazu sich bescheiden müssen, entweder das Ganze auf die Auctorität des Verfassers hin einfach zu glauben, oder aber das Buch aus der Hand legen, weil sie die gesuchte philosophische Belehrung nicht gefunden. Weniger kritischen, besonders jüngeren Lesern dagegen droht gerade die entgegengesetzte Gefahr. Viele werden sich einbilden, durch das Mitgetheilte auch über die naturwissenschaftliche Seite der einzelnen Fragen hinlänglich unterrichtet worden zu sein, um auf Grund dieser Belehrung eine Entscheidung in philosophischer Richtung sich anmaßen zu dürfen. Sie werden z. B. glauben — und der Verfasser gibt ihnen dazu in der Vorrede S. VI Veranlassung —, daß sie durch die in der Naturphilosophie für die Atome beigebrachten chemischen und physikalischen Beweisgründe genügend in den Stand gesetzt seien, über den ganzen Werth oder Unwerth der Atomlehre endgültig entscheiden zu können. Das wäre aber ein großer Irrthum. Sie würden unseres Erachtens auf sehr schwanker naturwissenschaftlicher Grundlage nur ein philosophisches Kartenhaus errichten.

Bei dieser Art von Vereinbarung zwischen Philosophie und exakter Wissenschaft verwickelt sich endlich der Verfasser eines philosophischen Buches, zumal wenn dieses von kleinem Umfang sein soll, in große Schwierigkeiten. Einmal wird es ihm überaus schwer fallen, aus der Unmasse experimenteller und theoretischer Angaben der Naturforscher die Einzelheiten richtig auszulesen, alles und jedes in der objectiv richtigen Fassung kurz wiederzugeben und jedem und allem den Grad von Beweiskraft beizulegen, welchen es in der That hat. Wenn wir finden, daß es dem hochw. Verfasser bei all seiner Vertrautheit mit den Naturwissenschaften nicht möglich war, an diesen Klippen glücklich vorbeizusteuern, so muß diese Schwierigkeit gewiß eine große sein. Wir sind aber wirklich auf mehrere Ungenauigkeiten und Schiefheiten in dieser Beziehung gestoßen. Wenn wir einzelne hier hervorheben, so geschieht es lediglich, um unser Interesse an dem Werke und für dasselbe zu bethätigen.

S. 271 (Psychologie) sucht der Verfasser den Leser über den chemischen Bestand der Nerven zu belehren und sagt: „Der wichtigste Nervenstoff ist das Lecithin, in welchem die Radicale von Fettsäuren, der Phosphorsäure und des Glycerins miteinander gepaart und mit Neurin verbunden sind; es hat die Formel: $C_{44} H_{90} NPO_9$ u. s. w." Was kann dieses zunächst der philosophischen Erklärung nützen? Wenn der Leser in der organischen Chemie nicht zu Hause ist, klingt ihm dieses ganz fremd und unverständlich. Wir wissen aber sodann heute ja noch gar nicht, welches die wichtigste Substanz der Nervenmasse ist. Jedenfalls erscheinen uns die viel complicirteren Eiweißstoffe von noch räthselhafter Structur, welche die Hälfte der grauen Masse im Gehirn betragen, viel wichtiger als das Lecithin, das ja auch in den Muskeln, im Blut und Eiter, in der Galle und in fast allen bisher darauf untersuchten thierischen und pflanzlichen Zellenflüssigkeiten gefunden wurde und das von Liebreich, Gamgee und Blankenhorn nur für ein Zersetzungsproduct einer andern Nervensubstanz erklärt wird. — Wo der Herr Verfasser in der Naturphilosophie (S. 11—22) aus der Chemie Belege für die neuere Atomlehre beibringt, mischt sich vielfach Richtiges mit Unrichtigem, Wahrscheinliches mit Unwahrscheinlichem zu einem Ganzen,

das schon aus Mangel an innerer Einheit und Klarheit und wegen der nur angedeuteten Angaben dem Leser weder einen zutreffenden, vollständigen Begriff von den chemischen Auffassungen geben, noch auch ihm zur philosophischen Klärung der Atom-Ideen verhelfen kann. Es ist nicht richtig, daß die Molekeln „der einfachen Elemente wenigstens 2 Atome enthalten" (S. 12). Der Sauerstoff wird S. 12 als Beispiel für die Allotropie gebraucht. Aber erstens beruht die Verschiedenheit der Sauerstoffarten nicht in bloßen Aggregationsänderungen; es stellen vielmehr die verschiedenen Sauerstoffarten verschiedene chemische Stoffe dar, und zwar nicht bloß sogen. „Polymerisationen". Zweitens figuriren als die drei Sauerstoffmodificationen: Sauerstoff, Ozon, Antozon, während doch die Existenz des letztern seit Jahren hinfällig geworden ist. Wir kennen heute gewöhnlichen Sauerstoff, Ozon und activen Sauerstoff, d. h. Sauerstoffarten, deren kleinste Theilchen entweder aus 2, 3 oder 1 Atome bestehen. — Was S. 14 über „Typen" gesagt wird, ist veraltet. S. 13 u. 14 liest man Unzutreffendes über die „Werthigkeit" der Atome und über die Structurformeln. Die Structurformeln fußen auf etwas ganz anderem, als auf der Kenntniß der wechselvollen Werthigkeit der Atome. Dieses erhellt schon aus der Thatsache, daß man volle 20 Jahre daran arbeiten mußte, nur um die eine Structurformel des Indigo festzustellen. — S. 16 wird die Größe der Atome in unzulässiger Weise angegeben. — Das Verhältniß der specifischen Wärme zum Atomgewichte wird unrichtig dargestellt und die specifische Wärme der Körper im festen und gasigen Zustande, sowie die sogen. Volumwärme und Gewichtswärme der Gase nicht gehörig auseinandergehalten. Der Satz: „Im gasförmigen Aggregatzustande ist die specifische Wärme aller Elemente dieselbe" (S. 18), ist gegen die Erfahrung und widerspricht auch dem Satze auf S. 16: „Die specifische Wärme der einatomigen Elemente ist viel geringer, als die der mehratomigen." — Die von dem Verfasser an das „periodische Gesetz" Mendelejeffs geknüpften Speculationen (S. 19—22) will Recensent nicht weiter tadeln, wiewohl er sie nicht billigt; in der Form aber, wie dieselben vorgetragen werden, passen sie kaum in einen so kurzen Abriß der Philosophie.

Zum Beweise für die im großen Ganzen richtige Behauptung, die „organischen" Molekeln seien complicirt zusammengesetzt und zerfallen deßhalb leicht, wird S. 65 auf Stearin verwiesen. Nun ist aber gerade Stearin eine überaus stabile Verbindung. Ebendaselbst werden die Mineral-, Pflanzen- und Thierstoffe nach jetzt nicht mehr haltbarer Weise noch in binäre, ternäre und quaternäre geschieden. Wenn der Herr Verfasser sich sodann einen Einblick in die rationellen Structurformeln der Silicatmineralien, der Wolfram- und Molybdänverbindungen verschafft hätte, würde er wohl nicht so schlechthin für die anorganischen Körper es als charakteristisch hingestellt haben, daß sie „sehr einfache (binäre) Verbindungen bilden". Unberechtigt aber ist es, die ternäre und quaternäre Verbindung zu einem „leichter anwendbaren Kriterium" zur Unterscheidung der Pflanze vom Thiere zu erheben (S. 104). Ja selbst die Verschiedenheit des Stoffwechsels im Thiere und in der Pflanze, so wie dieselbe S. 105 skizzirt wird, kann, sobald man genauer zusieht, als Kriterium, geschweige denn als „das durchgreifendste Kriterium", nicht Stand halten. Denn plus et minus non mutat speciem. Es ist außerdem nicht richtig, daß die grünen Theile der Pflanzen nur Sauerstoff ausathmen. Im Dunkeln hauchen auch sie Kohlensäure aus. Ebenso kommen im Thierorganismus auch Reductionsprozesse vor und geht es nicht an, den Stoffwechsel im Thiere damit abthun zu wollen, daß gesagt wird: „Die Thiere können nur organische Substanz assimiliren und ziehen fortwährend Sauerstoff aus der Luft, oxydiren den Kohlenstoff des Blutes und athmen Kohlensäure aus." Hier hätte der Verfasser schon etwas ausgiebiger die Ergebnisse der physiologischen

Chemie benützen können. In welcher Weise die philosophische Speculation über die Organisation im Thier- und Pflanzenleibe durch luftige, unhaltbare Hypothesen, wie diejenige Nägeli's (S. 83), gestützt und gefördert werden soll, ist dem Recensenten unklar. Er hätte es vorgezogen, wenn einfach auf das Fehlen einer ausreichenden naturwissenschaftlichen Erklärung hingewiesen worden wäre. — Die Krystallisation der „Krystalloide" beweist dann auch noch lange nicht „eine Art Krystallisation des Protoplasmas". Doch wir wollen hier abbrechen. Es liegt uns nichts ferner, als durch diese Ausstellungen den hohen Werth des Gutberlet'schen Werkes herabzudrücken. Beziehen sich dieselben ja nur auf einige wenige untergeordnete Kapitel des ganzen Handbuches. Es kam uns nur darauf an, das Verfängliche der befolgten Methode in der Vereinbarung von Naturwissenschaft und Philosophie durch concrete Beispiele darzuthun.

Wenn naturwissenschaftliche und philosophische Erörterungen mit ihren jedesmaligen Eigenthümlichkeiten in buntem Wechsel sich ablösen, so könnte endlich hieraus auch für die Philosophie selbst Schaden erwachsen. Ganz abgesehen davon, daß naturwissenschaftliche Erklärungen heute im Allgemeinen mehr Anziehungskraft ausüben, als die speculative Durchdringung philosophischer Gegenstände, könnte eine so geartete Darstellungsweise zu dem Wahne verleiten, als ließen sich philosophische Fragen durch die naturwissenschaftliche Forschung erledigen, und nur zu leicht könnte die Philosophie wieder jene verschrobene, naturwidrige Behandlung finden, welcher wir in philosophischen Werken am Ausgang des letztverflossenen Jahrhunderts begegnen. Ich erinnere hier nur an die bändereiche „Philosophia" Stattlers, im Besondern an den 6., 7. und 8. Band der „Physica". — Es liegt dann auch ganz in der Natur der Sache, daß das Heranziehen vielen naturwissenschaftlichen Details der Einheit und dem Zusammenhange, der Klarheit, Bestimmtheit und der Vertiefung in der philosophischen Erörterung Eintrag thun muß. Wer Gutberlets „Naturphilosophie" bezüglich dieses Punktes genauer prüft, dürfte die Bestätigung des Gesagten auch in ihr unschwer entdecken können. Recensent wenigstens glaubt, an mehreren Stellen eine Beeinträchtigung der philosophischen Discussion deutlich wahrgenommen zu haben. So bei Besprechung der Naturkräfte S. 33—52. Die Wiedergabe der geistreichen, aber doch noch sehr problematischen Erklärungen Secchi's ist ja nur eine geniale Speculation des Naturforschers, nicht aber ein Versuch philosophischer Erklärung. Die philosophische Klarlegung der wichtigen Frage über die Natur der Wirksamkeit der unbelebten Körper fanden wir überhaupt nirgendwo. Ebenso werden die fundamentalen Fragen über die Constitution der anorganischen Körper und der pflanzlichen Gebilde ihrer philosophischen Seite nach nur andeutungsweise behandelt, so daß es den Eindruck machen könnte, als ob der Herr Verfasser sich gescheut, den eigentlichen philosophischen Kern dieser Fragen fest anzufassen. Es ist nicht schwer, die These aufzustellen, alle Naturdinge beständen aus Urmaterie und substanzieller Form, und bei der Verwandlung der unbelebten Materie in die belebte ersetze die höhere schlechthin die niedere, welche verschwinde. Aber sehr schwer ist es, diese Behauptung den Kenntnissen, die wir heute von dem unbelebten und belebten Stoffe besitzen,

entsprechend zu beweisen, und noch schwerer, den Schwierigkeiten, die sich dieser Auffassung von Seiten der exakten Forschung entgegenzustellen scheinen, die Spitze abzubrechen. — Auffallend schien es dem Recensenten, wie der Verfasser dort, wo er doch von den Organismen im Allgemeinen handelt (S. 69), den § 3 ohne irgend welche Einschränkung oder nähere Erklärung mit dem Satze: „Wir gestehen, daß die Gründe für ein besonderes, von den materiellen Kräften verschiedenes Lebensprincip nicht durchaus peremptorisch sind", gleichsam wie mit einem Motto beginnen konnte. Geht nun aus dem Contexte allerdings hervor, daß zunächst nur vom vegetativen Leben die Rede ist, so war doch nach dieser Einleitung eine schärfere, dem heutigen Stande der Frage mehr entsprechende philosophische Begründung zu erwarten. Hält man aber nun obigen Satz gegen den andern auf S. 64: „In der Keimzelle z. B. muß der ganze Organismus angelegt sein, welcher sich nach immanenten Gesetzen aus ihr entwickelt", so wird damit das Gegentheil ebenso einfachhin behauptet. Wenn man nämlich die Tragweite dieser Worte genau abmißt, so verlangen sie peremptorisch ein besonderes Lebensprincip, da hier die Zurückführung der ersten Keimzelle auf den Schöpfer zur Erklärung dieser immanenten, den materiellen Kräften widerstrebenden Gesetze in den späteren Keimzellen nicht ausreicht.

Soll der Philosophie die Verwerthung des reichen und kostbaren Materials, welches die exakten Wissenschaften zu Tage gefördert haben, die gewünschten Früchte tragen, dann muß vor Allem darauf gesehen werden, daß der Philosophie ihre Eigenthümlichkeit und ihre dominirende Stellung voll und ganz gewahrt bleiben. Sie darf nicht auf den Boden der Naturwissenschaften herabgezogen werden, sondern soll vielmehr diese in geläuterter Form in sich aufnehmen. Ueber allen positiven Wissenschaften stehend, ohne irgend eine derselben zu sein, soll sie, von ihrem höhern, reinern, allgemeinern Standpunkte aus alle überschauend, deren Ergebnisse überwachen und in den Dienst ihrer Speculation ziehen. Auch ein philosophisches Lehrbuch soll diese Ergebnisse in ausgiebigster Weise berücksichtigen. Es muß aber erst den philosophisch verwendbaren Kern derselben herauslösen, auf seinen Gehalt an objectiver Wahrheit prüfen und dann und nur insoweit der philosophischen Bearbeitung der einzelnen Fragen organisch einverleiben. Dort, wo es räthlich erscheint, dem Leser einen bessern Einblick in die exakten Forschungsgebiete selbst zu eröffnen, kann ja durch Verweisung auf bewährte Quellenwerke oder auch durch Anmerkungen dieses hinreichend erzielt werden.

Recensent ist sich wohl bewußt, damit große Anforderungen an die Philosophen zu stellen. Er glaubt deßhalb auch, daß für den Augenblick von einer schon erreichten Vereinbarung zwischen Philosophie und exakter Forschung nicht die Rede sein könne. Dieser müssen erst noch umfassende und allseitige Studien vorausgehen, Studien, die weit über die Kräfte eines Einzelnen hinausreichen, und wäre dieser auch ein Genie gleich Thomas von Aquin, Albertus Magnus oder Aristoteles. Es wäre deßhalb sehr zu wünschen, daß die philosophischen Fragen, welche die verschiedenen exakten Wissenschaften berühren, erst von solchen, welche die betreffenden exakten Fächer vollständig be-

herrschen, monographisch behandelt würden, damit dann auf Grund solider Vorarbeiten die einheitliche, allgemeine Vereinbarung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft oder, wenn man lieber will, eine zeitgemäße Weiterentwicklung der Philosophie bewerkstelligt werden könnte[1].

Recensent hält deßhalb auch alle jene Theile des Gutberlet'schen Werkes — und sie bilden ja weitaus die Hauptsache —, wo der Verfasser nur in philosophischen Erörterungen sich ergeht, für die gelungensten. Das Gute und die Vorzüge, welche sie bieten, wiegen jedenfalls dasjenige, was uns anderswo weniger gut erschien, in vollstem Maße auf. Wenn Recensent gerade letzterem seine Besprechung zuwandte und dabei länger verweilte, als es wohl manchem gerechtfertigt erscheint, so geschah dieses nur im Interesse der Philosophie und weil gerade diese Punkte in anderen Besprechungen übergangen wurden. Im Uebrigen schließt er sich aus ganzem Herzen all den wohlverdienten Lobesbezeugungen an, die dem Gutberlet'schen Lehrbuche von den verschiedensten Seiten her entgegengebracht worden sind, und wünscht, es möge dasselbe berufen sein, in die weitesten Kreise dringend einer gesunden Philosophie überall die Wege zu bahnen und so erfrischend und erneuernd auf die gesammte deutsche Wissenschaft einzuwirken. L. Dressel S. J.

Cursus Scripturae Sacrae auctoribus *R. Cornely, J. Knabenbauer, F. de Hummelauer* aliisque Soc. Jesu presbyteris.

Commentarius in Librum Job, auctore *Josepho Knabenbauer* S. J.[2] 472 p. gr. 8°. Parisiis, sumptibus P. Lethielleux, 1886. Preis: *M.* 6.40.

Nachdem ein Band der Einleitung in die Bücher der heiligen Schrift von P. Cornely jüngst ausgegeben worden ist, eröffnet nun P. Knaben-

[1] Auch die scharfsinnigste Speculation vermag die gründliche und allseitige Kenntniß der positiven Erfahrungsergebnisse nicht zu ersetzen in Fragen über die Naturgegenstände. Einen Beleg dafür liefert ein Schriftchen, das dem Recensenten gerade in die Hände kam, als er obige Besprechung niederschrieb. Es ist betitelt: „Atom oder Substanz. Erster Theil einer Einleitung in die Geschichte der Menschheit" (Freising 1885. S. 24. Preis: 50 *Pf.*), und hat den königl. Reallehrer H. Sickenberger zum Verfasser. Dasselbe ist sehr geistreich und schwungvoll geschrieben und zeigt, daß der Autor seinen Gegenstand reiflich und selbständig im Denken verarbeitet hat. Es fehlte ihm aber, wie aus der Einleitung und aus der Abhandlung selbst sich ergibt, der sichere Erfahrungsboden unter den Füßen. Gleich die ersten Sätze des ersten Abschnittes über „das Atom als solches" liefern dafür den Beweis. Die chemischen Atome sind dem Verfasser nichts anderes als „willkürlich gesetzte und eingeführte Maßeinheiten". „OH_2 heißt also nicht: ‚Ein Molekül Wasser besteht aus einem Atom Sauerstoff und zwei Atomen Wasserstoff', sondern: ‚Sauerstoff und Wasserstoff müssen in dem Verhältnisse von 1 : 2 in Verbindung treten, wenn Wasser entstehen soll.' Diese chemische Bezeichnung ist also nicht Gleichung, sondern Proportion." In diesen Worten ist manches schief und ungenau in der Wiedergabe chemischer Lehren, wie kann also die philosophische Speculation über dieselben zu richtigen Schlüssen führen? [2] Depot bei Pustet in Regensburg.

bauer die Reihe der Commentare mit einer der schwierigsten und zugleich erhabensten Dichtungen der Hebräer. Der Name Job stand von jeher auch in der christlichen Kirche hoch in Ehren, indem er an das wundervollste Muster der Ergebung in Gottes schwere Prüfungen erinnerte. Jedes Kind lernt, wie der fromme Dulder seine Güter und seine Kinder, seine Gesundheit und seine Ehre Gott freudig opferte und dadurch alle Bosheit der Hölle zu Schanden machte. Dieß alles stellt auch die inspirirte Dichtung über Job in ergreifender Weise dar, so daß man recht augenfällig ein Vorbild des leidenden Heilandes erkennt; fehlt doch neben dem Spotte seines Weibes, der Verurtheilung durch die vertrautesten Freunde und dem Hohn einer gaffenden Menge selbst seinem Angesichte der rohe Faustschlag und der Speichel verworfener Menschen nicht (30, 1. 9 ff.; 16, 10; 17, 6). Aber das heilige Buch ist nicht ein einfaches Lehrbuch, es zählt auch zu den gefeiertsten Schöpfungen der Poesie. Die erhebenden Wahrheiten von der göttlichen Allmacht und Weisheit, von der menschlichen Niedrigkeit und Kurzsichtigkeit werden in schwungvoller Lyrik behandelt, und eine bedeutsame innere Entwicklung der Hauptperson in halbdramatischer Form durchgeführt. Dabei muß noch ein ganz neuer Gesichtspunkt beachtet werden. Die selbst dem Christen in der Anwendung auf's Leben oft so räthselhafte Frage nämlich: „Warum wird der Gerechte von Gott manchmal fast übermenschlichen Leiden preisgegeben?" soll hier vom Standpunkte des Alten Bundes, der noch keinen Gottessohn am Kreuze hatte sterben sehen, befriedigend beantwortet werden. Der Versuch, die sich in Jobs Leiden von selbst aufdrängende Schwierigkeit zu lösen, führt nun selbstverständlich zu einer ernsten Verwicklung, indem die Freunde nach gewöhnlicher Anschauung nur in einer schweren Schuld den Grund der göttlichen Prüfung finden. Ihr Widerspruch bereitet aber dem Unschuldigen erst die allerempfindlichste Kränkung und Verdemüthigung. Er hält sich auch nicht von jedem Fehler frei, indem die Hitze des Streites ihn fortreißt, und wird so vollends zu einer tieftragischen Person.

Zum Verständniß und Genuß des herrlichen Buches kann man jedoch wegen der großen Schwierigkeiten in Sprache und Gedankenfolge eines tüchtigen Commentars nicht entrathen. Wir Katholiken haben in dieser Hinsicht keinen Ueberfluß, und so steht für die gründliche Arbeit P. Knabenbauers eine willkommene Aufnahme zu hoffen[1]. Der hochw. Verfasser hat zunächst die Textworte der Vulgata mit allen Mitteln der Kritik und Exegese genau und bündig erläutert. Wie billig, wird überall, wo sich eine Abweichung zeigt, das Verhältniß zum hebräischen Grundtexte grammatisch und kritisch erwogen. An sehr zahlreichen Stellen bietet sich dabei das lohnende Ergebniß, daß eine scheinbar erhebliche Verschiedenheit sich durch umsichtige Vergleichung in volle Uebereinstimmung auflöst, oder aus der Verschreibung

[1] Da auch gute poetische Uebersetzungen gerade bei diesem Buche von Bedeutung sind, so mag auf die treffliche Uebertragung Bickells in den „Dichtungen der Hebräer, im Versmaß des Urtextes", sowie auf die ähnlichen Arbeiten von H. Hayd und Welte (in seinem höchst wertvollen Commentar) hingewiesen werden.

eines einzigen Buchstabens in dem jetzigen oder in dem der Vulgata zu Grunde liegenden hebräischen Texte sehr einfach erklärt. Doch erkennt der Verfasser auch tiefergehende Differenzen an, welche nach Ausweis innerer und äußerer Gründe bald eine Entstellung des überlieferten Urtextes, bald einen Irrthum des lateinischen Uebersetzers bezw. seiner Vorlage voraussetzen. Bei Erwägung des Zusammenhangs der Rede, sowohl in solchen kritischen Fragen als zur Feststellung des genauen Sinnes, erweist sich der Commentar als vorzüglich. Von anderen Hülfsmitteln der Texterklärung werden die mit der Vulgata allerdings nicht gleichwerthigen alten Uebersetzungen, die chaldäische, die syrische und besonders die der Siebenzig (nebst den Fragmenten der übrigen griechischen und der altlateinischen) häufig benützt. Der philologische Apparat der neueren Erklärer aber, katholischen und protestantischen, ist zur Deutung schwieriger Worte und Wendungen ausgiebig verwerthet worden. Durch eine reichhaltige Zusammenstellung verschiedener Meinungen hat so der Verfasser mit großer eigener Mühe dem Leser ein selbständiges Urtheil ermöglicht. Man lese die umständlichen Erörterungen einzelner Verse, z. B. im 12., 20., 22., 34. und 41. Kapitel. Die Darstellung bleibt dabei jedoch immer möglichst knapp und übersichtlich; auch scheidet sich vieles, was vielleicht nicht jedem Leser willkommen ist, durch kleinern Druck von der fortlaufenden Erklärung ab. Während also dem wissenschaftlichen Bedürfniß der Fachgenossen genügt wird, ist doch auch für jeden Priester nicht nur ein reichhaltiges Nachschlagebuch, sondern zugleich eine leichtfaßliche Erläuterung des Gedankeninhaltes geboten worden.

In der Darstellung des innern Zusammenhangs der Ideen und der Einheit des ganzen Kunstwerkes besteht wohl das größere Verdienst der vorliegenden Schrift. Schon die scharfe Eintheilung aller Abschnitte und die vorausgeschickte Angabe des Inhaltes mit Betonung des oft verkannten Fortschrittes der Erörterung macht einen günstigen Eindruck; es spiegelt sich darin die Klarheit und Bestimmtheit der Anschauung recht deutlich ab. Im Einzelnen dient überall der Gedankengang des ganzen Buches als Maßstab für die Auffassung der Theile und entscheidet in zweifelhaften Fällen. Ein schönes Beispiel einer umsichtigen Erklärung des Theiles aus dem Ganzen findet sich zu 12, 6. 13 ff. Nicht nur werden die versuchten Umstellungen und Textveränderungen durch dieselbe entbehrlich, sondern es gewinnt auch die ganze Stelle an Gehalt und Kraft. Wir wünschten nur, daß der Verfasser von V. 13 an noch entschiedener die „Weisheit" neben der „Macht" betont hätte; denn es ist in der That von letzterer lediglich in Unterordnung zur Weisheit die Rede: Job mißt die Weisheit der Freunde und der „Alten", die er unmittelbar nicht läugnet, mit der Weisheit Gottes, in dessen Macht es auch steht, alle Weisen der Erde zu Schanden zu machen. Ebenso wenig zweifeln wir, daß der höchst schwierige Abschnitt 27, 13—23 von P. Knabenbauer in das rechte Licht gestellt ist, fügen nur bei, daß die Worte, ironisch gefaßt, einen ganz erheblichen Fortschritt in der Stimmung Jobs bezeichnen würden. Es kann wohl nicht verkannt werden, daß er sich seit Anfang des 26. Kapitels als Sieger in der Disputation fühlt; dieses Gefühl käme durch jene Ironie entschiedener zum Ausdruck. Sollte nicht bereits 24, 18 ff. vielleicht

in demselben Sinne zu deuten sein? An zwei weiteren Stellen, nämlich 14, 4 und 19, 26 ff., schützt der Verfasser mit Glück die in der Kirche so geläufige Beziehung auf die Erbsünde und die Auferstehung, während Dr. Bickell unseres Erachtens hier wie an den eben genannten Stellen durch Aenderung eines bestbeglaubigten Textes den Knoten doch allzu rasch zerhaut.

In der Polemik ist P. Knabenbauer ruhig und besonnen, oder besser gesagt, er streitet überhaupt gegen abweichende Meinungen nur durch Darlegung sachlicher Gegengründe, die er aus den Textworten oder aus dem Zusammenhang der Rede und des Buches erhebt. Allein bei dem Widerstreit der Anschauungen nimmt er doch feste Stellung. Er widerlegt demgemäß die unter Protestanten sehr allgemeine Ansicht von Jobs Verzweiflung oder Gotteslästerungen, welcher ebenso sehr die heilige Dichtung selbst, wie die durchaus herrschende Ueberzeugung der christlichen Jahrhunderte widerspricht (vgl. Commentar S. 10 ff., 68 ff.). Andererseits zeigt er sich einer bei katholischen Auslegern weit verbreiteten Deutung der Kapitel 40 und 41 auf den bösen Geist als den Urfeind Gottes und der Menschen, und der Verurtheilung Elihu's als eines anmaßenden und ungerechten Anklägers entschieden abgeneigt. Wir stimmen den bezüglichen Ausführungen bei und sind erfreut über die kritische Rettung des Abschnittes Kap. 32—37, der von vielen aus sehr schwachen Gründen für eine spätere Interpolation angesehen wird. Die S. 368 f. und S. 421 ff. zusammengestellten und durch die Erörterung des Abschnittes beleuchteten Gründe sind in der That vollkommen überzeugend. Mit Recht wird auch die Behauptung entkräftet und zurückgewiesen, als ob die Disputation der Freunde keinen merklichen Fortschritt mache, was für den Werth des Kunstwerkes geradezu verhängnißvoll wäre. Alle diese Punkte, so entscheidend dieselben für die Würdigung des heiligen Buches sind, stellen doch dem Ausleger ebenso viele schwere Aufgaben. Wir wollen nur noch bei einem Punkte einen Augenblick verweilen, um einige Ergänzungen zu den Ausführungen des Verfassers vorzuschlagen.

Die Reden Elihu's sind gewiß unentbehrlich, wenn nicht das Problem: „Warum leidet der Gerechte?" in ungenügendster Weise gelöst sein soll. Denn die Reden Jehova's schlagen die Frage einfach nieder, und die Ueberführung Satans, von welcher der Prolog spricht, ist zu äußerlicher Natur und erschöpft offenbar nicht die im Alten Bunde erreichbare Erkenntniß. Es liegt ja zu sehr auf der Hand, daß das Leiden auch den Zweck der Bewahrung und Warnung vor der Sünde habe, als daß man die Entdeckung dieser Wahrheit erst von einem Interpolator erwarten müßte; weder Job noch die Freunde würden alsdann um eine innere Erkenntniß von dem Rathschlusse Gottes, den sie verdunkelt haben sollen, bereichert werden. Die Reden Elihu's füllen nun wirklich die Lücke in sehr angemessener Weise aus. Der Ton derselben ist freilich etwas spöttisch und rauh und gab den Vertheidigern ihrer Rechtheit meistens Anlaß zu scharfem Tadel des Sprechers. Und doch muß Elihu als Herold der Wahrheit und Prophet gelten. Aus diesem Grunde scheint die Erklärung P. Knabenbauers, daß die Jugend Elihu's und die nöthige Schärfe der Rüge seinen Worten die genannte Färbung gegeben haben, sehr natürlich.

Dieß um so mehr, als er von Gott selbst mit keinem Worte getadelt, ja seine Rede augenscheinlich nur ergänzt und bekräftigt wird. Es scheint uns nun aber, daß der Commentator ein wenig zu weit geht in der Abschwächung der Worte Elihu's. Dieß wird unnöthig, sobald man die Schuld Jobs größer ansetzt, und das erheischt auch nach unserem Bedünken der Text und der Zusammenhang des Buches. P. Knabenbauer findet durchaus zutreffend die Bedeutung des Leidens für Job in der Verwarnung vor schwerer Sünde, namentlich des Hochmuthes, und betrachtet den wirklich begangenen Fehler als eine durch die ungerechten Angriffe der Freunde veranlaßte ungestüme Herausforderung des göttlichen Einschreitens zu seiner vollen und allseitigen Rechtfertigung (S. 369. 377. 379. 385. 390. 401. 409 ff.). Die Sünde Jobs ist also zunächst eine der Prüfung vorausgehende, eine unvollendete, welche genauer als Sündenneigung zu bezeichnen wäre; sie besteht in einer verborgenen Selbstüberschätzung und einem zu starken Gefühle von seiner Heiligkeit. Dieser bedenkliche Krankheitsstoff kommt aber durch die außerordentliche Prüfung und die rauhe Behandlung der Freunde zur Entwicklung; der Dulder verlangt nicht ohne einige Vermessenheit von Gott den feierlichen Urtheilsspruch, daß das schwere Leiden in keinerlei entsprechender Verschuldung begründet sei. Wir wünschten nun eine stärkere Hervorhebung besonders des erstern Punktes. Dann würde das von Elihu 33, 15—30 Vorgetragene eine unmittelbare Anwendung auf Job finden, während diese jetzt fehlt; denn auch 36, 8 ff., wo der Tadler wieder auf die entfernte Ursache der göttlichen Prüfungen zu sprechen kommt, liegt die Beziehung auf den vorliegenden Fall sehr fern, es sei denn, daß hier die verborgene Sünde der Heiligen, nicht der Frevel der Gottlosen unter den Worten verstanden wird: „Er thut ihnen (in der Züchtigung) ihr Werk, ihre Vergehen und ihren Hochmuth kund." In der That aber fordert schon der grammatische Zusammenhang dieses Verses seine Beziehung auf „die Gerechten" (V. 7). Vielleicht wirft die richtige Deutung der genannten Worte auch ein neues Licht auf 34, 37.

Wenn wir die Schuld Jobs, welche der Handlung des Buches vorausgeht, größer ansetzen möchten, so ist dieß doch mit einer nicht zu übersehenden Einschränkung zu verstehen. Es handelt sich um die Schuld eines Heiligen, welche zudem nicht zur vollendeten Thatsünde geworden ist, sondern auf einer schuldbar gehegten Selbstachtung beruht, eine Schuld also, welche nicht mit gewöhnlichem Maßstabe gemessen werden darf. Es macht einen erhebenden Eindruck, wenn der heilige Verfasser einen, menschlich gesprochen, so leichten Fehler eines Heiligen zur Grundlage seiner großartigen Schöpfung nimmt. Dieselbe geht in Wirklichkeit in der Darstellung auf, wie diese Schwäche durch die bittere Arznei einer furchtbaren Prüfung geheilt wird. Nun ist es von Bedeutung, bei der scharfen Rüge Elihu's im Auge zu behalten, daß der harten Prüfung die Schärfe der Zurechtweisung entsprechen muß. So kann es nicht befremden, wenn die Ausdrücke an Uebertreibung streifen; Gott verfährt, wie der Dulder selbst ganz richtig ahnt, mit ihm nach der Norm höchster Strenge. Demgemäß dürfte es nicht gut sein, die Reden des Tadlers unter dieser Rücksicht abzuschwächen; vielmehr tritt die ebenso strenge als barmherzige

Führung der Gerechten an der Hand der Vorsehung um so herrlicher zu Tage, je unnachsichtiger Job von Elihu zurechtgewiesen wird.

Einen namhaften Vorzug des Commentars von P. Knabenbauer müssen wir noch mit einem Worte hervorheben. Es ist die ebenso fleißige als umsichtige Verwerthung der alten katholischen Exegeten. Vorzüglich dadurch wird der Erklärung zugleich der erbauliche Charakter gewahrt, so streng auch fernliegende mystische Deutungen ausgeschlossen bleiben. Das Latein des Verfassers, um auch diesen Punkt noch zu berühren, zeichnet sich durch mehr als gewöhnliche Reinheit, Einfachheit und Natürlichkeit aus.

G. Gietmann S. J.

Preußen und die katholische Kirche. Von **Jul. Bachem,** Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Vierte, vermehrte Auflage. 136 S. Köln, Bachem, 1885. Preis: *M.* 1.50.

Der Name des Verfassers und der Umstand, daß in Jahresfrist vier Auflagen nöthig wurden, zeugen laut für die Vortrefflichkeit der allgemein auf das Günstigste aufgenommenen Schrift. Sie legt an der Hand der Geschichte in klarer, unwidersprechlicher Art dar, daß der Culturkampf einer der periodischen Angriffe ist, welche die protestantischen Elemente der preußischen Bureaukratie gegen die von den Königen eidlich gewährleisteten Rechte des katholischen Volkes unternehmen, und die sie je nach den Umständen offen oder im Geheimen in Scene setzen. Politische Gesichtspunkte bestimmten Joachim II. von Brandenburg, entgegen dem seinem Vater bei „fürstlichen Würden, Ehren und Treuen an eines rechten Eides Statt" gegebenen Versprechen, im Jahre 1539 sich der neuen Lehre anzuschließen. Der Abfall von der Kirche öffnete den Weg zur Annexion der Bisthümer Brandenburg, Havelberg, Lebus, Magdeburg, Halberstadt und Minden, und zur Erbschaft der Länder des deutschen Ordens. Kurfürst Friedrich III., als König Friedrich I. genannt, ermahnte darum seine Nachfolger, die evangelische Religion im römischen Reiche zu erhalten, „weil durch die säcularisirten Fürstenthümer und Lande die Macht Unseres Hauses merklich angewachsen ist, und dannenhero, wenn der Papst wieder die Oberhand bekommen sollte, Unser Haus dabei nothwendig an seiner Grandeur ein großes Abnehmen würde erleiden müssen". Der „große" Friedrich II. stellte in Schlesien besoldete Surveillants an, welche „auf alle menées der Geistlichen Acht zu geben" und dem Könige „immediate von allen Bericht zu erstatten" hatten. Durch Entgegenkommen in untergeordneten Dingen aber suchte er sich in den unverdienten Ruf eines der katholischen Kirche wohlgesinnten Herrschers zu setzen. Zahlreiche Thatsachen, besonders aber das „brandenburgische Sündenregister", welches die clevischen Katholiken im Jahre 1663 dem Kaiser überreichten[1], beweisen, daß die preußische Politik seit mehr als zwei Jahrhunderten an demselben Faden weitergesponnen hat. Der König in Berlin sollte der eigent-

[1] Vgl. auch diese Zeitschrift 1883, Bd. XV. S. 29 ff. 125 ff. 511 ff., wo über den damaligen Culturkampf in Cleve-Mark reiches Material zusammengestellt ist.

liche Papst der römisch-katholischen Unterthanen sein; die Bischöfe sollten zu Beamten und gefügigen Werkzeugen des Ministers des Innern erniedrigt werden. Ließ ein Bischof sich solche Bevormundung und Entwürdigung gefallen, dann war er der Hofgunst sicher; weigerte er sich, auf die Rechte und die beschworenen Freiheiten seiner Kirche zu verzichten, dann drohte ihm das Loos, welches vor fünfzig Jahren die Erzbischöfe Clemens August von Köln und Martin von Gnesen-Posen und welches im Culturkampfe fast alle preußischen Bischöfe getroffen hat. Die Noth der Revolutionsjahre brachte der Kirche die Freiheit, aber die Bureaukratie suchte bald wieder ihre alte Macht zu erlangen. Sie ließ die Parität als schönes, aber vielfach unerfülltes Versprechen auf dem Papier stehen. Als sie sich stark genug glaubte, begann sie den Culturkampf. Seine offene Unterstützung ist nach der Aussage des Reichskanzlers „ein Bekenntniß zu dem Evangelium der Reformation", der Papst aber ist nach der Aussage desselben ersten Beamten des paritätischen Staates Preußen ein „Feind des Evangeliums und darum auch des preußischen Staates".

Der Verfasser beweist so an der Hand der Thatsachen mit der Logik und Klarheit eines Rechtsgelehrten, daß in Preußen eine traditionelle Kirchenpolitik die Katholiken zu knechten sucht. Er schließt mit den beherzigenswerthen Worten: „Es wird des engsten Zusammenschlusses, der unerschütterlichen Ausdauer und opferwilligen Treue des katholischen Volkes bedürfen, um aus dieser Krise (des Culturkampfes) die Freiheit der freigeborenen Kirche zu retten, und auch wenn mit Gottes Hülfe dieses Ziel in naher oder ferner Zeit erreicht sein wird, darf nie vergessen werden, daß Rückfälle in die staatskirchlichen preußischen Traditionen keineswegs ausgeschlossen sind, daß daher die Katholiken in Preußen zur Wahrung und Sicherung der werthvollsten aller Freiheiten niemals zu viel thun können."

St. Beissel S. J.

Die Grundlehren der Elektricität und ihre wichtigsten Anwendungen. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Dr. **Max Wildermann**, Gymnasialoberlehrer. Mit einem Titelbilde und 263 in den Text gedruckten Abbildungen. XX u. 502 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 7; elegant geb. in Originallwbd. *M.* 9.

Das vorliegende Werk soll hiermit allen jenen empfohlen werden, welche sich für Elektricität und deren vielseitige Anwendungen interessiren. Es zerfällt in zwei Theile oder Bücher. Im ersten Buch bis Seite 207 werden die Grundlehren der Elektricität behandelt, im zweiten, Seite 211—485, folgen die Anwendungen. Die Darstellung ist möglichst populär gehalten, dabei aber gründlicher und tiefer, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Der Verfasser will nicht durch oberflächliche Behandlung den bloßen Wissenskitzel sogenannter Dilettanten befriedigen, er möchte, wie in der Einleitung oder am Schluß von § 65 deutlich bemerkt ist, zu einem soliden Verständniß nicht des Wieviel, was ohne mathematische Fachstudien nicht möglich ist, wohl aber des Wie anregen. Daher das Hervorheben der Gesetze und Thesen

durch Alineas und weiteren Druck, Erläuterung der Begriffe und Sätze an concreten Zahlenbeispielen, das Aufwerfen von Fragen und Schwierigkeiten über den Zusammenhang von Sätzen und Erscheinungen, die Erwähnung unvollständig erklärter Erscheinungen, z. B. der Wirkungsweise des Telephons resp. der Umsetzung von Elektricität in Schall.

Um eine Idee vom Material des zweiten Buches zu geben, seien die Hauptpunkte oder Schlagworte erwähnt: Telegraphie, elektrisches Licht — dabei wird auch Siemens' Gas-Regenerativbrenner, ein neuer Concurrent des elektrischen Lichtes, des weiteren erklärt — Galvanoplastik, elektrische Eisenbahn, das Problem des lenkbaren Luftballons und seine Lösung auf elektrischem Wege, Musiktelephon, Sprachtelephon, Mikrophon mit Telephon, die Elektricität in der Heilkunde.

Es sei erlaubt, einige Aussetzungen von geringer Bedeutung zu machen. Volta's Fundamentalversuch, wie er Seite 28 gegeben wird, ist als einziger Versuch nicht zu empfehlen, da ein zweiter Contact zwischen Zink und Hand die Beweiskraft für den Contact von Messing (besser Kupfer) und Zink in Frage stellt. — In der Morseleitung mit Relais (Seite 236) ist in Station I der durch das Relais bewirkte Contact resp. Schluß der Ortsbatterie nicht angedeutet. — Die Erklärung des Gramm'schen Ringes hätte vielleicht dem Zwecke des Buches entsprechend besser an die Methode Müller-Pouillet-Pfaundler sich anlehnen können, so daß etwa auf Figur 86 die Figuren 627, 628, 630 in Pfaundler gefolgt wären. — Die Theilung des Lichtes nach dem System Gülcher, welches vielfach Verbreitung findet, selbst in London, sowie die neuere durch die Secundärgeneratoren von Gaulard und Gibbs ist unerwähnt geblieben.

Die Vorzüge des Werkes sind kurz zusammengefaßt: eine klare, angenehme Sprache, communicative und reelle Behandlung, gute Auswahl im Stoff, dazu günstige Ausstattung in Druck und Figuren.

F. X. Rüf S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Erste Vereinsschrift für 1885: **Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani,** Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland. Deutsche Angelegenheiten, Friedensverhandlungen zwischen Papst und Kaiser (1703—1709). Von Franz Wilhelm Woker. 132 S. 8°. Preis: *M.* 2.

Wer die obige Schrift des auf dem Gebiete der norddeutschen Kirchengeschichte bereits rühmlichst bekannten hochw. Herrn Verfassers gelesen, wird ihm Recht geben, daß Agostino Steffani „zu seinen Lebzeiten ebenso weit bekannt gewesen, wie später vergessen". Daher müssen wir dem Bearbeiter seiner Papiere Dank dafür wissen,

einen so merkwürdigen und hochbedeutenden Mann aus dem Grabe der Vergessenheit hervorgerufen zu haben. Höchst interessant sind bereits die äußeren Lebensschicksale des Italieners. 1655 in Castelfranco bei Padua geboren, ist er schon mit zwölf Jahren eine Zierde des Kirchenchores von St. Marcus in Venedig, 1675 bewundert München ihn als Hoforganisten, fünf Jahre später steht er als Priester am Altare, 1693 erscheint er als hannover'scher Staatsmann, 1703 tritt er in kurpfälzische Dienste, 1706 ernennt ihn Clemens XI. zum Bischof von Spiga i. p. i. Doch noch viel mehr berechtigte die Bedeutung Steffani's für Kirche und Staat des 18. Jahrhunderts, sein Eingreifen in die damaligen höchst bedeutsamen politischen und kirchlichen Wirren, „diesen eigenthümlichen Mann aus dem Staube seiner Akten wieder an's Licht zu bringen". Der Verfasser hat das reiche, ihm zu Gebote stehende Aktenmaterial über die Periode 1703—1709, während welcher Steffani im Staatsdienst des Kurfürsten Joh. Wilhelm von der Pfalz stand, in acht Kapitel gruppirt. Wenngleich er im Vorwort ausdrücklich hervorhebt, die einzelnen Kapitel machten „keinen andern Anspruch als den, welchen der Titel andeutet", so hätten wir doch zum bessern Verständniß und Beleuchtung der höchst interessanten Mittheilungen „aus den Papieren" Steffani's hie und da mehr zeitgeschichtlichen Hintergrund gewünscht. Dieser Mangel läßt die Lesung in den ersten Kapiteln weniger genußreich erscheinen. Der gewiegte Staatsmann, treue Sohn der Kirche und aufrichtige Patriot tritt uns auch jetzt auf jeder Seite entgegen; durch die Folie der Zeitgeschichte — auch in knapper Form —, wie sie z. B. am Anfang des vierten Kapitels gegeben wird, würde das Bild an Klarheit und Schönheit überall gewinnen. Aber der Verfasser wollte eben nur das in Steffani's Aufzeichnungen enthaltene Material zusammenstellen und weiteren Kreisen zugänglich machen. Um so mehr dürfen wir mit der Anerkennung für das bereits Gebotene den Wunsch äußern, Herr Weker möge bald Muße finden, uns ein vollständiges Leben des Bischofs von Spiga zu liefern. Die in die damalige Zeitgeschichte so eingreifende Thätigkeit desselben, zumal bei den Verwicklungen zwischen Kaiser und Papst, verdient durchaus eine ausführliche biographische Darstellung.

Bonifacius-Broschüren. Populäre Erörterungen über den Katholicismus und die Einsprüche seiner Gegner. Sechzehnter Jahrgang, 1.—12. Heft. Siebenzehnter Jahrgang, 1.—3. Heft. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1886. Preis: das Heft 10 *Pf.*; der Jahrgang *M.* 1.20.

Eine stille, aber sehr segensreiche Wirksamkeit entfalten jetzt schon seit 16 Jahren die rothen Heftchen, welche unter dem Namen „Bonifacius-Broschüren" sich immer mehr die Gunst des katholischen Volkes erobert haben. Und in der That, sowohl der volksthümliche Ton, in welchem sie durchweg geschrieben sind, als auch der höchst zeitgemäße Inhalt machen sie zu einer der beachtenswerthesten Erscheinungen unserer katholischen Volksliteratur. Im vorigen Jahrgange wurden u. a. Themata behandelt, wie „Das katholische Vereinswesen", „Die marianische Congregation", „Die Verbreitung des Katholicismus", „Zur achthundertjährigen Erinnerung an Papst Gregors VII. Tod", „Gnade oder Recht". Letztere Broschüre z. B. ist in ihrer Art vorzüglich. Anknüpfend an das Wort des alten Görres: „Die katholische Kirche ermangelt bei uns in Deutschland keineswegs einer rechtlichen Gewähr und eines feierlich gesicherten Rechtsstandes; denn die katholischen Bevölkerungen sind nicht den protestantischen Regierungen auf Discretion ausgeliefert, sondern sie sind vertragsweise an dieselben übergegangen", beleuchtet die Broschüre die vertragsmäßig zugesicherten Rechte der preußischen Katholiken und zieht dann daraus praktische Nutzanwendungen für

das Stadium des Culturkampfes, in dem wir augenblicklich stehen. Vom neu begonnenen Jahrgange liegen uns bereits die Hefte vor: „Worin besteht unsere Stärke?" „Der heilige Rosenkranz" und „Encyklika Sr. Heiligkeit Papst Leo's XIII. über die christliche Constitution der Staaten". Der äußerst niedrige Preis erleichtert die weiteste Verbreitung. Diese zu erzielen, sollten alle Seelsorgsgeistlichen und einflußreiche Laien sich angelegen sein lassen.

Festbericht über die Feierlichkeiten zum Empfang und zur Inthronisation des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln Dr. **Philippus Krementz** am 14. und 15. December 1885. 72 S. 16°. Köln, Bachem. Preis: 50 *Pf.*

Die Bachem'sche Verlagshandlung versendet mit dem Hirtenbriefe des neuen Herrn Erzbischofs (12 S. 4°. Preis: 20 *Pf.*), welcher in warmen, väterlichen Worten die Grundgesetze christlicher Heilsordnung seinen Gläubigen an's Herz legt, zugleich das eben bezeichnete Schriftchen in edler und gefälliger Ausstattung. Es enthält die eingehende Beschreibung der Festlichkeiten mit dem Aufrufe des Festcomités an die Kölner Bürgerschaft, den Festprogrammen, allen Ansprachen und Antworten des hochwürdigsten Oberhirten, zum Schlusse einige Festgedichte und das erzbischöfliche Wappen sammt Erklärung. Wenn wir auf das Schriftchen aufmerksam machen, so geschieht es, weil wir dem Verlage Dank dafür wissen, daß er das Andenken an die großartige Feier nicht mit dem Tage wollte hinschwinden lassen. Es ist für alle Katholiken Deutschlands von Interesse, zu erfahren, wie eine um ihren Oberhirten lange Jahre trauernde Heerde in Jubel erwacht und sich schmückt zum Empfange des Nachfolgers. Und auch für Nichtkatholiken hat die begeisterte Aufnahme des Erzbischofs Philippus Bedeutung, wenn sie sich überzeugen wollen, ob langjähriger Druck im Stande ist, das Band, welches den katholischen Bischof mit seinen Diöcesanen verbindet, zu zerreißen oder auch nur zu lockern.

Joseph II., Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform. Mit Benutzung archivalischer Quellen von Sebastian Brunner. Zweite, mehrfach umgearbeitete Auflage. XX u. 252 S. 8°. Freiburg, Herder, 1886. Preis: *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Maximilian Robespierre. Ein geschichtliches Bildniß aus der Revolutionszeit von Anton Schumm. VI u. 318 S. 8°. Freiburg, Herder, 1886. Preis: *M.* 2; geb. *M.* 2.40.

Aus der verdienstvollen Sammlung historischer Bildnisse der Herder'schen Verlagshandlung liegen wieder zwei neue Bändchen vor. Das erste ist eine unter mehrfacher Rücksicht umgearbeitete Neuauflage der mit Recht so populär gewordenen Schrift Brunners über Joseph II. Die Geschichte dieses ebenso wohlmeinenden als verblendeten Monarchen und der von ihm datirenden und nach ihm benannten liberal-katholischen Aufklärerei ist bekanntlich S. Brunners allereigenstes Gebiet. Aus seinen größeren hierherbezüglichen Werken: „Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich" (Mainz 1869), „Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II." (Wien 1868), „Correspondances intimes de l'empereur Joseph II." (Mainz 1871), hat er hier in gemeinfaßlicher Weise die wichtigsten Momente zu einer anschaulichen Charakteristik wie der Persönlichkeit des Kaisers so seiner Reformbestrebungen ausgewählt und gruppirt. Fällt das Bild alles in allem nicht eben rosig aus, so ist das nicht des Verfassers Schuld, der auch den edlen und liebenswürdigen Zügen im Charakter Josephs gerecht

zu werden weiß. „Es handelt sich darum," so bezeichnet der Verfasser schon im Vorworte der ersten Auflage kurz und correct seinen Standpunkt, „das Leben dieses Fürsten in ungeschminkter, aber auch unverzerrter Wahrheit darzustellen, die parteilose Geschichte sprechen zu lassen, seinen edlen und guten Eigenschaften gerecht zu werden, seine schlimmen nicht zu übertreiben, das was seine Zeit und seine Erziehung mitverschuldet, nicht ihm allein auf die Schultern zu legen, nichts zu behaupten, was nicht durch Thatsachen oder verläßliche Berichte festgestellt werden kann, und überhaupt in der Beurtheilungsweise die christliche Gerechtigkeit walten zu lassen." Damit ist hinreichend gekennzeichnet, wohin die Hauptaccente der Brunner'schen Darstellung fallen, und von vornherein das Endergebniß der historischen Untersuchung mit ziemlicher Deutlichkeit ausgesprochen. Joseph hat dasselbe im Angesichte des Todes in Worten ausgesprochen, die jedem tiefes Mitleiden mit dem in so vieler Hinsicht unglücklichen Monarchen einflößen müssen: „Herr, dich rufe ich zum Zeugen an, der du mein Herz innerst kennest, daß alles, was ich that und befahl, zum Besten meines Volkes war, und daß ich nichts Böses gemeint habe. Ich habe aber vieles gefehlt, darum bitte ich dich, vergib mir."

Ist schon die Brunner'sche Schrift in hohem Grade zeitgemäß, weil ja die beiden Genien der josephinischen Zeit, Staatsallmacht und Liberal-Katholicismus, noch immer ihren Spuk treiben, so ist es das zweite Bändchen in diesem Augenblicke doppelt. Denn so unglaublich es dem ruhig überlegenden Menschen vorkommen mag, der alte Götze der Revolution und selbst sein bluttriefender Henker zählen ihre Verehrer nach Millionen, und der jüngste Same der alten Schlange in der dritten französischen Republik rüstet sich schon jetzt, die herannahenden Centenarien der großen Revolution möglichst lärmend zu begehen. Wer alsdann die Festordner sein werden, ob die Brüder von der Kelle oder die Petroleure, das ist heute noch nicht abzusehen. Es muß aber die ehrliche Geschichtsforschung geradezu herausfordern, die Heroen dieser Rasse in ihrer ganzen häßlichen Nacktheit der Welt zur Schau zu stellen und auf den Sockel des Standbildes die Worte zu schreiben: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Schumm hat an dem Haupthelden der Revolution diese Aufgabe in befriedigendster Weise gelöst und es verstanden, aus dem erdrückend reichen historischen Material das Wichtigste zu einem richtigen und vollständigen Bilde zu vereinen. Möglich, daß die Schreibweise bisweilen etwas rhetorischer wird, als wir in geschichtlichen Darstellungen gewohnt sind; z. B. S. 217: „Gedenken wir der Charlotte Gerday, die sich rühmte, Republikanerin vor der Republik gewesen zu sein! Zollen wir ihrem Muthe, ihrer Schönheit, ihrem Patriotismus unsere Bewunderung; aber übersehen wir nicht ihre Sinnesverkehrtheit, in der sie starb, ohne einzusehen, daß sie eine Meuchelmörderin sei! Tritt hervor, ‚blutrothe Rose von Mericourt', als welche dich der Dichter Gottschall anfingt, schöne Lütticherin, Theroigne de Mericourt!"

Der hl. Bernward von Hildesheim als Bischof, Fürst und Künstler. Dargestellt von Dr. Wilhelm Sommerwerck gen. Jacobi, Bischof von Hildesheim. Mit einem Lichtdrucke der Bernwardsthüren. 50 S. 8°. Hildesheim, Commissionsverlag von Fr. Borgmeyer, 1885. Preis: 80 *Pf.*

Als Hirtenbrief, welcher die Einwohner der Stadt und der Diöcese von Hildesheim zur Errichtung eines Denkmals des hl. Bernward anfeuern soll, verfaßt, wendet die Schrift sich in der angezeigten Form an alle Deutschen, um sie zu bitten, ihr Scherflein zur Verherrlichung jenes Mannes beitragen zu wollen, welcher eine der

bedeutendsten Erscheinungen in der ältern Geschichte unseres Volkes ist. Da der Gesammtertrag des Buches für die Errichtung des in Aussicht genommenen Standbildes verwendet werden soll, so fördert jeder Käufer das Unternehmen. Einen besondern Reiz besitzt die Arbeit, weil in ihr einer der glorreichen Bischöfe unserer Zeit die unveränderlichen Grundsätze erklärt, welche vor 800 Jahren seinen berühmten Vorgänger Bernward wie heute den Nachfolger und Lobredner des Heiligen groß gemacht haben in den Augen aller Zeitgenossen.

Erinnerungen an Professor Dr. Christoph Bernhard Schlüter. Von J. Hertkens, Kaplan in Viersen. Mit Porträt. 25 S. kl. 8°. Viersen, Stoffels, 1885.

Die vorliegenden „Erinnerungen", welche zuerst in den „Historisch-politischen Blättern" veröffentlicht wurden, verdienen auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es wird uns in denselben mit liebevoller Begeisterung das Bild eines Mannes gezeichnet, welcher, selbst zwar des Lichtes der Augen beraubt, mit Recht einem Leuchtthurm vergleichbar ist, zu dem man mit Freude und Zuversicht aufschaut. Professor Christoph Bernhard Schlüter war eine mit seltenen Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattete Natur. Die Vielseitigkeit und die Tiefe seines Wissens war bewunderungswürdig. Seine Sprachenkenntniß, seine Belesenheit in den verschiedenen Zweigen der Literatur aller Zeiten, seine ausgedehnten philosophischen Studien, seine poetischen und musikalischen Arbeiten lassen uns in ihm einen Mann erkennen, welcher die herrlichen Talente, die ihm Gott verliehen, zur reichsten und schönsten Entfaltung gebracht. Dabei besaß Schlüter einen wahrhaft edlen und liebenswürdigen Charakter. Ein Freund alles Guten und Schönen, ein Feind der Bosheit und der Niedrigkeit, wußte er doch alles Schroffe und Harte zu vermeiden: Güte, Milde und Wohlwollen leiteten alle seine Schritte und gewannen ihm Aller Herzen. Dazu kam, daß eine tiefe Religiösität und kindliche Frömmigkeit sein ganzes Wesen verklärte. Professor Schlüter war ein eifriger, glaubenstreuer Katholik. Als solcher hat er gelebt, als solcher ist er gestorben.

Der Traum des Gerontius. Von Cardinal J. H. Newman. Autorisirte Uebersetzung nach der 18. Auflage des Englischen. Mit einem Bilde von Ed. v. Steinle. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 1.20.

Genügte der Name des hohen Verfassers uns nicht als Unterpfand für die Tüchtigkeit des Werkes, so müßte dieß doch wenigstens der äußere Erfolg. Eine Dichtung, welche erst nach der 18. Auflage des Originals bei uns eingeführt wird, hat jedenfalls ein sehr bedeutsames Recht, Beachtung auch in Deutschland zu fordern. Das 56 Seiten lange Gedicht ist ein hochernstes, von Dante'scher Begeisterung getragenes Fragment aus dem Leben einer Seele, das, zeitlich gesprochen, nur einen Augenblick umfaßt, allein die ganze Gedankenwelt dieses Augenblicks poetisch oder vielmehr dramatisch in einem sich entwickelnden Nacheinander ausdenkt und ausspinnt. Der Gerechte (Gerontius) liegt im Tode, die Umstehenden antworten dem Priester, welcher die ergreifenden Gebete der Kirche für die Sterbenden vorspricht. Während des Gebetes noch beginnt die Reise der Seele unter dem Geleite des Schutzengels zum Gerichtspalast. Der Hauptreiz des Gedichtes besteht unserer Ansicht nach in den Dialogen, worin die abgeschiedene Seele sich von ihrem Begleiter über all die neuen Empfindungen, die sie in ihrem körperlosen Zustand zu haben glaubt, über ihre Hoffnung und Befürchtung, über Gott und Ewigkeit, kurz über so manche wichtige Frage des Seelenlebens aufklären und

unterweisen läßt. Das in einem Nu ergangene Gericht besteht darin, daß die Seele sich nach einem Blick auf den Gottmenschen selbst zum Fegfeuer verdammt und nach dem sofortigen Beginn der Strafe oder vielmehr Läuterung sehnt. Wer sich in der heutigen Leichtlebigkeit Interesse für so entscheidende Fragen, wie es die „letzten Dinge" sind, noch erhalten hat, wer sich in diese Fragen mit philosophisch-theologischer Tiefe versenken, sie in poetischer Anschaulichkeit dargestellt sehen will, der greife getrost zu der Dichtung des erlauchten englischen Kirchenfürsten. — Die deutsche Uebersetzung müßte an manchen Stellen fließender im Satz- und Versbau sein. — Die Kreidezeichnung des Altmeisters v. Steinle ist des hochernsten Textes würdig und leitet trefflich in denselben ein.

S. Anselmi Cantuariensis Archiepiscopi Mariale. Ed. 2ª. Tornaci (Desclée & Cie) ed. Pontif. 1885. Preis: *M.* 1.

In diesem Büchlein bietet uns die durch Herausgabe liturgischer Werke rühmlichst bekannte Société de Saint Jean l'Evangéliste in Tournay (Belgien) eine neue Ausgabe der lateinischen Marienhymnen des hl. Anselmus. Es ist ein wahrer Blumenstrauß zur Ehre der Himmelskönigin. Nur das Herz eines Heiligen vermag der Sprache solche Anmuth einzuhauchen. Durch Gedanke, Rhythmus und Reim pulsirt die Bewegung des von kindlicher Liebe glühenden Herzens und theilt sich ebenso unmittelbar dem Gemüthe des Lesers mit, so daß das Lesen wie von selbst Beten wird. In allen Anliegen sehen wir den Heiligen vor seine göttliche Mutter hintreten, und zwar in allen ihren Geheimnissen — so schlicht und einfach, wie ein Kind zu seiner Mutter, aber auch so demüthig, so ehrfurchtsvoll, wie ein armer Erdenpilger zur Gottesmutter, zur himmlischen Königin. Dazu kommt die sehr schöne Ausstattung, so daß das Büchlein nach Inhalt und Form ein sehr geeignetes Geschenk für die studirende Jugend, aber selbst für Priester und Gelehrte wird.

Krippfgsångl und Krippfspiel in der oberösterreichischen Volksmundart. Gesammelt und herausgegeben von P. Sigmund Fellöcker. Siebentes Bändchen. XXXII u. 96 S. 8°. Linz, Haslinger, 1886. Preis: *M.* 1.20.

Zu der im sechsten Heft vorigen Jahres (Bd. XXIX. S. 93) besprochenen Sammlung oberösterreichischer Krippenspiele ist auch für das verflossene Weihnachtsfest ein neues Bändchen hinzugekommen. Dasselbe ist mit dem Porträt Eduard Zöhrers, dessen sich unsere Leser aus jenen Zeilen noch erinnern werden, geziert. Leider ist dieser edle Freund des Volkes im Mai v. J. im 75. Lebensjahre gestorben, weßhalb diesem Bändchen ein „Nachruf an Eduard Zöhrer" vorangeht. Ebenfalls beigegeben ist eine Abhandlung über oberösterreichische „volksmundartliche Rechtschreibung". Auch über dieß neue Bändchen können wir nur das früher Gesagte wiederholen.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Behandlung des Kirchenliedes in der katholischen Volksschule. Von Joseph Ewald. 76 S. 8°. Paderborn und Münster, Schöningh, 1885. Preis: 60 *Pf.*

Dieses anspruchslose Werkchen verdankt sein Entstehen dem höchst praktischen Wunsche, den Kindern je bisweilen auch eines der Lieder zu erklären, die sie tagtäglich in der Kirche singen und ihr ganzes Leben beibehalten werden. Nur so ist es möglich, sie zu verständnißvollem und andächtigem Singen anzuleiten. Das Büchlein ist zunächst für die Diöcese Paderborn bestimmt, an deren Gesangbuch es sich anschließt

und aus dem es die zu erklärenden Lieder entnimmt. Aber auch über die Diöcese hinaus wird es anregend zu wirken im Stande sein. Möchten bei einer Neuauflage die geschichtlichen Irrthümer beseitigt werden, die sich da und dort eingeschlichen, z. B. auf S. 4: „‚O selige Nacht', jenes herrliche Lied, welches wir nach Text und Melodie einem alten, frommen Schullehrer des zwölften Jahrhunderts auf einem Dörfchen bei Wien verdanken." Dieß Lied ist nämlich weder von einem alten Schulmeister noch aus dem zwölften Jahrhundert. Aehnlich verhält es sich, wenn S. 16 Notker der Stammler († 913) das Lied „Gelobet seist du, Jesu Christ", oder S. 21 Ennodius von Pavia († 521) das Lied „O Gotteslamm unschuldig" soll verfaßt haben, oder wenn S. 19 aus einem Liede von Kaspar Lavater die glühendste Liebe des hl. Bernhard redet.

Der Altar und der Chorraum. Nach den liturgischen Vorschriften und den Anforderungen der Kunst. Von Dr. R. Rösen, Pfarrer in Ruhrort. 76 S. 8°. Münster, Theissing, 1885. Preis: *M.* 1.

Wir haben zwar keinen Mangel an Büchern und Abhandlungen über den Altar, doch darf dieß vorliegende Buch eine besondere Beachtung in Anspruch nehmen, weil es die liturgischen Vorschriften in fleißiger und übersichtlicher Weise zusammenstellt und manche nützliche Winke über die künstlerische Ausstattung des Altars und seiner Geräthe in Erinnerung bringt. Es wird vielen Geistlichen und manchen Künstlern, welche Altäre bauen oder ausstatten sollen, gute Dienste leisten.

Die besten Altarblumen im Topf und ihre Specialcultur. Von Arnold Rütter. Mit 68 Abbildungen. 152 S. 8°. Regensburg, Pustet, 1885. Preis: *M.* 1.40.

Dieß Buch bildet den zweiten Theil der vom hochwürdigen Verfasser veröffentlichten „Pflanzenwelt im Dienste der Kirche". Es ist, wie der erste Theil, mit begeisterter Liebe zur Blumenzucht geschrieben und wird jedem Blumenfreunde willkommene Dienste bieten, den Altären aber farbenreiche Zierden bringen.

Zusammenstellung der in Westphalen beobachteten Flechten unter Berücksichtigung der Rheinprovinz. Von Dr. G. Lahm, Domcapitular und Geistlicher Rath. 163 S. 8°. Münster, Coppenrath, 1885. Preis: *M.* 2.

„Die ‚Zusammenstellung der westphälischen Flechten' ist die Frucht einer mehr als 25jährigen Beschäftigung mit denselben. Ihnen und den Flechten überhaupt ist der größte Theil meiner Mußestunden, vornehmlich während der letzten 15 Lebensjahre, gewidmet gewesen." Mit diesen Worten legt der hochw. Verfasser, unter den Fachgenossen längst als ausgezeichneter Lichenologe bekannt, wertvolle Beiträge für die Kryptogamenkunde Westphalens vor. Allerdings handelt es sich nicht um ein Handbuch der Flechtenkunde oder um eine Anleitung zur Bestimmung derselben; eingehende Kenntniß des Gegenstandes wird vorausgesetzt: aber auf dieser Grundlage enthält die „Zusammenstellung" eine solche Fülle kritischen Materials, wie sie nur den besten Lichenologen, und einen derartigen Reichthum an selbstbeobachteten Fundorten, wie er nur dem emsigsten Sammler zu Gebote steht. Und dennoch ist das alles nur das Werk sorgfältig verwertbeter Mußestunden; in der That ein Beweis, was Lust und Liebe zu einer nützlichen Nebenbeschäftigung leisten können. Die Flechten, an und für sich schon interessant durch ihre Stellung im Pflanzenreiche, haben noch

größere Beachtung gefunden durch die Schwendner'sche Theorie. Dieselbe versucht nämlich, ihnen die Selbständigkeit als Pflanzengebilde abzusprechen, und behauptet, daß die Flechte in Wirklichkeit nur das Product der Vereinigung und Zusammenwirkung von Alge und Pilz sei. Der hochw. Verfasser stellt sich „mit allen Lichenologen von Fach oder vielmehr allen Systematikern unter den Lichenologen dieser Theorie nicht bloß zweifelnd, sondern ungläubig und verneinend gegenüber". Die Gesammtzahl der in Westphalen beobachteten Flechtenarten beträgt 684 sp. in 128 gen. Die emsige Durchforschung der Provinz durch den Freundeskreis des Herrn Verfassers hat die gesammte Flechtenkunde sogar um 35 neue Arten bereichert, von denen 20 allein dem Eifer des hochw. Herrn Domcapitulars zufallen. Möge es dem Herrn Verfasser gestattet sein, die vielversprechende monographische Bearbeitung der Flechten des Wolbecker Thiergartens, „des Eldorado's für westphälische Rindenflechten", in Angriff zu nehmen und mit seinem reichen Wissen glücklich durchzuführen!

Die Jakobi-Pfarre in Münster von 1508—1523. Ein Beitrag zur Sittengeschichte Münsters. Von A. Tibus, Domcapitular und Geistlicher Rath. XXX u. 141 S. Münster, Regensberg, 1885.

Der hochw. Verfasser bietet in der vorliegenden Schrift eine Ehrenrettung seiner Stadt und einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der Reformationsgeschichte. Er hat in derselben den Codex abgedruckt und erläutert, in welchem der Dompfarrer Bernard Dreygerwolt († 1525) die Einkünfte und die Gottesdienstordnung seiner Kirche zum Nutzen seiner Amtsnachfolger verzeichnete. Aus den Aufzeichnungen ergibt sich, daß das religiöse Leben von Münster im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts blühte, daß die Geistlichen, welche das Seelsorgeramt in der Stadt verwalteten, treue und eifrige Priester waren, an allen Sonn- und Feiertagen predigten und die Gläubigen mit Erfolg zum regelmäßigen Empfange der heiligen Sacramente anhielten. Mit Unrecht hat also der Humanist Murmellius die Münsterischen Zustände jener Zeit so ungünstig geschildert (vgl. S. X ff.). Die landläufige Ansicht aber, die Schreckenstage der Wiedertäufer seien nur Folgen der vorangegangenen verrotteten religiösen Zustände gewesen, erweist sich als irrthümlich. Möchte der um die Münsterische Diöcesangeschichte so verdiente Verfasser seinen Wunsch erfüllt sehen, bald noch weiteres Material zu finden und zu veröffentlichen, wodurch bewiesen wird, daß das katholische Leben, welches heute in Münster so lebendig pulsirt, auch beim Ausgange des Mittelalters dort kräftige Blüthen trieb, und daß der Unfug der fanatischen Prediger des neuen Sion nur eine vorübergehende, von außen in die Stadt geschleppte Aeußerung der revolutionären Aufregung des Zeitalters der Reformation gewesen ist.

Geschichte der Stadt Eschweiler. Von H. H. Koch, Divisionspfarrer. Zweiter Band in zwei Abtheilungen und mit einem Nachtrage. 152, 160, 48 S. Frankfurt, Vereinsdruckerei, 1883—1885.

Die drei vorliegenden Hefte besprechen die Geschichte der Schule, der Reformation, des Handels und Verkehrs in und um Eschweiler. In geschickter Weise hat der Verfasser die Localgeschichte in den Rahmen der allgemeinern Verhältnisse eingefügt. Dadurch erhält seine Stadt die Bedeutung eines bemerkenswerthen Gliedes in der culturhistorischen Entwicklung des Vaterlandes. Ihre kleinen Verhältnisse gewinnen einen wichtigen Hintergrund, der sie hebt und der sie einem weitern Leserkreise interessant macht. Besondere Beachtung verdienen die urkundlichen Nachrichten zur Geschichte des Bergbaues in der Umgegend, die Darlegung des Umschwunges, den die Eisenbahnen gebracht haben, und die Entstehungsgeschichte der höhern Schule des Ortes.

Der neuere Geisterglaube. Thatsachen, Täuschungen und Theorien. Von Dr. Wilhelm Schneider. Zweite, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. XII u. 554 S. 8°. Paderborn und Münster, Schöningh, 1885. Preis: *M.* 6.

Die in erschreckender Weise zunehmende Geistesseuche des Spiritismus muß die Lehrer und Hirten der noch gläubigen Menschheit aufmerksam und wachsam machen, um der Ansteckungsgefahr wirksam zu begegnen. Um so erfreulicher ist es, daß ein Buch wie vorliegendes den Spiritismus nicht als bloßen Zeitvertreib und verwegene Taschenspielerei auffaßt, sondern diejenige Seite ganz besonders hervorkehrt, welche sich einmal nicht von der ganzen Erscheinung abstreifen läßt, die dämonische Seite des Truges und der Verführung. Der Verfasser hat sich auf dem betreffenden Gebiete einen Namen gemacht. Die erste Auflage ist in dieser Zeitschrift Bd. XXIV. S. 96 ff. eingehender besprochen worden. Daher genügt hier für die zweite Auflage eine kurze Empfehlung. Andere Zeitschriften haben nicht minder günstig über das Werk geurtheilt. Die jetzige zweite Auflage ist mit großer Sorgfalt von Neuem durchgearbeitet. Sowohl auf dem Gebiete des Thatsächlichen als auch in den theoretischen Erörterungen hat der Verfasser dieselbe mit Ergänzungen und Zusätzen bereichert, die frühere Darlegung wird im Wesentlichen bekräftigt und näher erläutert und der Leser über die neu hinzugetretenen Erscheinungen oder Entwicklungen des Spiritismus unterrichtet. Der Standpunkt des Verfassers behufs der Deutung jener Verirrung des menschlichen Geistes ist derselbe geblieben; nur haben mehrere Ereignisse dem Verdacht des Betruges weitere Begründung und größere Ausdehnung verliehen. Ein abschließendes Urtheil über die physische Ursächlichkeit der einzelnen spiritistischen Thatsachen fällt der Verfasser nicht. Er begnügt sich damit, die Möglichkeit dämonischen Ursprungs oder Eingreifens zu betonen und den bösen Feind vor Allem als den intellectuellen und moralischen Urheber der ganzen Erscheinung hinzustellen. Das genügt schon, um die unbedingte Verwerflichkeit des Spiritismus und seiner Experimente darzuthun, zumal da in den Einzelfällen die nähere und unmittelbare Berührung mit dem bösen Feinde nicht ausgeschlossen ist, und die Gesammtrichtung auf subjectiven Dämonencult unzweifelhaft hinausläuft. Wo diese Wege einmal betreten werden, da kommt es für die sittliche Beurtheilung des Ganzen auf ein Mehr oder Weniger in der Gemeinschaft mit dem Feinde des menschlichen Heils nicht viel an.

Miscellen.

Die internationale Organisation der Jesuiten sei eine Gefahr für Deutschland, seine Einigkeit und seine nationale Entwicklung, hat Fürst Bismarck am 28. November v. J. im Reichstag verkündigt. Beweise sind nicht erbracht und können nicht erbracht werden. Beweise sind auch Nebensache; denn „Brutus sagt's — und Brutus ist ein ehrenwerther Mann".

Wie sich der große Kanzler diese Internationalität vorstellt, wissen wir nicht, und unsere Leser wissen es wahrscheinlich auch nicht. Ob er selbst rechte Klarheit darüber besitzt? Vielleicht können ein paar Bemerkungen zu weiterer Klärung der Begriffe beitragen.

Will Fürst Bismarck mit jenem Schlagworte bezeichnen, es gebe Jesuiten in verschiedenen Ländern und von verschiedener Abstammung? Das wußte alle Welt. Jeder katholische Orden nimmt in dieser Hinsicht Theil an der großen, weltumspannenden Internationalität der katholischen Kirche. Die Orden sind eben organische Gebilde, aus dem Stamme der Kirche herausgewachsen, und der Ast theilt die Natur des Baumes. Wenn darin eine Gefahr liegt, so muß jeder Katholik per Schub über die Grenze des Einzelstaates geschafft werden, nicht bloß in Deutschland, sondern überall. Aber warum geht man nicht aus demselben Grunde vor gegen jede internationale Verbindung? Warum nicht gegen die geheimen Gesellschaften? gegen die „allgemeine israelitische Allianz"?

Oder soll es heißen, die Jesuiten kommen durch alle Länder, sind heute hier, morgen dort? Auch dieß wußte man längst. Dazu werden sie jedoch gezwungen, die zum Verbrechen gestempelte Internationalität wälzt sich ab auf die Machthaber. Lasse man den Orden doch einmal sich in Ruhe entwickeln, hetze man ihn nicht von einem Lande zum andern, es ist niemand glücklicher darüber als er selbst. Aber sehen wir nur auf die letzten Decennien: Revolution und Staatsgewalt hat in ganz Europa die Jesuiten, ob sie wollten oder nicht, zu kosmopolitischer Wanderschaft gezwungen.

In Italien bestanden und bestehen verschiedene Ordensprovinzen. Im Jahre 1848 wurde die Turiner Provinz zersprengt; die Patres zerstreuten sich, die jüngern Ordensmitglieder wurden in andere Provinzen geschickt. Ein Theil begab sich nach dem Westen der Vereinigten Staaten. Seit jener Zeit hat sich der Zustand nie wesentlich geändert. In Neapel und Sicilien löste Garibaldi mit dem Gubernium die Häuser auf. Die Patres suchten und fanden Zuflucht in den verschiedensten Ländern. Erst später konnten sie ein Colleg in Malta und eines in Konstantinopel eröffnen. Venedig und ein Theil der römischen Provinz wurden zersprengt in den Jahren 1859, 1866 und 1870.

In Spanien hatten sich 1852 nach den Revolutionsstürmen wieder eigentliche Communitäten gebildet. Sie wurden 1854 aufgelöst. Später sammelten sich die Patres auf's Neue in zwei Provinzen. Aber es folgte die Vertreibung bezw. Auflösung der Häuser von 1868; die jüngern Ordensmitglieder kamen außer Landes. Jetzt sind einige Niederlassungen officiell anerkannt, andere geduldet. Mitten hinein erlaubte sich dieser oder jener Gewalthaber einer Provinz oder eines Districtes noch auf eigene Faust einen Vernichtungskrieg gegen die Jünger Loyola's.

In Portugal steht es ähnlich.

In Frankreich blühten zahlreiche Collegien unter der Leitung von Jesuiten. Daß sie die nationalen Bande zerstörten und zersetzten, hat ihnen weder Napoleon noch die dritte Republik vorgeworfen. Aber es waren eben Jesuiten, und daher die neuesten Vergewaltigungen, wie sie allen in frischer Erinnerung stehen. Wollte man sich dem Geiste des Ordens entsprechend in Communitäten sammeln, so mußte man auf fremdem Boden eine Zuflucht suchen.

Das Schicksal der deutschen Ordensprovinz kennt jeder. Die Patres hatten sich in der Schweiz niedergelassen, waren zufrieden und arbeiteten rüstig in ihrem apostolischen Berufe. Der Radicalismus trieb sie mit Gewalt hinaus, und daß nicht mehrere dabei ihr Leben einbüßten, haben sie gewiß nicht der Schonung ihrer Verfolger zu danken. Das Schicksal zerstreute sie nach allen Windrichtungen. Später sammelte man sich in Deutschland, rekrutirte sich aus deutschen Gauen und fand wenigstens zwei Jahrzehnte Duldung. Man fühlte deutsch, sprach und schrieb deutsch, war froh, in seiner Heimath zum Wohle des Nächsten wirken zu können. An Zerstörung und Zersetzung der nationalen Bande dachte niemand — nicht ein einziges Beispiel davon läßt sich aufführen! Der Politik blieb man überhaupt fern. Daß die deutschen Jesuiten eine nationale Erhebung unterdrückt hätten, davon wußte man 1870 und 1871 selbst in Berlin nichts bei Zusammenstellung der Namen von allen Jesuiten, welche als Seelsorger und Krankenpfleger den Feldzug mitgemacht. Man wußte auch nichts davon, als schon früher Landräthe über die Jesuiten Bericht erstatten mußten und deren Wirksamkeit zum Wohle des Volkes rühmten. — Jetzt leben die deutschen Jesuiten in 24 verschiedenen Staaten in vier Welttheilen zerstreut. Sie denken auch jetzt noch deutsch, schreiben und sprechen deutsch und hängen mit alter Liebe an ihrer Heimath. Wenn sie es aber nicht thäten, wer trüge die Schuld?

Der „Staatsmann Europa's" scheint nicht zu wissen, daß die einzelnen Länder ihre eigenen Ordensprovinzen haben, mit eigener Verwaltung, ihren eigenen Gebräuchen, mit ihrem eigenthümlichen, dem Charakter des Volkes und damit ihrem eigenen Charakter entsprechenden Gepräge. Die Verbindung aller Provinzen unter einem General hebt diese Färbung so wenig auf, als die Verschiedenheit des westphälischen vom sächsischen, vom schwäbischen Charakter deren deutschen Charakter trübt. Der Herr Kanzler stellt sich wohl den Volkscharakter wie ein Kleid vor, das jeder beim Eintritt in den Orden wegwirft und mit einem internationalen Rock vertauscht. Deßhalb spricht er auch von einem „nationalen Mantel". Wir für unsere Person sind gewohnt, das Ding etwas tiefer zu fassen.

Wo und wann haben die deutschen Jesuiten eine wirklich nationale Erhebung unterdrückt? Wo und wie nationale Bande zerstört und zersetzt? Haben sie denn die Glaubensspaltung mit ihren unseligen Folgen in's Reich gebracht? Haben sie im 16., im 17. und 18. Jahrhundert im Rathe jener Fürsten gesessen, welche fremde Eroberer in die deutschen Provinzen riefen? Haben sie die zersetzenden und den nationalen Charakter vergiftenden modernen Ideen eingeschleppt? Haben sie um fremdes Gold ihre deutschen Mitbrüder und ihr ehrliches Gewissen verschachert? Hunderte von Deutschen, denen auch nicht das geringste wirkliche Verbrechen nachgewiesen werden konnte, über die Grenze gejagt und an fremder Thüre um Unterkunft betteln geheißen? Beschuldigungen aufzuhäufen ist leicht; den Beweis dafür anzutreten, ist oft schwer, in unserem Falle unmöglich. Das Shakespeare'sche „Brutus sagt's — und Brutus ist ein ehrenwerther Mann" genügt aber nicht immer.

Neujahrsbetrachtung Ernst Renans. Ernst Renan, der Verfasser des berüchtigten Werkes, welches das heiligste Leben Jesu in den Schmutz zieht, hat einen Schritt weiter auf seiner traurigen Bahn gewagt. Wenn er es bisher noch angezeigt erachtete, die Frivolität seines Wesens mit sogen. „Wissenschaftlichkeit" einigermaßen zu verhüllen, so hat er jetzt den Philosophenmantel fallen lassen und gestattet uns einen Blick in das Innerste seiner Seele. Renan ist kein Christ mehr, das versteht sich von selbst. Aber er glaubt auch nicht einmal mehr an Gott; er hat die Stirne, offen und ungescheut den Ewigen mit einer Reihe der infamsten, frivolsten, ekelhaftesten Gotteslästerungen förmlich zu überschütten. In Form einer Farce bringt er zum Neujahrstage 1886 einen „Prolog im Himmel", welchen das Journal des Débats den Muth hat zu veröffentlichen, und die „Frankfurter Zeitung" zu übersetzen. Es fällt uns nicht ein, unsere Zeitschrift auch nur mit einer jener Blasphemien zu besudeln, welche der französische Apostat gegen die Allwissenheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Langmuth und Barmherzigkeit Gottes wie gegen dessen liebevolle Vorsehung und allwaltende Weltregierung in seiner Posse zusammenschreibt. Die ganze Auffassung und fast jeder einzelne Satz ist Lästerung. Es fällt uns noch viel weniger ein, eine Widerlegung zu schreiben. Die geistige Verblendung eines Renan und Consorten ist nicht durch Vernunftgründe zu beseitigen und hat ihren Ursprung ganz gewiß nicht im Verstande. Nein, ganz anderswo! Und wo wir ihre trübe Quelle zu suchen haben, das möchte uns jene mehr als zweideutige Rolle erklären, welche er den Erzengel Gabriel spielen läßt! — Das Einzige, was diese Zeilen bezwecken, ist der Hinweis auf die unsäglich traurige geistige Verirrung solcher Vorkämpfer gegen Christus. Ein Mensch, welcher derartige Blasphemien mit kaltem Blute niederschreibt, dem eignet natürlich auch die Vorbedingung, ein Leben Jesu zu verfassen, wie es Renans Feder entstammte: Frivolität und Frechheit.

Noch ein anderer Gedanke drängt sich uns auf, und er ist sehr geeignet, uns mit Entrüstung und Schmerz zu erfüllen. Wie tief muß in gewissen Kreisen das religiöse Gefühl, ja der Anstand gesunken sein, den man sonst einem einfachen Menschen gegenüber zu wahren verpflichtet ist, wenn öffentliche Blätter, wie das Journal des Débats und die „Frankfurter Zeitung", ihren Lesern, die nach Zehntausenden zählen, solche Gotteslästerungen als harmlosen Witz zu bieten wagen? Sie müssen doch der Ueberzeugung sein, daß viele, vielleicht die Mehrzahl ihrer Leser an diesen Blasphemien Geschmack und Gefallen finden.

Die päpstliche Encyklika „Immortale Dei“

vom 1. November 1885.

II.

Alle einzelnen Lehrpunkte, in denen Leo XIII. die Idee des christlichen Staates zur Darstellung gebracht hat, bilden unter sich, theils als Bestandtheile, theils als nothwendige Folgerungen, ein so untrennbares Ganze, daß bezüglich derselben eine Unterscheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem kaum zulässig erscheint. Der einzige Maßstab, nach dem sie unter sich in eine gewisse Rangordnung gebracht werden können, ist die mehr oder weniger grundlegende Bedeutung, welche den einzelnen Lehren in Bezug auf das ganze christlich-sociale Gebäude zukommt, sowie deren mehr oder weniger hervortretende Gegensätzlichkeit zu den Hauptirrthümern unserer Zeit.

Nach diesem doppelten Maßstab nimmt zunächst jener Lehrsatz unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, den der Heilige Vater selbst mit Recht an die Spitze gestellt hat:

Es gibt keine Gewalt außer von Gott.

Es ist dieser Satz anerkannte und ausdrückliche christliche Glaubenslehre, wie das schon aus dessen angelegentlicher Betonung durch den hl. Paulus (Röm. 13) zur Genüge erhellt. Wenn also die Erfinder des „neuen Rechts“ in der Gewalt lediglich eine menschliche Institution, ein Product menschlicher Uebereinkunft oder ein der Menschheit von Natur innewohnendes Attribut erkannten und solche theoretisch und praktisch zum Ausgangspunkt der neuen sogen. liberalen Gesellschaftsordnung gemacht haben, so ist letztere schlechthin auf eine formelle Häresie gebaut. Für jeden Katholiken liegt in dieser Thatsache von vornherein ein entscheidendes Präjudiz gegen das „neue Recht“. Daß es dessenungeachtet heute, nach einem Jahrhundert, noch Katholiken gibt, denen diese Einsicht bislang nicht zum vollen Bewußtsein gekommen,

macht den Eindruck eines psychologischen Räthsels, ist aber zugleich ein merkwürdiger Beweis von der Macht ideeller Illusionen, wenn solche einmal eine gewisse Beglaubigung in der öffentlichen Meinung gefunden haben. Das ließe sich durch interessante Parallelen aus dem 16. Jahrhundert illustriren, als der „Liberalismus" jener Zeit, die neue Auslegung der evangelischen Freiheit, vielfach empfohlen durch die junge humanistische Bildung, sich so mancher arglosen Geister bemächtigte, um in ihnen schließlich über das ererbte katholische Denken und Glauben und selbst über die Logik zu triumphiren. — Doch wir wollen gegenwärtig den vorliegenden Lehrpunkt nicht eingehender nach seiner theologischen Seite betrachten.

Derselbe Satz nämlich ist, wie für die Christen ein Gegenstand des Glaubens, ebenso eine philosophisch unumstößliche Wahrheit und wird auch von Leo XIII. hauptsächlich als solche hervorgehoben und begründet [1].

Die schlagende Beweisführung, die hierbei zur Verwendung kommt, ist der übereinstimmenden Lehre der gesammten christlichen Philosophie entlehnt, welche ihrerseits schon in dem bessern Theil der heidnischen Philosophie, zumal der aristotelischen, im Wesentlichen dieselben Grundwahrheiten anerkannt und bezeugt fand.

Den Ausgangspunkt oder, in der Sprache der Schule, den „Obersatz" des syllogistisch aufgebauten Arguments bildet die Behauptung und der Nachweis von dem natürlichen, d. h. in der Natur des Menschen mit Nothwendigkeit begründeten und darum göttlichen Ursprung des gesellschaftlichen Lebens und seiner stufenweisen Erweiterung aus der Familie zur bürgerlichen Gesellschaft:

> „Von Natur aus ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Gesellschaft zu leben; denn da ihm in der Vereinzelung die zum Leben nothwendige Pflege und Fürsorge fehlt, ebenso auch die Bildung des Geistes und Gemüthes nicht möglich ist, deßwegen hat die göttliche Vorsehung es so geordnet, daß er in eine menschliche Gemeinschaft, die häusliche sowohl wie die bürgerliche, hineingeboren wurde; denn nur diese kann ihm vollen Lebensbedarf bieten."

[1] Schon in der Encyklika „Diuturnum illud" vom 29. Juni 1881 (über die weltliche Gewalt) wird derselbe Gegenstand eingehend und gründlich behandelt.

Kürzer ließen sich schwerlich alle die maßgebenden philosophischen und anthropologischen Momente zur Begründung der aufgestellten Fundamentalwahrheit zusammenfassen, als es in diesen wenigen Zeilen geschieht. Sie sind der bündige, aber vollständige Inbegriff alles dessen, was die christliche Philosophie von jeher dem antisocialen Individualismus und dem socialen Radicalismus gegenüber in umfangreichen Tractaten ausgeführt hat. Auch ist das Gesagte vollkommen genügend, um jedem gesunden Menschenverstand die Ungereimtheit der entgegengesetzten Doctrin zum vollen Bewußtsein zu bringen.

Was zunächst die häusliche Gesellschaft (die Familie) betrifft, so ist die Annahme, es liege hier nicht eine durch den göttlichen Urheber der Natur schlechthin gewollte und naturgesetzlich eingeführte Veranstaltung, sondern eine ursprünglich menschliche Erfindung vor, in sich selbst so absurd, daß eigentlich jede Beweisführung überflüssig erscheint. Für jeden denkenden Menschen dürfte die Thatsache genügen, daß die stete Verwirklichung dieser primitivsten aller Gesellschaften, soweit die Menschheit reicht, für alle Zeiten sichergestellt ist, und zwar durch Bande der Natur, die zwar die persönliche Freiheit der Einzelnen unberührt lassen, in Bezug auf die Gesammtheit der Menschen jedoch unwiderstehliche sind. Diese aller menschlichen Willkür zuvorkommende Wirksamkeit der göttlichen Vorsehung in der Natur steht aber im directen Verhältniß zu der innern Nothwendigkeit des Familieninstituts für die allerwesentlichsten Lebens- und Culturbedingungen der Menschheit. Was würde bei der äußersten und jahrelangen Hülfsbedürftigkeit der Neugeborenen und Unmündigen aus dem Nachwuchs der Menschheit werden, — in physischer, geistiger und sittlicher Beziehung, wäre nicht von vornherein durch ein allgemein gültiges und deßhalb natürliches Institut die Vorsorge getroffen, daß die Kinder beim Eintritt in dieses Leben in den Armen der Eltern und im Schooße der Familie jene liebevolle, opferfreudige und beharrliche Providenz vorfinden, welche die einzige Bürgschaft bietet für deren Erhaltung, sowie für die allernothwendigste geistige und sittliche Entwicklung zu einem menschenwürdigen Dasein? — Daß Christus den Gründungsakt der Familie, die Ehe, mit übernatürlichem Charakter bekleidet und zum Sacrament erhoben hat, ist ein weiterer Beweis von der grundlegenden Wichtigkeit dieser Anstalt. Wehe darum den Generationen, welche in selbstmörderischer Verblendung an diesem Fundament der Gesellschaft zu rütteln oder diesen heiligen Quell des ganzen gesellschaftlichen Lebens zu entweihen und zu vergiften wagen!

Jedoch mit der Existenz und der nothwendigsten Entwicklung und Erziehung des Menschen, zu deren Vermittlung die häusliche Gesellschaft von Natur berufen ist, sind die wirklichen Lebensbedürfnisse der Menschheit noch keineswegs erschöpft. Der fertige Mensch, der aus der Lebensanstalt der Familie hervorgeht, steht erst am Anfange der ihm in der Ordnung der Natur vom Schöpfer zugewiesenen Aufgabe. Seine Kräfte und Fähigkeiten sind ihm nicht ihrer selbst wegen oder als todtes Kapital verliehen. Er soll dieselben für sich und andere zu nützlichem Wirken und Schaffen verwenden und so als vernunftbegabtes Geschöpf hienieden zur Verherrlichung Gottes beitragen, um im Jenseits selbst an derselben theilnehmen zu dürfen.

Darauf weist zunächst schon die Ebenbildlichkeit Gottes hin, die der vernünftigen Natur innewohnt. Dieselbe darf sich nicht bloß auf das Wesen des Menschen beschränken, sondern muß folgerichtig auch in seiner ganzen freien Thätigkeit zum Ausdruck gelangen. Vor Allem freilich haben wir Gottes Gerechtigkeit und Heiligkeit, welche in dem unserer Vernunft eingeschriebenen Sittengesetz uns stets vorleuchtet, durch allseitige sittliche Treue nachzuahmen. Aber auch Gottes schöpferische Thätigkeit in der Natur kann und soll uns ein Vorbild des eigenen Wirkens und Schaffens sein. Die wundervolle Harmonie, die vorsorgliche Weisheit und Zweckmäßigkeit, sowie die unerschöpfliche Liebesfülle aller Werke Gottes zu Gunsten der Creatur bieten dem vernünftigen Geist nicht nur den erhabensten Gegenstand des contemplativen Genusses, sie bereichern ihn zugleich mit den schönsten Lebensidealen zum Wohle der Mitmenschen und wecken die Kräfte und Fähigkeiten zu deren Verwirklichung.

Andererseits liegt in derselben vernünftigen Natur als wesentliche Eigenschaft die stete Vervollkommnungsfähigkeit eingeschlossen, welche besonders in ihrer Wechselbeziehung zur socialen Steigerung und Vervielfältigung der äußeren Hülfsmittel eine nahezu unbegrenzte genannt werden darf. Das ist ein neuer Beweis, daß der Mensch nach den Absichten seines Schöpfers nicht zu einem müßigen Dasein und thatenlosen Lebensgenuß, nicht zu einer lediglich stationären Genügsamkeit, sondern zum ständigen Ringen nach seiner und Anderer Vervollkommnung auf diese Erde gesetzt ist. Der Mensch und die Menschheit ist hienieden zum Fortschritt, in der wahren Bedeutung dieses Wortes, und zu fortschrittlicher Arbeit berufen. Schon Adam, der erste Vertreter unseres Geschlechts, wurde nicht zum Nichtsthun in das herrliche Paradies gesetzt, sondern, wie uns die heilige Schöpfungsgeschichte belehrt, um dem-

selben seine Culturthätigkeit und wachsame Fürsorge zuzuwenden[1]. Auch wurde ihm zur Strafe seines Sündenfalls nicht die Arbeit überhaupt, sondern die schwere Arbeit im Schweiße seines Angesichtes als sein künftiges Loos verkündigt[2].

So ist also dem Menschen, darüber kann kein Zweifel obwalten, schon vermöge seiner vernünftigen Natur während seines irdischen Lebens die Aufgabe gestellt, durch weisen Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten zu Gottes Verherrlichung, sowie zu seiner und der Mitmenschen wahren Vervollkommnung thätig mitzuwirken und gewissermaßen in secundärer Weise an Gottes schöpferischer Wirksamkeit zum Wohle der Menschheit theilzunehmen, der eine mehr, der andere weniger, je nach dem besondern Arbeitsfeld, das einem jeden von der göttlichen Vorsehung angewiesen ist. Die Pläne der Natur sind aber nicht lückenhaft, noch können sie durch innere Widersprüche sich selbst aufheben. Es müssen also kraft derselben Natur, durch welche dem Menschen jene Aufgabe geworden, alle inneren und äußeren Bedingungen vorgesehen sein, welche erforderlich sind, wenigstens im Allgemeinen und im großen Ganzen die wirkliche Ausführung der Aufgabe zu ermöglichen.

Nun sind aber hierzu weder die nothwendig erforderlichen Bedingungen noch der volle Bedarf an zureichenden Hülfsmitteln, geistigen wie materiellen, in der Vereinzelung der häuslichen Gesellschaft gegeben. Nur in deren organischer Erweiterung, in der Vergesellschaftung der einzelnen Familien zum bürgerlichen Gemeinwesen findet sich die nothwendige Unterlage und der entsprechende Vorrath an Mitteln zur Verwirklichung des genannten Naturzweckes, oder, mit Leo XIII. zu sprechen, nur die bürgerliche Gesellschaft kann dem Menschen „vollen Lebensbedarf (vitae sufficientiam perfectam) bieten“.

Und in der That, welche Vorbedingung für eine menschenwürdige Lebensthätigkeit könnte wesentlicher und dringender sein, als die Bürgschaft einer dauernden äußern Sicherheit der häuslichen Niederlassungen und der Familien selbst, in denen das Leben der einzelnen Menschen wurzelt? — und woher soll diese beruhigende Bürgschaft kommen, wenn nicht von der dauernden Vereinigung vieler Familien und ihrer Kräfte zur wirksamen Abwehr gemeinsamer Gefahren, die nun einmal, besonders in Folge des Sündenfalls unseres Geschlechts, ein unvermeidlicher An-

[1] Genes. 2, 15: . . ut operaretur et custodiret illum.

[2] Genes. 3, 17—19.

theil dieses Erdenlebens sind? — Daraus entwickelt sich aber von selbst und als nothwendige Frucht der bürgerliche Gemeinsinn auch in Bezug auf andere gemeinsame Interessen, und weiterhin, unter dem Einfluß des natürlichen Rechtsbewußtseins, die Anerkennung und Aufrechthaltung einer gemeinsamen friedlichen Rechtsordnung, ein Gut, welches dem Vernunftleben der Menschheit unentbehrlich ist und nur in der bürgerlichen Gesellschaft zur vollen Geltung kommen kann.

Aber auch die volle Sicherheit der menschlichen Wohnsitze vorausgesetzt, könnte die häusliche Gesellschaft in ihrer Vereinzelung keineswegs sich selbst genügen. Die oben erwähnten und von der Natur vorgezeichneten Lebenszwecke des Menschen erfordern nicht nur einen größern Spielraum, sondern auch Hülfsmittel, die weit über den engen Kreis und den geistigen und physischen Machtbereich einer Familie hinausliegen. Manche davon sind ja das Ergebniß jahrelangen Zusammenwirkens zahlreicher Intelligenzen und kunstfertiger Hände, setzen häufig sogar die gemeinsame Arbeit unzähliger combinirter Kräfte mehrerer Generationen voraus. Die Culturarbeiten vergangener Jahrhunderte auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, deren Früchte wir genießen, sowie die fortschreitende Beherrschung und Verwendung der materiellen Naturkräfte geben davon ein lebendiges, unwidersprechliches Zeugniß. Eine dauernde Vereinigung der Familien zu größeren socialen Complexen und zu geordnetem bürgerlichen Zusammenleben war also für die Entfaltung der menschlichen Thätigkeit und die providentiellen Zwecke der Menschheit schlechthin nothwendig; ohne sie wäre das menschliche Dasein im Widerspruch mit der Natur zur Stagnation und Verkümmerung verurtheilt.

Auch in dieser Beziehung hat daher der göttliche Urheber der Natur die Verwirklichung eines so nothwendigen Institutes nicht erst der klugen Erwägung und freien Selbstbestimmung der Menschen überlassen, am allerwenigsten aber von der fingirten Komödie eines wirklichen Gesellschaftsvertrages abhängig gemacht. Er hat vielmehr von vornherein dafür gesorgt, daß diese Verwirklichung unter keinen Umständen ausbleiben kann, und daß die Stimme der Natur stärker ist als selbst die Widersetzlichkeit der Menschen. Thatsächlich haben sich überall, wo Menschen sich ansiedelten und vermehrten, die ersten Ansätze zum bürgerlichen Gemeinwesen in sozusagen unbewußter Weise vollzogen. Sie bestanden in der engen socialen Gruppirung der Familien nach Bluts- und Stammesverwandtschaft, von deren Wirksamkeit die Geschichte der patriarcha-

lischen Socialgebilde uns die anziehendsten Beispiele hinterlassen hat. Dieselbe war vielfach so mächtig, daß die Stammesgenossenschaft nicht selten zu einem großen Nationalkörper sich erweiterte, wie dieß z. B. bei den Israeliten (Israel) und Assyriern (Assur) der Fall war. Nur da wurden die verwandtschaftlichen Gruppirungen theils unterbrochen, theils durch fremdartige Elemente umgestaltet, wo entweder in Folge gewaltsamer Störungen oder durch andere äußere Verhältnisse eine dringende Nothlage oder die Rücksicht auf überwiegende sociale Vortheile die Bande des Blutes in den Hintergrund drängten, was begreiflicher Weise im Verlaufe der Zeit nichts Ungewöhnliches war. So mußten naturgemäß neben der verwandtschaftlichen Cohäsion auch vielfache Centren einer sehr gemischten gesellschaftlichen Krystallisation entstehen, deren analoge historische Erweiterung zu den gemischten politischen Völkereinheiten, im Gegensatz zu den Naturvölkern, den eigentlichen Nationen, führten. Auch dieß geschah, nicht ohne weise Vorsehung, mit Rücksicht auf wahre sociale Bedürfnisse der Menschheit. Wer möchte es läugnen, daß eine ungemischte, in sich abgeschlossene Stammesverwandtschaft, besonders wenn sie keine sehr große Ausdehnung erreicht, auf die Dauer einer ähnlichen Gefahr der Erschöpfung entgegenginge, wie solche in Bezug auf die Familien sich erwiesen hat, die sich niemals durch einen Zusatz fremden Blutes erneuern? Aber auch abgesehen hiervon ist es in socialer Beziehung von unberechenbarem Nutzen, daß verschiedenartige Stämme physisch und moralisch zu einer gemeinsamen Volkseinheit sich verschmelzen. In solcher Vereinigung werden sich die verschiedensten Charaktere und natürlichen Eigenschaften, welche in ihrer Isolirung und Einseitigkeit sich schroff und feindlich gegenüberständen, nicht nur gegenseitig mäßigen, sondern auch im Interesse der Gesammtheit zu einem höhern Grad der Vollkommenheit und Culturtüchtigkeit ergänzen; hat ja doch die menschliche Gesellschaft nach der Absicht des Schöpfers unter anderen auch diesen idealen Zweck, die besonderen und individuellen Ungleichheiten durch die gesellschaftliche Einigung und den damit verbundenen gegenseitigen Austausch harmonisch auszugleichen. Das Nationalitätsprincip, soviel ist gewiß, war, wenn auch ursprünglich mitbestimmend, doch niemals die oberste, noch viel weniger die einzige Norm der Natur bei der historischen und providentiellen Begründung der bürgerlichen Gesellschaft. Und darum ist der schroffe und zersetzende Nationalitätenschwindel unserer Tage, nicht weniger als jeder andere liberale Sturmlauf, ein Stück Auflehnung gegen Gottes Ordnung in der Natur.

Doch auf die besondere Art und Weise, wie die Natur bei der historischen Gesellschaftsbildung im Einzelnen thätig war, wollen wir gegenwärtig nicht weiter eingehen. Es genügt hier, die Thatsache dieser bestimmenden Wirksamkeit und demgemäß die nothwendige Folgerung zu constatiren, daß auch die bürgerliche Gesellschaft als solche weder das Werk menschlicher Willkür oder Klugheit, noch das Ergebniß bloß zufälliger Einflüsse und Ursachen sein kann, daß dieselbe vielmehr naturnothwendig ist und eben darum vom göttlichen Urheber und Lenker der Natur überall, wo die Menschen sich vermehrten, mit unwiderstehlicher Hand in irgend einer Weise verwirklicht wurde.

Dem gegenüber das veraltete philosophische Märchen von einem ursprünglichen Naturzustand des Menschen ohne gesellschaftliche Verhältnisse nach den Traumgesichten eines Hobbes oder eines J. J. Rousseau noch besonders widerlegen zu wollen, hieße heute demselben zu viel Ehre anthun. Allen dergleichen beweislosen und absurden Fictionen hat schon C. L. v. Haller die zutreffende Antwort des gesunden Menschenverstandes entgegengehalten: „Es mögen uns diejenigen, welche die menschliche Gesellschaft für ein willkürliches Institut ausgeben, ein Land auf dem Erdboden zeigen, wo sie nicht bestanden hätte, oder uns beweisen, wann, wo und von wem sie je eingeführt worden sei. Fraget die Natur um ihre Probe, schauet in des Allmächtigen Offenbarung hinein: was sehet ihr Anderes, als ein unendlich verschlungenes Aggregat menschlicher Verknüpfungen? Wo hat es je ein Land auf dem Erdboden oder einen Zeitpunkt in der Geschichte ohne Ehen, ohne Familienverhältnisse, ohne Abhängigkeit der einen von den anderen, ohne wechselseitige Hülfeleistungen, ohne Anführer und Lehrer, oder ohne Vereinigung von allem diesem gegeben? Sie wollen Philosophen, Freunde der Weisheit sein, und wissen nicht, daß jede allgemeine Erscheinung auch eine allgemeine Ursache voraussetzt, daß ein Vernunftschluß, den die ganze Natur bestätigt, Wahrheit ist, und daß hingegen eine Hypothese, die von eben dieser Natur widerlegt und verworfen wird, in die Klasse der Grillen und Phantasmen gehört.“ [1] Und in der That, auch für den natürlichen Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, besonders wenn wir sie in ihrem Wesen betrachten und von ihren zufälligen und wechselnden Formen absehen, gibt es keinen durchschlagenderen Beweis, als eben die Allgemeinheit der geschichtlichen Thatsache in vollkommener Uebereinstimmung

[1] Restauration der Staatswissenschaft. Winterthur 1820. Bd. I. S. 347.

mit der schon aus der Natur geschöpften Vernunfterkenntniß. Nie und nirgends hat man eine so barbarische Völkerschaft gefunden, die nicht wenigstens die Anfänge und unvollkommenen organischen Umrisse eines bürgerlichen Gemeinwesens hätte erkennen lassen. Ueberall aber hat sich letzteres um so vollkommener entwickelt, je mehr bei einer Bevölkerung die Würde der vernünftigen Natur über die thierischen Triebe die Oberhand behauptete. Und sind auch die einzelnen Gemeinwesen und viele mächtige Staaten im Verlaufe der Zeit untergegangen, die bürgerliche Gesellschaft als solche ist niemals untergegangen; aus den Trümmern der vorausgegangenen haben sich allezeit neue sociale Gebilde erhoben. Die Institution als solche theilt die Dauer des Menschengeschlechts. Eine Wirkung aber von solcher Allgemeinheit und Beharrlichkeit kann offenbar nur in der vom Schöpfer zum gesellschaftlichen Leben veranlagten Natur des Menschen ihre entsprechende Ursache haben.

Die neuesten Gegner der christlichen Socialwissenschaft aus der Spencer'schen und Darwin'schen Schule haben nun allerdings im Interesse ihrer positiven „Wissenschaftlichkeit" den Widerspruch ihrer Vorgänger gegen die Thatsachen der Geschichte sorgfältig zu vermeiden gesucht. Sie tragen kein Bedenken mehr, anzuerkennen, daß die historische Ausgestaltung der menschlichen Gesellschaft auf dem Wege der „Entwicklung" aus Ursachen hervorging, die in der Natur selbst grundgelegt waren, nicht bloß in der Natur des Menschen, sondern schon in jenen ursprünglichen Lebensformen, aus denen nach Darwin'schem Recept schließlich der Mensch hervorgegangen sei. Insofern sei also die Gesellschaft wie der Mensch selbst ein Naturproduct. Weiter aber geht diese „Wissenschaft" in ihren Folgerungen nicht. Deren Hauptinteresse und Hauptaufgabe besteht bekanntlich darin, den modernen Fluchtversuchen vor den Spuren des lebendigen Gottes neue Wege zu weisen und dem Atheismus, wenn immer möglich, durch „wissenschaftliche" Taschenspielerkünste ein Ruhekissen zu bereiten. Was sie sich eigentlich unter Natur und ihrer Wirksamkeit denkt, ist schwer zu sagen, aber jedenfalls darf diese nicht mit der Idee einer Schöpfung Gottes, einer providentiellen Zweckbestimmung, einer göttlichen Ordnung und Gesetzgebung in Beziehung gebracht werden. Das wäre „unwissenschaftlich". Eher also möge man das Geistesauge der Vernunft methodisch blenden, alle Normen des vernünftigen Denkens außer Kurs setzen, um nur ja das Licht nicht zu sehen, das von allen Werken Gottes ausstrahlt. Man möge sich hingegen befähigen, einen philosophischen Unsinn als „Wissenschaft" passiren zu

lassen, der das Fatum der Alten an Ungereimtheit hinter sich läßt, aber an Gottlosigkeit weit überbietet. Man wird uns kaum zumuthen, hier eingehender eine Theorie bekämpfen zu wollen, welche schon durch ihren atheistischen und materialistischen Standpunkt vor jeder gesunden Socialphilosophie, ja vor dem einfachen Bewußtsein der Vernunft und der Menschenwürde endgültig gerichtet ist. „Der Thor hat in seinem Herzen gesagt: es gibt keinen Gott" (Ps. 13).

Es ist also, zu diesem Schluß sind wir aus dem Gesagten berechtigt, der erste wichtige Satz, von welchem die päpstliche Argumentation ausgeht, eine philosophisch wie historisch unumstößliche Wahrheit: Die bürgerliche sowohl als die häusliche Gesellschaft ist ein gegebener Naturzweck, eine Veranstaltung der göttlichen Vorsehung in der Ordnung der Natur.

Unmittelbar an dieses erste Glied, den Obersatz des päpstlichen Syllogismus, reiht sich sodann der folgende ebenso wichtige Untersatz: Nun aber gehört zum Bestande jeder Gesellschaft als wesentliches Element eine entsprechende Auctorität.

> „Da aber keine Gesellschaft bestehen kann, wenn nicht jemand an der Spitze von Allen steht, der durch kräftigen und gleichmäßigen Impuls einen jeden zu dem gemeinsamen Ziele hinwendet, so ergibt sich für die bürgerliche Gesellschaft die Nothwendigkeit einer Auctorität, welche sie regiert."

Es ist dieß eine Wahrheit, die so sehr in der Natur der Sache begründet und durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt ist, daß sie außerdem einer weitern Erhärtung gar nicht bedarf. Der Heilige Vater begnügt sich daher mit dem kurzen Hinweis auf das Wesen der Gesellschaft, das den vollen Beleg dafür in sich selber trägt.

Es gehört zum Begriffe einer Gesellschaft, mag diese nun durch göttliche Veranstaltung oder durch freien Vertrag entstanden sein, daß deren Mitglieder im Hinblick auf einen gemeinsam zu erstrebenden und Allen einheitlich vorgesteckten Zweck (Gemeingut) dauernd unter sich verbunden sind. Diese durch den gemeinsamen Zweck normirte Einheit der Bestrebungen bildet das innerste Wesen der Gesellschaft, ohne welches sie gar nicht denkbar ist. Nun fragt es sich, wie kann diese Einheit der Bestrebungen einer Menge individuell ganz verschiedener Menschen in Bezug auf Zweck und Mittel erreicht und dauernd erhalten werden? Wären die Menschen ganz ideal begabte Wesen, sämmtlich ausgerüstet mit unfehlbarer Erkenntniß des wahren Gemeingutes, das zu erstreben

ist, und der unter den jedesmaligen Verhältnissen geeignetsten Mittel hierzu, zugleich mit einem unwandelbaren, nur auf das erkannte Gute gerichteten Willen versehen, so ließe sich eine *ideale* Gesellschaft denken, die schon in dem allgemeinen Bewußtsein des vorgesteckten gemeinsamen Zieles ein hinreichendes Princip jener dauernden Einheit besäße. Bekanntlich trifft aber bei den realen Menschen in Wirklichkeit das gerade Gegentheil dieser Bedingungen zu, und zwar nicht bloß zufällig, sondern im Ganzen nothwendig, theils wegen der Beschränktheit der Erkenntnisse, theils wegen der Freiheit des Willens, die den Einzelnen innewohnt, und der verschiedenen Leidenschaften, die ihren Einfluß auf die Willensbethätigung geltend machen. Eigennützige Rücksichten, Hang zur Bequemlichkeit, Scheu vor Opfern treten hindernd in den Weg. In Wirklichkeit ist darum zum Bestand der menschlichen Gesellschaft außer dem *innern*, zwecklich-idealen Princip der Einheit noch ein *äußeres* unbedingt nothwendig, welches dem erstern auf dem Wege rechtlicher Verpflichtung seine reale Verwirklichung sichert, und dieses Princip ist die *Auctorität*.

Dieselbe Nothwendigkeit ergibt sich, wenn man die Gesellschaft speciell in ihrer Eigenschaft als *moralische Person* betrachtet. Vermöge der moralischen Einheit, welche die Glieder der Gesellschaft zu einem lebendigen, vernunftbegabten Ganzen verbindet, entsteht gewissermaßen eine neue, aus physischen Personen zusammengesetzte Persönlichkeit, die man mit Recht eine *moralische* nennt. Dieser besondere Charakter, der sie von allen Einzelpersönlichkeiten unterscheidet, hindert jedoch nicht, daß sie ein der physischen Person vollkommen analoges Dasein und Leben besitzt. Sie ist, wie jene, Trägerin einer eigenen verantwortlichen Thätigkeit, Subject eigener Pflichten und Rechte. Und diese Eigenschaft ist (naturrechtlich) so innig mit dem Begriff der Gesellschaft verwachsen, daß letztere, solange sie derselben noch nicht fähig ist, auch als thatsächlich constituirte Gesellschaft noch nicht angesehen werden kann. Klarer nun, als es durch eben diese Analogie geschieht, könnte wohl die Nothwendigkeit der socialen Auctorität kaum beleuchtet werden. Denn was für das lebende Einzelwesen das Lebensprincip, was für das vernünftige Individuum oder die physische Person die leitende Vernunft, das ist für die Gesellschaft als einer moralischen Person die entsprechende Auctorität; in ihr concentrirt sich deren eigenes Lebensbewußtsein, von ihr müssen alle Akte ausgehen, die als Akte der Gesellschaft als solcher gelten sollen und für die sie daher auch in erster Linie die Verantwortlichkeit übernimmt.

Ist nun aber erwiesenermaßen die Auctorität wesentliches Erforder-

niß und wesentlicher Bestandtheil der Gesellschaft; ist ferner die Gesellschaft selbst, soweit sie die häusliche und bürgerliche Gemeinschaft umfaßt, durch die Natur und folglich durch göttliche Anordnung gegründet: so ergibt sich jetzt von selbst und als unanfechtbare philosophische Wahrheit auch die päpstliche Schlußfolgerung: daß wie die bürgerliche Gesellschaft, so auch die ihr entsprechende Auctorität in der Natur und somit in Gott, dem Urheber der Natur, ihren Ursprung hat.

> „Wie die Gesellschaft selbst, hat auch sie (die Auctorität) in der Natur und somit in Gott selbst ihren Ursprung. — Hieraus ergibt sich, daß die politische Gewalt an und für sich Gott zu ihrem Urheber hat. Denn Gott allein ist so recht und in höchstem Sinne Herr der Dinge, dem darum alles, was da ist, untergeben ist und dienen muß, so daß, wer ein Herrscherrecht besitzt, dieses von keinem andern empfangen hat, als von ihm, dem Herrscher über alle, Gott. Es gibt keine Gewalt außer von Gott."

Nicht ohne Grund hat hier der Heilige Vater die wichtige Folgerung von dem göttlichen Ursprung der politischen Gewalt durch den Zusatz beschränkt: „die Gewalt an und für sich" — per se ipsam —, d. h. die Gewalt als solche in sich betrachtet, abgesehen von der concreten Form und anderen zufälligen äußeren Verhältnissen, unter denen sie thatsächlich besteht und zu denen auch die Person ihrer jeweiligen Träger gehört. Selbstverständlich kann in einem wirklich bestehenden bürgerlichen Gemeinwesen auch die politische Gewalt nur in einer bestimmten Form wirklich existiren; sie muß von Rechtswegen Einer bestimmten Person als ihrem Träger innewohnen, entweder einer physischen oder einer moralischen Person. Gleichwohl ist es nicht überflüssig, die Gewalt an sich von diesen ihren äußeren Bestimmungen wohl zu unterscheiden. Erstere ist, wo und wie sie immer bestehen mag, ein seinem Inhalte nach specifisch bestimmtes, unveränderliches Recht, nämlich das Recht, die bürgerliche Gesellschaft und ihre Glieder wirksam zum wahren bürgerlichen Gemeinwohl hinzuleiten. Nur in diesem Sinne ist die politische Gewalt ein von der Natur schlechthin gefordertes und darum von Gott selbst gegebenes Wesenselement jeder bürgerlichen Gesellschaft. Sie ist an sich durchaus gleich und constant in jedem bürgerlichen (staatlichen) Gemeinwesen, mag sie übrigens an eine monarchische oder eine mehr oder weniger demokratische Regierungsform geknüpft sein. Denn ihr Inhalt und ihr Umfang ist

naturrechtlich ein- für allemal festgesetzt durch den Naturzweck der bürgerlichen Gesellschaft, das bürgerliche Gemeinwohl und dessen Beziehung als Mittel und Vorstufe zum letzten Ziele des Menschen im Jenseits. Man hört in unseren Tagen nicht selten wie von anderen Fortschritten, so auch von einer der Neuzeit vorbehaltenen Entwicklung der staatlichen Souveränitätsidee sprechen, und es wird dem „modernen" Staat nachgerühmt, daß er endlich zum Bewußtsein seiner vollen Souveränität fortgeschritten sei. Es sind das aber nur höchst naive Reclamen für den modernen Staatsabsolutismus, der kein Fortschritt, sondern ein Rückschritt ist, weit über das Mittelalter zurück bis in's asiatische Heidenthum. Die staatliche Souveränität, in dem oben bezeichneten Sinne als ein in der Natur begründetes und darum göttliches Recht betrachtet, kennt an sich keinen Zuwachs, sie ist inhaltlich nicht größer in dem mächtigsten Nationalstaate, als in dem geringsten unabhängigen Kleinstaate. Nur der Bereich ihrer Wirksamkeit ist in dem einen Falle materiell ausgedehnter und complicirter, die Machtmittel größer, als im andern; sie selbst ist in beiden Fällen in ihrer Art dieselbe politische Gewalt in denselben naturrechtlichen Grenzen. Wo aber diese Grenzen überschritten werden, geschieht es durch Verwechslung der Willkür oder der Macht mit dem Recht.

Trotz dieser specifischen Einheit und substanziellen Gleichwerthigkeit jeder politischen Gewalt an sich betrachtet, gibt es gleichwohl in Wirklichkeit keine und kann keine geben, die nicht ihre besondere Individualität und demgemäß ihre eigenthümliche Gestalt besäße, durch welche sie sich thatsächlich und geschichtlich von jeder andern unterscheidet. Alle diese äußeren Verschiedenheiten sind gleichsam die Accidentien, welche die Gewalt als Substanz voraussetzen und ihr inhäriren; sie geben derselben sozusagen ihre individuelle Verkörperung.

Fragt man nun, wie diese concrete Existenzweise der Gewalt sich zum göttlichen Ursprung der letztern verhalte, so gibt die christliche Philosophie auch auf diese Frage eine sichere Antwort. Daß die politische Gewalt überhaupt in irgend einer bestimmten Form verwirklicht, durch irgend einen bestimmten Träger ausgeübt werde, ist allerdings ein ebenso nothwendiges Naturgesetz und ebenso gewiß vom Urheber der Natur gewollt, als die Existenz der bürgerlichen Gesellschaft selbst. Daß aber unter den verschiedenen möglichen Formen, vorausgesetzt, daß sie im Wesentlichen zweckentsprechend sind, diese oder jene allein anwendbar oder zulässig sei, daß sie dieser oder jener bestimmten Person, Familie oder Corporation innewohne, ist durch die Natur weder bestimmt noch gefor-

dert. Es ist also diese Bestimmung an sich durchaus menschlichen Rechtes, solange nicht in einem besondern Fall eine übernatürliche göttliche Dazwischenkunft und Anordnung nachgewiesen werden kann. Eben das bedeuten auch die Worte, die Leo XIII. dem oben angeführten allgemeinen Grundsatze zur Erläuterung beifügt:

> „Die Herrschergewalt ist aber an sich mit keiner Staatsform nothwendig verknüpft; sie kann die eine oder die andere Form annehmen, wenn diese das gemeinsame Wohl und Gedeihen wirksam fördert."

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die besondere thatsächliche Existenzweise der politischen Gewalt nur das Ergebniß freier menschlicher Uebereinkunft sein könne oder dieser Weg ihrer Verwirklichung überhaupt der gewöhnliche sei. Der Ausdruck „menschlichen Rechtes" hat bekanntlich eine viel weitere Bedeutung; er umfaßt nicht nur ausdrückliche Vertrags- oder Gesetzesbestimmungen, sondern auch die historisch gewordenen Gewohnheitsrechte. Ob in einem gegebenen Fall der erstere oder der letztere Charakter des menschlichen Rechtes mehr in Betracht kommt, hängt in der Regel vom historischen Ursprung des betreffenden bürgerlichen Gemeinwesens ab; denn in analoger Weise und gleichzeitig mit diesem findet durchgehends auch die Constituirung der bürgerlichen Gewalt ihre historische Verwirklichung. Ist daher das Gemeinwesen selbst in seinem Ursprung und seiner Entwicklung gleichsam ein moralisch-organisches Gewächs, so trägt begreiflicherweise auch der Ursprung und die Ausgestaltung der betreffenden Socialauctorität einen vorherrschend organischen Charakter. Die zunächst bestimmenden Factoren sind in diesem Fall nicht sowohl in einem bewußten menschlichen Plan, als vielmehr in dem Zusammenwirken unzähliger theils physischer, theils psychologischer, theils historischer Momente, wenn auch nicht ohne vielseitige bald bewußte, bald unbewußte Betheiligung der menschlichen Freiheit. Positive Rechtsbildungen, die sich auf diesem Wege vollziehen, sind zudem ihrer Natur nach fester und dauernder als alle Vertragsbestimmungen, eben weil sie mit den vitalsten Interessen und der ganzen thatsächlichen und historischen socialen Umgebung innerlich und äußerlich organisch und darum unlöslich verwachsen sind, während die letzteren sich gewissermaßen künstlich und von außen an dieselbe anlehnen. Dem historisch-organischen Gewohnheitsrecht steht überdieß jene höhere Weihe zur Seite, welche ihm der Glaube an das höhere Walten der göttlichen Vorsehung über die Geschicke der Menschheit mit Recht verleiht; — nicht freilich im Sinne

jener politischen Heuchelei oder, wenn man lieber will, jenes politischen Aberglaubens, der jede glücklich vollendete Thatsache, mag sie auch mit Verrath und Verbrechen befleckt sein, unbedenklich auf Rechnung der göttlichen Weltregierung setzt, sie einer positiven Anordnung oder Willensäußerung Gottes gleichstellt, während sie eine für die Urheber vielleicht sehr verhängnißvolle Zulassung (Nichtbehinderung) von Seite der göttlichen Vorsehung darstellt, mit dem Vorbehalt derselben Vorsehung, zur rechten Zeit die richtige Strafe eintreten zu lassen.

Was wir bisher im Anschluß an den Gedanken des Papstes von der Staatsform, in welcher die politische Gewalt ihre eigenthümliche Gestaltung erhält, im Allgemeinen gesagt haben, findet selbstverständlich seine Anwendung auch auf den *wirklichen Inhaber oder Träger der Gewalt*. Doch dürfte in letzterer Beziehung noch eine besondere Erwägung nicht ganz überflüssig sein.

Auch hier sind zwei Dinge wohl zu unterscheiden: die *Gewalt an sich* und *der Besitz dieser Gewalt* durch eine bestimmte physische oder moralische Person. Da aber vermöge der Einheit der Gewalt dieser Besitz nur ein ausschließlicher sein kann, so ist vorausgesetzt, daß demselben ein besonderes Recht zu Grunde liegt, das *ausschließliche Besitzrecht* der Gewalt. In jedem Träger der Gewalt kommen somit *zwei Rechte* in Betracht, die nicht verwechselt werden dürfen: 1. *die Gewalt selbst an sich betrachtet*, oder das Recht, die bürgerliche Gesellschaft und ihre Mitglieder wirksam zum wahren bürgerlichen Gemeinwohl hinzuleiten; 2. *das Recht des eigenen ausschließlichen Besitzes eben dieser Gewalt*. — Das *erstere* ist, wie bereits nachgewiesen, Lebensprincip der Gesellschaft, sowie sein Gegensatz, die Anarchie, die Auflösung des gesellschaftlichen Organismus, d. h. dessen Tod bedeutet. Als Naturrecht unmittelbar göttlichen Ursprungs und Ausfluß der göttlichen Regierungsgewalt trägt es seine Legitimation und Heiligkeit unwandelbar in sich selbst, unabhängig von der Person des Trägers, in dessen Händen es sich thatsächlich befinden mag. — Das *zweite* ist an sich ebenfalls ein nothwendiges Erforderniß der Natur und darum *natürliches Recht*, jedoch nur in seiner *specifischen Allgemeinheit*, insofern es überhaupt einem bestimmten Träger zukommen muß; seine *individuelle Fixirung* aber auf diese oder jene Person ist im Allgemeinen ebenso wenig wie die besondere Staatsform durch die Natur bestimmt oder gefordert, sie ist somit, wie diese, an sich und von außerordentlichen Ausnahmen abgesehen, *menschlichen Rech-*

tes. Auch hier gilt daher, was oben bereits über die sehr verschiedene Entstehungsweise des menschlichen Rechtes, zumal des öffentlichen, gesagt worden ist. Demnach kann dasselbe, gemäß dem organischen Aufbau der bürgerlichen Gemeinwesen, ebenso wohl den Charakter eines organisch gewordenen historischen Gewohnheitsrechtes als den eines öffentlichen Vertragsrechtes in Anspruch nehmen. Und zwar ist ersteres, dem zumeist organischen Ursprung der bürgerlichen Gemeinwesen entsprechend, geschichtlich sozusagen die Regel, das letztere gewissermaßen eine Ausnahme, eine nothwendige Ergänzung für den zufälligen Wegfall des erstern. In beiden Fällen wird menschliches Recht begründet, mit dem Unterschied, daß im erstern Falle die Einzelfreiheit der Menschen nicht sowohl bestimmend, als vielmehr recipirend einer vorausgehenden Nothwendigkeit gegenübersteht, welche aus einem Complex unzähliger theils natürlicher, theils moralischer und historischer Thatsachen von selbst als eine auch vor dem Urtheil der Vernunft unabweisliche erwächst, — im andern Falle aber die menschliche Freiheit direct bestimmend eintritt. An die erstere Begründungsweise besonders knüpft sich das sogen. „Recht von Gottes Gnaden" in seiner engern Bedeutung. Im weitern Sinne nämlich läßt sich dieser Ausdruck auf den göttlichen Ursprung jeder Gewalt als solcher beziehen, und insofern ist jede Regierungsgewalt, auch die republikanische, „von Gottes Gnaden". Im engern und gewöhnlichen Sinne aber bezieht sich derselbe auf den legitimen Besitz der öffentlichen Gewalt vorzugsweise in der erblichen Monarchie. Es soll damit angedeutet werden, daß der betreffende Herrscher und sein Geschlecht nicht durch menschlichen Willen, sondern durch Gottes gnädige Erwählung zum Thron berufen wurde. Es liegt jedoch auf der Hand, daß diese „Gnade" an sich nicht als eine übernatürliche Kundgebung Gottes anzusehen ist, sondern vielmehr als eine Fügung der natürlichen Vorsehung, welche im Kleinen wie im Großen, zumal in den wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten, mit Weisheit und Macht die menschlichen Geschicke leitet und nicht selten auch die menschlichen Leidenschaften und strafwürdigen Ausschreitungen der Erfüllung göttlicher Rathschlüsse und den Zielen der allwaltenden Weltregierung dienstbar zu machen weiß. Das „Recht von Gottes Gnaden" ist darum noch nicht gleichbedeutend mit dem „göttlichen Recht" im eigentlichen Sinne dieses Wortes, weder dem positiven, noch dem natürlichen; es bleibt seiner Natur nach menschliches Recht, das aber nicht nur durch seine hohe Bestimmung, sondern auch durch den geschichtlich-providen-

tiellen Charakter seiner Begründung eine besondere Weihe und Heiligkeit besitzt.

Unsere Darlegung in Betreff dieses Punktes steht im Wesentlichen auch auf dem Boden der ältern socialphilosophischen Anschauung, wie sie von Bellarmin[1] und Suarez[2] als die damals herrschende vertreten wurde. Der eigentliche und wesentliche Kern derselben war eben die genaue Unterscheidung des göttlichen und menschlichen Rechtes bezüglich einer jeden bestehenden öffentlichen Gewalt und demgemäß die entschiedene Betonung des Grundsatzes: daß der legitime Träger der Gewalt innerhalb der natürlichen Ordnung diese nicht anders als durch Vermittlung menschlichen Rechtes besitzt. Dieses festzustellen, darauf kam es den genannten Schriftstellern vor Allem an, sowohl in der bekannten Controverse gegen König Jakob von England, als auch gegenüber den Prätensionen protestantischer Hoftheologen, die den fürstlichen Absolutismus auch circa sacra nicht besser stützen zu können glaubten, als durch die Behauptung: die weltliche Fürstengewalt bestehe nicht weniger als die päpstliche kraft „unmittelbar göttlichen Rechtes". Grundsätzlich theilen wir daher mit den Vertretern der ältern Socialphilosophie insofern denselben Standpunkt, als auch wir in dieser Frage das menschliche Recht gegenüber dem „göttlichen Rechte" unbedenklich betonen. Was uns hingegen veranlaßt, von der betreffenden Theorie theilweise abzuweichen, ist lediglich die derselben eigenthümliche, unseres Erachtens zu enge Auffassung des menschlichen Rechtes, sowie die Art und Weise, dasselbe zu begründen. Unstreitig ist die neuere Rechtswissenschaft darauf angewiesen, vorzugsweise an den grundlegenden Principien der ältern Schule sich fortwährend zu orientiren. Es läßt sich aber andererseits nicht läugnen, daß auch sie, namentlich in Folge des eingehenderen Studiums der Geschichte, einige werthvolle Fortschritte zu verzeichnen hat, die von einer frühern Zeit noch nicht in Betracht gezogen werden konnten. Hätte man damals wie später dem historischen Werden und dem organischen Charakter der socialen Verhältnisse, mit dem die Rechtsbildung so innig verknüpft ist, ebenso viel Aufmerksamkeit geschenkt, als der philosophisch-normalen Construction der bürgerlichen Gesellschaft unter der idealen Voraussetzung eines bereits gegebenen freien und unter sich ganz unabhängigen Menschenmaterials, und hätte

[1] De Laicis c. 6.

[2] Defens. fid. cath. l. III. c. 2. 3; De leg. l. III. c. 3. 4.

man sich demzufolge veranlaßt gesehen, die alte Definition des menschlichen Rechtes („condictum humanum") nicht gerade in einem engen Sinne zu verstehen, — dann würde man sich, glauben wir, den sehr complicirten und mißlichen Umweg zu dem naheliegenden Ziel, dem Nachweis des menschlichen Besitzrechtes der öffentlichen Gewalt, wohl erspart haben. Man hätte namentlich nicht nöthig gehabt, eine als bereits vereinigt gedachte Volksmenge in ihrer Gesammtheit zum *ursprünglichen* Träger der politischen Gewalt zu machen, mit der Aufgabe, sich derselben, wegen eigener Unfähigkeit, sie praktisch auszuüben, durch eine Art Socialvertrag zu Gunsten einer oder mehrerer bestimmten Personen wieder zu entäußern. Abgesehen von den gewichtigen Einwendungen, denen die Annahme eines derartigen öffentlichen Aktes der Uebertragung nothwendig unterliegt, ist auch das vorausgesetzte ursprüngliche Subject der Gewalt eine Fiction, der die Geschichte widerspricht. Denn in den allerwenigsten Fällen hat das social geeinigte Volksmaterial früher existirt, als der bereits fixirte Kern der entsprechenden Socialauctorität, die vielmehr selbst in der Regel das Hauptprincip der moralischen Krystallisation und des organischen Wachsthums des Socialkörpers war. Aber auch in den Ausnahmefällen, wo die Voraussetzung irgendwie zutraf, konnte eine *auctoritätslose* und darum *noch nicht als moralische Person constituirte* Menge als solche unmöglich als Rechtssubject angesehen werden, noch viel weniger die Fähigkeit besitzen, durch feierliche Vertragsakte Rechte zu übertragen. Zu einem Wahlakte wäre allerdings eine solche Menge fähig, weil hierzu weiter nichts als das Zusammentreten einer *Anzahl von Einzelpersönlichkeiten* gehört, und ein solcher Akt wäre unter bestimmten Voraussetzungen auch berechtigt. Aber dadurch würde nicht eine in der Menge ruhende Gewalt übertragen, sondern lediglich das Subject designirt, dem die Gewalt zukommen soll und dem sie von Gott verliehen wird, sobald menschlicherseits jene letzte vorbereitende Bedingung erfüllt ist [1]. — Uebrigens unterliegt es keinem Zweifel, hätten die hervorragenden Vertreter dieser Anschauung die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts zum Voraus verwerthen können, ihre Theorie

[1] Vgl. die Encyklika Leo' XIII. vom 29. Juni 1881 über die weltliche Gewalt: „Interest autem attendere hoc loco, eos, qui reipublicae praefuturi sint, posse in quibusdam caussis voluntate judicioque deligi multitudinis, non adversante neque repugnante doctrina catholica. Quo sane delectu designatur princeps, non conferuntur jura principatus, neque mandatur imperium, sed statuitur a quo sit gerendum."

wäre nicht ohne mehrfache Modificationen zu uns gekommen. Alle diese Erwägungen lassen in uns keineswegs den Wunsch aufkommen, diese bereits begrabene Meinung einer andern Zeit wieder gleichsam von den Todten auferweckt zu sehen.

Doch das ist gegenüber dem anerkannten Grundprincip, das uns hier beschäftigt, *dem göttlichen Ursprung jeder politischen Gewalt, wo und wie sie immer bestehen möge*, eine durchaus untergeordnete Frage. Ganz unabhängig von ihr sind die hochwichtigen *Folgerungen*, die sich mit logischer Nothwendigkeit aus eben jener Grundwahrheit ergeben und gleichsam die Pfeiler der christlichen Staatsordnung bilden, wie sie uns durch Leo XIII. vorgezeichnet wird. Darauf zurückzukommen, mag einer weitern Besprechung vorbehalten bleiben.

Th. Meyer S. J.

Zur Geschichte des Domes der hl. Helena in Trier.

III.

(Fortsetzung.)

11. Die Liebfrauenkirche.

Gleichwie der dunkle Abend, der das mühevolle Tageswerk endet, sich vom fröhlichen, hoffnungsreichen Morgen unterscheidet, so steht im Trierer Dome das Westchor dem Ostchor gegenüber. Im Westen ist die Façade und der Abschluß des Mittelschiffes wuchtig und schwer. Dort schaut das Auge gleichsam die letzten Ausläufer der Bauten, welche von antiker römischer Kraft beseelt sind. Jenseits aber, nach Morgen hin, spielt der heitere Glanz des Lichtes um den Hochaltar. Hier herrscht schon der Geist der kommenden Gothik; denn leicht steigen Mauern und Säulen auf, und die fein gegliederten Gewölberippen vereinen sich im vielsagenden Schlußstein.

Das Jahr 1121 sah die Weihe des Nikolausaltares, in welchem der Bau des Westchores endete; vierzig Jahre später, um 1160, begann der Bau des Ostchores. Zwischen diesen beiden Zeitpunkten liegt die Regierung des

Erzbischofs Albero von Montreuil (1131—1152). Derselbe hatte zu Paris seine Studien gemacht, war dort mit Bernhard von Fontaines bei Dijon innig befreundet geworden. Die Wege der Studiengenossen hatten sich getrennt, weil die Vorsehung sie in verschiedener Art zu hohen Zielen und bedeutenden Aemtern führte.

Als Papst Eugen III. im Jahre 1147 Trier besuchte, sammelten sich die hervorragendsten Vertreter der Kirche um ihn, und bei dieser Gelegenheit sollten sich auch die Jugendfreunde wiedersehen.

Am Christtage hatte der Papst im Dome den Gottesdienst gefeiert, am 13. Januar weihte er zwei Altäre in der Matthiaskirche und am 31. desselben Monates vollzog er die Consecration der neuen Paulinskirche. Acht Wochen später, am 27. März, kam Bernhard nach Trier. Er war Abt von Clairvaux geworden, der gefeiertste Mann seiner Zeit. Das Volk eilte ihm entgegen. Schon beim Eintritt in die Stadt wirkte er ein Wunder. Nachdem er im Dome das heilige Meßopfer gefeiert, setzte er sich neben den Altar, die Kranken traten vor ihn hin, er legte ihnen die Hände auf, und sie waren geheilt[1]. Erzbischof Albero freute sich, Bernhard zu umarmen, und der Papst begrüßte seinen ehemaligen Abt, den er auch jetzt noch wie einen Vater ehrte. Kurz nach der Ankunft des Heiligen wurde im Dome ein Concil gefeiert, bei dem Eugen die Schriften der hl. Hildegard belobte.

Oft schon war Bernhard nach Trier eingeladen worden. Im Jahre 1134 brachten neun Cisterciensermönche aus Clairvaux dem Erzbischof die besten Grüße ihres Abtes. Sie hatten den Auftrag, eine neue Niederlassung ihres Ordens zu gründen. Albero behielt sie lange bei sich und entließ sie erst, als man ihnen die Abtei Orval im Luxemburgischen zur Uebernahme anbot. Vier Jahre später entsandte Bernhard eine neue Colonie, welche in der Trierer Diöcese die Abtei Himmerode bei Wittlich gründete. Als dort der Bau der Kirche beginnen sollte, übertrug Bernhard die Leitung dem Bruder Acard, einem geschulten Baumeister, welcher in Frankreich und Deutschland schon viele Gebäude für den Orden aufgeführt hatte. Derselbe leitete die Bauten und förderte sie so, daß seine Mitbrüder im Jahre 1178 den Erzbischof Arnold I., den zweiten Nachfolger Albero's, einladen konnten, nach Himmerode zu kommen, um ihr neues Gotteshaus zu Ehren der allerseligsten Jungfrau zu weihen, der alle Kirchen der Cistercienser gewidmet wurden.

Schon ruhte Albero's Herz in Himmerode auf der nördlichen Seite des Chores. Neben ihm ließ sich im Jahre 1212 Erzbischof Johann und später Boemund I. († 1299) begraben. Zur Zeit, als das Ostchor des Domes aufwuchs, waren also die Trierer Erzbischöfe in innigster Freundschaft mit den Cistercienfern verbunden.

Im Jahre 1227, als zu Köln das Oktogon von St. Gereon geweiht ward, begannen die Cistercienser zu Marienstatt im Nassauischen eine Kirche zu bauen, worin sich der gothische Stil, den sie aus Frankreich mitgebracht hatten, in der glücklichsten Weise mit jenem der rheinischen Uebergangsperiode

[1] Vita S. Bernardi l. VI. c. 16 bei Migne, Patrol. lat. CLXXXV. col. 407.

vermählte. Das Kloster war von Heisterbach aus gestiftet. Zwar hatten die Mönche versucht, es innerhalb der trierischen Grenzen zu gründen; sie sahen sich jedoch durch klimatische Verhältnisse gezwungen, etwas weiter zu gehen, und kamen so wieder in's kölnische Gebiet, in dem ja auch Heisterbach gelegen war. Weil indessen Abt Hermann, welcher die neue Stiftung begründete und zum guten Fortgang leitete, schon früher, als er noch der Abtei Himmerode vorstand, dem Erzbischof Johann I. (1190—1212) das Pallium von Rom geholt hatte, bewahrte man ihm in Trier ein dankbares Andenken. Auch der folgende Erzbischof Theodorich II. (1212—1242), dessen Kaplan sich um den Bau der Trierer Liebfrauenkirche so verdient machte, blieb ihm gewogen.

Nun ruht die Liebfrauenkirche auf zwölf freien Säulen, gleichwie in der Marienstatter Kirche freie Säulen im Querschiff und rings um das Chor gestellt sind. Ueberdieß stehen Aufbau und architektonische Gliederungen der genannten Cistercienserkirche den Bauformen der Trierer Marienkirche sehr nahe.

Nehmen wir dazu die historisch beglaubigte Thatsache, welche Dohme[1] zusammenfaßt, indem er schreibt:

„Der Orden (der Cistercienser) steht als der Vorkämpfer der neuen, in Frankreich zum Durchbruch gelangten Principien da; man hat ihn höchst treffend als den ‚Missionär der Gothik', d. h. der französischen Kunst auf deutschem Boden, bezeichnet."

Die beiden bis dahin nachgewiesenen Umstände, die enge Verbindung der Cistercienser mit Trier und ihre thatkräftige Förderung der Gothik, dürften nun wohl die Vermuthung rechtfertigen, daß ihre Baumeister nicht ohne Einfluß auf den Ausbau des Domes und den Entwurf der Liebfrauenkirche von Trier gewesen seien.

Alles drängte in Trier zur Aufnahme des gothischen Stiles. Er stand an den Grenzen der Diöcese und bat um Einlaß. Es wäre auffallend, wenn irgend eine deutsche Kirchenprovinz reicher wäre an frühgothischen Bauten, als die von Trier.

Die Dominikaner und Franziskaner, gleich den Cistercienern, ja vielleicht noch mehr als sie, Missionäre der neuen Constructionsart, hatten sich 1223 in Trier niedergelassen. Sie bauten daselbst Kirchen und Klöster, die ohne Zweifel gothische Formen erhielten. Die Diöcesen von Metz, Toul und Verdun, welche den Trierer Erzbischof als Metropoliten verehrten, standen unter dem Einflusse von Frankreich, waren also für Trier gleichsam geborene Vermittler der neuen künstlerischen Errungenschaften. Gerade der Einfluß von Metz ist durch eine bestimmte Thatsache verbürgt. Der Abt des Klosters des hl. Vincent zu Metz war nämlich Oberer des in der Trierer Diöcese gelegenen Priorates von Offenbach am Glan. Dort aber erhob sich seit dem Jahre 1151 eine Kirche, die in Allem der Trierer Liebfrauenkirche so gleich ist, daß sie ihr als Vorbild gedient haben muß.

[1] Die Kirchen des Cistercienser-Ordens in Deutschland Leipzig 1869. S. 4.

Darf man also nicht mit Recht in den Kirchen von Marienstatt und Offenbach am Glan die Knospen begrüßen, welche in der Trierer Liebfrauenkirche zur Blume aufgingen und in der Elisabethkirche von Marburg weiter entfaltet wurden? Im Jahre 1243 stellte Erzbischof Konrad von Hostaden einen Ablaßbrief aus, durch den er seine Untergebenen aufforderte, hülfreiche Hand zum Ausbau jener Trierer Kirche zu bieten. Dank den Unterstützungen, die von Köln kamen, wuchs sie rasch in die Höhe. Fünf Jahre später legte derselbe Konrad den Grundstein zu seinem Dome, in dem die Frucht der Arbeiten der gothischen Steinmetzen gereift war und ihre höchste Leistung auf deutschem Boden zu Tage trat.

Während der Grundriß der Kölner Kathedrale sich nach der von Amiens richtet, schließt sich der Grundriß der Liebfrauenkirche zu Trier an den dortigen Dom weit enger an, als auf den ersten Blick glaublich scheinen möchte. Hier wie dort bildet ein griechisches Kreuz den Kern, welcher durch vier kleinere in die Kreuzeswinkel gelegte Quadrate zu einem großen Quadrat ergänzt ist. Der römische Baumeister begnügte sich mit diesem großen Quadrat, der gothische fing erst jetzt recht an, seine Construction zu entwickeln. An die Endlinien der vier Kreuzesarme und an die acht freien Seiten der kleineren Quadrate stellte er vielseitige Ausbauten. Durch sie erhielt der Umkreis seines Grundrisses zwölf kapellenartige Chöre, welche ihm die Gestalt einer zwölfblätterigen Rose gaben, die Maria geweiht ist. (In ruhiger Consequenz vervollkommnete er dann in den Profilen [vgl. den Grundriß im vorigen Heft] und im Aufriß seines mit Recht allgemein bewunderten Baues jene neuen Motive, welche schon im Ostchore und mehr noch im Umbau des Mittelschiffes des Domes hervortreten.) Es ist also kein Sprung, der vom Dom zur Marienkirche führt, sondern ein einfaches Fortschreiten auf der angefangenen Bahn. Als Brücke, von den im Anfange des 13. Jahrhunderts aufgeführten Bauten des Domes zur Liebfrauenkirche hinüberleitend, sind die älteren Theile des ernsten Kreuzganges anzusehen. Dieselben lehnen sich an gewölbte Säle, welche theilweise noch aus Popponischer Zeit stammen. Die westliche Seite des Kreuzganges ist jedenfalls erst nach Vollendung der Liebfrauenkirche entstanden. Sie ahmt darum in ihren großen Formen die drei früher aufgeführten Seiten nach, huldigt aber in der Bildung der Einzelheiten der weiter ausgebildeten Gothik. Leicht kann man bei Betrachtung des Domes und seiner Nebengebäude den Entwicklungsgang verfolgen, welchen die Baukunst an der Mosel vom Jahre 1050 bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts durchlief. Der Zeitraum zweier Jahrhunderte ist verhältnißmäßig nicht groß, wenn es sich um den weltumfassenden, culturhistorischen Prozeß handelt, der die Menschheit auf- und abführt. Hier aber ist der Unterschied zwischen den Leistungen, welche am Anfange und am Ende dieser Periode stehen, ein so weiter, daß in der Weltgeschichte die Kunst wohl nie in so kurzer Zeit ähnliche Fortschritte gemacht hat.

12. Der Dom im 16. Jahrhundert und bis zum dreißigjährigen Kriege.

Die alte Kirche des hl. Eucharius, welche heute den Namen des hl. Matthias trägt, vermittelt in Trier den Uebergang aus der Kunst des Mittelalters in diejenige der neuern Zeit. Zwei Aebte, Anton von Leiwen (1484—1519) und sein Nachfolger Eberhard von Kamp († 1526), stehen dort an der Spitze der Kunstbewegung. Das größte Unternehmen des erstern war die Einwölbung des Mittelschiffes seiner Abteikirche. Durch eine fünffache Reihe von Schlußsteinen, die er mit reichem Blattwerk und geistreich zusammengestellten Bildern verzieren ließ, gab er seinen prachtvollen Sterngewölben doppelten Reiz und höhere Pracht. In würdiger Weise nimmt hier die Gothik Abschied von Trier.

Das Aeußere der Kirche bietet ein neues Bild. Da schmiegen sich im Oberbau des breiten Mittelthurmes der Westfaçade die Formen der aus Italien herübergekommenen Renaissance in so gelungener und maßvoller Art den unteren romanischen Theilen an, daß sie den Beschauer fesseln und seinen Beifall erzwingen.

Erzbischof Richard v. Greiffenklau weihte im Jahre 1513 den neuen Hochaltar, welchen Abt Anton unter seinen eben vollendeten Gewölben aufgestellt hatte. Später ließ sich derselbe Kurfürst († 1531), vielleicht von dem Steinmetzen, welcher in St. Matthias den Bau des Westthurmes leitete, ein Grabmal ausmeißeln, das in den Formen des neuen Stiles entworfen war.

Der Sockel enthält die Grabschrift und trägt zwei mit reizenden Arabesken und hübschen Brustbildchen verzierte Pfeiler, welche durch einen Bogen verbunden sind. Ein horizontales Gesimse legt sich auf diesen Bogen und bildet mit ihm zwei Ecken, die durch kreisförmig umrahmte Brustbilder ausgefüllt werden. Das erstere soll den Kurfürsten darstellen, das zweite seinen Widersacher, Franz von Sickingen, welcher im Kampfe unterlag, gefangen ward und an seinen Wunden starb.

Sockel, Pfeiler und Bogen bilden den Rahmen einer großen Nische, worin Erzbischof Richard vor einem Bilde des Gekreuzigten betet. Er ist begleitet von Petrus und Helena, den Dompatronen, die ihn dem Herrn empfehlen. Magdalena umfaßt den Fuß des Kreuzes. Sowohl die Tracht der Frauen als die reich gestickten Gewänder des Erzbischofs sind noch von der mittelalterlichen Kunst beherrscht und stellen sich dadurch in einen gewissen Gegensatz zum Rahmen und zu den Ornamenten, worin die neue Richtung siegt.

Reiner und sicherer tritt die Renaissance im Denkmal des folgenden Kurfürsten auf, und zwar so, daß ihre Vorzüge ebenso sehr wie ihre Mängel klar hervortreten.

Nicht die übernatürliche Schönheit und Güte der Heiligen, sondern die edle Würde der menschlichen Natur ist das Ideal der neuen Künstler. Darum steht Johann III. von Metzenhausen († 1540) in großer Gestalt, mit gefalteten Händen und in bischöflicher Kleidung in der Mitte auf der Ehrenstelle. Neben ihm haben zur Rechten und Linken die Apostelfürsten Platz gefunden, durch vollklingende Inschriften als „Schlüsselträger des Himmels" und „Lehrer der Völker" gelobt.

Im Oberbau zeigt der mit Dornen gekrönte Heiland seine Wunden. Er ist von Maria und Johannes, sowie von den hl. Georg und Quirinus begleitet, weil der Erzbischof vor dem Altare des hl. Georg beigesetzt ist, der sich ehemals neben dem Denkmale erhob. Der hl. Johannes ist als Patron des Verstorbenen dargestellt, Petrus aber als Dompatron. Die drei anderen Heiligenbilder sollen demnach nur als Gegenstücke zu den ersteren das künstlerische Gleichgewicht herstellen.

Mit wundervoller Leichtigkeit sind die Ornamente über den Rahmen der drei Nischen des Unterbaues und über das ganze Denkmal vertheilt. Vierzehn lebendig und porträtartig modellirte Brustbildchen sind in runde Rahmen gestellt und hie und da mit Meisterhand aus dem feinkörnigen Sandstein der Pilaster und Bogen herausgearbeitet. Muntere Putten zeugen von der fleißigen Beobachtung der Natur und verrathen die übertriebene Schätzung der Schönheit der Formen des menschlichen Körpers. Voll übermüthiger Jugendkraft reiten die lachenden Kindergestalten in neckischem Spiel auf Delphinen, welche den Oberbau krönen und nach den Seiten hin in Rankenwerk übergehen.

Schon unter dem hochwürdigsten Bischof v. Hommer ist das in Rede stehende Denkmal im Jahre 1829 so gut erneuert worden, als man es damals verstand. Ein Theil des Sockels stammt aus jener Zeit. Manche alte Theile sind leider überarbeitet. Man hat, um das Neue mit dem Ursprünglichen auf gleiches Aussehen zu bringen, das Ganze mit gelber Farbe überstrichen. Das Können der Arbeiter entsprach wenig dem Willen des Auftraggebers. Die Zuthaten erwiesen sich als unhaltbar und bröckelten ab. In ernster Trauer um seine gestörte Reinheit und Schönheit mahnt darum dieß Denkmal vor ungeschickten Restaurationsversuchen, die oft wohl gemeint, aber trotzdem für die Kunst verderblich sind.

Die Erzbischöfe Johann V. von Isenburg († 1556) und Johann VI. von der Leyen († 1567) sind in der Florinskirche zu Koblenz beigesetzt. Erst Jakob III. v. Eltz fand wiederum sein Grab im Dome von Trier neben seinen Vorgängern. Er starb im Jahre 1581, also an 18 Jahre nach dem Schlusse des Concils von Trient, welches auch der Kunst eine neue Richtung anwies, beziehungsweise manche neue Wege, auf welchen

sie schon seit einiger Zeit ging, mittelbar gut hieß. In seinen Decreten und in seinem Katechismus betonte das Concil die dogmatischen Wahrheiten. Die Legenden und alle die erbaulichen Geschichten, welche das fromme Mittelalter von den lieben Heiligen erzählte, mußten in den Hintergrund treten, weil es sich darum handelte, mit Waffen, die auch von den Gegnern gefürchtet wurden, den alten Glauben zu schützen. Darum werden denn auch beim Grabdenkmal Jakobs III. besonders biblische Stoffe verwerthet. Weiterhin begegnen wir auf diesem Denkmal den Bildern der drei göttlichen Tugenden, welche um jene Zeit eine neue Bedeutung gewannen. Gewiß hatte auch das Mittelalter die Tugenden dargestellt. Es bildete sie in tiefsinniger Stilgröße, wies ihnen jedoch ihren Platz hauptsächlich an den Portalen an. Jetzt kommen die Bilder der Tugenden auf die Altäre. Der Kampf um die Bewahrung und der Streit um den Begriff und Werth des Glaubens war ja selbst in der Politik zum Angelpunkt geworden. Katholischer Glaube konnte aber nicht bestehen, ohne die Hoffnung und die Liebe als Schwestern neben sich zu sehen.

Endlich zeigt das Denkmal den Fortschritt, welchen die Renaissance in der Betonung der Auctorität der Fürsten macht. Das Grabdenkmal ist zu einem Altaraufsatz geworden, in dessen Mitte, wo ehedem nur die Heiligen als Patrone der Altäre gefunden wurden, dem Stifter ein gewichtiger Platz bereitwilligst eingeräumt ist.

Die Mitte des Aufsatzes baut sich aus einer Reihe Basreliefs auf, die aus Alabaster gebildet sind. Im figurenreichen Bilde des Sockels trägt Christus sein Kreuz. Im Hauptbilde zeigt der himmlische Vater seinen gekreuzigten Sohn, über dem der heilige Geist schwebt. Engel, welche die Waffen Christi, d. h. die Leidenswerkzeuge, als Trophäen des glorreichsten Siegers emporhalten, umgeben die Gruppe. Oberhalb dieser Darstellung der allerheiligsten Dreieinigkeit geht der Auferstandene siegreich aus seinem Grabe hervor. Eine Nische mit dem Bilde der Gottesmutter bildet die Mitte der vierten Abtheilung und schließt den Bau.

Neigt sich das Auge wiederum herab, so findet es neben der Gottesmutter drei weibliche Statuen als Sinnbilder der göttlichen Tugenden. Unter ihnen stehen neben dem Bilde des Auferstandenen zwei durch Inschriften als „Arbeit" und „Ruhe" bezeichnete Figuren. Die erstere hält mit der Rechten einen Spaten, in der Linken eine Blume; die andere stützt ihren Arm auf einen abgeschnittenen Baumstamm, den Fuß aber auf einen Todtenkopf. Da Christus der Magdalena als Gärtner erschien und als solcher auf älteren Bildern durch einen Spaten gekennzeichnet ist, so sinnbilden „Arbeit" und „Ruhe" hier das neue Leben des Herrn, welches seinem Todesschlafe folgte.

Vor dem Basrelief der allerheiligsten Dreifaltigkeit kniete ursprünglich Kurfürst Jakob III. in lebensvoller Gestalt, ohne Mitra und Stab, angethan jedoch mit einem durch hoch gewirkte Stickereien verzierten Chormantel. Vor ihm stand die große Statue seines Namenspatrons, des hl. Jacobus des Aeltern. Im Unterbau des Altares sind neben dem Basrelief der Kreuztragung zu Ehren des genannten Apostels zwei Scenen aus der Geschichte des gleichnamigen Patriarchen angebracht: der Traum, in dem derselbe die Himmelsleiter sah, und die Wegführung seiner Gebeine aus Aegypten.

Neueren Erklärern mußte die Bedeutung dieser Scenen unverständlich bleiben, weil man die Bilder des Stifters und seines Namensheiligen aus dem Altar herausgehoben und in's christliche Museum des Domes versetzt hat. Wo wird aber ein historisches Denkmal am besten seinen Platz ausfüllen und zur Geltung kommen? Nicht an jener Stelle, für die es vom Stifter bestimmt und vom ausführenden Künstler gearbeitet ist und die es Jahrhunderte lang einnahm?

Der sogen. „Eltzenaltar" ist verstümmelt, weil er das Bild des Stifters verlor, dem er Entstehung und Namen verdankt, sowie die Statue des hl. Jacobus, durch welche seine Basreliefs verständlich und erklärlich werden. Weit mehr hat das Denkmal des Kurfürsten Johann VII. († 1599) gelitten. Es ist derartig zertheilt und auseinandergerissen, daß selbst eine glückliche Phantasie nur mehr mit Mühe ein Bild seiner ehemaligen Pracht zu gewinnen vermag. Im nördlichen Seitenschiff, an der Stelle des jetzigen Kreuzarmes, bildete es ehedem einen kapellenartigen Raum, der aus drei Kunstwerken zusammengestellt war: einem Denkmal, einem Sarkophage und einem Altar. Schon die Vereinigung solcher Bestandtheile zu einem Ganzen beweist, daß die Anlage eine Mittelstellung zwischen der ältern und neuern Kunst einzunehmen trachtete. Der Sarkophag knüpfte an mittelalterliche Ueberlieferungen an, das Denkmal huldigte neueren Ideen. Wie die Gesammtanlage, so griff auch die Ausführung im Einzelnen auf ältere Vorbilder zurück.

Das eigentliche Denkmal hängt noch heute an der Nordwand des Domes. In seinem Unterbau schließt sich die Darstellung des jüngsten Gerichtes treu den mittelalterlichen Meisterwerken an. Wie in ihnen, so sitzt Christus auch hier zwischen Maria und Johannes. Engel führen die Auserwählten auf die rechte Seite, und die Verdammten werden von Teufeln in den weit geöffneten Rachen der Hölle getrieben. Rechts und links zeigen zwei Basreliefs die Erschaffung des Menschen in drei, seinen Sündenfall aber in zwei Scenen. Die Unterschriften erinnern lebhaft an frühmittelalterliche Beischriften zu Miniaturen und Wandgemälden. Sie sagen:

Hic Adami costam lateris de crate revellit,
Dum sponte immissus detinet ora sopor.
Protinus ad miseram serpens illabitur Evam.

Hier aus der Seite der Brust löst Gott die Rippe des Adam,
Während ruhiger Schlaf freundlich sein Auge bedeckt.
Alsbald schleicht sich sacht zur armen Eva die Schlange.

Anfang, Grund und Ende der Weltgeschichte sind in den drei Bildern des Untersatzes dargestellt. Im Mittelbild findet man die knieende Figur des Erzbischofs Johann VII. Auch er ist ein Kind der Stammeltern und hat vor dem Gericht zu erscheinen. Ueber seinem Haupt deuten Krummstab, Schwert und Kurhut, welche mit einer Sense und einer Sanduhr vereint sind, in symbolischer Weise den Tod an, der alles Irdische nimmt. Zweierlei gibt indessen dem Sterbenden Kraft und Zuversicht im Todeskampfe. Beim Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit findet er Trost im Besitz der göttlichen Tugenden, deren Bilder die Symbole seines Todes und der verlorenen Größe umgeben, zweitens stützt ihn das Vertrauen auf die Gnade Christi und die Fürbitte der Heiligen. Deßhalb kniet der Erzbischof vor dem Bilde des Gekreuzigten, dem er durch seinen Namenspatron, den heiligen Evangelisten Johannes, empfohlen wird. Unter dem Kreuze sitzt die hl. Agnes, zur Erinnerung daran, daß einstens ein ihr geweihter Altar neben der Stelle stand, an der sich jetzt dieß Denkmal erhebt.

Neben dem eben beschriebenen Denkmale wurde der Erzbischof beigesetzt. Ueber seinem Grab errichtete man einen Sarkophag von Marmor, auf dem sein Bild in porträtmäßiger Aehnlichkeit gebettet lag. Vor diesem Sarkophag befand sich nach Osten hin ein Altar, welcher in der Mitte seines Aufsatzes vier Basreliefs enthält, die übereinandergestellt sind und die Geburt Christi, seine Taufe, die Krönung seiner Mutter und seine Verherrlichung zeigen. Unten sieht man neben dem Weihnachtsbilde die Verkündigung und Beschneidung nebst zwei mit den Bildern des Samson und der Judith verzierten Kragsteinen, welche die Statuen des hl. Bernhard und der hl. Helena tragen. Die Personificationen der vier Cardinaltugenden umgeben das Bild der Krönung Maria's. Auffallend viele Engel sind über den Altar vertheilt. Einer erscheint wie immer bei der Verkündigung, einer ruft die Hirten, zwei schauen auf die Krippe herab, drei dienen bei der Taufe, eine ganze Schaar drängt sich um die Himmelskönigin und oben begleiten drei als Hofstaat den Heiland, welcher segnend auf der Weltkugel thront und den Altar abschließt. Jedenfalls muß um diese Zeit die Verehrung der heiligen Engel in Trier neue Anregung und höhern Aufschwung gewonnen haben. Kurz nachher wurde das Fest der heiligen Schutzengel für die ganze Kirche eingesetzt, in Deutschland mit besonderer Freude begrüßt und mit höherer Feier begangen.

Was ist geblieben von dem großen dreitheiligen Werke? Der Sarkophag ist verschwunden, der Altar an das Ende des südlichen Seitenschiffes gerückt, wo er Johannesaltar genannt wird, obwohl keines seiner Bilder an diesen Heiligen erinnert und die Benennung rechtfertigt. Nur das Denkmal hat

seinen Platz behauptet und hängt noch da, vereinsamt und aus dem Zusammenhang gerissen. Als Bruchstück beklagt es den Verlust des Sarkophages, des Altares und der reichen Umfriedung, welche die Theile zu einer Art Kapelle zusammenfaßte.

Wir kommen zur bedeutenden Domkanzel. Eine Grundidee beherrscht die Auswahl ihrer geistreichen Bilder und der gehaltvollen Schriftverse, welche ihre Gesimsbänder in goldenen Buchstaben zieren. Es ist der zur Zeit ihrer Entstehung so wichtige Satz von der Nothwendigkeit und dem Werthe der guten Werke, in denen sich der Glaube bethätigen soll.

Die Kanzel wird getragen von den Personificationen der fünf Sinne, welche der Seele das Wort Gottes übermitteln. Ihre Brüstung ist geziert mit Basreliefs, welche die Werke der Barmherzigkeit darstellen, und zwischen denen vormals die Statuen der acht Seligkeiten angebracht waren. Die Bergpredigt und das jüngste Gericht, in denen diese Seligkeiten und diese Werke der Barmherzigkeit von Christus in den Vordergrund gestellt werden, dienen zur Ausfüllung der Treppenwände.

Das Ganze ist von ächt kirchlichem Geiste durchweht. Es war unbedingt das Beste, was die Capitulare, deren Wappen das Portal am Aufgange zur Treppe zieren, ihrem Dome schenken und dem Volke zur Betrachtung bieten konnten. Eine Arbeit, die nicht zum Nachdenken anregt, hat kein Recht, sich als wahres, volles Kunstwerk vorzustellen. Nur wo Form und Inhalt bedeutungsvoll sind, wird das Auge erfreut und das Herz befriedigt.

Eine Inschrift theilt mit, daß diese Domkanzel in den Jahren 1570 bis 1572 von Johann Ruprecht Hoffmann hergestellt wurde. Aus seiner Werkstatt stammt ferner ein Grabmal der Liebfrauenkirche, welches mit der Jahreszahl 1610 bezeichnet ist. Vier Jahre später stellte er im Dome den Allerheiligenaltar auf. Kurfürst Lothar v. Metternich († 1623) hat denselben in Auftrag gegeben, fand vor demselben sein Grab und hatte bestimmt, daß der Altaraufsatz ihm als Denkmal dienen sollte.

Schon das Basrelief in der Mitte des Untersatzes des Altares verräth wiederum den sinnigen und dogmatisch angelegten Künstler. Es steht unmittelbar über dem Altartisch und zeigt darum in Alabaster ein Bild des letzten Abendmahles, bei dem Christus das heilige Meßopfer einsetzte, das auf dem Altare erneuert wird. Dann folgt das Hauptbild, ebenfalls aus Alabaster. Es stellt in halberhabener Arbeit den Himmel mit seinen Heiligen dar. Unter den Heiligen treten Petrus und Helena als Dompatrone in den Vordergrund.

In der dritten Abtheilung erinnert das Bild der Bergpredigt an den Weg zum Himmel, den Christus uns gezeigt hat. In der vierten endlich steht Christus, das lebendige Beispiel, in dessen Fußstapfen wir eintreten sollen, um auf dem engen Wege voranzuschreiten.

An den Seiten finden sich die Statuen der beiden Vertreter des Alten Bundes: Moses und David; dann die der Evangelisten und der vier lateinischen Kirchenväter, welche uns die Lehre Christi und deren Verständniß übermitteln.

Neben den Mittelbildern hat Meister Hoffmann acht kleinere Basreliefs angebracht, welche die Seligpreisungen der Bergpredigt in den Beispielen der Heiligen des Alten und Neuen Bundes erläutern. Die Armen, welchen der Heiland an erster Stelle das Himmelreich verspricht, sind durch Job dargestellt, die Sanftmüthigen durch Moses, die Trauernden durch Magdalena, welche mit ihren Thränen Christi Füße wäscht. Die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, werden in Simeon und Anna versinnbildet, die Barmherzigen durch den alten Tobias, während dessen Sohn mit seiner Braut jene vertritt, die reinen Herzens sind. Der ägyptische Joseph bietet ein Muster der Friedfertigen, und die Machabäer enden die Reihe, weil sie Verfolgung litten um der Gerechtigkeit willen.

Im Untersatze wird die Darstellung des heiligen Abendmahls von den Bildern der göttlichen Tugenden begleitet. Glaube und Hoffnung stehen an den Seiten, unten aber wird die Liebe durch Veronika vertreten, welcher der Herr ein Zeichen seiner besondern Zuneigung in's dargebotene Schweißtuch einprägte.

Der Unterbau trägt nicht nur das oben beschriebene Bild des Himmels mit seinen Heiligen, sondern auch das des Stifters des Altares, des Erzbischofs Lothar. Der Genannte kniet vor der Statue der Himmelskönigin. Michael, der Himmelsfürst und Patron des deutschen Reiches, sowie sein Schutzengel begleiten ihn. Da das Basrelief des Himmels für die Gruppe des Stifters und seiner Patrone als Hintergrund dient, so gehören die Bilder Maria's und der beiden genannten Engel nach der Auffassung des Künstlers noch zu den Heiligen, die er als Himmelsbewohner darstellen will. Vor Maria knieend verehrt also der Erzbischof alle Heiligen des Himmels, von denen sie umgeben ist.

Es ist nicht leicht, den Grund zu finden, warum Meister Johann Ruprecht, an den Seitenwänden eine Anzahl Bilder anbrachte, welche sich auf das Leiden Christi beziehen. Ueber die beiden Hauptgruppen der Geißelung und Dornenkrönung hat er Engel mit Leidenswerkzeugen gestellt, und unter denselben zeigt er in der Erschaffung und Sünde des ersten den Grund für den Tod des zweiten Adam. Indessen ist der Schlüssel zum Verständniß geboten, sobald man sich daran erinnert, daß bei diesem Altare jener Nagel des Gekreuzigten gezeigt ward, in dessen Besitz die Domkirche sich befindet, und dazu noch ein Tuch, das einstens im Mittelalter auf wunderbare Weise von dem Blute geröthet wurde, welches aus diesem Nagel floß, als er in unehrerbietiger Weise behandelt ward.

Wie mancher beweist ein hohes Interesse für die Werke christlicher Kunst und ist doch theilnahmslos an diesem Altare vorübergegangen, weil er nicht vermuthete, hier einen so wohl abgerundeten Cyklus zu finden und bei einigem Nachdenken die reichsten Gedanken in Stein verkörpert zu sehen. Andere Ideen herrschen in den Werken des Mittelalters, in seinen großartigen Portalanlagen, seinen figurreichen Fenstern, in den Werken seiner Schreinarbeiter und Goldschmiede. Freuen wir uns ihrer. Es wäre aber einseitig, wenn wir unsere Theilnahme den späteren Künstlern unseres Vaterlandes versagen wollten, die im Kampfe gegen den Irrglauben andere Bilder und andere Gedanken in den Vordergrund stellen mußten. Die Bildwerke der Altäre und Denkmäler, die seit dem Ausgange des Mittelalters entstanden, sind vom kirchengeschichtlichen Standpunkt aus noch nicht genugsam beachtet worden, und doch sind sie Zeugen der Glaubenskraft, die im deutschen Volk fortlebte und für die katholische Lehre eintrat.

Wenden wir uns vom Inhalt zur Form dieses Altaraufsatzes, so ist es unmöglich, die Pracht und den Reichthum zu schildern, womit Hoffmann seine Werke und besonders diesen Altar und die Domkanzel ausgestattet hat. In allen Gliederungen und Füllungen lebt es, allerorts bietet sich Neues. Geistreiche Gruppirung wechselt mit seinen in neckischer Unordnung voll Berechnung hingeworfenen Verzierungen. Freilich neigt sich die überschwängliche Decorationslust schon zum Barocken. Das feine Maßhalten classischer Kunst fehlt. Vergebens sucht man den architektonischen Ernst, welcher die Werke des Mittelalters beherrscht, auszeichnet und in stilisirten Formen festhält. Der Altar ist ein Kind der Zeit, in der Gesetz und Festigkeit wankten. Johann Ruprecht stand im Strome eines Jahrhunderts, in dem sich die Gegensätze schon so zuspitzten, daß der aufsteigende Lärm des dreißigjährigen Krieges die Phantasie in Aufregung hielt.

Die Begeisterung für seinen Glauben hat dem Meister Kraft gegeben, seine großen Werke zu entwerfen und zu vollenden. Mögen deren Formen manchem Aesthetiker des 19. Jahrhunderts im Anfang etwas abstoßend erscheinen. Die Kunstdenkmäler jeglicher Zeit wollen vom culturhistorischen Standpunkt aus als Spiegelbilder der herrschenden Ideen derjenigen Perioden angesehen sein, in denen sie entstanden. Wer es versteht, sie unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, der wird sich im Dome von Trier auch über jene späteren Altäre freuen, welche die Stürme der Revolution überdauert haben; denn in ihnen findet er die klaren Spuren des neuerwachten christlichen Lebens, welches die Kirche dem großen Concil von Trient verdankte. Laut zeugen sie für den lebendigen Glauben der Diöcese von Trier. Nur aus der alten Wurzel katholischer Ueberzeugung konnten solche Denkmäler hervorwachsen. Man gehe nach Norddeutschland und in die protestantischen Länder und suche, wo sich denn ähnliche Werke aus gleicher Zeit finden. Frömmigkeit, Fleiß und Opferwilligkeit haben diese Altäre und Denkmäler entstehen lassen. Alles, was aus guter Wurzel in normaler Weise emporstrebt, muß auch seine Schönheit haben. Jeder Monat hat seine Blumen, jede Zeit ihre Art. Wer will den Blumenflor des Herbstes verachten, weil

ihm die bunten Kinder des Frühlings beſſer gefallen? Wenn auch in duftigen Höhen die Luft reiner iſt, und dort die Blüthen heller die Farben der Sterne widerſtrahlen, ſo freuen wir uns doch auch der dunkleren Blumen, die zwar ferner vom Licht aufwachſen und weiter von der belebenden Quelle abſtehen, aber doch alles thun, was ſie können, um ihren Schöpfer zu loben.

(Schluß folgt.)

St. Beiſſel S. J.

Max Müller als Religionsphiloſoph.

„Jeden Tag, jede Woche, jeden Monat, jedes Vierteljahr ſcheinen gerade jetzt die verbreitetſten Zeitſchriften darin unter einander zu wetteifern, daß ſie uns ſagen, die Zeit für die Religion ſei vorüber, der Glaube ſei eine Selbſttäuſchung oder eine Kinderkrankheit, die Götter ſeien endlich entlarvt und in ihr Nichts zerronnen, es gebe keine Möglichkeit der Erkenntniß, außer der, welche uns durch die Sinne zukommt, wir müßten uns an Thatſachen und endlichen Dingen genügen laſſen und aus dem Wörterbuch der Zukunft Ausdrücke wie unendlich, übernatürlich oder göttlich ausſtreichen.“ Mit dieſen Worten weiſt der berühmte Sprachforſcher Max Müller auf die vorzüglich in England ſtark vertretene poſitiviſtiſche Richtung hin. Sie iſt es ja, welche in religiöſer Beziehung ſich zum reinſten Agnoſticismus bekennt und daher eine ſolche Sprache führen kann.

Max Müller iſt ein Gegner des Agnoſticismus, und die von ihm veröffentlichten „Vorleſungen über den Urſprung und die Entwicklung der Religion“ (Straßburg 1881), denen die obigen Worte entnommen ſind, ſetzen ſich ausgeſprochenermaßen auch die Bekämpfung jener poſitiviſtiſchen Religionsanſchauungen zum Ziele. Berückſichtigt man die Aeußerungen Müllers in ſeinen früheren Schriften, ſo darf man ſich füglich wundern, daß der Begründer der vergleichenden Religionswiſſenſchaft ſich hier nicht mehr auf das religionsgeſchichtliche Gebiet beſchränkt, ſondern das der Religionsphiloſophie betritt. Noch in ſeiner „Einleitung in die vergleichende Religionswiſſenſchaft“ (Straßburg 1874) hatte er wiederholt erklärt, die großen Probleme der Religionsphiloſophie würden

erst dann zu lösen sein, wenn die vergleichende Religionswissenschaft alle die Thatsachen, deren man in der Geschichte der Religionen der ganzen Menschheit habhaft werden könne, vollständig gesammelt, kritisch untersucht und geordnet habe: dazu aber sei erst ein Anfang gemacht worden, und es bleibe noch viel zu thun übrig (S. 19 f.; vgl. S. 26 und S. 197 ff.). Und in der That, um nur Eines anzuführen, die auf Max Müllers Anregung in Angriff genommene große Sammlung der heiligen Bücher verschiedener Völker des Orients (The Sacred Books of the East), die wissenschaftliche Grundlage für die Forschungen der vergleichenden Religionswissenschaft, war zur Zeit der Vorlesungen erst gerade begonnen worden. Wenn nun trotzdem derselbe Mann bereits eines der wichtigsten Probleme der Religionsphilosophie zu lösen sich anschickte, so wird vielleicht gerade das Überhandnehmen jener religionsfeindlichen positivistischen Richtung in seinem zweiten Vaterland ihn dazu veranlaßt haben. Und dieselbe Rücksicht mag auch einigermaßen zu seiner Entschuldigung beitragen, wenn er, wiederum im Gegensatze zu seinen früheren Ausführungen und Warnungen, sich großentheils der aprioristischen Methode bediente. Wie hätte er sich auch durchweg an zweifellose Ergebnisse der Religionsgeschichte anlehnen können, da dieselben verhältnißmäßig noch so spärlich vorlagen? Ein anderer Umstand freilich fällt von vornherein weit mehr zu Ungunsten der religionsphilosophischen Studien Müllers in die Wagschale. Max Müller nimmt nämlich, wie wir bereits früher[1]

[1] In diesen Blättern Bd. XXIV. S. 225 ff. 368 ff. Ebendaselbst haben wir gezeigt, daß auch andere Vertreter der vergleichenden Religionswissenschaft die gleichen Anschauungen theilen. Ja man muß leider sagen, die nichtkatholischen Forscher auf diesem Gebiete bekennen sich durchgängig alle zu den gleichen Grundsätzen. Um so erfreulicher ist es, auch hier Ausnahmen zu begegnen. Zu diesen gehören außer Gloatz (vgl. das erste Heft dieses Jahrganges S. 100 ff.) vor allen der um die vergleichende Religionswissenschaft verdiente Victor von Strauß und Torney. Derselbe spricht sich in seinen „Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft" (Heidelberg 1879) mit aller Entschiedenheit dahin aus: „Ist die Religion, welche ihren Anfang bei Abraham, ihre Vollendung in Christo gehabt, die Religion der Selbstoffenbarung Gottes, so ist es wissenschaftlich unzulässig, dieselbe in eine Reihe mit den Religionen der Völker (τῶν ἐθνῶν) zu stellen und mit ihnen als gleichartig zu behandeln. Es bleibt dieß auch dann, wenn man ihr den ersten Platz dabei einräumt und sie als die edelste und vollkommenste anerkennt. Man beweist durch ein solches Verfahren nur, daß man entweder außerhalb des Christenthums steht oder in der christlichen Gemeinschaft stehend doch das eigentliche Wesen des Christenthums verkennt" (S. 56). Und er klagt: „Wie viele unserer religionswissenschaftlichen Forscher werden es sein, denen Christus mehr ist als ein hohes, vielleicht das höchste menschliche Religionsgenie, die Christi Selbstaussagen über seine Person und sein Werk aus

eingehend nachgewiesen haben, in der Beurtheilung der verschiedenen Religionen einen verfehlten Standpunkt ein, indem er einer mehr oder minder vollkommenen Gleichstellung des Christenthums mit allen übrigen Religionen das Wort redet und den Unterschied zwischen wahrer und falscher, geoffenbarter und nicht geoffenbarter Religion nach Kräften zu verwischen sucht. Damit hängt zusammen, daß er von einer Uroffenbarung nichts wissen will, ja die Annahme einer solchen auf's Heftigste bekämpft, freilich fast nur mit der Waffe des Spottes, nicht durch ein wissenschaftliches Beweisverfahren. Demgemäß ist nach Müller der Urmensch ganz auf sich allein angewiesen. Derselbe soll zudem ein auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwicklung stehendes Wesen sein.

Die in den eben angeführten Vorlesungen Müllers enthaltenen religionsphilosophischen Untersuchungen greifen auf jenen Urmenschen zurück, wo es sich darum handelt, das Problem des Ursprunges der Religion zu lösen. Und es kommen dabei hauptsächlich zwei Fragen zur Behandlung: 1. In welcher Weise hat bei jenem Wesen die Religion überhaupt angefangen? 2. Welche Gestalt nahm die Religion in der ursprünglichen Entwicklungsperiode an? Sehen wir, welche Beantwortung der ersten Frage zu Theil wird.

1. Religion und der „Druck des Unendlichen".

Was ist Religion? Mit dieser Vorfrage hebt Max Müller seine Untersuchungen an. Der Hinblick auf die fast unabsehbare Mannigfaltigkeit dessen, was zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Völkern und Lehrern für Religion ausgegeben wurde, läßt ihn aber von vornherein daran verzweifeln, durch eine Definition den Begriff der Religion zusammenzufassen. Er meint: „Es wäre vollkommen nutzlos, zu sagen, daß Religion dieß oder das bedeute, daß Religion Glaube, Cultus, Moralität, Furcht, Wunsch, Gewissenhaftigkeit oder Ehrfurcht sei. Religion mag dieß Alles bedeuten und von einem oder dem andern Philosophen und Theologen in jeder von diesen Bedeutungen gebraucht worden

---

eigenem Erleben und Erfahren als überwindende Wahrheit erkannt haben und die sich um deßwillen zu den gemeinsamen Symbolen aller Christenheit bekennen? Wenn ihrer sind, warum zeugen ihre Schriften nicht davon? — Doch ja! man hat ja von ‚christgläubiger' Seite Offenbarung und Heidenthum verglichen, zwischen denselben Parallelen, wo nicht gefunden doch gezogen, so aus dem Heidenthum ein verhülltes Christenthum, aus dem Christenthum ein enthülltes Heidenthum gemacht und dadurch bewiesen, daß man das eine so wenig begriffen hat, als das andere" (S. 215 f.).

sein. Was hilft uns das? Wer hat ein Recht, zu sagen, daß Religion jetzt und in Zukunft nur den einen oder den andern Sinn haben soll?" Mißleitet hier nicht der Sprachforscher den Philosophen? Mit wie vielen Worten wurden nicht zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Menschen Vorstellungen verbunden, welche die mannigfaltigsten Irrthümer enthielten? Aber wer wird daraus folgern, daß man den dem Worte entsprechenden richtigen Sinn nicht definiren könne? Der Sprachforscher mag häufig nicht im Stande sein, alle Begriffsbestimmungen des einen Wortes auf einen gemeinsamen Ausdruck zu bringen. Darum ist es aber noch nicht unmöglich, mit Ausscheidung der irrthümlichen Elemente zu einer sachlich richtigen Definition zu gelangen. Diesen Weg schlägt Max Müller nicht ein. An eine Scheidung des Wahren vom Falschen denkt er nicht, wie die folgende höchst charakteristische Stelle zeigt:

„Der Wilde mag noch kaum ein Wort für Religion haben; wenn aber der Papua vor seinem Karwar kauert, seine Hände über der Stirne haltend, und sich still fragend, ob, was er vorhat, gut oder schlecht sei, — das ist für ihn Religion.

Wenn ein neuerer Philosoph, nachdem er Gott oder die Götter für antiquirt erklärt, vor einem geliebten Andenken niedersinkt, und alle seine Kräfte dem Dienst der Menschheit weiht, — das ist für ihn Religion.

Wenn der Zöllner von ferne stand und seine Augen nicht aufheben wollte zum Himmel, sondern an seine Brust schlug und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig, — das war für ihn Religion.

Wenn Thales erklärte, daß alle Dinge voll von den Göttern seien, und wenn Buddha lehrte, daß es keine Devas oder Götter gebe, so sprechen beide ihre religiöse Ueberzeugung aus.

Wenn der junge Brahmane beim Sonnenaufgang ein Scheit Holz auf den Feueraltar legt und in den Worten des ältesten Gebetes ausruft: Erleuchte unsern Geist, — oder wenn er in späteren Jahren alle Opfer, alle Gebete als nutzlos, ja als schädlich erkannt hat, und still sein eigenes Selbst im ewigen Selbst begräbt, — alles dieß ist Religion.

Schiller erklärte, er bekenne sich zu keiner Religion, und weßhalb? — aus Religion.

Wie sollen wir also eine Definition finden, die weit und umfassend genug wäre, um alle diese Phasen einzuschließen?"

Zu demselben Ergebnisse, daß es unmöglich sei, eine Definition von Religion zu geben, gelangt Müller, indem er eine Reihe von Definitionen vorführt, die er bei modernen Philosophen findet. Er läßt u. a. Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Comte und Feuerbach Revue passiren, aber nur, um zu zeigen, daß dieselben sich in ihren Erklärungen auf's Entschiedenste widersprechen. Was also thun?

Er meint: „Wenn auch eine Definition, ja selbst eine erschöpfende Darstellung von dem, was irgendwo Religion genannt worden ist, unmöglich ist, möglich ist es, ein specifisches Merkmal zu finden, welches die Gegenstände des religiösen Bewußtseins von allen anderen Gegenständen trennt, und welches zu gleicher Zeit unser Bewußtsein, wie es gegen diese religiösen Gegenstände reagirt, von unserem Bewußtsein unterscheidet, wie es sich in Bezug auf Dinge verhält, welche die Sinne und der Verstand uns entgegenbringen." Max Müller greift zu diesem Zwecke auf eine Erklärung zurück, wie er sie bereits einige Jahre vorher gegeben habe. Er gesteht nun selbst ein, als „Definition" wolle er die Erklärung nicht mehr angesehen wissen, und auch ihrem Inhalte nach enthalte sie einige Irrthümlichkeiten: indessen der Kern sei gesund, indem sie das specifische Merkmal richtig hervorhebe. Dieselbe findet sich in der „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft" (S. 15) und lautet:

„Religion ist eine geistige Anlage, welche den Menschen in den Stand setzt, das Unendliche unter den verschiedensten Namen und den wechselndsten Formen zu erfassen, eine Anlage, die nicht nur unabhängig von Sinn und Verstand ist, sondern, ihrer Natur nach, im schroffsten Gegensatz zu Sinn und Verstand steht. Ohne diese Anlage, ohne dieses Vermögen, ohne diese Gabe oder diesen Instinct, wie wir es nun nennen wollen, würde jede Religion, selbst die niedrigste Form des Fetischismus und des Götzendienstes unmöglich sein, und wenn wir nur Ohren zum Hören haben, so werden wir gar bald in allen Religionen jenen tiefen Grundton der Seele entdecken, der sich in dem Streben, das Unbegreifliche zu begreifen und das Unnennbare zu nennen, offenbart, nennen wir nun dieß Streben eine Neugierde nach dem Absoluten, eine Sehnsucht nach dem Unendlichen, oder Liebe zu Gott."

Das „specifische Merkmal", auf das allein es hier ankommt, soll darin bestehen, daß die Religion es mit einem Fühlen oder Erfassen des Unendlichen zu thun habe. *In diesem Fühlen oder Erfassen des Unendlichen bestehe der religiöse Glaube.* Es springt sofort in die Augen, daß uns hier eine Erklärung geboten wird, welche sich ganz und gar in den Geleisen des modernen Rationalismus bewegt und deßhalb von der altherkömmlichen Auffassung des Glaubens keine Spur mehr aufweist. Allerdings eine Wissenschaft, welche die Offenbarung über Bord geworfen hat oder wenigstens vollkommen von ihr absehen zu dürfen glaubt, vermag im religiösen Glauben nicht mehr eine Annahme der Glaubenswahrheiten auf die Auctorität des sich offenbarenden Gottes hin zu erkennen.

Jenes Erfassen des Unendlichen ist nach Müller eine der drei

Functionen des menschlichen Bewußtseins[1]. Diese psychologische Anschauung hängt bereits auf's Engste mit der Theorie über den Ursprung der Religion zusammen. Wie also haben wir uns die drei Functionen zu denken? Es wird betont, daß all unser Wissen mit der sinnlichen Wahrnehmung beginne, mit dem, was wir fühlen, hören und sehen. Daraus ergebe sich zunächst unser sinnliches Wissen. An dieses schließe sich das Verstandeswissen. Dasselbe erhalte sein Material ebenfalls nur von den Sinnen, so daß es inhaltlich nicht über das sinnliche Wissen hinausreiche; von diesem unterscheide es sich nur der Form, nicht dem Inhalte nach. „Was wir Denken nennen, ist einfach Addiren und Subtrahiren mit Wahrnehmungen und Begriffen ... In Bezug auf den Inhalt bleibt es dabei, daß nichts im Verstande existirt, das nicht vorher in den Sinnen existirt hat. Das Organ des Wissens bleibt überall dasselbe, nur daß es in Thieren, welche fünf Sinne haben, höher entwickelt ist, als in Thieren, die nur einen Sinn besitzen, und ebenso höher entwickelt im Menschen, der zählen und Begriffe bilden kann, als in allen anderen Thieren, welche dieß nicht können." Aehnlich soll es sich mit der dritten Function, dem Erfassen des Unendlichen, verhalten.

Der philosophische Standpunkt, den Müller in diesen psychologischen Fragen einnimmt, berührt sich, wie man leicht sieht, einigermaßen mit dem Empirismus eines Locke und dem Sensualismus eines Condillac; allein es wird noch radicaler mit den geistigen Thätigkeiten und Fähigkeiten des Menschen aufgeräumt. Letzterer kann nicht mehr als wesentlich, sondern nur noch als graduell vom Thiere unterschieden betrachtet werden. Müllers psychologische Erklärungen erheben sich in keiner Weise über die entsprechenden Lehren der Positivisten. Und unser Religionsphilosoph ist sich dessen wohl bewußt: gerade davon verspricht er sich nämlich den größten Erfolg bei Bekämpfung der Positivisten auf religiösem Gebiete.

„Auf diesem Boden und mit diesen Waffen muß der Kampf ausgekämpft werden. Mit diesen Waffen, sagt man uns, ist alles Wissen, ist die ganze Welt erobert worden. Wenn wir mit diesen Waffen uns einen Durchbruch vom Diesseits zum Jenseits erfechten können, so sei der Sieg unser; wo nicht, so sollen wir offen bekennen, daß alles, was unter dem Namen Religion cursirt, vom niedrigsten Fetischismus an bis zum aufgeklärtesten Glauben

[1] So wenigstens drückt er sich jetzt aus. Früher unterschied er drei Anlagen oder Vermögen; so noch in der eben angeführten Stelle aus der „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft"; vgl. ebendaselbst S. 18 f. und „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (Leipzig 1863—1866), Bd. II. S. 523 ff.

eines Schleiermacher, ein Wahn ist, ja daß das Durchschauen dieses Wahnes den größten Triumph unseres Zeitalters bildet. Ich nehme die Bedingungen an, und behaupte, daß Religion, anstatt unmöglich zu sein, unvermeidlich ist, wenn man uns nur unsere Sinne läßt, so wie sie wirklich sind, nicht wie man sie gewöhnlich für uns definirt hat. Somit ist Alles klar. Wir verlangen keine besondere Gabe, keine übernatürliche Offenbarung. Die einzige Gabe, die wir verlangen, ist unsere sinnliche Wahrnehmung, die einzige Offenbarung ihre historische Entwicklung."

Die Formulirung des Problems ist so kühn, daß man mit gerechter Spannung seiner Lösung entgegensieht. Auch ist anzuerkennen, daß es klar und deutlich gestellt ist. Verwirren könnte nur der eine Umstand, daß Max Müller das Problem ein historisches nennt. „Unser Problem," sagt er, „ist für's Erste rein historisch, nämlich wie ein sogenannter prähistorischer Mensch, so wie er uns überantwortet worden ist, den ersten Impuls, die erste Irritation zur Wahrnehmung des Unendlichen erhält." Die Thatsache, um die es sich handelt, gehört freilich der Vergangenheit an. Allein darum braucht dieselbe noch nicht auf historischem Wege ermittelt zu werden; nur dann aber wäre das Problem ein historisches im eigentlichen Sinne des Wortes. Max Müller schlägt übrigens auch thatsächlich diesen Weg so wenig ein, daß die ganze Untersuchung sich streng innerhalb der Grenzen des psychologischen Gebietes hält[1]. Seine Ausführungen laufen im Wesentlichen auf das Folgende hinaus.

Ist es wirklich wahr, daß alles, was uns die Sinne entgegenbringen, endlich ist? Freilich, wenn wir einen Körper wahrnehmen, so nehmen wir seinen Abriß wahr. Ebenso sehen wir bei Farben Grün begrenzt von Blau und Gelb, und bei Tönen hören wir D in dem weiten Intervall zwischen dem Ende von C und dem Anfang von E. Aber wenn unser Auge nun die fernste Grenze erfaßt hat, die es erreichen kann, so ist diese Grenze, an die es sich klammert, auf der einen Seite allerdings durch das Endliche bestimmt, aber zu gleicher Zeit auf der andern Seite offen für das, was für das Auge unendlich ist. Der Mensch sieht, aber er sieht immer bis auf einen gewissen Punkt. Da bricht seine Sehkraft zusammen. Jedoch eben auf dem Punkt, wo seine Sehkraft zusammenbricht, eben da spürt er, mag er es wollen oder nicht, zum ersten Male den Druck des Unendlichen. Dieser Druck des Unendlichen, auf den hier Alles ankommt, müssen wir ganz und gar als etwas

[1] Max Müller selbst ruft auch einmal im weitern Verlaufe aus: „Hier sehen wir, wie wahr es ist, daß Anthropologie der Anfang der Theologie ist."

sinnlich Wahrnehmbares denken; er ist nicht etwa das Resultat eines logischen Schlusses, ja ohne diese sinnliche Wahrnehmung würde jeder Schluß auf ein Unendliches unberechtigt sein und bleiben. Auf den Namen kommt es übrigens nicht an. Wenn es zu kühn klingt, zu sagen, daß der Mensch wirklich das Unsichtbare sieht, so sagen wir, daß er vom Unsichtbaren leidet, daß er den Druck des Unsichtbaren merkt, und dieses Unsichtbare ist eben nur ein Name für das Unendliche, mit dem der Naturmensch so seine erste Fühlung gewinnt. „Wir müssen uns einen Menschen vorstellen, der auf hohen Bergen, oder in einer unabsehbaren Wüste, oder auf einer einsamen Koralleninsel ohne Hügel und ohne Bäche wohnt, auf allen Seiten vom endlosen Gewoge des Meeres umgeben, und über seinem Haupte vom unergründlichen Blau des Himmels überschattet, und wir werden dann leicht begreifen, wie sich aus den Bildern, die sein Bewußtsein ausfüllen, ein Begriff des Unendlichen weit früher abhebt, als der des Endlichen, ja wie das Unendliche den allgegenwärtigen Hintergrund bildet, auf dem das Bild seines Erdendaseins nur matt hineinschattirt wird."

Zu dem gleichen Resultate gelangen wir, wenn wir vom unendlich Fernen und Großen zur Betrachtung des unendlich Nahen und Kleinen übergehen. So sehr wir auch die Spitzen der Fühlfäden unserer Sinne zusammenziehen und schärfen, sie werden nie klein genug, um die kleinsten Dinge zu messen und zu fassen. Immer gibt es ein minus, und die minima erreichen wir nie. Wenn unsere Sinne die kleinste Ausdehnung wahrnehmen, so fühlen sie nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit einer noch kleinern Ausdehnung. Und was von Raum und Zeit gilt, das gilt ebenso von Qualität und Quantität. Wenn wir die sieben Farben des Regenbogens wahrzunehmen meinen, wo ist dann das Auge, dessen Sehkraft scharf genug ist, um den Punkt zu treffen, wo Blau aufhört und Grün anfängt? Es ist, als ob wir versuchen wollten, unsere unbeholfenen Fingerspitzen auf die Linie zu bringen, wo ein Millimeter aufhört und der andere anfängt. Wir theilen die Farbe, so gut es eben geht, in sieben Grade und sind dann zufrieden. Selbst diese rohe Eintheilung in sieben Grade ist verhältnißmäßig spät in der Entwicklung unserer sinnlichen Wahrnehmung. Aristoteles z. B. spricht noch vom dreifarbigen Regenbogen, und auch in der Edda heißt derselbe die dreifarbige Brücke. Aber obgleich die Sprache mehr und mehr die Unendlichkeit der Farbe, die uns entgegenstrahlt, durch Linien und Worte zu theilen und zu begrenzen sucht, die Farbe ist dennoch eine ewige Unendlichkeit,

die wir durch Millionen von Schwingungen in einer Sekunde zu ermessen suchen, die aber selber dem lebendigsten und schärfsten Auge und der reichsten Sprache des Menschen auf immer unermeßbar bleibt und bleiben muß. Wie bei den Farben, so unterscheiden wir auch bei den Tönen nur sehr breite Grade. Wir können die gewöhnlichen Noten, die Töne, die Halbtöne, vielleicht auch noch die Viertelstöne wahrnehmen; aber kleinere Unterschiede darüber hinaus gehen über unser Fassungsvermögen und geben uns, wie so vieles Andere, das Gefühl, wie schwach unsere Sinne sind gegenüber dem unendlichen Universum, welches wir langsam zu theilen, zu bestimmen, zu fassen und zu nennen suchen.

Es besteht demgemäß das Hauptgeschäft der Sinne darin, das Endliche aus dem Unendlichen, das Sichtbare aus dem Unsichtbaren, das Natürliche aus dem Uebernatürlichen, die phänomenale Welt aus dem nicht phänomenalen Universum herauszuarbeiten. Von dieser fortwährenden Berührung mit dem Unendlichen entsprang der erste Impuls zur Religion, die erste Ahnung von einem Etwas, das ist, das aber die Sinne nicht erreichen, das unsere Sprache oder unser Verstand nicht nennen, nicht begreifen kann.

Das Hauptgewicht legt Müller auf den zum Schlusse dieser Darlegungen nochmals betonten Satz, das Gefühl, oder wie er sich auch ausdrückt, das Vorgefühl des Unendlichen beruhe auf dem Gefühle des Endlichen in der Weise, daß seine Wurzeln in der wirklichen, wenn auch noch nicht fest aufgefaßten Gegenwart des Unendlichen bei all unsern Wahrnehmungen aufzuweisen seien. Diese eine Thatsache bleibe sich gleich, wie verschieden auch die Umstände seien, welche sie beeinflußten. „Dieses Vorgefühl," so lauten seine Worte, „dieses nur langsam erwachende Bewußtsein des Unendlichen geht durch viele Phasen hindurch, es wird durch viele Namen erfaßt. Ich hätte es nachweisen können in dem Staunen, mit welchem der polynesische Schiffer auf den unendlichen Kreis des Meeres hinblickt; in dem frohen Jubel, mit welchem der arische Kuhhirt den Glanz des Morgenroths begrüßt, und in der athemlosen Stille des einsamen Wanderers in der Wüste beim Scheiden des letzten Sonnenstrahls, der seine müden Augen in Schlummer zaubert und seine Gedanken träumend in eine andere Heimath hinüberzieht. In all diesen Gefühlen und Vorgefühlen ertönt dieselbe Saite in tausend verschiedenen Spannungen."

Es läßt sich nicht läugnen, Max Müller ist nicht nur Sprachforscher, er ist auch Meister der Sprache. Er versteht es, seine Anschauungen in

ansprechendster Weise zur Geltung zu bringen. Das Gewand, in das er seine Gedanken kleidet, ist stets gefällig und schön, oft wahrhaft glänzend. Um so nothwendiger ist es, mit kritischem Auge die zur Darstellung gebrachten Anschauungen auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen.

Die Theorie Müllers baut sich, wie leicht zu ersehen, auf zwei Voraussetzungen auf. Diese haben wir zunächst in's Auge zu fassen. Müller versichert uns, der Begriff des Unendlichen sei ein *positiver*, nicht ein durch Abstraction und Negation erworbener. Diese Voraussetzung ist für die ganze Theorie so wesentlich, daß ihr Vertheidiger selbst ausdrücklich zugesteht: „Wäre das Unendliche ein negativer Abstractionsbegriff, so würde allerdings der Verstand vollkommen ausreichen, um zu erklären, wie wir denn in den Besitz des Begriffs vom Unendlichen gekommen." Ist diese erste Voraussetzung Müllers richtig? Gewiß kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Begriff des Unendlichen insofern ein positiver ist, als er objectiv nicht reine Verneinung, sondern umgekehrt nur Realität, ja die Fülle des Seins besagt. Aber wie stellen wir uns die Fülle des Seins vor? Wie gelangen wir zu dieser Vorstellung? Wir können uns nicht besser über den Begriff des Unendlichen ausdrücken, als wenn wir als unendlich dasjenige bezeichnen, über das hinaus es nichts Vollkommeneres geben kann. Dadurch aber deuten wir bereits genugsam an, in welcher Weise wir den Begriff des Unendlichen bilden. Wir gehen vom Endlichen aus, indem wir uns dasselbe mit stets größeren Vollkommenheiten vorstellen; da dasselbe jedoch, wie sehr wir uns auch dessen Vollkommenheiten gesteigert denken, stets ein Endliches bleibt, indem wir zu den gedachten Vollkommenheiten stets noch weitere oder eine größere Steigerung derselben als möglich erkennen, so gelangen wir erst dadurch zum Begriff des Unendlichen, daß wir uns das Unendliche im Gegensatz zum Endlichen denken, oder, was dasselbe ist, wenn wir jede Möglichkeit noch größerer Vollkommenheit im Geiste verneinen. Wir mögen Güte, Macht, Wissen, Wahrheit, Schönheit und andere Eigenschaften noch so sehr vermehren und steigern: so lange unser Gedanke nicht die Möglichkeit einer weitern Vermehrung und Steigerung *ausschließt*, bleibt das, was wir denken, endlich. Abstraction und Negation wirken demgemäß bei der Begriffsbildung des Unendlichen gleichermaßen mit. Durch Abstraction erwerben wir uns die Begriffe der Vollkommenheiten, welche wir dem höchsten Wesen beilegen; durch Negation denken wir uns dieselben ohne Einschränkung und ohne die Mängel der Seinsweise, welche ihnen im creatürlichen Sein stets anhaften. Wenn wir nun auch mit der ge-

ammten scholastischen Philosophie der Meinung sind, daß diese Art und Weise, zum Begriff des Unendlichen zu gelangen, der Natur der menschlichen Anlagen am meisten entspricht und daher auch die thatsächlich stattfindende ist, so leuchtet doch ein, daß Müllers Ansicht gegenüber schon die bloße Möglichkeit dieser Art der Begriffsbildung vollkommen entscheidend wirkt.

„Kann uns denn aber," wendet Max Müller ein, „Abstraction mehr geben, als was in dem, wovon wir abstrahiren, enthalten ist? Von einer gegebenen Anzahl sinnlicher Wahrnehmungen (percepts) können wir den Begriff (concept) einer endlichen Zahl von Wahrnehmungen bilden, niemals den Begriff von einer unendlichen Anzahl von Wahrnehmungen. Wenn also das Unendliche nicht schon im Endlichen enthalten ist, so wird es keine Kunst der Welt herausdestilliren." Dieser Einwand stellt wenigstens Eines klar —: Müllers vollkommene Mißkennung des Abstractionsvermögens. Wer in aller Welt hat denn je behauptet, von einer gegebenen Anzahl sinnlicher Wahrnehmungen könne man den Begriff von einer unendlichen Anzahl (!) von Wahrnehmungen abstrahiren? Was will Müller überhaupt mit jener unendlichen Anzahl von Wahrnehmungen? Die Höhe der Verworrenheit — sit venia verbo — wird aber im Schlußsatz erreicht: „Wenn also das Unendliche nicht schon im Endlichen enthalten ist, so wird es keine Kunst der Welt herausdestilliren." Diese crasse Auffassungsweise harmonirt übrigens vollkommen mit dem andern Müller'schen Satze: „Begriffliches Wissen unterscheidet sich von sinnlichem Wissen nicht dem Inhalt, sondern nur der Form nach." Und damit kommen wir zu der zweiten Voraussetzung, auf der Müller seine Theorie aufbaut.

Der eben angeführte Satz beherrscht das ganze psychologische Denken Müllers. Ihn glaubte er wiederzufinden in dem Axiom der Alten: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, auf das er deßhalb wiederholt zurückkommt. Allein er ist hier in einem schweren Mißverständnisse befangen, und die vermeintliche Schutzwaffe verwandelt sich in seiner Hand zu einem Schwerte, das sich wider ihn selbst kehrt. Kein Vertreter der peripatetischen Philosophie hat jenes Axiom in dem Sinne verstanden, daß der Inhalt des Verstandeswissens der gleiche sei, wie der der Sinneserkenntniß. Aristoteles schrieb bekanntermaßen dem menschlichen Geiste die Kraft zu, von den Dingen, welche ihrer äußern Erscheinung nach von unseren Sinnen wahrgenommen werden, solche Vorstellungen zu bilden, welche ihr den Sinnen unzugängliches Wesen erfassen: das eben seien die abstracten Begriffe, welche der Verstand bilde.

Hierin stimmt die gesammte Scholastik mit dem Stagiriten überein. Klar und scharf betont z. B. der hl. Thomas, daß, wenn auch alles menschliche Erkennen von den Sinneswahrnehmungen seinen Anfang nehme, dennoch der Verstand nicht beim Inhalte der sinnlichen Erkenntniß stehen bleibe, sondern darüber hinausgehend vieles erkenne, was die Sinne nicht erkennen könnten[1]. Nur auf diese Weise wird der wesentliche Unterschied zwischen sinnlicher und geistiger Erkenntniß und damit zugleich die Würde des Menschen selbst gewahrt. Der Positivismus tritt diese Würde mit Füßen, er degradirt den Menschen zum Thiere, freilich zu dem am höchsten entwickelten Thiere, aber doch zu einem von den übrigen Thieren nur graduell verschiedenen Wesen. Diesen Standpunkt wird auch Max Müller einzunehmen genöthigt, seitdem er die erkenntnißtheoretischen Anschauungen des Positivismus zu den seinigen gemacht hat. Und in der That haben wir ihn ja sagen hören: „Das Organ des Wissens bleibt überall dasselbe, nur daß es in Thieren, welche fünf Sinne haben, höher entwickelt ist, als in Thieren, die nur einen Sinn besitzen, und ebenso höher entwickelt im Menschen, der zählen und Begriffe bilden kann, als in anderen Thieren, welche dieß nicht können."

Bei einer solchen Auffassungsweise ist es offenbar ein willkürliches, durch nichts gerechtfertigtes Verfahren, die Uranfänge der Religion erst beim Urmenschen aufzeigen zu wollen. Das einzig Folgerichtige wäre, die Anfänge der Religion bereits im Thierreiche zu suchen, wie es in ächt darwinistischer Weise auch thatsächlich zahlreiche Positivisten thun, indem sie mit Vorliebe über das Verhältniß des Hundes zu seinem Herrn ihre religionsphilosophischen Betrachtungen anstellen. Max Müller hat es einzig seiner Inconsequenz zu danken, daß er bislang nur erst auf den „vorhistorischen Menschen" gekommen ist.

Je eingehender wir vorhin Max Müllers Ansichten über die Religion des Urmenschen dargelegt haben, um so kürzer können wir uns jetzt hier fassen. Eine eingehende Widerlegung erheischen dieselben in der That nicht. Wollen wir in wenigen Worten alles zusammenfassen, was Müller über den Ursprung der Religion beim Urmenschen lehrt, so ist es dieses.

[1] Licet intellectualis operatio oriatur a sensu, tamen in re apprehensa per sensum intellectus multa cognoscit, quae sensus percipere non potest. S. Th. I. qu. 78. a. 4 ad 4. — Pro tanto dicitur cognitio mentis a sensu originem habere, non quod omne illud, quod mens cognoscit, sensus apprehendat; sed quia ex his, quae sensus apprehendit, mens in aliqua ulteriora manuducitur, sicut etiam sensibilia intellecta manuducunt ad intelligibilia divinorum. De ver. qu. 10. a. 6 ad 2.

Die Frage, wie der Urmensch zur Wahrnehmung des Unendlichen gelange, wird dahin beantwortet, daß das Unendliche auf den Urmenschen einen Druck ausübe. Dieser „Druck des Unendlichen" soll etwas sinnlich Wahrnehmbares sein, das der Mensch dann spüre oder empfinde, wenn der Sinn die Grenzen der Wahrnehmung erreicht, wenn also z. B. das menschliche Auge bis zum äußersten Punkte vorgedrungen ist, zu dem die Sehkraft den Blick trägt, und wenn hier, wie Max Müller selbst sich ausdrückt, „die Sehkraft zusammenbricht". Es ist zwar von den Philosophen aller Zeiten schon Vieles, sehr Vieles über die menschliche Erkenntniß, über die sinnliche sowohl wie über die intellectuelle gelehrt und behauptet worden: allein über die hier vorgetragene Lehre wird dennoch die Prioritätsfrage unzweifelhaft nicht aufgeworfen werden können. Indessen ist es nicht die Neuheit allein, wodurch jene Erklärung bei einem jeden, der sich wie immer mit psychologischen Fragen beschäftigt hat, einen so außerordentlich überraschenden Eindruck hervorruft. Am meisten setzt die unvergleichliche Naivität in Staunen, mit der hier ein psychologisches Problem gestellt und zu lösen versucht wird. Frage: Wie erkennt der Sinn das Unendliche? Antwort: Das Unendliche drückt auf ihn! Weitere Erklärungen über diesen „Druck", die ihn unserem philosophischen Verständnisse näher brächten, fehlen gänzlich. Ob z. B. der Druck für das Auge der Natur desselben entsprechend als Farbe, für das Ohr als Ton auftreten soll, oder ob das jenseits der Farb- und Tongrenze Liegende einen bloß mechanischen Druck ausübe, darüber fehlt ein jedes erklärende Wort. Ebenso wenig finden wir eine Andeutung darüber, ob alle Sinne oder nur einige derselben jenen Druck des Unendlichen wahrnehmen sollen. Noch weniger erfahren wir etwas davon, in welcher Weise die Sinnenorgane zu dieser Wahrnehmung des Unendlichen mitzuwirken haben und überhaupt wie der Wahrnehmungsakt selbst zu Stande komme. Wir hören eben nichts mehr und nichts weniger, als daß ein Druck ausgeübt werde. Ein über alle Maßen einfacher Weg ist das allerdings. Aber ob ein solches Vorangehen überhaupt noch Philosophiren genannt werden dürfe, ist eine Frage, die wir nicht entscheiden wollen.

Und endlich die Begründung? Als solche dürfte höchstens jener eine Gedanke bezeichnet werden, der sich durch alle Erörterungen hindurchzieht und sich kurz also wiedergeben läßt: Die sinnliche Wahrnehmung wird nothwendigerweise eben dadurch, daß sie stets bestimmte Grenzen erreicht, auch das über die Grenzen Hinausliegende mitberühren; das aber ist nichts Anderes, als ein fortwährender Contact mit dem Unendlichen. Es

braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß nur in sehr beschränktem Sinne gesagt werden kann, das Berühren der Grenze schließe auch ein Berühren des über die Grenze Hinausliegenden ein. In ihrer Allgemeinheit ist die Behauptung unrichtig. Wahr ist nur dieses, daß wir über das bestimmt und deutlich Wahrgenommene hinaus auch noch Manches unbestimmt und undeutlich erkennen. Auch der Mensch auf hohen Bergen, oder in weiter Wüste, oder auf einsamer Koralleninsel sieht um sich her thatsächlich nur Endliches, Vieles deutlich, Anderes undeutlich. Das „endlose Gewoge des Meeres", das ihn umgibt, und das „unergründliche Blau des Himmels", das ihn überschattet, dehnen sich zwar weiter aus, als sein Blick reicht; aber nichtsdestoweniger nimmt er nur Endliches wahr, nämlich jenen Bruchtheil, welcher so kräftige Lichtwellen dem Auge zuführt, daß dieses darauf reagirt.

Der Hauptfehler liegt indessen anderswo: Müller macht die stillschweigende Voraussetzung, daß stets jenseits der Grenzen eines wahrgenommenen Endlichen das Unendliche beginne und daß kein anderes Endliche dahinter liegen könne. Dann, und nur dann hat es ja einen Sinn, zu behaupten, die Wahrnehmung der Grenzen bringe den Menschen in Contact mit dem Unendlichen. Selbst der jubelnde „arische Kuhhirt", der staunende „polynesische Schiffer" und der träumende „einsame Wanderer" lassen hier Max Müller im Stiche. Denn diesen Contact mit dem Unendlichen kennen sie nicht. Sie wissen sehr wohl, daß jenseits dessen, was sie wahrnehmen, ein weiteres Stück Himmel, ein weiteres Stück Meer mit bekannten Inseln, ein weiteres Stück Wüste liegt. Sie bewundern die großartigen Naturerscheinungen; aber ihr Staunen rührt nicht von dem her, was über die Grenzen dessen, was sie wahrnehmen, hinausliegt. Verbinden sich mit dem Staunen noch religiöse Gefühle, so haben diese eine ganz andere Ursache. Stets erhob sich der Geist des Menschen unschwer von dem, was er staunend um sich erblickte, zu dem empor, dem es seinen Ursprung verdankt. Wie sehr es in der Natur des menschlichen Geistes begründet liegt, von den Geschöpfen zum Schöpfer, von der Natur zu Gott emporzusteigen, das wollen wir aus dem Munde eines Mannes vernehmen, der hier gewiß in erster Linie gehört zu werden verdient. Es ist Max Müller selbst. In seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (Bd. II. S. 405, Leipzig 1866) heißt es: „Sobald nun der Mensch Selbstbewußtsein erlangt, sobald er sich selbst von anderen Personen und Dingen der Außenwelt unterscheiden lernt, wird er auch eines höheren Selbsts, einer höhern Macht sich bewußt werden,

ohne welche, wie er fühlt, weder er noch irgend etwas Anderes Leben oder Realität haben könnte. Wir sind so organisirt — und das ist nicht unser Verdienst —, daß wir, sobald wir aufwachen, nach allen Seiten hin unsere Abhängigkeit von einem Etwas außer uns fühlen, und alle Völker stimmen auf eine oder die andere Weise in die Worte des Psalmisten ein: ‚Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst.'" So Max Müller von damals. Von einem Druck des Unendlichen, von einer Wahrnehmung der Grenzen, welche den Menschen in unmittelbaren Contact mit dem Unendlichen bringe, wußte er noch nichts.

Wie nun Müller dazu kam, die einfache Wahrheit zu mißkennen, daß die sinnenfälligen, endlichen Wesen nur wiederum durch andere endliche Wesen begrenzt sind, die sich auch als solche unseren Sinnen darbieten, ist allerdings schwer zu begreifen. Wir sehen nur die eine Möglichkeit, daß Müller im Eifer, seine These von der sinnlichen Wahrnehmung des Unendlichen à tout prix zu vertheidigen, sich einer Begriffsverwechselung schuldig gemacht hat, welche zu den schwersten und verhängnißvollsten gehört, die es überhaupt gibt. Es ist die Verwechselung der Begriffe „Unbestimmt" und „Unendlich". Und freilich deutet Alles darauf hin, daß Müller in der That diese Begriffe als gleichwerthig hingenommen hat. Dann wird z. B. die Behauptung verständlich, daß die Sehkraft da, wo sie nichts Bestimmtes mehr wahrnehmen kann, den Druck des Unendlichen verspüre. Dann begreifen wir einigermaßen, wie Müller von einer „Unendlichkeit der Farbe" reden kann, die wir durch Linien und Worte zu theilen und zu begrenzen suchen; dann ist es auch wenigstens nicht ganz sinnlos, davon zu reden, daß jeder scharf und schärfer begrenzte Begriff aus einer Unendlichkeit von unklaren Vorstellungen herausgearbeitet werden müsse.

Wir unterlassen es, im Einzelnen all die Widersprüche aufzuzeigen, welche jene Begriffsverwechslung im Gefolge hat. Wo eine Verwechslung so fundamentaler Begriffe vorkommt, muß ja naturgemäß auch die daraus entstehende Gedankenverwirrung eine nicht geringe sein.

Nur eine Bemerkung möchten wir noch an das bisher Gesagte knüpfen. Wenn Max Müller wiederholt sich darin gefällt, über die heiligen Kirchenväter und die Vertreter der mittelalterlichen Wissenschaft in der geringschätzigsten Weise zu reden, so darf man wohl fragen, wie weit Max Müller die Schriften jener Denker denn überhaupt kenne. Gewiß ist, daß er sich niemals eingehend mit ihnen beschäftigt hat. Denn ein auch nur einigermaßen eingehendes Studium derselben verleiht auf

jeden Fall dem Geiste eine Schulung des Denkens, welche so handgreifliche Verwechselungen und Fehlgriffe, wie wir ihnen bei Max Müller begegnet sind, von vornherein unmöglich macht.

Wie wohlmeinend die Absichten Müllers bei seinem Streifzuge gegen die Positivisten auch gewesen sein mögen: diese Bekämpfung der positivistischen Religionsanschauungen wird sich keinen Erfolg versprechen dürfen.

Wenn also Max Müllers Theorie über die Uranfänge der Religion als eine gelungene nicht bezeichnet werden kann, so erübrigt noch, zu untersuchen, ob seine Antwort auf die zweite Frage, welche Gestalt die Religion in der ersten Entwicklungsperiode annahm, größern Anspruch auf Beifall erheben dürfe.

(Schluß folgt.)

Aug. Langhorst S. J.

Die Meteorite und ihr kosmischer Ursprung.

II.

(Schluß.)

Aus den von Professor Heis und seinen Freunden in genügender Distanz gemachten Beobachtungen von identificirten Sternschnuppen ergab sich durch bezügliche Rechnungen, daß die meisten Anfangshöhen 14 bis 15 Meilen, die meisten Endhöhen 9 bis 10 Meilen[1] betrugen. Dieß Resultat beseitigt endgültig einen gewissen Einwurf gegen die kosmische Natur der Meteorite. Als nämlich Brandes und Benzenberg, welche zuerst die Aufgabe in Angriff genommen, die Ansicht äußerten, daß Meteorite nicht bloß scheinbar für das Auge sich erheben, sondern auch wirklich höher steigen könnten, nahm Bessel mit Recht daran Anstoß. Er scheute sich nicht, die Rechnungen wieder aufzunehmen und fand dann auch, daß wirklich aufsteigende Sternschnuppen nicht nachweisbar seien. Mit einem solchen negativen Resultat wollte sich E. Weiß nicht begnügen. Zunächst wies er nach, daß bei den Beobachtungen, die aufsteigende Bahnen zu Tage förderten, gröbere Versehen stattgefunden, und dann zeigte er positiv an anderen von ihm veranlaßten correspondirenden Beobachtungen, daß, sobald sie zuverlässig waren, die Rechnung auch keine aufsteigende Bewegung ergab. Neuerdings finden wir dasselbe Resultat bestätigt durch die correspondirenden Beobachtungen von Newcomb in Washington und Harkneß

[1] Es sind immer geographische Meilen gemeint.

in Richmond. Diese Herren fanden als Mittel von 9 Beobachtungen für die Anfangshöhe 22 und für die Endhöhe 11 Meilen. P. Secchi ermittelte aus correspondirenden Beobachtungen zwischen Rom und Civita Vecchia als größte Höhe 25 und als kleinste 7 Meilen. Gelegentlich machte noch Prof. Heis darauf aufmerksam, daß er Sternschnuppen in Höhen von 40 Meilen vorgefunden; wir müßten demnach auch unserer Atmosphäre wenigstens eine gleiche Höhe zuschreiben.

Das wichtigste Ergebniß aus den Höhenmessungen der Sternschnuppen ist die Bestimmung ihrer Geschwindigkeit oder des zurückgelegten Weges innerhalb einer Sekunde, vorausgesetzt, daß man die Dauer ihrer Sichtbarkeit genau sich gemerkt hatte. Heis fand eine scheinbare oder atmosphärische Geschwindigkeit von 5 bis 6 Meilen, aber auch nur von 3 und 1 Meile. Newcomb erhielt aus seinen Beobachtungen bei Sternschnuppen desselben Stromes als die wahre oder heliocentrische Geschwindigkeit gegen 10 Meilen. Der Unterschied zwischen beiden ist nicht groß, wenn man annimmt, daß die Rechnungen von Heis sich größtentheils auf Sternschnuppen bezogen, welche in der Richtung der Erdbahn sich bewegten; denn dann wären zu seinen Resultaten einige Meilen hinzuzuaddiren. Schiaparelli schätzt die mittlere heliocentrische Geschwindigkeit der Sternschnuppen auf etwas weniger als 6 Meilen. P. Secchi geht in seiner Schätzung bis auf 7 Meilen. Genaue Resultate lassen sich kaum ermitteln, aber jedenfalls ist die Geschwindigkeit derartig, daß die bloße Anziehung der Erde zu ihrer Hervorbringung absolut ungenügend ist. Die Anziehung der Erde kann bei einer Fallhöhe von 50 Meilen im luftleeren Raum nicht einmal eine Geschwindigkeit von $^1/_3$ Meile verursachen; das höchste, was sie bei einer Fallhöhe von unendlicher Weite bewirken kann, ist kaum $1^1/_2$ Meile. Wir haben es also bei den Sternschnuppen mit kosmischen Geschwindigkeiten zu thun. Solche wurden auch bei größeren Meteoren, den Feuerkugeln, aus einigen Beobachtungen ermittelt. Denning fand für zwei 1877 in England und Irland wenige Minuten nacheinander beobachtete Feuerkugeln Geschwindigkeiten von enormer Größe, von wenigstens 9 Meilen für die erste, für die zweite $6^1/_2$, so daß er der erstern eine hyperbolische Bahn zuschreiben durfte. Professor v. Nießl hat die Bahnverhältnisse zweier anderen Feuerkugeln vom 3. Juni 1883, die innerhalb zweier Stunden aufeinander folgten, genauer untersucht. Er findet für die erste die sehr wahrscheinliche heliocentrische Geschwindigkeit von 12 Meilen, zum mindesten sicher 6 bis 7 Meilen; die andere hatte 6 Meilen. So hohe Werthe lassen sich allerdings aus den Bahnen der meisten Feuerkugeln nicht unmittelbar ableiten. Gewöhnlich ziehen sie mit einer gewissen majestätischen Ruhe am Himmelsgewölbe einher, und die Dauer ihrer Sichtbarkeit ist in der Regel nicht wie bei den Sternschnuppen auf einen Augenblick ($^1/_2$ Sekunde) beschränkt, sondern erstreckt sich nicht selten auf mehrere Sekunden. Das schwächt jedoch unser Argument nicht ab. Diese Meteore mußten beim tiefern Eindringen in die Atmosphäre ihre kosmische Geschwindigkeit einbüßen und in Glühhitze umwandeln. Zeugen dafür sind das intensive Licht, das sie ausstrahlen, und die starken Detonationen, die auf ihr Erscheinen nicht selten erfolgen.

Die ermittelten kosmischen Geschwindigkeiten legen es uns nahe, für alle Meteore auch den Ursprung im Kosmos zu suchen. Für die Sternschnuppen freilich ist der Schluß insofern mehr gerechtfertigt, als eine erdrückende Anzahl von gesicherten Beobachtungen vorliegt; aber dieß Ergebniß wird dadurch wieder abgeschwächt, daß niemals Sternschnuppensubstanz aufgefunden worden. Was man früher als solche ausgab, eine nach Sternschnuppenfällen aufgefundene gallertartige Masse, hat sich mit Evidenz als organische Substanz, meist Frosch-Eileiter, herausgestellt. Das Nicht-Auffinden läßt sich nun leicht dadurch erklären, daß eine so geringe Masse wie die der Sternschnuppen bei der Bewegung in der Atmosphäre und der dabei hervorgebrachten ungeheuren Hitze sich einfach verflüchtigen mußte. Glücklicherweise bildet die erwiesene kosmische Geschwindigkeit nicht den einzigen Grundpfeiler unserer Beweisführung, es liegen noch ganz andere Momente vor, welche auch einem Hyperskeptiker keine Ausflucht mehr gestatten möchten.

Die Beobachtungen der Sternschnuppen wurden, wie gesagt, allseitig und stetig vorgenommen, so daß man sogar Jahre hindurch sich die Mühe genommen, die jedesmalige Menge zu zählen. Als Mittelwerth der mit freiem Auge gesehenen Sternschnuppen ergab sich für die Stunde 10, doch so, daß die thatsächliche Zahl von Stunde zu Stunde sich änderte. Von allen Beobachtern wurde eine beständige Zunahme derselben bis gegen die Morgenstunden festgestellt. Ein ähnliches Verhältniß wiesen die Zahlen auf für das ganze Jahr. Während gegen das Frühjahr hin die Zahl der Meteore selbst unter dem Durchschnitt bleibt, haben wir im Herbst eine viel größere Häufigkeit, dann erscheinen die meisten Meteorite; im Sommer und Winter tritt ein Mittelstand ein. Wir geben zwei kleine Tabellen, die Littrow aus den 27jährigen Beobachtungen von Schmidt in Athen zusammengestellt hat.

Tageswerth nach Zahl.

Nacht-stunden	Mittlere Zahl d. Meteore
6—7 Uhr	5,5
9—10 „	9,7
12—1 „	17,4
2—3 „	22,0
5—6 „	17,6

Jahreswerth nach Procenten.

Zeit	Häufigkeit d. Meteore
Febr. bis April	17,2%
Mai bis Juli	21,7 „
Aug. bis Octbr.	32,7 „
Novbr. bis Jan.	28,4 „

Diese auffallenden Resultate, besonders jene für die Tageswerthe, brachte Anfangs die Anhänger der kosmischen Ansicht in nicht geringe Verlegenheit, so daß selbst der ausgezeichnete Beobachter Coulvier-Gravier sich zur alten Ansicht vom atmosphärischen Ursprung zurückgedrängt fühlte. Aber mit Unrecht. Gerade diese Erscheinungsart bestätigte vollauf den kosmischen Ursprung. Brandes und Herrik hatten, wie 1857 auch Bompas, die Ursache dieser räthselhaften Schwankung der Bewegung unserer Erde zugeschrieben; aber erst Schiaparelli und A. S. Herschel gaben vollkommenen Aufschluß. Ohne tiefer auf die Einzelnheiten des fraglichen Gegenstandes einzugehen, dürfte es hier genügen, die Grundgedanken Schiaparelli's wiederzugeben.

Denken wir uns, die Erde schreite, ohne sich zu drehen, in gerader Linie im Raume mit der Geschwindigkeit von 4 Meilen voran, gleichzeitig sollen von allen Seiten die Meteorite mit einer Geschwindigkeit zuerst nur von 3 Meilen auf sie losstürzen. Der Erfolg wird sein, daß hauptsächlich die Vorderfläche getroffen wird, die Seitenflächen schon viel weniger, die Hinterfläche bleibt vollständig verschont, da die Erde eben schneller voraneilt als die Meteorite. Erhöhen wir nun die Geschwindigkeit der letzteren auf ihren Mittelwerth, 6 Meilen, so bewirken die 2 Meilen Ueberschuß, daß die Rückseite jetzt auch getroffen wird, aber selbstverständlich die Vorderseite bedeutend mehr.

Lassen wir jetzt die Erde der Wirklichkeit entsprechend sich bewegen, also von W nach O um die Sonne und in derselben Richtung um ihre Achse. Aus dem Vorhergehenden ist klar, daß die Vorderseite der jedesmaligen Bewegungsrichtung am meisten von den heranfliegenden Meteoriten zu leiden hat, die anderen Seiten nach Verhältniß weniger. Bei der täglichen Drehung ist nun die Abendseite auch die Rückseite in der Bewegung um die Sonne, wird aber immer mehr seitlich, und am Morgen ist gerade die Seite, welche vor 12 Stunden der Bewegungsrichtung der Erde um die Sonne entgegengesetzt war, zur Vorderseite geworden. Der Theorie gemäß wird also von Abend bis gegen Morgen die Anzahl der Sternschnuppen wachsen. Die vorgelegte Tabelle zeigt die thatsächliche Uebereinstimmung; nur die größte Häufigkeit sollte zwischen 5 und 6 Uhr eintreffen, ist aber in Wirklichkeit schon gegen 3 Uhr Morgens eingetroffen. Das ist ein dunkler Punkt, der freilich die Theorie nicht stürzt, aber jedenfalls etwas unbequem kommt. Man hat Anfangs der Morgendämmerung, d. h. dem hellern Lichte, welches die Beobachtungen erschwert, den Minderbetrag zugeschoben. Diese Erklärung paßt nun wohl für das Sommerhalbjahr, aber die Wintermonate dürften doch keine Schwierigkeit machen. Klein ist geneigt, den Unterschied als das Resultat der fortschreitenden Bewegung des ganzen Sonnensystems im Raume hinzustellen, v. Nießl findet eine wahrscheinlichere Erklärung unter Voraussetzung stark ausgeprägt hyperbolischer Bahnen der Meteorite. Volle Klarheit besitzen wir aber hier noch nicht.

Die größere Häufigkeit der Sternschnuppen in den Herbst- und Wintermonaten wird in analoger Weise gefolgert. Nehmen wir an, die Erdachse stehe senkrecht gegen die Erdbahn, so könnte keine Jahreszeit einen Vorrang beanspruchen; legen wir die Achse in die Ebene der Bahn, dann sind auf der nördlichen Halbkugel die Monate von August bis November entschieden im Vortheil, auf der südlichen dagegen die Zeit von Februar bis Mai. Thatsächlich findet keine von beiden Stellungen statt, sondern die Achse ist gegen die Ekliptik $66^1/_2{}^0$ geneigt; es wird also eine Verschiebung eintreten, aber doch so, daß die bezügliche Vermehrung der Sternschnuppenzahl für diejenige Seite der Erdkugel eintritt, welche sich mehr im Vordertreffen befindet, d. h. für die nördliche Halbkugel von Mitte August bis November, wie es auch in der Wirklichkeit der Fall ist. Schade, daß für die südliche Hemisphäre nur die Beobachtungen von einem Gelehrten G. Neumayer vorliegen, aber

diese bestätigen dann auch, daß dort, wie die Theorie es fordert, die Ordnung sich umkehrt.

Bei der Feststellung vom Wachsen und Abnehmen der Sternschnuppenzahl in den verschiedenen Tagesstunden wie Jahreszeiten wurden nur die gewöhnlichen oder sporadischen Sternschnuppen in Rechnung gezogen, von den sogenannten Meteorschauern wurde vollständig abgesehen. Letzere liefern für unsere These einen noch viel festeren Beleg und gestatten zugleich einen tieferen Einblick in die Eigenthümlichkeit der Meteoritenerscheinung. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf die zeitweilige größere Häufigkeit von Sternschnuppen wurde angeregt durch Humboldt. Wir haben zu Anfang seine Beobachtung vom Jahre 1799 mitgetheilt. Als sich im November 1832 und besonders 1833 das Phänomen wiederholte, wurde es in Amerika vom Aequator bis an den Polarkreis, sowie in Europa bis nach Mitteldeutschland beobachtet. In Nordamerika war es Olmstedt (in New-Haven), der ein eigenartiges Verhalten in den Bahnrichtungen aufdeckte. Er fand, daß fast alle Meteore der glänzenden Erscheinung aus ein und derselben Gegend des Himmels kamen. Olbers, Quetelet und andere kamen daher auf die Vermuthung, daß der Meteoritenregen von 1799 und dieser letzte von 1833 zusammenhingen, und schlossen auf die Periodicität des Phänomens. Eine jährliche Periode konnte es nicht sein, da in den folgenden Jahren die Erscheinung von der früheren Höhe schnell herabsank. Mit mehr Recht sprach sich daher Olbers für eine 33- bis 34jährige aus und bestimmte die Wiederkehr auf 1867. Unterdessen hatte dann H. A. Newton sich die Aufgabe gestellt, die Spuren dieser periodischen Erscheinung in der Vergangenheit aufzudecken; er fand in der That, daß sich dieser Sternschnuppenschwarm bis ins Jahr 902 verfolgen lasse und zwar in Cyclen von etwa einem drittel Jahrhundert. Es läßt sich denken, daß man astronomischer Seits auf die Wiederholung der auffallenden Erscheinung gespannt war, und wirklich wurde die Vorhersagung von H. A. Newton für den 14. November 1866 zur Thatsache. Leider war in Europa die Beobachtung größtentheils durch trübe Witterung gestört, aber in lichten Augenblicken zählten doch Börgen und Klinkerfues auf einem hellen Fleck von der Größe des Sternbildes Orion um 2 Uhr früh in einer Minute 10, in Brüssel wurden in der Minute 18 gezählt, in Greenwich um 12 Uhr 70, um 1 Uhr 118, um 1 Uhr 20 Min. 123 per Minute, von da an nahm die Häufigkeit ab. Die Berliner Beobachtungen verliefen analog, nur war die Anzahl für die Minute mehr als um die Hälfte geringer. Besonders von Glück begünstigt war Weber in Peckeloh. Nach seinem Bericht entfaltete sich daselbst um diese Zeit[1] „ein Schauspiel, das an Erhabenheit wohl selten seinesgleichen finden dürfte, dessen Pracht nicht zu beschreiben ist, sondern nur empfunden werden kann. Alle Verschiedenheiten, über welche man an sporadisch fallenden Meteoren erst nach jahrelangen Beobachtungen Belehrung findet, lösten sich hier in wenigen Minuten bis in die kleinsten Einzelnheiten auf .... Wollte man irgend ein durch Größe, Farbenschmuck und merkwürdige Schweif-

[1] Man vergleiche H. Gretschels Lexikon der Astronomie.

bildung sich auszeichnendes Meteor näher ins Auge fassen, so hatten wiederum andere in demselben Moment aufgehende Körper durch ihre strahlende Umhüllung, durch ihre flammenartigen, bald sich aufrollenden, bald zu Strahlenbüscheln sich umwandelnden Schweife etwas so Anziehendes, daß man das erstere unwillkürlich darüber vergaß. Zwischen $3^1/_2$ und 3 Uhr, wo der Schauer seinen Höhepunkt erreicht hatte, traten zeitweise 10 bis 15 Meteore zu gleicher Zeit in den Gesichtskreis, von denen nahe die Hälfte mit Schweifen versehen waren."

Auch an anderen Orten entfaltete sich die Erscheinung in ähnlicher großartiger Weise, so in Pancsova, auf der Insel Lesina, in Acireale am Aetna.

In dem darauf folgenden Jahre war in der Nacht vom 13. auf den 14. November der Sternschnuppenfall in Europa, mit Ausnahme von Schweden, spärlich, eine Vermehrung zeigte sich erst gegen Morgen; in Nordamerika hingegen bot sich eine reiche Ernte. In Toronto zählte man zur Zeit der größten Häufigkeit in der Minute gegen 40, in Washington und Richmond über 50. Für das Jahr 1868 war der Meteoritenregen am 14. November besonders wieder in Nordamerika bedeutend reichlicher. Von dieser Zeit an nahm die Reichhaltigkeit ab, wenn auch immer gegen den 14. November im Verhältniß zu anderen Tagen viele Sternschnuppen zu verzeichnen waren.

Bei dem Novemberstrom zeigten sich besonders drei Eigenthümlichkeiten. Erstens, die Verlängerungen der Bahnen von den meisten Meteoriten schnitten sich beinahe in demselben Punkte am Himmel, γ im Sternbilde des Löwen. Diesen Punkt nennt man den Radiationspunkt, und die Sternschnuppen, welche zu ihm gehören, die Leoniden. Ferner tritt der eigentliche Meteoritenstrom nur alle $33^1/_4$ Jahre ein, kehrt die beiden darauf folgenden Jahre noch mit großer Kraft wieder, fällt jedoch von da an bedeutend von seiner Höhe ab. Zuletzt ist noch darauf aufmerksam zu machen, daß die größte Häufigkeit, das sogenannte Maximum, auf kurze Zeit beschränkt bleibt.

Außer diesem Novemberschwarm (13. bis 14. November) ist schon lange ein anderer, der Augustschwarm (8. bis 12. August) oder auch Laurentiusstrom, bekannt. Seine Spuren lassen sich bis 830 unserer Zeitrechnung verfolgen; er wird auch in alten Kirchenkalendern unter der Benennung „feurige Thränen des hl. Laurentius" erwähnt. Sein Auftreten ist ein allmähliches, indem er noch im Juli beginnt, den Höhepunkt indessen gegen den 10. August erreicht. Von den jährlich wiederkehrenden ist er wohl der reichhaltigste. Der Strahlungspunkt liegt im Perseus, weßhalb man auch die zugehörigen Sternschnuppen Perseiden nennt.

Andere ebenfalls mehr oder weniger hervorragende Schwärme mit ihren bezüglichen Radianten lassen sich noch folgende angeben:

2.—3. Jan. im Herkules	25.—30. Juli im Schwan
9.—12. April in der Leier	15.—23. Oct. im Orion
19.—23. „ „ „ „	6.—13. Dec. in den Zwillingen.

Ein neuer Strom ist 1872 in der Nacht vom 27. auf den 28. November hinzugekommen. Er brach mit großer Heftigkeit in die Atmosphäre ein, so

daß Heis in Münster die stündliche Häufigkeit auf 3000 bestimmte, ein Resultat, welches auch die Göttinger Beobachtungen erreichten, gegen das man jedoch in Leipzig und Athen um ein Drittel zurückblieb. Der Ausstrahlungspunkt scheint ein doppelter gewesen zu sein: γ in der Andromeda und φ im Perseus; indeß stehen beide nur gegen 9° von einander ab. Dieser Schwarm kehrte, wie schon erwähnt, wieder am 27. November 1885 und hatte von seiner Heftigkeit nichts verloren. Der Verfasser dieses Aufsatzes beobachtete ein freies Stück, ungefähr ein Viertel des Himmels gegen SW hin, und zählte etwas nach 8 Uhr innerhalb 20 Minuten gegen 400, was auf die Stunde für den ganzen sichtbaren Himmel 4800 geben müßte. Die Zahl dürfte zur Zeit des Maximums etwa zwischen 7 und 8 noch höher anzuschlagen sein. Der Ausstrahlungspunkt stimmte, soweit bloße Beobachtung erwies, mit den früheren Angaben; leider konnten keine genauere Bestimmungen gemacht werden, da Eintragungskarten nicht zur Hand waren[1].

Außer den genannten Meteoritenschauern gibt es noch mehrere, aber von weniger ausgeprägtem Charakter, wir werden sie nicht ausdrücklich für unsere Beweisführung benutzen, für uns genügen vollständig die Lyraiden (gegen den 20. April), Perseiden und Leoniden.

Zunächst möchte es doch wohl auf der Hand liegen, daß man absolut unfähig ist, auch nur den Schein einer Erklärung zu geben, falls man diesen Meteoritenströmen atmosphärischen Ursprung zusprechen wollte. Eine derartige Regelmäßigkeit findet sich bei keinem atmosphärischen Phänomen, und es dürfte wohl ganz undenkbar sein, daß, wie beim Novemberstrom, gerade alle 33 Jahre, nahezu am selben Monatsdatum, die größte Häufigkeit sich einstellen sollte. Freilich eine gewisse Periodicität gilt auch bei atmosphärischen Zuständen; aber da hier viel zu viel Factoren eingreifen, so lassen sie sich höchstens ungefähr bestimmen, sind aber an fest normirte Tage nicht gebunden. Doch auch zugestanden, daß aus irgend einer unbekannten Ursache gerade bei den Sternschnuppen eine Ausnahme stattfände, dann müßte das gewöhnliche oder tropische Jahr die Norm bilden, denn nur mit dieser Zeiteintheilung könnten solche geregelte Aenderungen meteorologischer Zustände der Atmosphäre zusammenhängen. Das ist nun keineswegs der Fall bei unseren Sternschnuppenschwärmen, während sie in innigerer Verbindung mit dem siderischen Jahre stehen, welches bekanntlich gegen 20 Minuten größer ist als das tropische. Daher kommt es, daß die bekannten Meteorströme nicht genau an demselben Datum wiederkehren, sondern je weiter wir in die vergangenen Jahre zurückgehen, werden wir sie auch bei einem um so früheren Datum antreffen.

[1] In Upsala zählte man an demselben Abend 40 844 Meteorite zwischen 6 und 11 Uhr. Besonders begünstigt war Freiherr von Tucher in Malta; er zählte in 20 Minuten gegen 3000 auf einer Fläche von einem Drittel des Himmelsgewölbes. Der Radiationspunkt lag nach den meisten Beobachtungen wieder bei γ in der Andromeda, scheint jedoch keine constante Lage beibehalten zu haben, da in Mailand, Upsala, Newcastle ein Fortschreiten bemerkt wurde.

Zum Belege führen wir historische Daten von den drei Hauptströmen an.

Der Haupt-Aprilschwarm tritt jetzt auf gegen den 21. April, im Jahre 1123 erschien er gegen den 11. April, 1094 gegen den 10. April, 582 gegen den 31. März und 687 v. Chr. am 16. März.

Den Augustschwarm können wir jetzt gegen den 11. August beobachten, im Jahr 1243 fand er statt gegen den 2. August, 926 gegen den 27. Juli, 841 gegen den 25. Juli.

Der Novemberschwarm zeigt sich jetzt am 13. November, aber 1799 beobachtete man ihn am 11. November, 1582 am 7. November, 902 am 29. oder 30. October, 585 am 25. October.

Diese Resultate entsprechen sehr gut der $^1/_3$stündigen längeren Dauer des siderischen Jahres, in Folge dessen auf 72 Jahre 1 Tag Zuwachs kommt. Für den Novemberstrom tritt noch eine weitere Verspätung hinzu, d. h. schon auf 70 Jahre 1 Tag, worauf wir später zurückkommen werden.

Was nun die astronomische Erklärung der genannten periodischen Sternschnuppenschwärme betrifft, so folgen wir darin dem Mailänder Astronomen J. Schiaparelli, ohne uns jedoch mit den Hypothesen, die er Anfangs zu Hülfe nahm, vorderhand weiter zu befassen.

Das periodische Auftreten der Lyraiden, Perseiden und Leoniden als in Zusammenhang stehend mit dem siderischen Jahre, zwingt uns anzunehmen, daß die Erde, wenn sie in ihrem Laufe um die Sonne an gewissen Stellen des Raumes sich befindet, d. h. wenn sie von der Sonne aus gesehen, bei gewissen Fixsternen steht, immer wieder auf jene Meteoritenströme stößt. Da noch außerdem die einzelnen Meteorite dieser Ströme nahezu aus demselben Punkte des Himmels ausstrahlen, so müssen sie auch in nahezu parallelen Bahnen einherziehen. Der Schluß scheint auffällig, wird sich aber durch ein analoges Beispiel leicht erklären. Denken wir uns zwei lange parallele Baumreihen, die ziemlich von einander abstehen, so wissen wir alle, daß sie für das Auge in einem fernen Punkte sich zu vereinigen scheinen. Dieser scheinbare Schneidungspunkt bleibt derselbe, mögen wir die parallelen Baumreihen um eine beträchtliche Anzahl vermehren, falls wir uns, um einen besseren Ueberblick zu gewinnen, auf eine Erhöhung vor einer der Baumreihen stellen. Sind unter diesen Reihen zwei, die recht weit von einander abstehen, so werden sie sich für uns in dem betreffenden Punkte unter einem recht großen Winkel schneiden. Diese Erscheinung wird sich aber sofort ändern, sobald die Baumgruppen nicht mehr oder doch nur zum Theil parallel sind. Wüßten wir also nichts vom wirklichen Parallelismus der Reihen, so müßten wir doch aus dem einzigen Vereinigungspunkte darauf schließen[1]. Das ist nun unser Fall. Der Radiationspunkt, worin die verschiedenen Meteoritenbahnen zusammenkommen, offenbart uns, daß die scheinbar sich kreuzenden Bahnen in Wirklichkeit unter sich parallel sind. Dieser selbe Punkt offenbart

[1] Den Fall, daß die Bäume in Wirklichkeit von einem Punkte ausgehen, schließen wir aus, weil bei den Sternschnuppen solch ein fester Kreuzungspunkt ebenso nicht als möglich gedacht werden kann.

uns gleichzeitig die Richtung des Stromes, so daß eine Sternschnuppe, welche gerade dort auftaucht, für uns gar keine Bewegung zeigt, sie ist, wie man sagt, stationär, weil sie in gerader Linie auf uns zueilt.

Jetzt sehen wir auch den Grund, warum man so sehr darauf bedacht ist, die Radiationspunkte der Meteoritenschwärme zu bestimmen. Mit ihm ist die relative Richtung der Schwärme gegeben, und da wir die Richtung der Erdbahn in dem betreffenden Augenblicke genau kennen, so ist damit auch die absolute Richtung des Stromes in seiner Bewegung um die Sonne bekannt. Wir schließen noch weiter. Die absolute Richtung des Stromes ist gleichbedeutend mit der Tangente der Bahncurve in einem gegebenen Punkte, nämlich in dem gemeinsamen Punkt, wo sich um die betreffende Zeit die Erde und der Strom befinden. Da nun außerdem die Sonne als das Centrum der Anziehung auch der Brennpunkt der betreffenden Curve ist, so kennen wir die Ebene, worin die Bahncurve liegt, oder mit anderen Worten, man ist im Stande, die Neigung der Bahn des Meteoritenstromes gegen die Erdbahn, d. h. gegen die Ekliptik, festzustellen. Kennte man jetzt noch die Geschwindigkeit des Stromes genau, so hätte der Mathematiker Alles, um alle Elemente der Bahn eines Meteoritenstromes genau zu berechnen. Aber hier lassen uns die Beobachtungen im Stich; man kann nur mit Schiaparelli sagen, die Geschwindigkeit der Sternschnuppen übertreffe ungefähr um 2 Meilen die Erdgeschwindigkeit, doch bis auf Kilometer genaue Angaben lassen sich nicht machen. Etwas leistet dieß Beobachtungsresultat dennoch. Aus astronomisch-mechanischen Gründen müssen wir daraus folgern, daß, wenn die Bahncurve eine geschlossene ist, also keine Parabel oder Hyperbel, sie jedenfalls nicht wie bei den Planeten dem Kreise sich nähert, sondern eine langgestreckte Ellipse bildet. Diese Folgerung führt wieder zu einem neuen Resultate. Geometrisch steht es fest, daß langgestreckte Ellipsen in jenem Theil, der um den Brennpunkt sich herumwindet, nahezu mit einer Parabel von demselben Brennpunkte zusammenfällt. Diese Annäherungs-Parabel läßt sich nun bei den Meteoritenschwärmen allein mit Hülfe des Radianten ohne große Schwierigkeiten berechnen. Astronomischerseits ist das auch bereits geschehen; und daher kennen wir die bezüglichen Bahnen, insofern sie mit unserer Erde in Berührung treten.

Auf den ersten Blick hin scheint mit dieser Kenntniß wenig gewonnen. Man könnte sagen: Gut, ein derartiger Sternschnuppenschwarm wird, nachdem er die Erdbahn gekreuzt und unserer Atmosphäre seinen Tribut gezahlt hat, ruhig seine Wege weiterziehen; aber wie sollte es ihm einfallen, gerade nach Verlauf eines Jahres wieder zur Stelle zu sein, um aufs Neue seine Abgabe zu entrichten? Ja, man könnte noch weiter gehen, und geradezu die Möglichkeit eines derartigen Zusammentreffens läugnen; denn im günstigsten Falle wird der betreffende Schwarm eine langgestreckte Ellipse um die Sonne beschreiben, und daher seine Rückkehr erst nach vielen Jahren zu erwarten stehen. Vollständig einverstanden; und darum schließen wir auch mit Schiaparelli, daß die Meteoriten nicht bloß an einer Stelle der Bahncurve sich befinden, sondern auf der ganzen Bahn zerstreut sind, falls sie eine geschlossene ist, oder im andern Falle auf einer riesigen Strecke der paraboliſchen oder hyperboliſchen

Bahncurve. Damit haben wir, was Humboldt schon geahnt, aber Schiaparelli erst nachgewiesen: wirkliche Meteoritenringe um die Sonne.

Man sollte nun glauben, mit einem solchen Erfolge könnte sich der Astronom zufrieden geben. Noch lange nicht. Die eine Frage schon: Sind die Ringe vollständig geschlossen oder in weiter Ferne von uns abgebrochen? läßt ihm keine Ruhe. Bei den Lyraiden und Perseiden ist vorläufig kein weiteres Resultat zu erhoffen, aber die Leoniden zeigen eine besondere Eigenthümlichkeit. Wir haben schon gesehen, daß dieser Schwarm alle 33 bis 34 Jahre eine Prunkscene am Himmel entfaltet, wie man sie nicht schöner denken kann, er hat dann, wie man sagt, die größte Häufigkeit. Woher diese vollständig geregelte Wiederholung des Maximums? Zufall kann es nicht sein; denn Zufall hat keine Regel. Die einzig vernünftige Ansicht ist, daß der betreffende Sternschnuppenring eine Umlaufszeit von 33,25 Jahren hat, und an einer Stelle eine große Anhäufung von Meteoriten besitzt. Diese Annahme erklärt dann auch sofort, warum die Rückkehr des Haufens, nach dem gewöhnlichen Jahre gerechnet, nicht alle 72 Jahre einen Zuwachs von einem Tage aufweist, sondern schon alle 70 Jahre. Die Ursache bilden die oberen Planeten, welche nach den gemachten Rechnungen von Adams einen säkulären Zuwachs von 28 bis 29 Bogenminuten der sogenannten Knotenlänge unseres Ringes bewirken müssen. Da wir aus den Beobachtungen außerdem wissen, daß das Maximum 3 Jahre hindurch anhält, so folgt, daß gegen $^1/_{10}$ der Bahn dicht mit Meteoriten besetzt ist; auf $^9/_{10}$ der Bahn sind dieselben nur lose zerstreut. Das kann allerdings nicht immer so bleiben; es wird mit der Zeit die dichte Meteoritenwolke aus mechanischen Gründen immer mehr auseinandergezogen, so daß allmählich ein mehr oder weniger gleichmäßiger Meteoritenring sich herausbilden muß, etwa wie man sich den Laurentiusstrom zu denken pflegt. Letzterer hat kein deutlich ausgeprägtes Maximum, so daß vorderhand von einer bestimmten Umlaufszeit keine Rede sein kann. Aber dennoch ist die Vermuthung, daß wir es mit einem geschlossenen, ziemlich gleichmäßig dichten Meteorring zu thun haben, keineswegs grundlos. Im entgegengesetzten Falle müßten wir wenigstens hin und wieder größere Haufen von Meteoriten bei den Perseiden antreffen; denn die Zerstreuung einer Meteorwolke auf der Länge der Bahn findet hauptsächlich beim Durchgang durch das Perihel (Sonnennähe) statt. Soll also eine derartige Wolke eine weite Ausdehnung auf der Bahn gewinnen, so muß sie häufiger die Sonnennähe passiren, d. h. viele Umläufe machen. Ein Ausweg bliebe allerdings noch übrig. Man könnte sich an den Grenzen der Fixsternanziehung eine ungeheure Meteoritenwolke localisirt denken, und zwar von so großer Ausdehnung und geringer Dichte, daß von einem Zusammenhange durch gegenseitige Anziehung kaum die Rede sein könnte. An den verschiedenen Seiten dieser Wolke würden nun die benachbarten Fixsterne mit der weitreichenden Hand der Anziehung zupfen, — der Vergleich mit einem Spinnrocken mag etwas kleinlich erscheinen, gibt aber am deutlichsten die Idee wieder — auch unsere Sonne dürfte sich an passender Stelle aus dem Bündel einen Faden spinnen, ihn mehr und mehr zu sich heranziehen, bis dieser in

Fluß gebracht in einer Kegelschnittlinie sich um sie herumwinden müßte. Da könnte es dann unter Umständen geschehen, daß der Lauf dieses Fadens die Erdbahn passirte. Bei dieser Voraussetzung könnte von Umläufen vollständig abgesehen werden; denn ein solcher Sternschnuppenstrom brauchte Jahrtausende, um die Sonnennähe zu passiren. Das wäre so ziemlich der Gedankengang von Schiaparelli über den Vorgang der Bildung von Meteoritenketten. Aber E. Weiß hat nachgewiesen, daß solche Wolken von so enorm geringer Dichte, wie sie gedacht werden müßten, um den Erscheinungen zu entsprechen, innerhalb unseres Fixsternraumes gar nicht existiren könnten, weil bei der vorausgesetzten geringen Dichtigkeit die Anziehung der Fixsterne immer bedeutend größer ausfiele als die gesammte Anziehung der Körperchen auf einander. Damit wäre aber der Zusammenhang der Wolke und somit ihre Stabilität vernichtet. E. Weiß hat dann eine andere Erklärung für die Entstehung der Meteoritenströme aufgestellt, und sonderbar, Schiaparelli mußte ihm durch eine neue Entdeckung dazu das Material liefern.

Professor Newton hatte sich schon dahin ausgesprochen, daß unsere Meteoritenringe in ihrer Form mit den Kometenbahnen übereinstimmen. Schiaparelli ging weiter und behauptete, die betreffenden Ringe lägen in den Bahnen von wirklichen Kometen, oder mit anderen Worten: Kometen und Meteorschwärme gehörten zusammen. Das war die Stunde, in welcher die mühevollen Arbeiten eines Heis, Schmidt, Herschel, Greg und anderer zur vollen Verwerthung kamen. Um den aufgestellten Satz nachzuweisen, mußte man die Bahnen der Meteorschwärme, vorläufig als paraboliſch angesehen, genauer berechnen, was sich nur darum verwirklichen ließ, weil die genannten Astronomen die Radiationspunkte der Sternschnuppenschwärme genau bestimmt hatten. So zeigte sich denn auch bald, daß die Bahn der Lyraiden (20. April) sich recht genau der Bahn der Kometen 1861 I anschloß, ebenso stimmte überein Komet 1862 III mit den Perseiden, und Komet 1866 I mit den Leoniden.

Damit die Uebereinstimmung klarer zu Tage trete, wollen wir die bezüglichen Elemente nebeneinander stellen, wie wir sie in Littrow's Wunder des Himmels (1878) zusammengestellt finden.

Elemente von den Meteorströmen und bezüglichen Kometen:

	Lyraiden April 20.	Komet 1861 I
Länge des Perihels . . .	278°,7	243°,2
Länge des Knotens . . .	30°,0	29°,8
Neigung	83°,0	79°,8
Periheldistanz	0,9789	0,9207
Umlaufszeit	—	415 Jahre
Bewegung	direct	direct
	Perseiden	Komet 1862 III
Länge des Perihels . . .	343° 38′	344° 41′
Länge des Knotens . . .	138° 16′	137° 27′
Neigung	64° 3′	66° 25′

	Perseiden	Komet 1862 III
Periheldistanz	0,9643	0,9626
Umlaufszeit	—	123,4 Jahre
Bewegung	retrograd	retrograd
	Leoniden	Komet 1866 I
Länge des Perihels . . .	56° 26′	60° 28′
Länge des Knotens . . .	231° 28′	231° 26′
Neigung	17° 44′	17° 18′
Periheldistanz	0,9873	0,9765
Excentricität	0,9046	0,9054
Umlaufszeit	33,25 Jahre	33,176 Jahre
Bewegung	retrograd	retrograd

Die Abweichung in der Länge des Perihels wird sich später aufklären, sie ist jedenfalls nicht so bedeutend, daß sie die Verbindung beider in Frage stellen könnte.

Außer diesen kennt man noch etwa ein Dutzend anderer Ströme und Kometen, die vielfach Aehnlichkeit in ihren Bahnen zeigen, und neuerdings hat Professor Herschel eine Liste aufgestellt von allen Meteorschauern und Kometen, die in ihren Bahnen eine gewisse Verwandtschaft zeigen; es sind deren gegen 70. Man kann über einzelne von diesen 70 gewiß Ausstellungen machen, aber im Ganzen muß man anerkennen, daß der Beweis für die Behauptung von Schiaparelli vollständig erbracht ist. Daraus folgt dann wieder, daß wir auch die Perseiden und Lyraiden als geschlossene Ringe anzusehen haben, weil die correspondirenden Kometen geschlossene Bahncurven besitzen.

Eine letzte Frage blieb den Astronomen noch zu beantworten übrig: Woher der Zusammenhang zwischen den Kometen und Meteorringen? Schiaparelli faßte sie als gemischte Systeme auf. Wir brauchen auf seine Idee nicht weiter einzugehen, da sie zum Theil auf seiner Hypothese von den ursprünglichen Meteoritenwolken fußt, die wir als unstatthaft schon zurückgewiesen. Das erlösende Wort sprach hier der schon oft genannte Director der Wiener Sternwarte Edmund Weiß: Die Meteoritenströme sind zerfallene oder in Zerfall begriffene Kometen.

Dieser durchaus neue Gedanke umfaßt ein Doppeltes, erstens: Kometen zerfallen oder lösen sich auf; zweitens: die Reste sind Meteorschwärme. Es würde E. Weiß wohl nicht schwer werden, seinen Satz uns theoretisch mundgerecht zu machen, doch er hat einen festeren Boden unter seinen Füßen, er kann sich auf eine Thatsache berufen, die sich vor unseren Augen vollzogen hat. Der Komet Biela hat sich in den letzten 50 Jahren in zwei Hälften gespalten und ist dann verschwunden; statt seiner ist ein neuer Meteoritenschwarm aufgetaucht. Biela fand den betreffenden Kometen 27. Februar 1826 und hat auch seine Umlaufszeit auf $6^3/_4$ Jahre bestimmt. Bei der Wiederkehr 1832 fand Olbers noch nichts Auffallendes an ihm, aber am 19. December 1845 bemerkte Hind eine Verzerrung der Gestalt. Erst den 29. December 1845 erkannte

man in Amerika eine Theilung und Mitte Januar 1846 auch in Europa. Beide Theile hatten einen Schweif, bildeten also einen Doppelkometen, die Entfernung beider betrug Anfangs 3 Bogenminuten, später 6. Bei der folgenden Wiederkunft entdeckte ihn zuerst P. Secchi, 25. April 1852, aber nur den einen, der andere wurde erst 3 Wochen nachher gefunden; die Entfernung war schon auf $^1/_2{}^0$ (= $2^1/_2$ Mill. km) gestiegen. Seither ist er nicht wieder erschienen, auch nicht 1866, wo man ihn sicher erwartet und alle möglichen Mittel, um ihn wieder anzutreffen, angewandt hat. 1872 zeigte sich vom 27. auf den 28. November an der Stelle, wo die Erdbahn und Kometenbahn sich kreuzen, ein prächtiger Sternschnuppenfall, der sich dann 1885 am 27. November wiederholte. Daß 1879, wo der Komet nach der Rechnung schon Ende April durch den Kreuzungspunkt ging, kein Strom sich zeigte, ist natürlich; denn auf einer so großen Strecke der Bahn konnte die Ausbreitung der Zersetzungsprodukte noch nicht vor sich gegangen sein.

Für 1872 hat Hall in Washington die Elemente des Meteoritenstromes berechnet; seine Ergebnisse lauten:

	Meteoritenschwarm	Komet Biela
Länge des Perihels	89°,5	109°,0
Länge des Knotens	246°,1	245°,9
Neigung der Bahn	15°,4	12°,6
Periheldistanz	0,935	0,861

W. Mayer in Berlin hat neuerdings die Rechnungen wieder aufgenommen und findet bei Annahme der Berliner Beobachtungen:

	Meteoritenschwarm		Komet Biela
	27. Nov. 1885	27. Nov. 1872	
Länge des Perihels . .	111°53′	110°18′	109°36′
Länge des Knotens . .	245°55′	246° 6′	246°19′
Neigung der Bahn . .	12°35′	12°40′	12°33′
Periheldistanz	0,8574	0,8662	0,8606

Wenn das Factum sich nicht gleichsam vor unseren Augen zugetragen, so würden die Differenzen in den bezüglichen Angaben vielleicht auffallend erscheinen; sie lassen sich übrigens unschwer erklären. Zunächst war 1872 der Radiationspunkt noch nicht genügend festgestellt; wir haben ja gesehen, daß Unterschiede von 9° sich nach den verschiedenen Beobachtungen ergaben. Ferner dürfen wir bei Meteoritenströmen, welche der Erde nahe kommen, von kurzer Umlaufszeit sind und in nahezu gleicher Ebene wie die Erde sich bewegen, keineswegs annehmen, daß auch genau ermittelte Radianten ebenso genau die Tangente der Bahncurve in diesem Punkte darstellen. Die Erde muß auf die Meteorite einen sehr großen Einfluß ausüben, so daß die ursprüngliche Richtung gestört wird. Endlich ist es noch erwiesen, daß die von Hauptkometen abgesonderten Massen in ihren Bahnen verschiedenartigen planetarischen Einflüssen unterworfen sind. Unser Doppelkomet Biela legte schon im Anfangsstadium der Trennung von nur $^1{}_2{}^0$ davon Zeugniß ab. D'Arrest hat für beide die Bahnen berechnet, wodurch sich herausstellte, daß die Differenzen

in der Länge des Perihels schon auf 6′, in der Knotenlänge auf 4′, in der Bahnneigung auf 20″, in der Länge der großen Achse auf 0,03 angewachsen waren.

Zweifelsohne sind die Theile vom Kometen Biela, welche 1872 und 1885 die Meteoritenschauer verursachten, schon früher als 1846 von demselben losgelöst, hatten also für Störungseinflüsse einen großen Zeitraum. Wollte man aber darauf bestehen, daß es gerade diese Theile seien, so wäre ihre verhältnißmäßig große Trennung gerade der Beweis für die stattgehabten Störungen.

In ähnlicher Weise wird der Verlauf auch bei anderen Kometen sich zugetragen haben, und damit dürften die Unterschiede in den bezüglichen Bahnverhältnissen hinlänglich aufgeklärt sein.

Wenn wir zum Schlusse die Resultate unserer Untersuchung zusammenfassen, so dürfte sich zunächst die kosmische Natur der Meteorite als vollständig gesichert herausstellen. Ferner ist der Schluß, daß die periodischen Ströme in ring- oder kettenartigen Gruppen die Sonne in langgestreckten Bahnen umkreisen, nicht weniger begründet. Da nun die Kette bei den Leoniden sicher geschlossen ist, und andererseits die übrigen Ströme gerade wie der erstere mit wirklich geschlossenen Kometenbahnen eine auffallende Uebereinstimmung zeigen, so ist die Annahme, daß auch sie als volle Ringsysteme um die Sonne gelagert sind, durchaus gerechtfertigt. Was nun zuletzt noch die Art der Verbindung zwischen Kometen und Meteorströmen betrifft, so ist die Ansicht von E. Weiß, die Meteoriten seien Zersetzungsprodukte der Kometen, bei den Astronomen wohl ziemlich allgemein durchgedrungen, so daß selbst Schiaparelli in den späteren Auflagen seiner „Theorie der Sternschnuppen" dieselbe einfachhin adoptirt hat. Der Vorgang mit dem Kometen Biela hat dann diese Art von physischem Zusammenhang zwischen beiden Himmelserscheinungen, physikalisch gesprochen, thatsächlich zur Gewißheit erhoben.

Es ließen sich noch manche interessante Fragen an den betreffenden Gegenstand anknüpfen; aber ihre Beantwortung würde einerseits wohl über die Grenzen unseres Aufsatzes hinausgehen und andererseits uns nöthigen, vom festen Boden der Erfahrung aus die luftige Leiter der Speculation zu ersteigen. Beides sagt uns nicht zu. Doch eine Frage zu stellen, wird man uns wohl erlauben: Was würde geschehen, wenn ein dichtgedrängter Meteoritenhaufen schnurstracks auf unsere Erde losstürzte? Ja, dann könnte wohl unter Umständen die Weissagung des Herrn (bei Matth. 24, 29) in Erfüllung gehen: „Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden."

Wie mancher Aufgeklärter zu Anfang dieses und zu Ende des vorigen Jahrhunderts mag wohl diese Stelle von seinen lichten Höhen aus als unsinnig verspottet haben, und wie nimmt sie sich jetzt vom Standpunkte moderner Wissenschaft aus? Wenn die Meteore in der Ebene der Ekliptik dicht geschaart zwischen Mond und Erde durchziehen, so ist nichts natürlicher als Verdunkelung von Sonne und Mond; an Sternschnuppenregen wird es dann sicher auch nicht fehlen. Was die Erschütterung der Kräfte des Himmels

betrifft, so brauchen wir nur vorauszusetzen, daß ein Haufen, dessen Masse ein Tausendstel von der Mondmasse beträgt, der Bewegung der Erde gerade entgegengesetzt mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit von 6 Meilen auf sie losstürzt, und wir haben eine Revolution in unserer Atmosphäre, wie unsere Einbildungskraft sie kaum fassen kann. Eine solche Masse würde plötzlich eine Wärme erzeugen, die im Stande wäre eine Eiskugel von 5° Kälte und von der Größe unserer Erde vollständig in Wasser zu verwandeln. Dürfte da das Luftmeer wohl im Gleichgewicht bleiben?

Ob nun in dieser oder anderer Weise das Weltende von Gott herbeigeführt wird, können wir freilich nicht wissen, aber so viel kann dieß Beispiel doch zeigen, daß gesicherte Resultate moderner Forschung mit den Wahrheiten unserer Religion nicht in Conflict gerathen.

J. Epping S. J.

Der Tod Baldurs[1].

Kein Geringerer als der deutsche Reichskanzler hat bekanntlich die Namen Baldur — Loki — Hödur — und damit eine der symbolreichsten Episoden altgermanischer Mythologie dem großen Publikum wieder in's Gedächtniß gerufen, oder vielmehr die deutsche Nation mit Nennung dieser Namen wieder einmal überrascht, so daß sich gleich darauf die Zeitungen bemüßigt fanden, durch mythologische Excurse und Excerpte den Commentar zum Kanzlerbilde zu liefern.

Mit der politischen Tendenz jener Erwähnung der Baldur-Legende im Parlament hat die vorliegende Dichtung nichts zu thun. Sie greift selbst nur theilweise auf die besondere Symbolik derselben zurück, sondern erhebt sich höher und allgemeiner — indem sie den ganzen germanischen Götterglauben, wie er in dieser so überaus rührenden Episode zum Ausdruck kommt, in eine tiefe und beziehungsweise Verbindung mit dem Christenthum bringt.

Baldur, der Lichtgott, die Wonne des Götter- und Menschengeschlechtes, muß den Ränken und der Bosheit der dunklen Mächte erliegen. Keine Kraft und Weisheit Odins und der übrigen Bewohner Walhalla's vermag ihn zu retten, ja bei dem Tode dieses Lieblings tritt zuerst in die reine Luft Asgarts die düstere Schicksalsprophezeiung vom künftigen Untergang und Ende aller Götterherrschaft. Zugleich mit dieser Aussicht auf die Götterdämmerung wird aber auch von den weisen Nornen das Trostlied angestimmt, das da singt von dem „Friedensreiche Alfadurs" und dem Stern aus Juda.

[1] Episches Gedicht von A. Jüngst. 8°. 142 S. Münster und Paderborn.

Es ist also das ewig alte und ewig neue Lied vom Kampf der Finsterniß gegen das Licht — von dem Bedürfniß nach himmlischem Trost und göttlicher Erlösung inmitten der Unzulänglichkeiten dieses Lebens, welches uns hier in Form eines mythologischen Epos neu entgegentritt.

Und wenn die Mär', die ich nun singen will,
Der alten Heiden Mythos auch entlehnt,
So zeigt sie doch, wie im Geheimen still
Nach Licht und Wahrheit sich die Welt gesehnt;
Wie unter Schutt und Asch' ein Fünklein noch
Des eingebornen Gottbewußtseins glomm,
Wie fest ihr Glaube trotz des Wahnes Joch,
Daß einst ihr Retter, ihr Erlöser komm',
Daß jener lichte Morgen tagen werde,
Wo sein Erbarmen allen Menschen kund,
Und sich der Himmel zu der neuen Erde
In Huld und Gnaden neigt zum ew'gen Bund.

In acht Gesängen wird uns nun die Geschichte Baldurs, des schönsten und liebenswürdigsten der Götter, erzählt. Der erste Gesang führt uns in einer unheimlichen Nacht in eine wüste Bergschlucht. Die Dichterin taucht ihren Pinsel selbst in dunkelste Nacht, um mit ihren Farben zu malen:

Ich kenn' ein Thal im Herzen des Gebirgs,
Deß Felsenwände, rings so finster schattend,
Mit ehr'ner Stirne sich gen Himmel heben,
Daß trüb sein Tag und sternlos seine Nacht.
Nie deckt des Frühlings reichgefüllte Hand
Mit Blüthen seinen Grund, nie lockt der Gruß
Des hohen Sommers segenschwere Frucht
Aus kahlem Schutt und klaffendem Gestein.
Nur bleiche Flechten und verkümmert Moos
Und grüne Schmehlen auf dem schwarzen Sumpf,
Der unheilbrütend in der Tiefe lauert,
Vertrauern Jahr um Jahr ihr kärglich Sein
An dieser Schreckensstatt. Ein Schweigen, wie's
An off'nen Gräbern wohnt, erfüllt mit Grau'n
Die Nacht der sturmgebeugten, bärt'gen Fichten,
Die schlangengleich die Wurzeln weithin strecken
Und trotzig dräuend zwischen Trümmern sieh'n.
Ein Adlerschrei aus fernem Felsenhorst,
Ein Uhuruf aus dunklem Höhlengrund
Und Unkensang aus modrigem Geklüft:
Das sind die Töne, die noch heute schrill
Das träge Echo dieses Thales wecken
Und, wie vor Tausenden von Jahren schon,
Die tiefe Stille nur noch mehr vertiefen.

Es ist eine schreckliche Nacht. Der Sturmwind rüttelt an den Felsriffen, bricht Wälder und „fährt dahin in jauchzendem Frohlocken, und freut sich der Vernichtung, die er schuf".

Ein angstvoll Schweigen fesselt alle Zungen;
Nur in dem grausen, giftgetränkten Brodem,
Der ob dem schwarzen Sumpf ertödtend lastet,
Irrlichter kreisen auf und ab, zum Kranz
Sich bald verschlingend, bald sich lösend wieder
Und ihre bleichen Fackeln fröhlich schwingend;
Je nach dem Tacte, den der Sturmwind gibt,
Ertönt der Sang der ausgestoß'nen Seelen,
Die Selbstmord in den trägen Sumpf gebannt
Und nächtens auf- und niederirren läßt:

„Die Windsbraut reitet
Wohl über den Hain,
Auf, auf, und gleitet
In zierlichen Reih'n!
Zum Sturmesgesange
Und Donnerklange,
Da tanzt sich's fein!" u. s. w.

Zu dieser schrecklichen Stunde haben die Mächte der Finsterniß dieses schauerliche Thal zum Ort einer geheimen Zusammenkunft gewählt.

Loki, der Sohn des von den Asen gestürzten Riesengeschlechtes, berath mit seiner Tochter Hel, mit dem Drachen Neidhagen und der bösen Not, wie er seine und seiner Kinder Schmach an den Göttern Walhall's rächen könne. Man kommt überein, den Liebling der Götter, Odins Augapfel, Baldur, zu tödten. Scenerie und Ton dieses ersten Gesanges, des Synedriums der Nacht, sind überaus gelungen. Dagegen sticht um so heiterer ab die Landschaft des zweiten Gesanges, der mit einer Beschreibung eines Sommermorgens „in Asgarts ewig sel'ger Welt" anhebt.

... Nie darf des Winters Frosthauch Asgart streifen,
Des Sommers Gluth nie seine Haine dorren.
Waldmeisterkränze in den Händen tragend
Und Veilchensträuße um den Stab gewunden,
Regiert der Lenz in milder Zaubermacht
Und beut mit maienduft'gen Blumenspenden
Des gold'nen Herbstes reichste Gaben dar.
Nie durft' ein Schmerz sich diesen Auen nah'n,
Der Schatten eines Kummers trüben nur
Den lichten Glanz in Asgarts hohen Hallen.
Doch heute scheint's, als ob ein Nebelhauch —
So leis' und leicht, wie Kindesathem wohl
Die reine Fläche ihres Spiegels trübt —
Sich über Breidablick, den Goldpalast
Des lichtesten der Götter, hätt' gelegt.

Baldur, der fromme Baldur, dessen Haupt
So heil'ger Schönheit Glanz umstrahlt, daß selbst
Der Sonne Licht vor ihrem Schein erbleicht —
Baldur, auf dessen Stirn Gerechtigkeit

Und Liebe thronen, von deß Lippen nur
Der Weisheit und des Friedens Worte fließen —
Baldur — der edelste der Asen — Baldur,
Der Götter Liebling und der Menschen Freund:
Er träumte einen bösen Traum zur Nacht!

Ein finsteres Weib hat sich ihm genaht, ihr feuchter Odem hat ihn fröstelnd angeweht und sich centnerschwer auf seine Brust gelegt. Auch ihre Hand hat sie kalt auf sein warmes Herz gepreßt und ihm dabei ein Wort des Hasses und Hohnes leise zugeflüstert. Da hat der weise Baldur laut im Schlafe aufgestöhnt, und Nanna, die Gattin, hat es gehört und das Geheimniß erfahren.

Am folgenden Morgen tritt Odin wie gewöhnlich

umringt von seinen treuen Hunden,
Im blanken Maschenhemd und gold'nem Helm,
Den stets bereiten Blitz in fester Hand,
... aus Gladsheims strahlendem Gemach
Und sucht die frohgemuthen Söhne, die
In heiterm Spiel die Heldenkraft erproben.

Alle sind sie da, Thor, Tyr, Widar, Wali und Braga ... Auch Frigga, die Mutter, geht, dem Kampfspiel zuzuschauen,

Und Blumen sprießen unter ihrem Schritt;

sie bemerkt zuerst die Abwesenheit Baldurs, da spricht auch Odin:

... Noch sah mein Aug' ihn nicht,
Den weisen Asensproß; doch wußt' ich gleich,
Daß meines Lebens reinste Freude fehle,
Da ihn ich mißte in dem blüh'nden Kranz
Der götterstarken, weisheitsvollen Söhne.

Nanna erzählt unterdeß den bösen Traum, den der hinzutretende Baldur bestätigt. Entsetzen ergreift das Herz der frohen Götter. Daß ein böser Traum sich in Breidablick habe schleichen dürfen, war unerhört, damit war die Sicherheit auf immer dahin. Die Bestürzung vermehrt sich noch, als Frigga mit ihrem poetischen Blick in die Zukunft schaut.

... mit der Hand nach einem Wölkchen deutet,
Das, kaum erkennbar noch, im fernen Nord
Am lasurblauen Himmel weitersegelt. ...

Sie schaut und verkündet in schrecklichem Lied nichts Geringeres, als den Tod ihres Lieblings.

Allgemeiner Jammer der Götter, in Folge dessen eine Rathsversammlung in Odins Halle. Auf Frigga's Vorschlag wird beschlossen, alle Wesen vor Walhalla's Thron zu laden, um sie in Eid und Pflicht zu nehmen, daß keines von ihnen Baldur schaden wolle.

III. Gesang. Gna, die Götterbotin, eilt darum zur Erde und ladet die Wesen alle, vom kleinsten bis zum größten, nach Asgart. Sie kommen

wirklich alle, vom Menschen bis zum leisesten Lüftchen, und schwören auf Frigga's Bitten, Baldur auch kein Härlein krümmen zu wollen. Darob herrscht neuer allgemeiner Jubel in Walhalla, nur —

IV. Gesang — Odin, der weise Weltenvater, hat seine Ruhe noch nicht wiedergefunden. „Ein müder Greis, vergrämt und schmerzgebrochen, steht er heute auf Gladsheims Schwelle bei dem Morgengrauen." Er muß sich sichere Kunde über seines Lieblings Schicksal verschaffen, und beschließt daher, die Wala in Niflheim aufzusuchen. Er besteigt Sleipner und befragt die Wala, die ihm kündet, daß, ehe noch die Sonne zum zweiten Male sich aus dem Meere hebt, Baldur das Todtenreich betreten werde. „Wehe dann," fährt sie fort, „wehe dann, Odin, dir, und dreimal Wehe den stolzen Asen all' in Asaheim!"

Odin ergreift ein nie gekanntes Grau'n.
Mit bleichem Antlitz, bang verstummtem Mund
Lauscht hoffnungslos er diesem Klagelaut.
Dann senkt das Haupt des müden Weltenherrn
Sich tiefer auf die Brust, und zitternd bricht
Aus seinem trüb umflorten Aug' die Thräne.
Nun weiß Odin, daß keine Rettung winkt.

V. Gesang. In Walhalla ist indeß bei den anderen Göttern eitel Freude und Lust. Sie feiern auf der Idawiese die Sommerwende mit Spiel und Speise. Baldur ist allein des fesselosen Jubels Ziel und Zweck. Zum Scherz werden alle Waffen und alle Kräfte an ihm versucht: Alles kann ihm nichts anhaben, da Alles geschworen hat, ihm auch kein Härlein zu krümmen.

Vergebens hob den schweren Hammer Thor,
Sein (Baldurs) Haupt zu treffen. Widars sich're Hand
Sank kraftlos schier herab, und Ullers Pfeil,
Der niemals noch das flücht'ge Wild gefehlt,
Er fiel zu Baldurs Füßen wirkungslos.
Selbst Braga und der sanfte Froh zerbrachen
Viel Eschenholz, indeß der starke Heimdal
Des Schwertes Stahl umsonst an ihm versucht'.

Da schleicht auch Loki durch das Buschwerk um die Götterwiese; er sieht den Triumph Baldurs und weiß seines Neides und Zornes kein Maß. Da durchzuckt ihn ein Plan. Er verwandelt sich in ein altes Weib und geht zu Frigga. Die Göttermutter läßt der Bettlerin eine Erquickung geben und unterhält sich mit ihr. Dabei entschlüpft dem Munde Frigga's das Geheimniß, daß man den Mistelzweig, der damals noch zu jung gewesen, nicht in Eid genommen. Damit weiß Loki genug. Er eilt zurück, spitzt einen solchen Zweig zum Pfeil und gibt ihn dem blinden Hödur, Baldurs Bruder, und beredet ihn, mit diesem Zweig nach Baldur zu werfen, und so theilzunehmen an dem allgemeinen Kampfspiel. Hödur, nichts Böses ahnend, folgt dem Wort und schleudert den Pfeil. Baldur wankt und stirbt. So endet das heitere Götterfest mit einer Todtenklage.

VI. Gesang. Baldurs Leichenbegängniß. VII. Gesang. Frigga, die Mutter, kann sich um den Liebling nicht trösten.

Vergessen liegt die gold'ne Strahlenpracht
Der köstlichen Kleinode, welche sonst
Die weiße Stirn der stolzen Fürstin zieren.
Mit Abscheu und verachtender Geberde
Weist Fylla sie zurück, die sanfte Freundin,
Die schimmernde Smaragde ihr in's Haar
Und funkelnde Rubinen flechten will.
„Fort, fort!" ruft unter Thränen Frigga aus,
„Was soll der Schmuck, die königliche Pracht,
Stirnbind' und Krone der Allwaltenden,
Allweisen Göttermutter noch bedeuten,
Wenn all der Glanz die Herrin Asgarts nicht
Vor solchem Weh kannt' schützen? wenn der Wucht
Geheimen Leids ich nun erliege, gleich
Dem ärmsten Weibe, das in Mittgart wallt?
O Baldur, mein Geliebter, dürft' ich doch
In's Haus der Hel dir folgen! Mich bedünkt
Die tiefste Nacht dort herrlicher, als hier
Der schönste Tag ohn' deinen Augenschein."

Endlich naht sich der ewig Klagenden die Freundin Fylla und fragt sie, warum sie nicht lieber wirklich einen Boten zur Hela senden und der Todesgöttin ein Lösegeld anbieten lassen wolle, gegen welches diese Baldur wieder frei geben soll. Sofort eilt Frigga in die Götterversammlung, wo sich denn auch Hermot, Baldurs Bruder, anbietet, den Ritt in die Unterwelt zu wagen. Neun Tage und neun Nächte reitet er, da kommt er nach Helheim. Hela ist einverstanden, daß Baldur gelöst werde, verlangt aber als Preis, daß alle Wesen um ihn eine Thräne weinen.

Es klingt aus der Antwort Hela's wie ein verhehlter Triumph, eine teuflische Schadenfreude, wenn sie die anscheinend so leichte Bedingung stellt. Hermot hat in seiner edlen Trauer um den Bruder und als Zeuge des allgemeinen Schmerzes etwas zu stolz gesagt, daß *ganz* Asaheim und *ganz* Mittgart um den Todten in Kummer und Noth seien. Darauf erwiedert Hela:

Zweifeln möcht' ich doch,
Daß Asaheim und Mittgart hülflos klagen,
Daß *alle* Ding' und Wesen in den Wassern,
In Höh'n und Tiefen um den Todten trauern,
Wie deine Rede rasch entschlossen kündet. ...

Das böse Princip freut sich, wenn auch nur *ein* einziges Wesen dem höchsten Gute und der höchsten Schönheit nicht nachtrauert, und mit dem ganzen Ingrimm schadenfrohen Hasses stellt es deßhalb die anscheinend so billige Bedingung, daß es Baldur freigeben wolle, wenn wirklich *alle* Geschöpfe um ihn trauern. Wie werden die Lichtgötter sich erst recht des ganzen Sieges der Hela bewußt, wenn sie bei einem Geschöpfe um Thränen für den

Liebling betteln müssen und umsonst betteln! Es liegt in dieser Rede etwas von dem grimmigen Hohne Satans, der dem göttlichen Erlöser eine von ihm so theuer erkaufte Seele abwendig gemacht, sie auf ewig verdorben hat.

Ueberhaupt zählt dieser VII. Gesang, was Stimmung und Schilderung angeht, wohl zu den besten des Gedichtes; besonders möchten wir noch das seltsam Grau in Grau gemalte Landschaftsbild Helheims hervorheben, welches kräftig sowohl gegen das düstere Erdenthal des ersten, als auch gegen Asgart im zweiten Gesange absticht. Rührend ist ferner die Treue Nanna's, der mit Baldur in die Unterwelt gestiegenen Gattin, geschildert. Die ganze Nummer trägt einen classischen Stempel der einfachen Größe und Kraft.

„Unabwendbar", so lautet die kurze bezeichnende Ueberschrift des VIII. Gesanges. Die anscheinend so leicht erfüllbare, so eigentlich ganz selbstverständliche Erlösungsbedingung erfüllt Asgart wieder mit Hoffnung und Freude. Noch einmal erhält die Götterbotin Gna den Auftrag Odins, alle geschaffenen Wesen zu besuchen. Aber wohlweislich fügt Braga die Weisung bei:

Mit wichtiger Botschaft sendet dich Odin
Beklomm'nen Herzens in die weite Welt.
Sei klug und muthig, friedensmild und freundlich.

Man merkt, die Götter fühlen sich doch nicht mehr so ganz sicher, es ist schon eine Art Götterthum von Geschöpfesgnaden.

Zaud're nicht,
In deinen Händen liegt die Hoffnung heut'
Des Weltenherrn, dran Asgarts Leben hängt.

Gna machte sich auf ihren Bittgang. Alle, alle Wesen weinen um Baldurs Schicksal — selbst der schlimmen Mächte Zauber schmilzt in sanftem Mitleid, als um Mitternacht sich der Himmel liebend zur Erde neigte und Stern um Stern weinte. Bald hat Gna ihren Rundgang vollendet — nur eines Augenblicks sichtbare Weile kaum, und Baldur wird wiederkehren an das rosige Licht.

Doch in tiefer Höhle am Wendelmeere wohnt noch ein grimmes Weib in grauenvoller Nacht. Sie hat nie das Licht gesehen, ihr Herz ist jedem Mitleid unzugänglich. Gna pocht an ihrer Pforte, mit sanfter Bitte bettelt sie bei der Unholdin um eine Thräne. Die aber fährt empor:

Bei trock'nem Aug' wird Tock nur weinen.
Der Gott des Lichts that niemals Gutes mir,
Drum mag die Hel behalten, was sie hat —
Ich weine nicht.

Das ist ihr letztes Wort — und damit ist Baldurs und Asgarts Loos entschieden, unabwendbar. Traurig, verzweifelt macht sich Gna auf den Heimweg. Trauer, Verzweiflung erfaßt die seligen Asakinder, die Götter Walhalla's.

Odin, der Göttervater, faßt sich zuerst. Ihm fällt der Wala Wort ein.

. . . „Baldur ist dahin," sagt er,
„Und in der schwersten Stunde meines Lebens
Lern' schmerzgeläutert ich das Wort verstehn,
Das räthselhafte Wort der weisen Wala,
Deß dunklen Sinn ich nie zu deuten wußte.
Die Götter Asgarts müssen einst vergehn
In Tagen, die jetzt trübe dämmernd nahn,
Denn ob dem schildgedeckten Dache Gladsheims
Wölbt herrlich sich des Himmels reiner Glanz,
Wo fern den Asen, fern den Menschenkindern
In unnahbarem Licht die Dreie thronen:
Der Hohe wie der Ebenhohe und —
An Macht und Kraft den beiden gleich — der dritte.
Das ist der einzig wahre und lebend'ge Gott,
Der ist und war und allzeit bleiben wird,
Wenn Asgarts Götter längst in Staub gesunken.
Ich seh' die Zeit und hör' ihr Flügelrauschen,
Und Baldurs Tod ist sich're Bürgschaft mir,
Sie nahe schon mit unhörbaren Schritten,
Die sel'ge Zeit, daß Alfadur, der einzig
Allwaltende der Schöpfung, sich bezeug'.
Nicht mehr in Bildern und in Räthselrunen,
Nein, Gott von Gott und Licht vom Licht, allein
In reiner Wahrheit und in Wesenheit."

Des starken Göttervaters Stimme bricht
Und lange Seufzer heben seine Brust,
Wie er nun, leiser, immer leiser redend,
In's Leere starrend und den lichten, blauen,
Mit Sternen übersäten Mantel fester
Um Arm und Schulter schlagend, langsam fortfährt:
„Mag denn die Götterdämm'rung grausig nahn,
Der Schnee von allen Seiten stöbern, Frost
Der Erde Fugen krachend spalten und
Der Sonne Angesicht sich trauernd schwärzen;
Mag Sturm und Wetter toben — Windzeit, Wolfzeit,
Mit Feuers Gluth und wilder Wasser Schwall
Die Welt bedrängen, ehe Walhall fällt:
Die Götter sterben, aber Gott lebt ewig!
Auf sein Geheiß hebt auf den Trümmern sich
Ein neuer Himmel, eine neue Erde,
Und Gottes Geist wird bei den Menschen wohnen
In Friedensfülle und Gerechtigkeit.
Und Tod wird nicht mehr sein, noch Schmerz und Klage."

An diese ergebene Klage des Göttervaters schließt sich das prophetische Lied der Nornen vom künftigen Friedensfürsten und Erlöser — das Lied der Uroffenbarung von Entsündigung und Gnade.

A. Jüngst hat ihre keineswegs leichte Aufgabe gelöst; sie hat zuwege gebracht, daß trotz des unwiederbringlichen Verlustes Baldurs, für den sie den

Leser ganz und gar begeistert hatte, ein erhebendes Gefühl lauterer Freude im Herzen zurückbleibt. Man hat im ganzen Gedicht mit den Göttern *menschlich* gefühlt, sich gefreut, gehofft und gebangt; um so mehr ergreift daher am Schluß das Auftreten oder vielmehr der Hinweis auf das wahrhaft Göttliche, auf den Gott des Himmels, der sich über dem schildgedeckten Dache Gladsheims wölbt. Wir halten diesen Schlußeindruck für den schönsten und reinsten künstlerischen Erfolg der Dichterin. Sie hat ihn vom Anbeginn des Gedichtes vorbereitet, indem sie bei aller geschichtlichen Treue und aller Idealität der Auffassung der Götter immer und immer die Unzulänglichkeit und Endlichkeit derselben durchfühlen läßt. Man lernt die meisten dieser Götter als hochedle Naturen, etwas übermenschliche Menschen *lieben*, sie treten uns in jeder Hinsicht *menschlich* nahe, aber wir bleiben uns eben deßhalb jeden Augenblick bewußt, daß sie *keine Götter* sind. Auf diese Weise hat übrigens die Dichterin auch die große Schwierigkeit überwunden, welche in der Behandlung ähnlicher mythologischer Stoffe liegt. Meistens können uns derlei poetische Auffrischungen längst abgethaner Weltanschauungen wohl einen Augenblick in der Phantasie ergötzen, das Herz aber werden sie uns nicht bewegen. Die Dichterin hat in ihrem Sang auch das Letztere vermocht. Sie hat freilich zu diesem Zweck auf ein anderes künstlerisches Mittel verzichtet. Die Sprache und die ganze Einkleidung des Stoffes sind durchaus modern, man glaubt eine treffliche Uebersetzung irgend eines italienischen oder griechischen Gedichtes vor sich zu haben; Anklänge, Wendungen und Wortfügungen der Edda oder anderer nordischer Dichtungen sind verhältnißmäßig selten. Man kann über den Mangel des Lokaltons gewiß verschiedener Meinung sein — wir für unsern Theil bedauern sogar den allzuglatten und feinen modernen Ton —, aber man muß zugestehen, daß der ethische Erfolg des Gedichtes kein so allgemeiner geworden, kurz, daß das Gedicht in seiner jetzigen Form und eben wegen derselben auf eine Verbreitung und ein liebendes Verständniß rechnen darf, die ihm bei stark hervortretender archaisirenden Tendenz jedenfalls gefehlt haben würden.

Der Erzählungsvers ist durchgehends der sehr klangvoll und wechselreich behandelte reimlose fünffüßige Jambus. In den häufig mit vieler Natürlichkeit eingeschalteten Liedern, Chören u. s. w. herrscht meistens der freie Rhythmus mit Stabreim vor. Allein auch hier glauben wir eher moderne Chorsprache, als Lieder der Edda zu vernehmen. Z. B.:

Ich mische die Loose,
Die weißen und schwarzen,
Im kreisenden Becher,
Und theile mit ernstem
Und klugem Bedenken
Den Menschen sie zu,
Ob auch das Auge
Des Sterblichen nimmer
Die Gründe erforschet,
Warum ich sie zog.

Hervorheben möchten wir schließlich noch, daß A. Jüngst alle Sorgfalt darauf verwendet hat, den Leser möglichst selten an seine etwa mangelhaften mythologischen Kenntnisse zu erinnern. Wenn man sich die kurzen Noten am Schluß des Gedichtes angesehen, so kann man getrost an die Lesung gehen und kommt sich wunders wie bewandert unter den Göttern Walhalla's und Niflheims vor. Als bestes Lob des Gedichtes und als kürzeste Empfehlung desselben möchten wir sagen: es hat mit spielender Leichtigkeit alle Vorurtheile überwunden, die sein mythologischer Titel in uns erregt hatte.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

1. **Kurzgefaßter Commentar zu den vier heiligen Evangelien.** Von Dr. **Franz X. Pölzl**, o. ö. Professor der Theologie an der k. k. Universität zu Graz. — Dritter Band: Kurzgefaßter Commentar zum Evangelium des hl. Johannes mit Ausschluß der Leidensgeschichte. Zwei Theile. 430 S. 8°. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1882 u. 1885. Preis: *M.* 6.
2. **Commentar über das Evangelium des heiligen Johannes.** Von Dr. **Paul Schanz**, Professor der katholischen Theologie an der Universität Tübingen. 597 S. gr. 8°. Tübingen, Franz Fues, 1885. Preis: *M.* 8.

Das „pneumatische Evangelium", wie es Clemens von Alexandrien nennt, behauptet unter den neutestamentlichen Schriften eine hervorragende Stellung. Es ist so recht das Evangelium der Gottheit des Messias. Mit vollem Rechte hat die christliche Symbolik dem heiligen Verfasser den Adler beigesellt. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater" — zu dieser Sonne hat sich Johannes erhoben, ihr Licht hat er in sich aufgenommen und ihren Glanz hat er seinem Evangelium einverleibt. Daher ist denn auch dieses Evangelium so ganz, wie der, dessen Herrlichkeit es verkündet, in resurrectionem et in ruinam geworden. Jenes für den Glauben, der nicht müde wird, an der unerschöpflichen Fülle der dort ausgestreuten himmlischen und beseligenden Wahrheiten sich zu erquicken und zu verklären — dieses für den Unglauben und den vernunftstolzen, kalten Kriticismus, der, um Unglaube bleiben zu können, verzweifelte Anstrengungen machen muß, das Evangelium der Gottheit Jesu Christi zur großartigsten Lüge zu stempeln. Daher konnte man denn schon zum Oestern gerade aus jenen Kreisen der protestantischen Wissenschaft, welche dem anstürmenden Unglauben gegenüber wenigstens noch den Glauben an Jesu Gottheit retten wollen, den Ruf vernehmen: die johanneische Frage ist die Cardinalfrage der neutestamentlichen und überhaupt der kirchlichen Kritik.

Es ist demnach sowohl vom apologetischen als auch vom dogmatischen Standpunkt aus von großem Belang, daß uns tüchtige Arbeiten über das Evangelium geboten werden. Die Wichtigkeit und Erhabenheit des Gegenstandes ist schon an und für sich eine kräftige Empfehlung der oben angezeigten zwei neuesten Commentare.

1. Der erstere „kurzgefaßte" Commentar ist zunächst für die Bedürfnisse der Theologie Studirenden berechnet. Er soll sie in das Studium des Evan-

geliums einführen, die sicheren Ergebnisse der Schriftforschung ihnen erläutern und begründen und den Gedankenzusammenhang und Lehrgehalt desselben klar und übersichtlich vermitteln, nachdem durch Wort- und Sacherklärung eine sichere Grundlage gewonnen ist. Referent trägt kein Bedenken, auch von diesem Bande zu sagen, was in diesen Blättern bereits zur Empfehlung des ersten Bandes, des Commentars zu Matthäus, bemerkt wurde: „Der Verfasser zeigt sich auf exegetischem Gebiete wohl bewandert, nüchtern und solid in der Auslegung, sorgfältig in Benützung der einschlägigen Literatur — der Commentar wird namentlich, wo es um raschere Orientirung in dunkeln Schriftstellen, um sofortige Beibringung einer haltbaren, durchsichtigen Auslegung schwieriger Texte zu thun ist, erwünschte Dienste leisten." Ferner muß hervorgehoben werden, daß der Herr Verfasser dem vom frühern Referenten ebenda (Stimmen, Bd. XIX. S. 447) geäußerten Wunsche, bei einzelnen nicht unwichtigen Stellen mehr als eine einzige Erklärung zu erwähnen, in einer für den „kurzgefaßten" Commentar recht ausgiebigen Weise entsprochen hat. Bei Behandlung der Einleitungsfragen ließ sich der Herr Verfasser durch den Umstand, daß die Isagogik eine selbständige theologische Disciplin sei, bestimmen, nur „in großen, allgemeinen Zügen den Stand der johanneischen Frage zu präcisiren, die Haupteinwände gegen Geschichtlichkeit und Aechtheit des Evangeliums kurz vorzuführen und zu prüfen". Doch ist das Wesentliche in ausreichender Skizze angedeutet. Aber es wäre wohl u. A. auch angezeigt gewesen, da der Einwurf gebracht wurde, den Nachweis in mehr positiver Weise zu erbringen, daß die lehrinhaltlichen Differenzen zwischen den Synoptikern und Johannes in der gegnerischerseits betonten Art nicht vorhanden sind. Es finden sich für die sogen. specifisch johanneischen Lehrpunkte auch bei den Synoptikern die erkennbare Grundlage und nicht zu verkennende Andeutungen. Doch ist S. XLIV ein kleiner Ansatz zu diesem Nachweise gemacht. Das Zeugniß des Papias (S. XXXVII) ist nur mit einiger Reserve zu geben. Bekanntlich verschreien es die Gegner als „apokryphen Wisch", und auch Dr. Schanz führt es zwar an, unterläßt aber nicht, ihm die Warnungstafel beizugeben: „Der zweite Theil unterliegt freilich schweren Bedenken; denn Marcion erinnert an die ziemlich späte Zweckbeziehung des Evangeliums, und das Dictiren wird sonst nirgends erwähnt. Gerade dieser Umstand hätte den Eusebius zur Aufnahme veranlassen müssen, da er die Traditionen über die Entstehungsgeschichte der heiligen Schriften sammelte."

Der Commentar liest sich gut. Auf den Gedankenzusammenhang und den Redefortschritt wird gebührend aufmerksam gemacht; die einzelnen Ringe einer längern Beweiskette werden gut dargelegt, und durch rückschauende und zusammenfassende Erörterungen ist für den Ueberblick Sorge getragen. Die eingehaltene Methode entspricht daher recht gut dem Zweck des Buches. Auch in Bezug auf Textkritik ist der nothwendigste Thatbestand gegeben. Das Gute und Brauchbare der älteren katholischen Exegese ist anerkannt und im Allgemeinen gut verwerthet. In manchen Fällen hätte jedoch z. B. aus dem Commentar von Tolet noch Mehreres eine lohnende Ausbeute liefern können.

Warum Jesus sich „Menschensohn" nenne, hat z. B. Tolet besser und reichhaltiger entwickelt (vergl. an. 19 ad c. 3), als es hier S. 52 geschieht. Ebenso hätten bei einer Anzahl von Erklärungen oder Motivirungen, für die protestantische Ausleger aufgeführt werden, richtiger und besser katholische Exegeten eine Stelle finden sollen. So konnte S. 20 zu der Erklärung a patre statt dreier Protestanten für die gleiche Auffassung Tolet genannt werden; was S. 32 „Meyer richtig bemerkt", hat auch Tolet lange vor Meyer gesehen; S. 57 konnte statt des angeführten Luthardt die von Tolet gebotene Stelle des hl. Augustin u. A. verwerthet werden; die Frage: vis sanus fieri (Joh. 5, 6) ist bei Tolet besser motivirt, als bei Meyer, der S. 130 citirt ist; was es heiße, Christum in nobis manere, braucht man auch nicht erst bei Willibald Grimm unter μένειν zu lernen; man vergl. z. B. Tolet z. St. S. 15 sagt der Herr Verfasser: „Die Gläubigen der vorchristlichen Zeit erhielten die Macht (das Vermögen), Kinder Gottes zu werden, nicht aber erhielten sie schon die Kindschaft selbst" (vergl. damit S. 223); aber ohne Besitz der heiligmachenden Gnade gibt es keine Rechtfertigung; das gilt auch für den Alten Bund. Mit dem Besitz der heiligmachenden Gnade, die in ihrem Wesen für das Alte und Neue Testament identisch ist, ist aber auch eine wahre und wirkliche Kindschaft Gottes gegeben. — Dem Herrn Verfasser ist nur beizustimmen, wenn er Christi Rückkehr aus Judäa und den Aufenthalt in Samaria (Joh. 4) in den Monat December verlegt und Joh. 5, 1 „höchst wahrscheinlich" ein Paschafest erwähnt findet. Recht gut ist „im Geiste und in der Wahrheit anbeten" erklärt (S. 107). Um Joh. 4, 52 heri hora septima zu erklären, bringt Schegg wohl mit Recht noch die Beschaffenheit des Weges mit in Anschlag. Die schwierige Stelle 8, 25 erklärt der Herr Verfasser: „Durchaus (ganz und gar) bin ich, was ich auch sage"; auch Dr. Schanz hält diese Erklärung für die wahrscheinlichste, die allerdings auf das Folgende weniger Rücksicht nehme, sich aber doch damit vereinigen lasse (Commentar S. 344). Der Commentar geht bis Schluß des 17. Kapitels. Die Leidensgeschichte will der Herr Verfasser in einem eigenen Bande zugleich nach allen vier Evangelien behandeln. Beigegeben ist ein fleißig gearbeitetes alphabetisches Sachregister.

2. Mit dem Commentar zu Johannes hat Dr. Schanz seine Commentare über die Evangelien zum Abschlusse gebracht. Was bereits in dieser Zeitschrift[1] über die vorhergehenden Commentare bemerkt wurde, findet sich auch im vorliegenden: die exegetische Literatur, alte und neue, katholische und protestantische (und hier die sogen. gläubige und die rationalistische), wird in sehr ausgedehnter Weise herangezogen und berücksichtigt, so daß in den meisten Fällen durch die Gruppirung der verschiedenen Auffassungen des Zusammenhanges und durch die Darlegung der versuchten Auslegungen zugleich eine Geschichte der Erklärung von der patristischen Zeit an bis auf unsere Tage herunter geboten wird. Das Für und Wider ist meistens kurz und bündig gegeben. Gebührende Aufmerksamkeit ist der neuesten sym-

[1] Vgl. 1881, Bd. XXI. S. 293; 1884, Bd. XXVI. S. 193.

bolischen Erklärung und Verflüchtigung des Evangeliums gegenüber dem Erweise des streng geschichtlichen Charakters geschenkt; dabei ist es dem Scharfsinne des Herrn Verfassers gelungen, eine Anzahl von Ausdrücken, Wendungen und Zügen namhaft zu machen, die eben die Augenzeugenschaft des Evangelisten klar und ungezwungen bekunden und nur bei dieser einfach und natürlich sich ergeben. Der sprachlichen und textkritischen Seite ist gleichfalls viel Fleiß und Sorgfalt gewidmet.

Die Einleitung behandelt eingehend die Aechtheit und den Zweck des Evangeliums (S. 48). Für jene wird nachdrücklich auf das Gewicht der positiven Zeugnisse hingewiesen. „Die äußere Bezeugung ist also für eine Schrift, welche erst gegen das Ende des ersten Jahrhunderts geschrieben wurde, so allgemein und sicher, als man sie überhaupt verlangen kann. Wer noch Gewährsmänner für Irenäus, Theophilus u. a. verlangt, um ihren Nachrichten den Werth eines historischen Zeugnisses zuzuerkennen (Zeller, Baur u. a.), muß überhaupt die historischen Zeugnisse jener der apostolischen Zeit durch Apostelschüler so nahe stehenden Zeit verwerfen. Es ist aber fast komisch, wenn man in diesen Zeugnissen hervorragender kirchlicher Männer nicht das Geringste findet, was den Werth eines historischen Zeugnisses hätte, aber den Widerspruch der unbekannten Alloger zu einem historischen Zeugniß ersten Ranges aufbauscht" (S. 10). Aber trotz dieser mit Recht so energisch betonten und vollgültigen positiven Zeugnisse verschmäht es der Herr Verfasser nicht, auch auf die von der negativen Kritik aus „inneren Gründen" gebrachten Einwürfe in einer sehr eingehenden Untersuchung sich einzulassen und besonders auch die vielen „Widersprüche", die man zwischen Johannes und den Synoptikern gefunden haben wollte, auf ihr Nichts zurückzuführen. Im Evangelium selbst werden nach dem Prologe zwei Theile unterschieden: 1. Die Selbstoffenbarung Jesu und die Kämpfe mit den Judäern (hierzu die Unterabtheilung: die Selbstoffenbarung Jesu und der Glaube 1, 19 bis 4, 54; die Selbstoffenbarung Jesu und der Unglaube 5 bis 12, 50); 2. Abschied von den Jüngern, Leiden, Tod und Auferstehung. Wäre es nicht einfacher und richtiger, und böte obendrein ein einheitliches Eintheilungsprincip, etwa mit dem hl. Thomas zu sagen: Christus manifestavit gloriam suam vivendo et moriendo? Jedenfalls sollte auch der zweite Theil unter den Gesichtspunkt der Selbstoffenbarung gebracht werden. Der Herr Verfasser weist zwar S. 55 darauf hin (die Passio unter dem Gesichtspunkt der δόξα); aber beim Eintheilungsschema selbst ist dieses einheitliche, beide Theile umschlingende Band nicht verwerthet worden.

Nun noch einige Bemerkungen. Es will mir immer scheinen, daß man die Stellen 1, 18 und 3, 11. 13 ihrem Vollwerthe nach nur dann recht würdigt, wenn man mit der einstimmigen Lehre aller namhaften Dogmatiker die visio beatifica der Seele Christi mit hereinzieht; oder vielmehr diese Stellen selbst legen jene Lehre sehr nahe. In welcher Weise, ist in dieser Zeitschrift schon besprochen worden (1879, Bd. XVI. S. 20). — Selbst wenn man mit Dr. Schanz 5, 4 als Glosse streicht und so den Engel, der zeitweilig herunterstieg und das Wasser des Teiches in Wallung brachte, ent-

fernt, oder ihn aus der Volksanschauung heraus erklärt, welche überall die unmittelbare Thätigkeit Gottes voraussetze, ist es, will man dem Wortlaut der übrigen Erzählung nicht Gewalt anthun, unmöglich, an dem wunderbaren Charakter des Teiches Bethesda vorbeizukommen. Es waren, sagt Dr. Schanz, nur „bestimmte äußere Krankheiten, welche geheilt wurden; dieses beweist, daß das Wasser einen mineralischen Gehalt hatte, welcher für gewisse Krankheiten besonders günstig wirkte". Aber der Kreis der Krankheiten ist ein weiter und begreift mannigfaltige; in diesen Hallen lag eine Menge von Kranken: Blinde, Lahme, Leute mit vertrockneten Gliedern. Nun darf man doch fragen, wo ein Sprudel sei, der alle diese Uebel hebe, und zwar so, daß nur der erste, der bei der Wallung hineinsteige, geheilt werde. Das aber ist auch ohne V. 4 in dem unbezweifelt ächten V. 7 enthalten, zu dem auch Dr. Schanz bemerkt, die Juden hätten schwerlich den Versuch unterlassen, ob nicht auch ein zweiter Hülfe finde. Das ist doch ein sehr merkwürdiger Sprudel: er heilt Blinde, Lahme (Gichtbrüchige), Leute mit vertrockneten Gliedern; aber bei jeder Aufwallung nur einen! Dr. Schanz sagt, man mache auch sonst bei intermittirenden Thermen die Wahrnehmung, daß der erste Sprudel wegen der Gase am wirksamsten sei. Gut; aber warum nur für einen? „Die locale Bewegung ging schnell vorüber." Also so kurz andauernd, daß kein zweiter hinabsteigen konnte, und doch so heilkräftig?! Bis man einen zweiten ähnlich merkwürdigen Sprudel aufgefunden hat, wollen wir getrost mit fast allen katholischen Exegeten hier ein Wunder annehmen. Dr. Pölzl wird Recht behalten müssen, wenn er schreibt: „Aus dem Wortlaut des biblischen Berichtes ergibt sich mit aller Sicherheit, daß die Heilkraft des Wassers nicht auf eine natürliche, sondern auf eine übernatürliche Ursache zurückzuführen ist." — Bei der sonstigen Ausführlichkeit des Commentars fällt es auf, daß zu 15, 25 bei der citirten Psalmstelle nur die lakonische Bemerkung steht: „Der verfolgte David sagt das von sich; der Evangelist aber deutet es messianisch." Es sind Worte Christi, die angeführt sind, und ein Hinweis auf die Berechtigung der messianischen Deutung wäre wohl am Platze gewesen. — Was die Frage nach der innern Entwicklung Christi anbelangt, so beweist das S. 125, Anm. 3 Beigebrachte bloß, daß die von Dr. Schanz vertretene Ansicht keine Häresie sei; das habe ich indessen auch nicht behauptet (in meiner Besprechung des Lucas-Commentars). Damit besteht aber doch, daß sie mit der allgemeinen und sichern Lehre der Theologen in Widerspruch stehe. Es kann ja etwas eine sententia theologice certa sein, ja fidei proxima, ohne Dogma im strengen Sinne zu sein, dessen Läugnung eben die Verneinung einer ausdrücklichen Glaubenslehre wäre. Gibt es denn in der Theologie bloß ausdrückliche Glaubenslehren, und ist alles, was nicht Dogma im strengen Sinne ist, freie Meinung? In Betreff des Satzes: „Als Mensch wußte er (Jesus) das Grab (des Lazarus) nicht" (S. 415), begnüge ich mich, den Herrn Verfasser zu ersuchen, etwa Scheebens Dogmatik, 3. Bd. 1. Abth. S. 178—186 nachzulesen. — Im Verlaufe des Commentars kommt Dr. Schanz wiederholt auf die Behauptung zurück, daß Lucas nicht in chronologischer Reihenfolge geschrieben habe.

Darum auch hierüber noch ein Wort. Der Prolog des Lucas muß maßgebend sein. Hier, sagt er, wolle er das von Anfang an Erforschte „der Reihe nach" erzählen, und zwar zu dem Zwecke, damit dem Timotheus eine volle Sicherheit und Gewißheit vermittelt werde. Dieses aber will er unternehmen, weil viele den Versuch gemacht haben, eine Erzählung jener Thatsachen der Reihe nach anzuordnen oder aufzustellen (ἀνατάξασθαι). Was besagen diese Worte? Jenes „der Reihe nach" kann nicht einfach sein, er wolle *im Allgemeinen* eine Ordnung einhalten. Das ist bei jedem Schriftsteller selbstverständlich. Es kann nicht eine *systematische* Ordnung heißen, weil erstens der Stoff im Lucas-Evangelium nicht nach logischen und sachlichen Gesichtspunkten eingetheilt ist, und weil zweitens die Versicherung: ich will Alles so gruppiren, daß der Leser sicher meiner Ueberzeugung beitritt, bei einem auf Thatsachen und deren Darstellung angewiesenen Schriftsteller doch mehr als verfänglich wäre. Es bleibt also einfach und ungezwungen nur die „Reihe" und Reihenfolge übrig, in der sich die Thatsachen wirklich abgespielt haben. Aber, wirft Dr. Schanz ein, „diejenigen, welche in Lucas den Historiker unter den Evangelisten verehren, mögen sehen, wie sie die Unkenntniß desselben mit einer Anzahl hervorragender Wunder und der genauen historischen Eintheilung des Johannes erklären. Dem eifrigen Quellenforscher konnte dieß doch unmöglich entgehen" (S. 22). Mit Letzterem ganz einverstanden! Aber was für die übrigen Evangelisten gilt, muß auch für Lucas gelten: sie schrieben nicht alles, was sie wußten; sie wußten viel mehr, als sie schrieben. Was steht denn Joh. 21, 25? Es wird uns nicht möglich sein, immer genau zu sagen, warum sie aus dem *reichen Schatz* ihres Wissens gerade dieses und jenes herausgriffen, jenes unberührt ließen — und dieses kann auch die Benützungshypothese nicht befriedigend beantworten! — aber bei Lucas ist uns doch im Prolog ein Anhaltspunkt gegeben. Besagen ja die Anfangsworte deutlich genug, daß Lucas seine Schrift mit Rücksicht auf „viele" abfaßte, welche „eine Erzählung betreffs der vorgefallenen Ereignisse der Reihe nach aufzustellen" unternommen hatten. Es liegt also die Annahme recht nahe, daß er sich in Bezug auf die Auswahl der mitzutheilenden Thatsachen irgendwie im Rahmen jener vielen hielt und „der Reihe nach" jene Ereignisse vorführte, die auch von den vielen, aber in abweichender und verwirrender, und daher die geschichtliche Gewißheit beeinträchtigender Weise erzählt worden waren. Lucas' Schrift will ja gerade diese Sicherheit gewähren. Daß aber diese Sicherheit, diese historische Gewißheit bei den Gebildeten — und zu diesen zählte sicher Theophilus — durch die Versuche jener „vielen" irgendwie gefährdet schien, und daß Lucas diesem Mangel abhelfen wollte, liegt doch klar in V. 3. 4 des Proömiums angedeutet. Oder soll das Proömium *nichts* sagen? Aber wozu dann? So kann dem Lucas der historische Charakter gewahrt bleiben, ohne daß man, wie Dr. Schanz will (S. 401), sein Schweigen über das an Lazarus gewirkte Wunder einfachhin unter jener Voraussetzung für „unerklärbar" auszugeben braucht. Eine Parallele mit der Apostelgeschichte liegt nahe. Lucas wußte von Paulus sicher viel mehr, als er erzählt. Durch die pau-

linischen Briefe erfahren wir Pauli Aufenthalt in Arabien; wir lesen 2 Cor. 11, 23 einen langen Leidenskatalog, für den uns die Actus apost. sehr wenig bieten: dort a Judaeis quinquies quadragenas una minus accepi — hier nichts davon; dort ter virgis caesus sum — hier eine Ruthenpeitschung; dort ter naufragium feci — hier nichts davon u. s. f. — Wie sodann die Quellenforschung, auf die sich Lucas beruft, formell die Voraussetzung der Traditionshypothese widerlegen soll (S. 401), ist nicht abzusehen.

J. Knabenbauer S. J.

Die bischöflichen Domkapitel, ihre Entwicklung und rechtliche Stellung im Organismus der Kirche. Von Dr. **Philipp Schneider**, Präbendat an der Kathedrale zu Würzburg. XXXII u. 505 S. 8°. Mainz, Franz Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 6.

Diese Schrift ist aus einer klaren Einsicht in das Detail der historischen Entwicklung und aus einer großen Vertrautheit mit allen gegenwärtigen Verhältnissen und dem bestehenden Recht der Domkapitel hervorgegangen. Denn so klar und übersichtlich, so allseitig und gründlich vermag nur der zu schreiben, welcher seinen Gegenstand vollkommen beherrscht. Wir wollen den Hauptgang der historischen Untersuchung, welche den ersten Theil des Werkes ausmacht, kurz skizziren.

Gleich zu Anfang führt uns der verehrte Herr Verfasser in die Zeiten der Urkirche zurück. Hier liegt die ganze Administration der Diöcese in den Händen des Bischofes und des ihm zur Seite stehenden Presbyteriums, das aus den Priestern und Diakonen der Episkopalkirche besteht. Außer diesem ist kein Clerus vorhanden, der das Meßopfer hätte darbringen, die Sacramente spenden, das Predigtamt ausüben können. Bischof und Presbyterium bilden sozusagen die priesterliche Familie im engern Sinne. Ihr Haupt und Vater ist der Bischof. Doch soll dieser, seiner menschlichen Schwäche eingedenk, in wichtigen Sachen nichts beschließen, ohne den Rath seines Presbyteriums eingeholt zu haben. So war es Sitte und Brauch von den apostolischen Zeiten her. Erst im dritten und vierten Jahrhundert begegnen wir rechtlichen Bestimmungen, welche ein Bedeutendes mehr vom Bischofe in bestimmten Fällen verlangen. So ordnet z. B. Papst Leo d. Gr. an, daß es kein Bischof wagen solle, etwas vom Kirchengute in irgend einer Weise zu veräußern, er habe denn den Consens seines Clerus zuvor erhalten. Widrigenfalls solle das ganze Rechtsgeschäft ungültig sein (c. 52 C. XII. 92). Jedoch hat es viele Jahrhunderte lang der Bischof nur mit den einzelnen Mitgliedern des Presbyteriums zu thun. Eine selbständige Corporation, wie die heutigen Domkapitel, existirte als solche nicht. Diese bildete sich zuerst, aber nur allmählich, im Laufe des zehnten und elften Jahrhunderts, und zwar in Folge einer Einrichtung, die in ihrem ersten Beginn wohl eher auf alles Andere berechnet zu sein schien, als dem Kathedralclerus zu einer größern Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu verhelfen. Es war dieß das Institut des gemeinschaftlichen Lebens.

Schon gegen den Ausgang des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts hatten unter Eusebius von Vercelli, Ambrosius und besonders unter

Augustinus in Afrika Versuche in dieser Richtung stattgefunden. Die Canoniker, d. h. alle in das Verzeichniß (Canon) einer Kirche eingetragenen Geistlichen, hatten sich zum gemeinschaftlichen Leben unter Leitung des Bischofs vereinigt. Aber erst der Regel Bischofs Chrodegang von Metz, eines Benedictiners, und der etwas spätern sogen. Aachener Regel gelang es, am Ende des achten und im Anfange des neunten Jahrhunderts diese Absichten in weitem Umfange und für viele Jahre zu verwirklichen. Diese Institute blühten mehr oder minder ungefähr zwei Jahrhunderte lang. Sie umfaßten, soviel das überhaupt möglich war, den ganzen damaligen Weltclerus. Ein solcher fand sich aber nicht mehr bloß wie ehemals an der Domkirche. Seit dem vierten Jahrhundert waren allmählich auch andere Kirchen, zunächst auf dem Lande und in Orten, die dem Bischofssitze ferner lagen, mit eigenem Seelsorgsclerus entstanden. Daher schreibt sich der Ursprung der Collegiat- neben den Domkapiteln. Es gewann aber jetzt auch der Name Canonicus eine andere, von der oben angegebenen verschiedene Bedeutung. Man dachte nicht mehr an das Verzeichniß der einer Kirche adscribirten Geistlichen; man beabsichtigte jetzt damit einen Cleriker zu bezeichnen, der, ohne ein stricter Regulare oder Religiose zu sein, dennoch an eine feste, gemeinsame Lebensregel (Canon-Regel) gebunden war. Sodann tritt durch dieses neue Institut die Würde des Propstes zuerst in's Dasein.

Es ist diese Dignität als solche nicht aus dem ursprünglichen bischöflichen Presbyterium herausgewachsen, sie ist von außen in das Kapitel hineingetragen worden[1]. An und für sich war nämlich der Propst (praepositus) der vom Bischof ernannte neue Vorstand des gemeinsamen Lebens. Diese neue Würde ging indeß ganz naturgemäß, und deßhalb auch gewöhnlich, auf den Archidiakon über. Denn einmal bezeichnete diesen zum Vorsteher des gemeinsamen Lebens schon die hervorragende Stellung, welche er, der Anfangs nur an der Spitze der Diakonen gestanden hatte, sich über alle übrigen Mitglieder des bischöflichen Presbyteriums seit Langem errungen. Er brachte das nothwendige Ansehen zu einer solchen Stellung mit. Sodann bot die Analogie, Harmonie und der enge Zusammenhang der Functionen, die ihm bisheran als ersten Verwaltungsbeamten der ganzen Diöcese und „dem Auge des Bischofes" obgelegen hatten, und der nunmehr dem Propste zufallenden Obliegenheiten, eine Garantie der Befähigung und eine wirksame Schutzwehr gegen unliebsame Reibungen. In dieser Weise vermischten sich dann bald im praktischen Leben beide Würden und beide Titel, und es erscheint von nun an gar oft bald der Propst, bald der Archidiakon an der Spitze der Kapitel, resp. des Presbyteriums, und nicht selten hat die neue Dignität die alte ganz verdrängt oder in sich absorbirt. Indessen sehen wir auch hin und wieder den Dechant an der Spitze der Kapitel stehen, eine Würde, welche wahrscheinlich aus derjenigen des Archipresbyters unter Einfluß der Benedictinerregel entstanden ist. Für gewöhnlich aber nimmt der Dechant, wo er vorhanden ist, erst die zweite Stelle im Ka-

[1] Daher der Ausspruch mancher Canonisten: die erste Würde des Kapitels gehöre an sich nicht zum Kapitel.

pitel ein. Ihm liegt dann meistens die Oberaufsicht und Leitung des Kathedral-Gottesdienstes ob; dem Propste aber steht die äußere Vertretung und die innere Leitung des Kapitels als solchem zu. Doch kehren wir zur Hauptsache zurück.

Wir sagten, das Institut des gemeinschaftlichen Lebens sei Veranlassung geworden zur Bildung der Kapitel als selbständiger Corporationen oder Collegien. Das ging in folgender Weise vor sich. Zunächst verblieb dem nunmehr meistens in Gemeinschaft lebenden Kathedralclerus der vierte Theil der Gesammteinkünfte seiner Kirche, wie das von Alters her Sitte und Brauch gewesen war. Aber es bildete sich auch daneben noch ein eigenes Kapitelsvermögen. Dieses wuchs, von den Zeitverhältnissen begünstigt, bald und beträchtlich. Diese beiden Bezugsquellen flossen allen Mitgliedern des Kapitels gemeinsam. Jedoch — und hierdurch treten die Mitglieder des gemeinsamen Lebens in einen bedeutsamen Gegensatz zu den eigentlichen Regularen — es verblieb den einzelnen, wenn nicht das Privatvermögen selbst, doch die volle Nutznießung desselben. Ferner stand auch jedem die freie und volle Disposition zu über alle persönlichen Zuwendungen. Von hier ging die Bewegung aus nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit in den Kapiteln. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß sich der angeborene Freiheitstrieb, zumal bei dem Mangel an Gelübden und bei dem großen vorhandenen Reichthum, gar bald gegen die Schranken, welche das gemeinsame Leben nothwendig zieht, energisch regte. Man suchte die freie Verwaltung, ja das volle Eigenthumsrecht über alle zum Kapitel nur irgendwie gehörigen Güter in die Hand zu bekommen und zugleich das gemeinschaftliche Leben soviel als möglich zu beschränken. Als dieses nach und nach, an dem einen Orte früher, an dem andern Orte später, wenigstens jenem Theile des Kapitels gelungen war, welcher zum Presbyterium des Bischofes gehörte[1] — die jüngeren Kleriker blieben viel länger unter der Leitung des Scholasticus zum gemeinsamen Leben vereinigt —, da waren in der That mit diesem eigenen, einem bestimmten Zwecke gewidmeten Vermögen, mit dem trotz

[1] Zum Kapitel der bischöflichen Kirche gehörten alle an derselben fungirenden Cleriker, juniores et seniores. Alle hießen und waren auch canonici. Zum bischöflichen Presbyterium gehörten indessen aus dem Gremium des Kapitels nur die seniores, die Presbyter und die Diakonen, zu denen noch die in der Bischofsstadt an verschiedenen Kirchen thätigen Priester und Diakonen hinzutraten. So deckten sich damals die Namen Kapitel und bischöfliches Presbyterium nicht. Denn viele gehörten zum Kapitel, die nicht zum Presbyterium gehörten; andere wieder gehörten zum Presbyterium und nicht zum Kapitel. Der Name Kapitel wurde aber der Gesammtheit des in Gemeinschaft lebenden Clerus von der gemeinsamen täglichen Versammlung zur Anhörung eines Kapitels, sei es der Regel, sei es der heiligen Schrift, zu Theil. Man ging eben zum Kapitel oder man war gerade im Kapitel. Bald hieß die Versammlung und die Gesammtheit der Versammelten selbst Kapitel. Wie aber dann das ehemalige Presbyterium als solches zu dem auch heute noch gebräuchlichen Namen Kapitel, seine Mitglieder zu dem Namen canonici capitulares, im Gegensatz zu den anderen, die nicht Kapitulare waren, gelangte, ist nicht ganz klar. Es kann das auf verschiedene Weise geschehen sein.

des Aufgebens des gemeinsamen Lebens recht lebhaften Bewußtsein der Gemeinsamkeit des kirchlichen Zweckes und der Gemeinsamkeit der Interessen alle Bedingungen gegeben, die, zumal bei der Vorliebe der damaligen Zeiten für alle corporativen Bildungen, zu selbständigen Corporationen oder, wie man damals auch redete, zu Universitäten führen mußten. Und so stehen bereits zu Ende des 15. Jahrhunderts die Domkapitel als allseitig anerkannte, wirkliche, ausgebildete Corporationen vor uns. Damit ist aber auch die wesentliche Entwicklung der Domkapitel abgeschlossen. Das nun Folgende ist für die juristische Stellung der Domkapitel im Organismus der Kirche von mehr nebensächlichem Belang, wie sehr auch Manches noch dazu beitragen mag, entweder die praktische Brauchbarkeit der Domkapitel zu erhöhen oder aber herabzudrücken.

Darum wollen wir unsere Skizze abbrechen und den Leser für alles Andere, dessen es die Fülle gibt, auf das Buch selbst verweisen.

Nun wollen wir ein paar Punkte hervorheben, welche wir verbessert zu sehen wünschen. S. 29 beruft sich der geehrte Herr Verfasser auf die S. 25 und 26 aus Augustinus und Possidius beigebrachten Citate zum Beweise dafür, daß man in der von Augustinus geleiteten Congregation die Gelübde der Armuth und des Gehorsams abgelegt habe. Wir sehen nicht, wie die betreffenden Stellen dieses darthun. — S. 148 Nr. 101 findet sich eine zu allgemeine Behauptung, die mit dem vom Verfasser selbst auf S. 16 Nr. 14 Angeführten einigermaßen im Widerspruche steht. — S. 172 f. Nr. 123 wird das Verhältniß des Officials zum Generalvicar besprochen. Nun sind wir allerdings der Ansicht, daß es nothwendig gewesen wäre, um falschen Anschauungen vorzubeugen, klar hervorzuheben, daß dort, wo eine solche Unterscheidung zwischen Generalvicar und Official, bezw. zwischen ihren Wirkungskreisen, wirklich besteht, diese Unterscheidung und Trennung niemals eine principielle, sondern bloß eine practische sein kann. Das will sagen, beide unterscheiden sich nicht im Umfange ihrer Rechte, sondern bloß in Bezug auf die (erlaubte) Ausübung ihrer Rechte. Es findet bloß eine Geschäftstheilung statt. Das ist wenigstens so lange festzuhalten, als diesen Functionären ihr eigenthümlicher Charakter bewahrt bleibt, nämlich ein Tribunal mit dem des Bischofes zu bilden, und nicht rein delegirte Richter zu sein. Träte jedoch dieser letztere Fall ein, so könnte der Official nicht mehr beim Ehegericht präsidiren. Vgl. die Bestimmung des Trid. Sess. 24. c. 20 De Ref. Vgl. auch Bouix, De Judiciis I. t. II. s. 2. c. 2. § 3. p. 381. — S. 215 Anm. 3 läuft der thatsächliche Irrthum unter, als ob Irland den Provinzialconcilien von Westminster unterstände. — S. 256 Nr. 180 könnte es den Anschein gewinnen, als ob Domkapitel durch bloßen Mehrheitsbeschluß die Belastung der Kapitelsgüter mit Schulden oder sogar deren Veräußerung veranlassen könnten. Gewiß gegen die Absicht des Verfassers, der unten Nr. 230 ganz richtig ausführt, daß zur Belastung und Veräußerung aller irgendwie bedeutenden Kirchengüter die Genehmigung des Papstes nothwendig ist. Vgl. u. A. die Bulle „Apostolicae Sedis" series X. § 3. — S. 288 wird klar und bestimmt nur jener Bestätigung der Kapitelsstatuten durch den Heiligen Stuhl gedacht, die als die confirmatio et approbatio in forma communi bekannt ist. Die andere Art in forma specifica et ex certa scientia wird kaum mit einem Worte angedeutet. Und doch sind die Rechtswirkungen beider Approbationen sehr verschiedene. Die erstere hebt die Freiheit der Kapitel, die Statuten wieder abzuändern, nicht auf, wohl aber die letztere, da sie die Kapitelsstatuten zu

eigentlichen päpstlichen Gesetzen macht. — Wenn endlich S. 489 Nr. 300 ganz allgemein hingestellt wird, dem Bischofe und folglich auch seinem Generalvicar werde durch die Excommunication oder Suspension die Ausübung der Jurisdiction entzogen, so ist dieses doch seit der Bulle Martins V. „Ad evitanda" zum wenigsten eine außerordentlich anfechtbare Behauptung, es sei denn, der verehrte Herr Verfasser spreche von einem nominell excommunicirten oder suspendirten Bischof, wovon aber an der betreffenden Stelle nichts gesagt wird. Vgl. Kober, Der Kirchenbann, die Suspension u. s. w.

Diese und einige andere nebensächliche Punkte wünschten wir in einer neuen Auflage dieses vortrefflichen Werkes verbessert oder genauer präcisirt zu sehen.

Zum Schlusse empfehlen wir die durchaus fleißige Arbeit noch einmal allen Herren Geistlichen und allen denjenigen, welche sich um canonisches Recht im Allgemeinen oder die Domkapitel im Besondern interessiren. Die gelegentliche Aufsuchung von Materien erleichtert ein sorgfältig gearbeitetes Wort- und Sachregister am Ende des Werkes.

B. Frins S. J.

Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Erster Band. Auf Grund handschriftlicher und gedruckter Quellen bearbeitet von **Wilhelm Bäumker.** XIV u. 768 S. 8°. Freiburg, Herder, 1886. Preis: *M.* 12.

„Dem Leser, der mit aufmerksamem Blicke die Literatur über das Kirchenlied verfolgt, wird es nicht entgehen, daß bis zur Mitte dieses Jahrhunderts die Thätigkeit der Katholiken auf ein sehr enges Gebiet beschränkt blieb. Bis dahin kümmerten sich fast nur protestantische Forscher um das Kirchenlied." Dieß Wort, mit dem die Vorrede des obgenannten Werkes anhebt, findet seinen Beleg und seine Beleuchtung durch das (S. 40 ff.) mitgetheilte Literaturverzeichniß, das auf 173 Werke protestantischer Schriftsteller von 1686—1884 während desselben Zeitraumes nur 35 aus katholischer Feder aufzuführen hat[1]. Und zwar mußten, um diese Zahl vollzumachen, Werke herangezogen werden, die, wie die Uebertragungen Weinzirls, Zabuesniggs u. a., eigentlich der lateinischen Hymnologie zuzurechnen sind, mit dem deutschen Kirchenliede aber nur wenige Berührungspunkte bieten, oder auch kleinere, meist populär gehaltene Flugschriften, die augenblicklichen praktischen Bedürfnissen dienen wollten, von denen aber die Wissenschaft keine Förderung zu hoffen hatte, während uns auf der andern Seite die umfangreichen und grundlegenden Arbeiten Hoffmanns, Kochs, Winterfelds, Wackernagels u. a. gegenüberstehen. Von den

[1] Die Nachträge im II. Bande stellen sich etwas günstiger: 53 : 23. Aber wenn man bedenkt, daß hier unter der katholischen Literatur wegen der einschlägigen Partien Lüft (Liturgik), Lindemann (Literaturgeschichte), Janssen (Geschichte des deutschen Volkes) aufgeführt sind, so ist klar, wie bei analogem Verfahren die protestantische Literatur in's Unübersehbare anschwellen würde.

beiden sich ergänzenden Cardinalwerken Kehreins und Meisters, in denen wie in zwei Angeln alles ruhte, was für die praktische oder wissenschaftliche Förderung des Kirchenliedes etwa geschehen, ist das eine von seinem Verleger aus Verdruß eingestampft, das andere bis heute, d. h. in dem Zeitraume von einem Vierteljahrhundert, nicht ausverkauft worden, so daß der Verfasser dahinstarb, ehe es ihm möglich gewesen, sein Werk zu vollenden.

Es ist aber, wie auf allen anderen Gebieten der Kunst, so namentlich hier die historisch-archäologische Forschung kein müßiges Amusement einsamer Grillenjäger, das für die Auferweckung, Verjüngung und Vervollkommnung der ausübenden Kunst von keiner oder doch höchst nebensächlicher Bedeutung wäre. Es läßt sich vielmehr an allen Zweigen der Kunstthätigkeit verfolgen, daß diese wohl hinter der kunstgeschichtlichen Forschung zurückzubleiben vermag; nie aber ist das Umgekehrte der Fall, daß, während die Forschung schläft, ihr Roland vorausläuft und inzwischen den Riesen, will sagen die ungesunden Einflüsse des Handwerks, der Mode und der Augendienerei gegen die Liebhabereien, ja die Unarten des Publikums überwindet. Es ist also gar nicht zu verwundern, wenn es um die praktische Pflege unseres deutschen Kirchengesanges ganz analog bestellt war, wie mit dessen historischer Erforschung. Um so größern Dank verdient daher unter dieser doppelten Rücksicht Herr Bäumker (aber auch der muthigen Verlagshandlung sei in Ehren gedacht), daß er den bittern Erfahrungen seiner Vorgänger und der Lauheit des Publikums zum Trotz das katholische Deutschland mit einem Werke beschenkt hat, auf das es alle Ursache hat stolz zu sein, wie ihm denn bereits allseitig die anerkennendste Aufnahme zu Theil wird. König Albert von Sachsen, in dessen erlauchtem Hause die Kunst von jeher ihre Mäcene zu finden gewohnt ist, hat, indem er nach Einsichtnahme des zweiten Bandes den Verfasser mit dem Kreuze des Albrechtsordens auszeichnete, sich zum Interpreten dieses öffentlichen Dankes gemacht. Und so ist es billig, daß, wie bei dem verwandten Böhme'schen, so auch bei diesem Werke der Name des Monarchen auf dem Frontispicium desselben einen Ehrenplatz gefunden.

Das Verdienst dieser umfangreichen Arbeit liegt aber keineswegs einzig oder auch nur vorzugsweise in diesen äußeren Umständen, sondern mindestens ebenso sehr in deren innerer Gediegenheit. Dieselbe wird sich am besten zeigen, wenn wir das neue Buch — denn als solches stellt es sich sofort auch äußerlich dar — mit dem ältern von Meister vergleichen, das zu ersetzen es bestimmt ist. Wenn dieser Vergleich mehrfach zu Ungunsten des ältern Werkes ausfällt, so kann damit begreiflicher Weise den sel. Meister nicht der mindeste Vorwurf treffen, noch soll ihm im Geringsten das Verdienst geschmälert werden, das ihm, als dem ersten, der diese damals neuen und ungebahnten Pfade betrat und eröffnete, ewig bleiben wird. Unterliegt es doch nicht dem mindesten Zweifel, daß Meister selbst heute, nach mehr denn zwanzig Jahren der eingehendsten Forschung und der weitreichendsten Resultate, seinem Buche ein vielfach verändertes Aeußere geben würde. Es ist aber auch ebenso billig, daß wir den Einwand, als sei neben dem Meister'schen Werke die Arbeit Bäumkers eigentlich überflüssig, auf sein richtiges Maß zurückführen.

Daß das neue Werk im Vergleich zum ältern, obschon es auf alle mehrstimmigen Sätze und Facsimiles verzichtet, um mehr denn 200 Seiten, der besondere Theil von 311 auf 420 Nummern angewachsen, sei nur nebenbei erwähnt. Die Fortschritte und Vorzüge des Bäumker'schen Werkes sind in der Hauptsache drei, die den drei Theilen des Werkes entsprechen. Wir finden nämlich in demselben 1. einleitende historische Aufsätze. Sie „sollen dem Leser ein Bild von der Entwicklung des katholischen deutschen Kirchenliedes von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts in festgezogenen Umrissen darbieten. Die Vorreden und Berichte aus den Gesangbüchern bilden die Aktenstücke dazu." Es sind dieser Aufsätze in beiden Bänden fünf:

I. Band: Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation.
Luther und das deutsche Kirchenlied.
Das katholische deutsche Kirchenlied nach der Reformation.

II. Band: Auswahl, Herkunft und Charakteristik der Melodien.
Ueber die Stellung des deutschen Kirchenliedes zur Liturgie.

In diesen Ausführungen ist freilich mit Worten und Belegen mehr gezeigt worden, als im Interesse derer zu wünschen gewesen, denen nur Pikantes und Interessantes, wissenschaftlicher Pfeffer schmeckt. Das erklärt sich aber aus einem doppelten Umstande: nämlich einmal daraus, daß bei dem gewaltigen Stoff, den es in einem Bande zu bewältigen galt, die Einleitung derjenige Theil war, in dem die Beschränkung immerhin weniger bitter empfunden wurde; sodann weil eine ausführliche zusammenhängende und darum anregende Schilderung, wie sie eine bislang noch ungeschriebene Geschichte des katholischen Kirchenliedes bieten müßte, hier nothwendig zu Wiederholungen geführt hätte. Bäumkers Werk ist nicht eine Geschichte des Kirchenliedes, sondern das Baumaterial, wenn man will, der Codex diplomaticus zu einer solchen. Den Vorzug dieser Abhandlungen im Vergleich zu den ähnlichen bei Meister sehe ich vor Allem in der größern Ueberwindung der Massen, die sich bei Meister bisweilen noch wie in chaotischer Gährung befinden und es ihm nicht erlauben, sein Ergebniß kurz und klar zu präcisiren.

Was den zweiten bibliographischen Theil des Werkes angeht, so ist der Fortschritt seit Meister so einleuchtend, daß es überflüssig wäre, wollte man darüber viele Worte verlieren. Diese Partie, Nr. V, VI und VII der Einleitung, wie es in der Seitenaufschrift, oder des allgemeinen Theiles, wie es auf dem Titelblatt lautet, umfaßt bei Bäumker 200 Seiten gegen 77 bei Meister; die Bibliographie im engern Sinne 639 Nummern gegen 139 bei Meister, der z. B. den so wichtigen Einzeldrucken gar keine Berücksichtigung schenkt. Die Genesis unseres Werkes, derzufolge der zweite Band vor dem ersten erschien, sich mithin ganz an die einmal von Meister eingeschlagene Anordnung binden mußte, ist leider auch bei diesem Bande, der nun auf den bereits vorhandenen zweiten Rücksicht nehmen mußte, dem Verfasser eine hemmende Fessel gewesen. Denn während jetzt die Bibliographie in beiden Bänden vertheilt ist, hätte dieselbe widrigenfalls mit den einleitenden Aufsätzen sich hübsch zu einem ersten Bande zusammengefunden, in dem dann der ganze

allgemeine Theil untergebracht worden, während sich der besondere auf zwei weitere Bände vertheilt hätte. Vielleicht erleben wir später die Freude, daß uns Herr Bäumker mit einer Bibliographie des Kirchenliedes nach dem Vorbilde der Wackernagel'schen beschenkt. Ein solches Werk, das sämmtliche katholischen Liederdrucke, aber bis herab auf den Anfang dieses Jahrhunderts umfaßt, wo die vorhandenen Bücherlexika hinreichenden Aufschluß bieten, wäre allerdings ein trockenes und mühseliges Stück Arbeit, aber auch, einmal in's Dasein getreten, ein nicht mehr zu entbehrendes Hülfsmittel. Ehe eine solche Bibliographie geschaffen, ist an eine abschließende Geschichte des Kirchenliedes nicht wohl zu denken. Denn in der Geschichte hat der Verfall dasselbe Recht, wie die Blüthe, das Böse denselben Raum, wie das Gute.

Doch der Schwerpunkt der Arbeit liegt, wie der Verfasser richtig bemerkt, in den Melodien. Der Fortschritt, den er im besondern Theile machen kann, ist der eigentlichste und wesentlichste Fortschritt des Ganzen. Das Uebrige sind nur Außenwerke, die weiter vorgeschoben und verstärkt worden. Wer je das Meister'sche Werk durchgearbeitet hat, der wird es schmerzlich empfunden haben, daß dasselbe eigentlich auf einer zu schmalen Grundlage ruht, daß der Verfasser gezwungen war, mit einer im Grunde beschränkten Zahl von Gesangbüchern zu arbeiten, daß ihm wichtige und seltene Liedersammlungen — ich nenne nur das Prager Gesangbuch (1581), das Paderborner (1609), das Osnabrücker (1628), den Seraphinisch Lustgart (1635) u. a. — abgingen, von den Einzeldrucken gar nicht zu reden[1]. Es versteht sich, daß bei solcher Ungleichheit der Mittel auch der Erfolg ein verschiedener sein mußte. Zu bedauern ist, daß einige Bibliotheksverwaltungen, insbesondere die von Hannover, die im Besitze (des, wie es scheint, einzigen Exemplares) von Corners Gesangbuch (1625) ist, und die von Wien rücksichtlich des Innsbrucker Gesangbuchs (1588), sich beharrlich weigerten, die bereitwillige und liebenswürdige Art nachzuahmen, mit der die sämmtlichen übrigen Bibliotheksvorstände den Verfasser zu unterstützen sich beeilten. Neben der größern Zahl von Gesangbüchern, über die er verfügte, lag für Bäumker ein anderer günstiger Umstand darin, daß er sich auf die inzwischen erschienenen Werke von Wackernagel und von Böhme beziehen konnte, wobei namentlich das altdeutsche Liederbuch eine wesentliche Hülfe zur Erforschung der Herkunft von Melodien war. Allerdings ist es gerade diese Seite der Forschung, die, wenn von geringerer praktischer Bedeutung, so doch von besonderem Interesse für den historischen Schatzgräber ist, zugleich jene, wo die Forschung noch in den Anfängen ihrer Thätigkeit steht. Namentlich kann ich mich, so oft ich den Reichthum an

[1] Vehe's Gesangbüchlein kannte Meister nur aus einer Abschrift, die er eine gute nennt, die aber keineswegs fehlerlos war. Wer die folgenden Nummern Meisters mit den eingeklammerten Bäumkers vergleicht, wird sehen, daß oft ganzen Takten und Zeilen ein Unglück zugestoßen. Die Nummern beziehen sich nicht bloß auf Vehe'sche Lieder: 5 (5a). 9 (11). 21 (43). 23 (31). 128 (197). 170 (244). 178 (252). 208 (297). 209 (298). 210 (299). 240 (329). 244 (331). 247 (337). 264 (366). 272 (361). 274 (358). 285 (404) u. a. m.

böhmischen Kirchenliedern bedenke, die uns handschriftlich und meist mit ihren Singweisen überliefert sind, und daneben den völlig parallelen Entwicklungsgang vergegenwärtige, den beide, das böhmische wie das deutsche Kirchenlied nehmen, der Hoffnung nicht entschlagen, daß sich ein beträchtlicherer Schatz alter Kirchenlieder müßte heben lassen, von denen sich eine handschriftliche Existenz und damit ein höheres Alter nachweisen ließe.

Auch eine genauere Erforschung des Zusammenhanges unseres Liedes mit dem böhmischen, sowohl dem slavischen wie dem lateinischen, verspricht eine nicht unbedeutende Erbreiterung unserer Kenntnisse. Denn daß Beziehungen und ein lebhafter Austausch, und zwar ein wechselseitiger, stattgefunden hat, ist sehr bald klar; aber die Richtung des Stromes in jedem einzelnen Falle ist noch wenig, so gut wie gar nicht untersucht. Ich will beispielshalber nur erwähnen, daß die Singweisen unserer beiden ältesten Lieder, des „Christ ist erstanden" und „Nun bitten wir den heiligen Geist", schon frühzeitig auch zu böhmischen Liedern, erstere zu einem Oster-, diese zu einem Sacramentsliede üblich war, da sie die Prager Synode von 1406 als alte Lieder von dem Verbote ausnimmt, das gegen alle übrigen Gesänge in der Landessprache erlassen wurde. Namentlich damit nach dieser Richtung ein Anstoß gegeben würde, vermisse ich ungern jene Singweisen lateinischer Lieder, die bei Hecyrus und Leisentritt als bekannte Töne vorausgesetzt werden, z. B. die Melodien Mittitur archangelus fidelis, En e mola typica, Angelus ad virginem u. a. Bei Nummer 32 und 361 bleibt ein Zweifel, welches denn nun die Melodie zu dem lateinischen Liede Ave virgo virginum sei. Es ist die Melodie Nummer 32, und zwar gehört dieselbe, wie das böhmische Cantional von Rosenplut (Olmütz 1601) ausweist, von den vielen Liedern dieses Anfanges zu dem Text Ave virgo virginum, ave via morum (Mone II. S. 256), also nicht zu dem Liede Ave virgo virginum, quae verbo concepisti (Mone II. S. 400).

Etwas Eigenthümliches ist dem Liede Ave rubens rosa zugestoßen. Bäumker bezeichnet die Melodie als zum ersten Kirchentone gehörig; wie wir sehen werden, mit Recht. Allein so, wie er sie aus dem Brüdergesangbuche mittheilt, aus f beginnend und in f schließend, namentlich wenn das vorgezeichnete ♭ überall, auch wo es nicht zur Vermeidung des Tritonus nothwendig, eintritt, ist von dem dorischen Charakter wenig zu sehen, während dann manche charakteristische Schritte des jonischen (viermal von c nach f, dreimal aufwärts, einmal abwärts) sich geltend machen. Darum bezeichnet Böhme (Altdeutsches Liederbuch Nr. 128) das Lied, wie er es aus dem Lochheiner Liederbuch bringt, schlechthin als jonisch. Ich finde aber in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, die das Lied sonst ganz wie Bäumker gibt, den Schluß also notirt: c d d f e d, statt: c f a g f. Damit ist dann allerdings der dorische Charakter des Liedes sichergestellt. Es fragt sich nur, warum der Schluß des Abgesanges nicht mit dem des Stollen übereinstimmt, ob mit Absicht oder durch Irrthum. Ich vermuthe, daß auch die Stollen ursprünglich in d schlossen. Wurden sie durch einen Schreibfehler um eine Terz erhöht, und bemerkte man später die Abweichung der Schlüsse, so war es leicht möglich, daß man die richtige Stelle nach der falschen veränderte, statt umgekehrt, und

damit war das Lied in eine andere Tonart gebracht, sein Charakter wesentlich alterirt.

Etwas Aehnliches ist, um das hier anzuknüpfen, der Melodie Salve regina gloriae, emundatrix scoriae (Nr. 38 des II. Bds.)[1] zugestoßen, die ich in einer andern Handschrift als dem dritten Tone angehörig bezeichnet finde durch die Randbemerkung „In mi“ und den Anfang d e e e d d e h | d c h a g f e. Zwar hat eine andere Handschrift auch eine dorische Melodie zu diesem Texte, die aber eine völlig andere ist als die Triller'sche.

Und so mag man bei manchen anderen Liedern bald da bald dort auf neue aufhellende Momente stoßen; denn das zuständige Feld ist ein großes und namentlich die Herkunft der Lieder in den meisten Fällen eine sehr dunkle. Um so mehr Dank verdient auch unter dieser Rücksicht ein Werk, das der Detailforschung neue Bahnen eröffnet, oder richtiger ihr den Boden unter die Füße schiebt, auf dem sie stehen und sich bewegen kann. Möchte es dem Verfasser vergönnt sein, uns noch oft mit ähnlichen werthvollen Gaben zu erfreuen, wie er uns deren im Vorworte zwei in nähere oder entferntere Aussicht stellt, von denen eine die vorliegende Sammlung durch das 18. Jahrhundert fortführen, die andere das Verhältniß des Kirchenliedes zum mehrstimmigen Tonsatze nach dem Vorbilde Winterfelds behandeln würde.

G. M. Dreves S. J.

Der heilige Abt Odilo von Cluny in seinem Leben und Wirken. Von P. **Odilo Ringholz** O. S. B., Capitular des Stifts Maria-Einsiedeln. 126 u. LXXXII S. 8°. Brünn 1885. Druck der Raigerner Benedictiner-Buchdruckerei. Verlag der „Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden“. Preis: *M.* 3.

In dem hl. Odilo, dem vierten Abt von Cluny, führt uns der Benedictinerpater Ringholz eine jener großartigen Erscheinungen vor Augen, an denen der Orden des hl. Benedictus so reich ist und die machtvoll auf ganze Jahrhunderte einwirkten. Die vorliegende Schrift ist ein Separatabdruck aus der vorzüglichen Vierteljahrsschrift: Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner- und Cistercienser-Orden. Doch hat dieselbe mancherlei Zusätze erhalten. Mit sichtlicher Vorliebe und emsiger Sorgfalt hat der hochw. Verfasser zusammengetragen, was uns aus so ferner Zeit über das Leben und Wirken des großen heiligen Abtes erhalten ist. In einem Anhange erläutern zahlreiche und reichhaltige Noten von S. I—LVIII den Text. Eine chronologische Tabelle bietet einen Ueberblick über das ganze Leben des Heiligen. Es ist dieser um so erwünschter, als der Verfasser in der Darstellung selbst eine sachliche Eintheilung befolgt hat. Das erste Kapitel erzählt uns kurz von der Jugend Odilo's und seinem Eintritt ins Kloster (991). Noch war kein Jahr verflossen, da stand der kaum dreißigjährige Odilo als Coadjutor

[1] Die Melodie hat aber nichts mit dem Liede bei Mone II. 211 zu thun, das übrigens auch ein ganz anderes Versmaß aufweist.

dem hl. Abte Majolus zur Seite, dem er alsdann im Jahre 993 oder 994 in der Abtswürde folgte. Von da ab regierte er in sturmbewegter Zeit unter zwölf Päpsten fast vierundfünfzig Jahre mit starker und doch milder Hand Cluny und die dazugehörigen Klöster. Gleich der zweite Abschnitt zeigt uns, wie Odilo die Besitzungen Cluny's gegen die Einfälle raublustiger Großen vertheidigt und die kirchlichen Freiheiten gegen unberechtigte Eingriffe von Seite geistlicher Prälaten behauptet. Namentlich war es die Synode von Anse (1025), welche die päpstlichen Bullen mißachtet hatte. Johannes XIX. nahm sich aber Cluny's kräftig an. Die Gestaltung der Cluniacenser Congregation und ihre Ausdehnung über Europa schildert das dritte Kapitel. 37 Klöster und Priorate hatte Odilo übernommen, mehr als 65 gehörten bei seinem Tode zu Cluny. Unter Odilo's Nachfolger, dem hl. Hugo, vermehrte sich die Congregation so sehr, daß dieser während seiner sechzigjährigen Regierung über 10,000 Novizen aufnehmen konnte. Die zwei folgenden Kapitel schildern die weitausgedehnte kirchliche, politische und sociale Wirksamkeit des hl. Odilo. Namentlich wird dargethan, daß Odilo es ist, welcher die allgemeine Feier des Allerseelentages zuerst in Anregung gebracht, und schon deßwegen muß sein Name jedem Katholiken lieb und theuer sein. Ein Freund der Päpste und in innigster Verbindung mit den Großen dieser Erde, namentlich einem hl. Stephan von Ungarn und einem Heinrich II. von Deutschland, war er unablässig für das Wohl der Kirche und der Völker bemüht. In jener traurigen Zeit, da um die Mitte des elften Jahrhunderts mit Hunger und Krankheiten Raublust und Grausamkeit überhand nahmen, war Odilo ein Haupturheber des Gottesfriedens (treuga Dei).

Wie unter Odilo's Leitung in Cluny selbst Wissenschaft und Kunst blühte, ersehen wir aus dem sechsten Abschnitt, während der letzte uns Odilo's Tugenden und Wunder und seligen Tod (31. December 1048) erzählt. Groß in seinem Wirken, geachtet von Fürsten, Königen und Kaisern, geehrt in der Kirche, blieb Odilo doch ein unschuldiger und demüthiger Jünger des heiligen Vaters Benedictus. Wie seine Kindheit ausgezeichnet war durch Liebe zur seligsten Jungfrau, die ihn von Lahmheit geheilt hatte, so wollte er sterbend noch vor den Altar der Gottesmutter gebracht werden, während die Brüder die Vesper sangen. Nicht lange darnach gab er, hingestreckt auf ein Bußgewand und Asche, wie er es selbst gewünscht hatte, seinen Geist auf.

Nur eine kurze und dürftige Inhaltsangabe konnten wir bieten. Aber auch diese wird hoffentlich dienen, die Schrift zu empfehlen. Reich ist dieselbe an Daten, welche nicht bloß dem Verehrer des hl. Odilo, sondern jedem willkommen ist, der sich für die Geschichte der Orden im Mittelalter interessirt.

Wir erwähnen nur die Wahl Odilo's zum Abte zu Lebzeiten des hl. Majolus und die Wiederholung der Wahl nach dem Tode des letztern; die Beiträge zur Geschichte der Exemtion Cluny's im zweiten Kapitel; die Entstehung der disciplina Farfensis; die allmähliche Entwicklung der „Congregation von Cluny" im dritten Kapitel; die Bestätigung der Heiligkeit Odilo's durch den päpstlichen Legaten Petrus Damiani 1063 (S. 121).

J. von Laßberg S. J.

De rationibus festorum sacratissimi Cordis Jesu et purissimi Cordis Mariae. Libri IV auctore *Nicolao Nilles* S. J. edit. V^a^ novis accessionibus adornata. 2 vol. LX, 608 et 664 p. Oeniponte, Wagner, 1885. Preis: *M.* 15.20.

Wegen der großen Bedeutung der an Ausdehnung und Wirksamkeit stets zunehmenden Herz-Jesu-Andacht begrüßen wir mit Freude die sehr erweiterte neue Auflage dieses Werkes. Was demselben in der jetzigen Gestalt seinen hohen Werth verleiht, sind besonders drei Punkte.

Zuerst finden wir dort eine vollständige Sammlung aller officiellen kirchlichen Aktenstücke, welche auf die Feier des Herz-Jesu-Festes Bezug haben. Es werden die verschiedenen Bittschriften um Erhöhung oder Ausdehnung des Festes nebst den nothwendigen geschichtlichen Bemerkungen über ihre Entstehung, dann die Erlasse der Päpste und der Ritencongregation mitgetheilt. Auch über verschiedene Uebungen der kirchlichen Herz-Jesu-Andacht und andere damit unmittelbar zusammenhängende Andachten, z. B. Gebetsapostolat u. s. w., gibt das Buch reichen Aufschluß. Ebenso wurde die Zusammenstellung der liturgischen Stücke für das Brevier um Vieles vermehrt. Damit bietet uns aber der Verfasser zweitens eine wahre Geschichte der Entwicklung jener Herz-Jesu-Andacht, die der seligen Margaretha Alacoque zur Uebung und Verbreitung vom göttlichen Heilande selbst empfohlen und die durch die Kirche bestätigt wurde. Die rasche und allseitige Aufnahme derselben tritt uns klar vor Augen. Die Selige starb am 17. October 1690, und schon im Jahre 1697 richten die vertriebene Königin Maria von England, Cardinal von Janson und der päpstliche Nuntius in Wien an die Ritencongregation in Rom die Bitte um Gewährung des Herz-Jesu-Festes gemäß der der Seligen zu Theil gewordenen Offenbarung. Dieselben Bitten um Einführung oder Erhöhung der Feier mehren sich in solchem Maße, daß allein in der Zeit von 1754 bis 1764 über 100 verschiedene hochgestellte kirchliche Würdenträger nicht bloß aus Europa, sondern auch aus Asien und Amerika als Bittsteller auftreten. Immer neue Länder schließen sich an, bis zuletzt im Jahre 1870 die weitaus größere Zahl der Mitglieder des vaticanischen Concils im Verein mit Priestern und Laien der ganzen Welt den Papst um Erhöhung des Herz-Jesu-Festes zu einem allgemeinen Feste erster Klasse angehen und am Herz-Jesu-Feste des Jahres 1875 auf die Bitte von 525 Bischöfen hin Pius IX. mit der ganzen katholischen Welt dem Herzen Jesu sich feierlich weiht. So erfüllte sich die Verheißung, die der Heiland in Bezug auf die Herz-Jesu-Andacht der Seligen gab: „Ich werde herrschen, trotz meiner Feinde und aller derer, die sich ihr widersetzen." Auch dieses „sich widersetzen", d. h. die verschiedenen Kämpfe und Schwierigkeiten, welche hemmend in den Weg traten, finden wir im Verlaufe des Werkes beleuchtet. Besonders waren es die Jansenisten, welche die Andacht, ihre Verehrer und Beförderer haßten und verfolgten.

Die verschiedenen kirchlichen Erlasse und katholischen Aeußerungen scheinen uns ferner die in den letzten Jahren angeregte Frage genügend zu beantworten, ob nicht P. Eudes als erster Verkünder der Herz-Jesu-Andacht anzusehen sei.

Denn hier zeigt sich ganz klar, daß die Andacht in ihrer heute üblichen und von der Kirche gebilligten und empfohlenen Form der sel. Margaretha Alacoque, d. h. den ihr von Christus zu Theil gewordenen, kirchlich verbürgten Erscheinungen ihren ersten Ursprung verdankt. Gewiß war P. Eudes ein großer Verehrer des Herzens Jesu und suchte diese Verehrung — vor Allem aber die des reinsten Herzens Mariä — zu verbreiten (s. I. 540 ff. II. 367 ff.)[1]. Eine besondere Andacht zum göttlichen Herzen des Erlösers finden wir jedoch auch bei vielen früheren heiligen Personen, aber nicht die in der heutigen, von der Kirche gutgeheißenen besondern Gestalt.

Die Geschichte der Herz-Jesu-Andacht hat in der vorliegenden Auflage bedeutende Beiträge erhalten. Wir erwähnen nur den Katalog der Herz-Jesu-Bruderschaften, der im Jahre 1765 der Ritencongregation übergeben wurde und bis zu jenem Jahre schon 1089 Vereine dieser Art aufzählt (vol. I. 266—322); ferner das ausführliche Verzeichniß aller Zeitschriften und Bücher, die in lateinischer, deutscher, französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, holländischer, polnischer, böhmischer, ungarischer, dänischer, arabischer, griechischer, chinesischer ꝛc. Sprache über die Verehrung des göttlichen Herzens handeln. Die Liste umfaßt 125 Großoctavseiten (vol. II. 517—642), weist 25 eigentliche Zeitschriften auf, wovon 13 durch Mitglieder der Gesellschaft Jesu besorgt werden. Trotz dieser großen Anzahl möchten doch noch einige Schriften über das göttliche Herz, die in fernen Ländern erschienen, unerwähnt geblieben sein. Wohl nur durch ein Versehen wurde ein solides Büchlein im Verzeichniß nicht genannt, obschon im Text dasselbe wiederholt angeführt wird: Martorell et Castella S. J., Theses de cultu sacratissimi Cordis Jesu. Auch sei bemerkt, daß vol. I. p. 172 P. Mathias Hajual S. J. wohl nicht wegen seines Schriftchens „Cor Jesu sacrum" zu den Verehrern des göttlichen Herzens gezählt werden kann, da er nicht vom Herzen Jesu, sondern vom Herzen des Christen, das Jesu ergeben ist, handelt.

Wir kommen nun zu einem dritten Punkte, der das Werk sehr werthvoll macht. Alle aufgezählten Aktenstücke, in ihrer Gesammtheit und mit den vom Verfasser beigefügten Erklärungen, geben uns nämlich große Klarheit über den wahren Gegenstand dieser Andacht und bieten eine Menge innerer und äußerer Beweggründe zur Uebung derselben. Besonders der zweite Theil behandelt in wissenschaftlicher Weise die Frage über Gegenstand und Zweck des Herz-Jesu-Festes, als einer kirchlichen Andacht. Vielleicht würden einige Bemerkungen über das Verhältniß derselben zur Tugend der Religion, über die actus eliciti und imperati dieser Tugend noch mehr zur Klarstellung des sogenannten materiellen Gegenstandes und formellen Beweggrundes beitragen, und zeigen, wie wir bei der Herz-Jesu-Andacht nicht in gleicher Weise wie bei den Tugenden von objectum formale und materiale reden können[2].

[1] Vgl. die vortreffliche Darlegung in der Zeitschrift „Der Katholik" 1886. Januar und folgende.

[2] Priestern und Priestercandidaten empfehlen wir die ganz kurze theologische Abhandlung über diesen Gegenstand, welche bei Huttler in Augsburg erschienen ist: „Notiones quaedam de cultu ss. Cordis Jesu." (25 Exempl. M. 2.) T. R.

Wie der Verfasser in der bisher angegebenen Weise uns über das Fest des Herzens Jesu belehrt, so bietet er auch — natürlich in beschränkterer Weise — über das Fest des reinsten Herzens Mariä reiches Material.

Ueberschauen wir das Ganze, so müssen wir die Arbeit des P. Nilles als eines der besten und ausführlichsten Werke über die Herz-Jesu-Andacht bezeichnen. Das mag auch wohl der Grund gewesen sein, der Pius IX. bewog, schon die vorige Auflage im Jahre 1875 in allen priesterlichen Instituten Roms vertheilen zu lassen. Dem unermüdlichen Fleiße des Verfassers macht das Buch alle Ehre, und große Ehre verschafft es gewiß auch dem göttlichen Herzen. Der sehr bescheidene Titel De rationibus festorum mag wohl wenige gleich ahnen lassen, welch reiche, gediegene Schätze sich dort vorfinden.

So wünschen wir denn demselben die weiteste Verbreitung, besonders in diesem Jahre, in dem 200 Jahre verflossen sind, seitdem das Bild des Herzens Jesu zum ersten Mal von der Communität in Paray-le-Monial öffentlich verehrt und der Bau der ersten Kapelle des Herzens Jesu in Angriff genommen wurde. Unsere Zeit birgt so viel geistiges Elend und Unglück. Möchte die Herz-Jesu-Andacht, der Verheißung des Heilandes gemäß, auch ihr Linderung und Hülfe bringen!

H. Nix S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Fragmenta Syntagmatis. Concinnata per Joan. Zádori, Doct. theol. canon. theol. E. M. Strigoniens. Strigonii, Buzarovits, 1885. Preis: *M.* 1.

Der hochwürdige Verfasser — wie er selbst schreibt: „in hohem Alter; denn das Lustrum steht bevor, daß ich Abraham gesehen habe" — bietet uns in diesem Schriftchen neben zwei Abhandlungen über die unbefleckte Empfängniß und die wirkliche Gegenwart Christi im Altarssacramente ein recht werthvolles Fragment — so nennt er es — über die Anbetung und Verehrung des Herzens Jesu. Klar und bündig werden die theologischen Begriffe des Cultus des Herzens Jesu, dann eine kurze Geschichte desselben, seine Vorzüge und sein Nutzen entwickelt, so daß das Schriftchen zum Studium und zur Verbreitung mit vollem Recht empfohlen werden kann.

Tabernakel und Fegefeuer. Handbuch der gnadenreichen Erzbruderschaft von Lambach. Herausgegeben von Generaldirector P. Anselm Hohenegger O. S. B. Mit kirchlicher Approbation. 348 S. 16°. Lambach a. d. Traun, Verlag der ewigen Anbetung.

Das Büchlein zerfällt in zwei Theile; der eine ist der Unterweisung, der andere den gebräuchlichsten Gebeten und Andachtsübungen gewidmet. Zumal in seinem ersten Theile bietet es mehr, als sein Titel besagt. Der Leser erhält zunächst voll-

ständige Auskunft über Ursprung, Zweck und Thätigkeit der Lambacher Erzbruderschaft. Sich anlehnend an den Orden des hl. Benedict, verfolgt dieselbe den doppelten Zweck der beständigen Anbetung des Erlösers im hhl. Sacramente und der Hülfeleistung an die armen Seelen des Fegfeuers. Der Charakter des Instituts, wie er in vorliegendem Büchlein und den dort niedergelegten Regeln gezeichnet wird, ist keineswegs der einer unfruchtbaren Frömmelei, sondern eines den ganzen Menschen mit seinen Kämpfen, Arbeiten und Gebeten umfassenden religiösen Ernstes. — Ein erhöhter Grad dieser religiösen Weihe bekundet sich in dem Institut der Oblaten des hl. Benedict, einer Art dritten Ordens, welcher mehr noch als jene bloße Bruderschaft der Familie des großen Ordenspatriarchen sich anschließt. Zuletzt wird noch zweier besonderer Vereine, welche sich gleichfalls auf die Hülfeleistung an die Verstorbenen beziehen, Erwähnung gethan, des St.-Benedicts-Vereins für Priester und des Laien-Meßbundes. Wie sich aus dieser kurzen Angabe schon schließen läßt, enthält das Büchlein eine durchaus gediegene Anleitung zu einem christlich vollkommenen Leben, nach welcher ein jeder, weß Ranges und Standes er sein mag, seine täglichen Berufsarbeiten zum Mittel der Heiligung und des Verdienstes machen kann. — Schade, daß die positiven Angaben nicht durchaus zuverlässig sind. Ohne die etwas zweifelhaft gewordene Gewinnung der S. 47 angeführten Ablässe des blauen Scapuliers zu erwähnen, beruht jedenfalls die Angabe S. 206, Anmerkung, auf einem Versehen. Der „vollkommene" Ablaß ist nach Ausweis der „Raccolta" 1877, S. 73, nur ein Ablaß von 100 Tagen; es muß eine Verwechslung mit dem S. 76 der „Raccolta" erwähnten Ablasse vorliegen, zu welchem jedoch ganz andere Gebete und Andachtsübungen gehören.

Hundertfünfzig Armenseelen-Geschichten, ernster Spiegel für jeden Christen. Von Dr. J. A. Keller, Pfarrer in Gottenheim bei Freiburg. Mit einem Stahlstiche. XV u. 279 S. kl. 8°. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 2.

Der Leser findet hier ein Seitenstück zu dem eben besprochenen Büchlein. Es ist eine erbauliche, aber, wie der Verfasser selbst auf dem Titel bemerkt, eine ernste geistliche Lesung, zum großen Theil entnommen aus den „Benedictus-Stimmen", welche mit der oben genannten Lambacher Erzbruderschaft und dem dritten Orden des hl. Benedict in näherer Beziehung stehen. Der Verfasser hat auch hier wieder verstanden, auf dem kurzen Wege der Beispiele die bedeutsamsten Lehren unserer heiligen Kirche gemeinverständlich dem christlichen Volke vorzulegen, zumal die Wahrheit von der Schwere auch geringfügiger Sünden, und dann die tröstliche Wahrheit, daß der gläubige Christ so leicht seinen verstorbenen Freunden Hülfe und sich selber mächtige Fürbitter bei Gott verschaffen kann. — Das Werkchen ist augenscheinlich in abgebrochenen Mußestunden zu Stande gekommen. Daraus erklärt sich wohl, wie es dem Verfasser entgehen konnte, daß ein paar Mal eine Erzählung wiederholt wird, welche wenige Seiten vorher dem Leser schon geboten war. Dieser kleinen Ausstellung möchten wir im Interesse des Werkes noch folgende anreihen. Zum Beispiel Nr. 1 würden wir sagen: Man soll das Eine thun, aber das Andere nicht unterlassen; für die Sünder und für die Seelen des Fegfeuers beten, sind nicht Sachen, die sich gegenseitig ausschließen. Daß die Aufopferung eines Bußwerkes für Andere mir selber größere Strafentilgung eintrage, als wenn ich unmittelbar für mich ein Bußwerk verrichte (S. 19), ist wohl mehr scheinbar fromm, als wahr. Das Uebertragen eines für sich selbst schon gewonnenen Ablasses (S. 123) dürfte doch auf theologische Schwierigkeiten stoßen.

Das kleine Engelbuch. 124 S. 12°. Münster und Paderborn, Schöningh, 1886. Preis: 80 *Pf.*

Ein ganz kostbares Schriftchen, dieses kleine Engelbuch! In sechs Kapiteln: Weihnachten mit den Engeln — Die Welt der Engel — Die Engelchöre — Der Schutz der Engel — Die Verehrung der Engel — Die Königin der Engel — gibt uns der anonyme Verfasser einen kurzen Ueberblick unseres gesammten Wissens von den heiligen Engeln. Ihre Natur, ihre hierarchische Ordnung, ihre Beziehungen zu den Menschen und zu Gott kommen da zur Sprache, ebenso die Geschichte ihrer Verehrung durch die einzelnen Jahrhunderte. Was wir am meisten anerkennen, ist die gefällige Form der Darstellung und die Schärfe in den Lehrbegriffen. Nicht theologische Tractate will der Verfasser bieten, sondern in einfacher, anschaulicher, nicht selten von einem anziehenden Hauche von Poesie durchwehter Sprache zu uns von den himmlischen Chören reden. Aber die Sicherheit des Ausdruckes selbst bekundet überall den mit dem Gegenstand vollkommen vertrauten Theologen. In einzelnen Punkten, wo die Offenbarungsquellen uns im Stiche lassen und nur die Speculation ein weiteres Gebiet eröffnet, mag man anderen Ansichten huldigen, die hier vorgetragenen haben trotzdem auch ihre Berechtigung und schließen sich fast ausnahmslos an die Ausführungen des englischen Lehrers an.

Die Blume von Kaufbeuren. Ein Wort zur Würdigung der Verhandlungen über die Seligsprechung der ehrw. Dienerin Gottes M. Crescentia Höß von Kaufbeuren. Von M. Steigenberger, Domprediger in Augsburg. 44 S. 12°. Kempten, Kösel, 1886. Preis: 25 *Pf.*

„Wohl wie ein Segen dürfte es zu begrüßen sein, wenn mitten in dem Dunkel und dem schweren Ringen unserer Tage etwa ein so lichter Stern, des Trostes voll, wie ein Himmelsgruß auftauchen würde; und sicher ein Glück wäre es für unsere Zeit, gegenüber so vielen falschen Größen eine wahre Größe vorgeführt zu sehen." Diesem Gedanken des Augsburger Domspredigers stimmen wir freudig bei, empfehlen daher das hübsch geschriebene Büchlein auf's Wärmste und wünschen ihm recht große Verbreitung. Gekrönte Häupter, Hunderte von Vertretern der alten Adelsgeschlechter Deutschlands und des höhern wie niedern Clerus, Tausende aus dem Volke pilgerten einst zum Grabe der gottbegnadigten Jungfrau von Kaufbeuren. Das wunderbare Leben voll Unschuld und Abtödtung hatte schon die Augen der Zeitgenossen auf diese Perle von Schwaben hingelenkt, Mitglieder des habsburgischen Kaiserhauses und bayerische Fürsten wandten sich brieflich an die demüthige und verborgene Klosterfrau, von ihrem Todesjahre an (1744) breitete sich die Verehrung für sie aus bis zum Ende des Jahrhunderts; im Jahre 1801 erklärte Pius VII. ihre Tugenden für heroisch; jetzt trat ein Stillstand ein, der eisige Wind der Aufklärung schloß den duftenden Blüthenkelch, der aus dem Grabe der Dienerin Gottes aufgestiegen war, der Beatificationsprozeß ruhte bis auf unsere Tage. Erst in den letzten Jahren wurde er wieder aufgenommen. Wir halten es darum für ein sehr verdienstliches Werk, daß Steigenberger durch sein kurzes Lebensbild die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die gottselige Crescentia zurücklenkt. Es genügt, um für den Prozeß selbst reges Interesse zu wecken. Wer sich jedoch über das erhabene Tugendbeispiel der Jungfrau eingehender unterrichten will, der greife zu dem Buche des P. Ignatius Zeiler O. S. Fr.: „Leben der Ehrw. Klosterfrau M. Crescentia Höß von Kaufbeuren aus dem dritten Orden des hl. Franciscus nach den Akten ihrer Seligsprechung und andern zuver-

läſſigen Quellen" (Dülmen, Laumann). Wie viele zagende, durch Leiden und Prüfungen niedergedrückte Herzen mag wohl ihr ſo kindlich einfaches, von der innigſten Kreuzesliebe durchglühtes Troſtlied: „O ſüße Hand Gottes, ermunterſt mein Herz ..." ſchon geſtärkt und ermuthigt haben! Ihr ganzes Leben, von demſelben Geiſte heiligen Starkmuthes und engelgleichen Wandels durchwebt, wird noch mächtigeren Zauber üben als ihre Worte. Deutſchlands Ehrenſchuld aber bleibt es, nach Kräften dazu beizutragen, daß Crescentia's Bild auf die Altäre erhoben werde und daß ihre mächtige Fürbitte, angerufen wie ehedem im Palaſte des Fürſten wie in der Hütte des Landmannes, Himmelsſegen ausſtreue über die deutſchen Lande.

Ein Sträußchen Vergißmeinnicht oder Erinnerungen an die große St.-Adalbero-Feier in Lambach. Aus dem Tagebuche eines Theilnehmers. Mit kirchlicher Approbation. 92 S. 12°. Lambach 1885. Preis: 60 *Pf.*

St. Adalbero von Lambach. Leben, Wunder und Verehrung des Heiligen, nebſt einem Geiſtigen Pilgerſtab für die Wallfahrer zu ſeinem Grabe. Von P. Anſelm Hohenegger O. S. B., Prior. Mit kirchlicher Approbation. Mit zahlreichen Illuſtrationen und einem Titelbilde in Farbendruck. 178 S. 12°. Lambach 1884. Preis: geb. *M.* 1.10.

Die beiden Schriftchen verdanken ihren Urſprung der erhebenden Feier, welche vom 13. bis 16. September vorigen Jahres im altehrwürdigen Kloſter Lambach zu Ehren des hl. Adalbero ſtattfand. An jenen Tagen wurden nämlich daſelbſt die Reliquien des Heiligen unter großartigen Feſtlichkeiten erhoben und der öffentlichen Verehrung übergeben. Den Verlauf dieſer Feſtfeier erzählt in ſehr anſprechender Weiſe das erſtere Büchlein. Das andere will ein Förderungsmittel für die Verehrung des Heiligen ſein, und dieſen Zweck erreicht es auch ganz vortrefflich. Gleichzeitig belehrt es den Leſer über das Leben und Wirken Adalbero's, ſowie über die Hauptereigniſſe aus der Geſchichte der Abtei Lambach, der Lieblingsſchöpfung des Heiligen.

Der gottſelige Dupont und die Verehrung des heiligen Antlitzes. Von P. Janvier, Domdechant und Director der Prieſter vom heiligen Antlitz zu Tours. Autoriſirte Ueberſetzung von M. Hoffmann. 120 S. 12°. Aachen, Jacobi, 1885. Preis: 50 *Pf.*

Das anſpruchsloſe Büchlein erzählt uns in ſchlichter und doch wahrhaft ergreifender Weiſe das Leben eines heiligmäßigen Mannes aus der höheren Geſellſchaftsklaſſe der Gegenwart. Leo Dupont gereicht dem Laienſtande Frankreichs gewiß nicht minder zur Zierde, als der fromme Pfarrer von Ars ſeinem Clerus. Er war geboren den 24. Januar 1797 auf der Inſel Martinique, und er ſtarb den 18. März 1876 zu Tours, wo er ſeit dem Jahre 1834 ſich niedergelaſſen hatte. Hier auch war es, wo er ſein herrliches Tugendbeiſpiel am glänzendſten leuchten ließ, und wo er als Werkzeug in der Hand Gottes ſo erfolgreich an der Verbreitung der Andacht zum heiligen Antlitze unſeres Erlöſers arbeiten ſollte. Zweck dieſer Andacht iſt, durch die Verehrung des heiligen Antlitzes für die Gott dem Herrn durch die Gottloſigkeit unſerer Tage angethanen Beſchimpfungen Sühne zu leiſten. — Die Ueberſetzung des Büchleins iſt gut und fließend.

Geſühnt. Roman von Emma von Brandis-Zelion. 260 S. Paderborn, Junfermann. Preis: *M.* 3.

Wie die „Violinspielerin", so ist auch „Gesühnt" ein Künstlerroman. Symbolisch angelegt, gipfelt er in der Frage: Welches wird das erste große Bild des jungen Künstlers sein, dessen Entwicklung zum Mann und Maler wir verfolgen? Wird er dem Versprechen seiner Kindheit gemäß im Sinne seiner Wohlthäter für die Spitalkirche am Rhein einen „büßenden Petrus" malen, oder wird er sich, von der lockenden Sirene der Weltlust, des Stolzes und Zweifels bethört, ihrem Dienste weihen und unter dem Klange der Zaubermelodie der von ihm selbst gemalten „Lorelei" elend in dem Strudel versinken? Wie der kleine arme Franz durch die Barmherzigen Schwestern und die Großmuth des Bischofs dazu kommt, dem unverkennbaren Talent für die Malerei folgen, die besten Schulen besuchen und sich in jeder Hinsicht zum Meister ausbilden zu dürfen, das erzählt uns der Roman in schlichter, ansprechender Form. Das Häuschen der Schreinerswittwe, die Wohnung des Schullehrers werden uns ebenso vertraut wie die hohen Räume des schönen, schloßartigen Spitales. Die Mädchengestalten Regina's und Rosa's haben viel Anziehendes. Aber wir müssen den jungen Künstler an die Malerakademie begleiten und wohnen hier dem allmählichen, recht naturgetreu angelegten Abfallsprozeß des frommgläubigen Malers von den Idealen seiner Jugend an. Die Sache geht nicht zu plötzlich und in zu gewaltthätiger Weise vor sich, sondern unmerklich, ohne Sprünge und Sätze, recht wie das Leben es uns jeden Tag zeigt. Schließlich sehen wir Franz so weit gekommen, daß Glaube, Treue, Dankbarkeit nicht mehr zu bestehen scheinen — er steht an seiner Staffelei und malt als erstes Bild — seine Umgarnerin als Lorelei. Wie es nun doch nicht dazu kam, daß dieses Bild öffentlich ausgestellt wurde, wie vielmehr ein „büßender Petrus" des Künstlers Namen zuerst trug, das mag man im Roman selbst lesen. — Das neueste Werk der Dichterin hat unverkennbare Vorzüge in der Anlage und Ausführung. Indeß können wir mit einer kritischen Ausstellung nicht hinter dem Berg halten. Die Sprache müßte einfacher, realistisch wahrer und kraftvoller sein. Brandis-Zelion schreibt leicht, die gangbaren poetischen Epitheta fließen natürlich aus der Feder. Aber diese Epitheta sind abgebraucht, haben ihre Bedeutung eingebüßt und geben dem Stil, der sich zu sehr mit ihnen schmückt, etwas Farbloses, Modebildartiges; es fehlt die literarische Eigenthümlichkeit — kurz die packende Wahrheit. Wir möchten fast, daß die Verfasserin etwas weniger leicht schriebe — sie würde charakteristischer schreiben, und das ist bei der heutigen Masse des Geschriebenen doppelt nothwendig. Bei alledem ist „Gesühnt" ein edles, ernstes Werk, dem wir von Herzen den schönsten Erfolg wünschen.

Joseph Straub, der Kronenwirth von Hall. Eine Episode aus dem Tyroler Freiheitskampfe. Dramatisch erzählt von Karl Domanig. 136 S. Innsbruck, Wagner, 1886. Preis: geb. *M.* 3.

Das Stück ist besser als der Titel erwarten läßt. „Dramatisch erzählt" ist die Heldenthat des Kronenwirthes nicht, sondern schlicht und recht in eine dramatische Form umgesetzt, uns in einer Handlung vorgeführt. Es ist keine Frage, der Dichter hat ein dramatisches Talent; denn er versteht nicht bloß seiner geschichtlichen Episode gemüthserregende Momente abzugewinnen und diese Momente in Einzelscenen zuzuspitzen, sondern auch diese Einzelscenen zu einem Ganzen einheitlich und ursächlich zu verketten. Er hat nicht bloß Klarheit in seiner dramatischen Intention, sondern auch jene noch wichtigere Kraft, den Leser oder Zuschauer mächtig an die jeweilige Scene zu fesseln und ihm doch die unruhige Frage nach dem Ausgang immer lebendig gegenwärtig zu erhalten — mit anderen Worten, er versteht es, interessant und span-

nend zu sein. Das ist bei einem Erstlingswerk eine außerordentlich günstige Erscheinung. Die Sprache ist, unserer Ansicht nach, glücklich gemischt für ein solches Volksdrama. Sie beginnt immer in ungebundener Form, erhebt sich langsam und geht mit dem steigenden Affect in sehr natürlicher Weise in Poesie über. Durchschnittlich ist die Prosa sehr gut, den Redenden angepaßt; die Verse sind meistens fließend; wo sie dieß nicht sind, scheint eher Unachtsamkeit als Unvermögen die Schuld zu tragen. Auch gibt es einzelne Scenen, für die bei einer zweiten Auflage wohl eine Nachfeile und beherzte Kürzung anzurathen wäre. Man verliert bei ihnen einen Augenblick den sonst so stramm gezogenen Faden. Das gilt hauptsächlich von Poldi und seiner Mutter. Akt IV Scene 9 und 10 macht uns die Haltung Theresens dem Lieutenant gegenüber doch etwas stutzig. Ob das noch erlaubte Kriegslist sein dürfte? — Unserer Ansicht nach wird der Verfasser dieses ächten Volksstückes aus der glorreichen Vergangenheit seines Vaterlandes die Feder nach diesem ersten Versuche nicht niederlegen. Er wird die guten Eigenschaften des vorliegenden Stückes beibehalten und der noch strafferen Führung der Handlung und Vertiefung der Charaktere sein Augenmerk zuwenden. Gerade auch um dem Dichter die etwaigen schwachen Stellen und Längen besser zu zeigen, wünschten wir dem Werke die unserer Meinung nach wohlverdiente Feuertaufe der Aufführung. Einige Austriacismen, selbst in den Versen, kann man schon hingehen lassen, da sie in etwa als Localton gelten.

Zusammenhang der alttestamentlichen Zeitrechnung mit der Profangeschichte. Zweites Heft. Lösung der assyriologisch-alttestamentlichen Schwierigkeiten von Dr. B. Neteler. 38 S. 8°. Münster, Theissing, 1885.

Auf einem kleinen Raum ist ein reiches Material zusammengedrängt. Das Schriftchen verdient von Seiten der Chronologen und Exegeten eingehende Beachtung. — Im letzten Theile des assyrischen Kanons nimmt der Herr Verfasser jetzt keine Lücke mehr an. Durch die Annahme, daß Sargon in der Zeit von 722—719 die Regentschaft für einen minorennen Prinzen führte (Tbeglath phalasar junior?), wird ein scheinbarer Widerspruch in den verschiedenen Exemplaren des assyrischen Kanons beseitigt. Tbeglath phalasar senior wird mit Phul identificirt. Mit Recht beanstandet der Herr Verfasser die Meinung Schraders, der in assyrischen Inschriften des Tbeglath phalasar genannte Jaukhazi sei Achaz, König von Juda. Viele andere Punkte, z. B. Ezechias und Sennacherib, Mitregentschaft und Gefangenschaft des Manasses, die sogen. äthiopische Dynastie Aegyptens, Sargon, die Sabbathjahre der Bücher der Machabäer, Rückkehr des Esdras, der Kalender von Medineth, Abu u. s. f., werden noch in den Kreis der Untersuchung gezogen.

Aus dem Viersener Bannbuch. Von Dr. P. Norrenberg. Mit einer Karte und drei Illustrationen. Sechstes Bändchen der Beiträge zur Localgeschichte des Niederrheins. 146 S. Viersen, Seul, 1886.

Jeder Gütererwerb mußte ehedem auf dem Landgeding bei der Schöffenbank angemeldet und in das Bannbuch eingetragen werden. Der Verfasser hat das Chaos der Notizen des Bannbuches seiner Gegend in eine systematisch-chronologische Ordnung gebracht und so die Geschichte der einzelnen Höfe seines Bereiches nach Möglichkeit klargestellt. Das Resultat seiner mühevollen Arbeit, die einen bleibenden Werth behalten wird, macht es wahrscheinlich, daß die ausgiebige Cultivirung des Viersener Districtes in constantinische Zeit zurückreicht, und keine Gründe vorhanden sind, die

Ueberlieferung anzufechten, welche berichtet, daß die hl. Helena die Villa Vierlen dem Cereonsstifte als Dotation überwies und einen andern Theil der Vierlener Liegenschaften dem Victorstifte zu Xanten schenkte. Gründliche Einzelforschungen werden auf die Dauer die Lücke schließen, welche in der Kenntniß der Entwicklung unseres Landes und Volkes noch besteht. Das hier angezeigte Buch darf als ein wichtiger Beitrag bezeichnet werden und als eine Leistung, die alle Anerkennung verdient.

Zur Kenntniß und Würdigung der **mittelalterlichen Altäre Deutschlands.** Ein Beitrag zur Geschichte der vaterländischen Kunst von E. F. A. Münzenberger, Stadtpfarrer. Erste Lieferung mit 10 photographischen Abbildungen. Fol. Frankfurt a. M., Commissionsverlag von A. Fösser Nachfolger, 1885. Preis: *M.* 6.

Der Verfasser beabsichtigt, ein Verzeichniß von etwa 2000 mittelalterlichen Altären zusammenzustellen, die er durch zwölfjähriges Studium und auf seinen vielen Reisen kennen lernte. Sein Buch wird an 100 Lichtdrucke enthalten und eine Geschichte der deutschen Altäre bringen, welche sich auf die Monumente stützt. Die vorliegende erste Lieferung berechtigt zu den höchsten Erwartungen. Sie bedarf keiner Empfehlung, da die Sache für sich selbst spricht. Wir werden, wenn mehrere Lieferungen erschienen sind, auf das Werk zurückkommen und seine Ergebnisse ausführlicher darlegen. Hoffentlich wird es dem Dilettantenwesen ein Ende machen und jenen Architekten und Kunstschreinern das Handwerk legen, welche unsere Kirchen mit Altären füllen, die romanisch oder gothisch genannt werden, aber nichts anderes sind als Zopf und unglückliche Versuche, große Architekturformen zu verkleinern.

Die katholische Kirche und die Renaissance. Von Johann Graus, k. k. Conservator, Obmann des kirchlichen Kunstvereins der Diöcese Seckau. (Separat-Abdruck aus dem „Kirchenschmuck".) 39 S. 8°. Graz, Selbstverlag des Verfassers, 1885. Debit für Deutschland bei Herder in Freiburg. Preis: 50 *Pf.*

Ein Fehdehandschuh, allen kühn hingeworfen, welche die Kunst der Renaissance als unkirchlich verdammen. Möchte das mit Liebe und Begeisterung geschriebene Werkchen des vielgereisten Verfassers zahlreiche Leser finden, und eine Discussion veranlassen, welche die rechte Mitte zeigt und die Verdienste der katholischen Kirche um die Kunst der drei letzten Jahrhunderte würdigen lehrt!

Miscellen.

Bestimmungen für das dießjährige Jubiläum. Bezüglich der Jubiläums-Bedingungen und -Vollmachten verweisen wir auf die ausführliche Zusammenstellung in Bd. XX. S. 497—511, welche bei Anlaß des Jubiläums vom Jahre 1879 von dieser Zeitschrift gebracht wurde, zumal da Leo XIII. die damaligen Bestimmungen auch für das heurige

Jubiläum als rechtsgültig erklärt hat. Nur ein paar Punkte, welche in der Zwischenzeit durch neue Entscheide des Heiligen Stuhles oder der römischen Tribunale eine Veränderung oder bestimmtere Fassung erhielten, geben wir kurz an. Die eingeklammerte Zahl verweist auf die entsprechende Nummer der in Bd. XX angeführten Punkte.

1. (17.) Die durch das Kirchengesetz vorgeschriebene jährliche Beicht und Ostercommunion gilt nicht zugleich als Jubiläumswerk. Doch kann man nach einmaliger Beicht zweimal die heilige Communion empfangen und den Jubiläumsablaß schon vermöge dieser ersten Beicht gewinnen. Es bleibt dann aber die Verpflichtung, im Verlaufe des Jahres dem Kirchengebot bezüglich der Beichte zu genügen.

2. (35.) Es steht außer Zweifel, daß das Jubiläumsfasten, welches für jetzt ein zweimaliges sein muß, an sich in strengster Weise, d. h. unter Enthaltung nicht nur von Fleischspeisen und Fett, sondern auch von Eier- und Milchspeisen, abzuhalten ist. — Jedoch hat gerade für dießmal der Heilige Vater durch Erklärung der heiligen Pönitentiarie vom 15. Januar 1886 an den Orten, wo nur schwer eigentliche Fastenspeisen, zumal Fisch und Oel, zu beschaffen sind, den Bischöfen die Vollmacht ertheilt, den Genuß von Eier- und Milchspeisen allgemein zu gestatten.

3. (38.) Nach dem Erlasse vom 15. Januar l. J. sind die Quatembertage unbedingt ausgeschlossen aus der Reihe der Tage, an welchen das Jubiläumsfasten gehalten werden darf; außerdem nur noch diejenigen Tage, welche sonst schon Fasttage im strengsten Sinne des Wortes sind, d. h. solche, an denen an und für sich auch der Genuß von Milch- und Eierspeisen nicht statthaft wäre. — Da nun in Deutschland kaum ein einziger Tag einer solch strengen Fastenverpflichtung unterliegt, so steht nichts im Wege, daß mit Ausnahme der Quatembertage an allen sonstigen Fasttagen, auch der vierzigtägigen Fastenzeit, an welchen wenigstens Milchspeisen gestattet sind, das Jubiläumsfasten gehalten werde, dann aber nach dem Gesagten unter völliger Enthaltung von Milch- und Eierspeisen. Werden jedoch für das Jubiläumsfasten seitens der Bischöfe Milch- oder Eierspeisen erlaubt, so müssen wohl solche Tage gewählt werden, an denen sonst durch eine weitergehende Dispens auch andere Speisen, z. B. Fleisch, statthaft wären. Der Heilige Vater will eben, daß man zur Gewinnung des Ablasses wenigstens etwas mehr an Abtödtung leiste, als wozu man schon ohne Jubiläum verbunden wäre.

4. (63 und 78.) Auch für das dießmalige Jubiläum ist ausdrücklich erklärt, daß der Ablaß mehrmals gewonnen, die übrigen Vergünstigungen jedoch nur ein, d. h. das erste Mal in Anspruch genommen werden können.

5. (67.) Da betreffs der Gelübde im Jahre 1879 und folglich auch für jetzt die Vollmacht nur auf eine „Umwandlung" lautet, so kann die Abänderung nur in ein fast gleichwerthiges oder doch nicht erheblich geringeres Werk geschehen; in ein besseres Werk kann ein jeder für sich selbst jederzeit die Abänderung vornehmen.

6. (46.) Bezüglich des Almosens, welches für die Gewinnung des Jubiläums gefordert wird, ist dießmal ausdrücklich die Bestimmung getroffen,

daß die Beisteuer geschehen soll zu Gunsten eines Zweckes, der auf die Ausbreitung oder das Gedeihen der katholischen Religion abziele (z. B. katholische Missionen, Seminarien). Das Almosen richte sich „nach den Vermögensverhältnissen"; nicht jedes noch so geringe würde somit für Begüterte ausreichen, ein „beträchtliches" ist aber auch von diesen nicht gefordert zur Gewinnung des Ablasses. Der Rath des Beichtvaters möge auftauchende Zweifel entscheiden.

Sind wir noch Lutheraner? Eine kleine Schrift, welche vor Kurzem in Kopenhagen erschien, hat die lebhafteste Kritik der dänischen Tagesblätter hervorgerufen und wird sie wohl noch mehr hervorrufen. Das Schriftchen zeigt wieder, daß nicht jede ungeschminkte Darstellung der Reformation eine Eingebung des religiösen Fanatismus ist. Der Verfasser, ein hochgestellter protestantischer Geistlicher, Herr Stiftspropst K. Hansen, bekannt durch manche andere literarische Leistungen, stellt gleich auf dem Titelblatt die herausfordernde Frage an das protestantische Dänemark: Sind wir noch Lutheraner? Bei Beantwortung derselben lernen wir die Ansichten des Verfassers über das Wesen und die Entwicklung der Reformation kennen. Ueberall zeugt die Darstellung von einem eingehenden, allseitigen Studium, einer großen Selbständigkeit und seltenen Freiheit des Urtheils, obwohl der protestantische Standpunkt gewahrt ist. Sicherlich wird diese Auffassung der Reformation auch südlich von der Eider manchem neu und die Bekanntschaft mit dem vorliegenden Schriftchen erwünscht sein.

„Reformation — so wird das große Ereigniß genannt; ob mit Recht oder Unrecht, dürfte wohl der Mühe werth sein näher zu untersuchen, zumal jene, welche am meisten über die Begebenheit gedacht, gesprochen und geschrieben haben, dem Namen selbst wenig Aufmerksamkeit schenkten, sondern ohne Weiteres als der Sache adäquat hinnahmen" (S. 8). „Reformation ist nun seiner wirklichen Bedeutung gemäß eine Umbildung unter Beibehaltung des eigentlichen Grundwesens des Dinges, also eine Verbesserung" (S. 14). Nun wurde aber sowohl die Kirchenverfassung als auch der Lehrbegriff nicht umgebildet, sondern neu geschaffen. „Das geht daraus hervor, daß Papst und Clerus ganz allgemein von Luther und den Reformatoren als Antichristen, ja als das Antichristliche selbst, ‚Ausgeburt des Teufels' dargestellt wurden. Auch die Lehre war in Wirklichkeit eine ganz neue, eine einseitige Auffassung der Worte der heiligen Schrift mit Hintansetzung alles dessen, was in der Schrift selbst gegen dieselbe sprach oder sie modificirte. So gründlich räumte Luther mit dem Alten auf, daß wir innerhalb des Protestantismus nur einen Kirchenvater haben, nämlich ihn selbst. Luther sagte oft, seit den Tagen der Apostel habe keiner so wie er das Evangelium verstanden und erklärt, nur sah er nicht, daß die Apostel selbst ebenso wenig es so erklärten, wie er. Da war also keine Rede von Verbesserung, Alles wurde umgestürzt, keine Rede von Reinigung, Alles wurde von Grund aus zerstört, um etwas Neues aufzuführen, eine ganz neue Lehre, eine neue Kirchenverfassung unter dem Schutze und der Herrschaft weltlicher Fürsten und Obrigkeiten, eine neue

Geistlichkeit, preisgegeben der Willkür der Menge und ihrem Urtheil unterworfen, und endlich neuer Gottesdienst" (S. 14. 15. 23).

War nun Luthers Werk keine Reformation, was war es denn von der positiven Seite? „Ein Umsturz alles Bestehenden und eine Auflösung aller ererbten Verhältnisse ist eine Revolution, und was in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschah, sammt dessen Veranlassung und Folge, ist nicht weniger eine Revolution, als was sich am Ende des 18. Jahrhunderts zutrug" (S. 13). „Der Umsturz aller Auctorität, die Auflösung und Verflachung aller Verhältnisse, die Verwerfung und Verhöhnung alles Ueberlieferten, die Verletzung des Eigenthumsrechtes, die Plünderungssucht und Raubgier, das öffentliche Verleumden und Verdammen, die Geringschätzung des Individuums unter Vergötterung der Menge, die zügellose Tyrannei einzelner, welche es verstanden, die Leidenschaften zu benutzen und Gewaltthaten unter der Maske der Gerechtigkeit zu verbergen —: alles das charakterisirt in gleicher Weise die Reformation und die Revolution; nur wird es bei der Revolution stärker hervorgehoben" (S. 10). „Ja man kann sagen, die Revolution war nur dadurch möglich, daß die Principien, welche die Reformation ausgesät hatte, allmählich in Europa zur Geltung kamen" (S. 9). Der Verfasser führt die Parallele noch weitläufig aus und kommt an vielen Stellen des Schriftchens wieder darauf zurück. Die Einleitung schließt er mit den Worten: „Der Anfang zur Reformation wie zur Revolution war berechtigt, aber damit ist auch so ziemlich alles gesagt, was mit Wahrheit und Gerechtigkeit gesagt werden kann." Das Schlußwort der ganzen Abhandlung hebt an: „Ein Reformator war Luther also nicht, er war in des Wortes eigentlichster Bedeutung ein Revolutionär, und in ihm ist die Revolution geboren. Und wie alle Revolutionäre übte er auf geistigem Gebiete dieselbe Tyrannei, gegen welche er sich erhoben hatte." Kurz darauf (S. 86) schreibt der Verfasser noch die bedeutungsvollen Worte: „Ein bekannter Politiker, hervorgegangen aus einer liberalen Schule, sprach einmal das denkwürdige Wort aus, Frankreich werde nie glücklich, bevor es eingesehen, daß die große Revolution ein Unglück war. So kann man auch mit voller Wahrheit sagen, der Protest mit seiner Unzahl von Schattirungen und Secten werde nie zur Selbstkenntniß und zu geistiger und sittlicher Kraft gelangen, bevor es ihm klar geworden, daß die Reformation ein Unglück war, ein nothwendiges Uebel." Hinter dieses letzte Wort möchten wir doch wohl ein Fragezeichen setzen.

Im Verlauf der Schrift geht nun Herr Hansen über auf die rasche Verbreitung der Reformation, welche vor Auslauf des Jahrhunderts den ganzen Norden Europa's umspannte. Hier verwahrt er sich namentlich gegen die in den Geschichtsbüchern traditionelle Darstellung, als ob die Macht der Wahrheit dem Protestantismus den Sieg verschafft habe. „Es kamen bald ganz andere Kräfte in Bewegung, Kräfte, welche Luther hätte zurückweisen sollen und auch zurückgewiesen haben würde, wofern er wirklich das gewesen wäre, wofür er sich selbst hielt, ein zur Kirchenverbesserung von Gott ausgewähltes und ausgerüstetes Werkzeug" (S. 19). Als solche Kräfte nennt der Verfasser die Habsucht der Fürsten, die Begehrlichkeit nach den Reich-

thümern der Kirchen und Klöster, die falsche Auffassung der verkündigten Freiheit bei der Menge, Hochmuth und Herrschsucht. „Man kann sagen, daß alle menschlichen Leidenschaften mitspielten in dem großen Drama und jeden Versuch einer Einigung zu Schande machten" (S. 27). „Unläugbar hat auch Luthers gewaltthätiger und stürmischer Angriff auf alle kirchlichen Einrichtungen mächtig zur Verbreitung der Reformation beigetragen, aber damit zugleich bewirkt, daß sie keineswegs war und wurde, was ihr Name sagt, eine Reformation, sondern ganz eigentlich eine Revolution" (S. 32). Einen Hauptgrund findet auf der andern Seite der Verfasser in der Herrschsucht der Päpste, in der Verkennung der päpstlichen Macht, in dem Egoismus der Curie und der Pflichtversäumung der großen Concilien (S. 18). Dieses Urtheil über die Päpste und die Concilien in Kostnitz und Basel ist hart, läßt sich aber von dem protestantischen Standpunkte des Verfassers erklären. Konnten auch die Päpste ihre politische Stellung verkennen und einzelne einen zu weltlichen Sinn an den Tag legen, so konnten sie doch ihre geistige Macht nicht verkennen. Das durfte der Stifter der Kirche nicht zulassen.

Soll nun die Reformation, welche Luther begonnen, fortgesetzt werden? Das ist die Frage, welche jetzt den Verfasser beschäftigt. Eine Zeit lang ist sie fortgesetzt worden im Geiste der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts. „Man kam so weit, daß man vom Christenthum alles entfernte, was die Vernunft nicht mehr zu verstehen vermochte, oder was der gesunde Menschenverstand nicht mehr für glaublich fand. Das wurde eine Religion menschlicher Weisheit, deren Grenzen der Mensch selbst bestimmte. Zwar hielt man den Begriff einer Offenbarung gewöhnlich noch fest, aber das war eine sonderbare Offenbarung, welche nichts anderes offenbarte, als was der menschliche Geist durch Vernunftschlüsse fand" (S. 33. 34). In einer ganz andern Richtung wurde die Reformation von Grundtwig (dänischer Theolog, † 1872) fortgesetzt. Wie der Verfasser selbst sie fortgesetzt haben will, wird nicht klar.

Deutlicher ist seine Antwort auf die Hauptfrage: Sind wir noch Lutheraner? „Wenngleich wir noch den Namen lutherische Christen führen, haben wir uns doch in unserm Gottesdienst und der ganzen christlichen Auffassung meilenweit von Luther entfernt" (S. 33). Der Beweis für diese Behauptung liegt in dem Vergleich zwischen der heutigen protestantischen Lehre und der Lehre Luthers. Für den Protestantismus sind nach dem Verfasser zwei Principien grundwesentlich. Das erste, das formelle, ist die heilige Schrift als einzige Erkenntnißquelle für die religiösen Wahrheiten. „Man hat nun allerdings nicht die Tradition angenommen, so wie die Katholiken sie lehren, aber man nimmt doch allgemein an, daß das christliche Gemeindeleben begann, ehe noch das neue Testament existirte, daß also dieses mit zur Tradition gehört. Aber daraus ergibt sich nun, daß es eine Tradition unabhängig von der Schrift gegeben haben muß, und daß nicht alles, was sich im Leben und den Andachtsübungen der christlichen Gemeinde entwickelte, aufgezeichnet ist" (S. 44 und 45). Die Annäherung an die katholische Traditionslehre ist durch Grundtwig noch größer geworden, er schränkte sie jedoch willkürlich ein auf das apostolische Glaubensbekenntniß (S. 47). Das zweite

Hauptprincip, das materielle, ist die Rechtfertigung durch den Glauben allein. Der Streit über diesen Satz ist keineswegs durch die Worte der heiligen Schrift veranlaßt (S. 55), er beruht zum großen Theil auf Mißverständniß und ist eine Logomachie. Wahrheit ist unzweifelhaft in diesem Princip, wenn es recht verstanden wird, so nämlich, daß es ohne Glauben keine Verbindung mit Gott, kein Anrecht auf die Seligkeit gibt (S. 54). „Aber die Verkündigung dieses insofern richtigen Principes geschah zur Reformationszeit im Allgemeinen so, daß sie allen christlichen Ernst aus der Seele entfernte und dieselbe für ein sittliches Leben gleichgültig machte. Luther wollte zwar, daß die Uebung des Guten eine natürliche Folge des Glaubens und der Dankbarkeit für die Gnade sein sollte, aber er wollte ihr nicht irgend welche Bedeutung für das Verhältniß zu Gott, für den Ernst der Glaubensauffassung, für die Befestigung und das Wachsthum im Glauben" — wie wir sagen würden, zur Vermehrung der heiligmachenden Gnade in uns — „beilegen" (S. 52). „So verkündigt man jedoch das Christenthum nicht mehr in der protestantisch-lutherischen Kirchengemeinschaft. Man hat gelernt, den Werken und dem Leben selbst Bedeutung beizulegen gerade in Beziehung auf den Glauben. Und wenn der Satz: ‚der Glaube allein macht selig', zum Hauptprincip des Protestantismus im Gegensatz zum Katholicismus gemacht werden soll, so ist es kaum etwas anderes, als ein freiwilliges oder unfreiwilliges Mißverständniß der katholischen Lehre, um nicht zu sagen Usurpation; denn das läugnet die katholische Kirche durchaus nicht" (S. 54). Keiner wird sich mehr zu der wahnwitzigen Behauptung versteigen, daß die guten Werke dem Heile des Menschen ein Hinderniß seien.

Dieselbe Annäherung findet der Verfasser in anderen Lehren des Protestantismus. „Die Auffassung von dem Wesen und der Macht der Sünde in der lutherischen Dogmatik ist nicht mehr diejenige Luthers. Nach Luther ist der Mensch nicht bloß sündig, sondern die Sünde ist das menschliche Wesen selbst" (S. 35 und 36).

„Sogar die Lehre vom Fegfeuer, welche die Reformatoren gänzlich verworfen, anstatt sie zu reinigen und die damit getriebenen Mißbräuche abzuschaffen, hat mehr und mehr in den Gedanken der Gläubigen über das Jenseits Aufnahme gefunden, und der Glaube an einen Zwischenzustand nach dem Tode ist unter protestantischen Christen sehr allgemein, wie ja auch die Schrift, wenngleich nur schwache, Andeutungen davon hat und die Tradition sie bekräftigt" (S. 43).

„Es kann also nicht geläugnet werden, daß in den letzten Zeiten ein Umschwung in dem protestantischen Gedankengang stattgefunden, und daß man manches vermißt, was von den Reformatoren abgeschafft und verworfen wurde, in der Erkenntniß, daß Luther viel zu weit gegangen sei" (S. 40).

Bei Besprechung des protestantischen Gottesdienstes hebt der Verfasser sehr schön hervor die Wärme und Innigkeit der Andacht, welche dem katholischen Gottesdienst eigen ist, gegenüber der Kälte und Passivität bei dem protestantischen Gottesdienst (S. 66 und 67). Luther, dessen Glaube an die Macht des Evangeliums, „das Wort", so groß war, daß man ihn Aber-

glaube nennen könnte, hat den ganzen Gottesdienst in die Predigt aufgehen lassen. „Darum sieht man auch, daß die meisten sich entfernen, sobald die Predigt aus ist, oder höchstens warten sie, bis ein Lied nach der Predigt gesungen ist. Man kommt einige Minuten vor der Predigt zum Gottesdienst und geht wieder, sobald der Segen vom Predigtstuhl gegeben ist. Dann hat man das opus operatum, stille da zu sitzen, wenn auch gerade nicht sehr andächtig, vollführt und vermeint seine Schuldigkeit gegen Gott gethan und seine Seele für die Ewigkeit geordnet zu haben. Da ist es kein Wunder, wenn Taube und Schwerhörige sagen, daß sie niemals oder selten in die Kirche gehen, weil sie ja doch nichts hören können, eine Aeußerung, die jedem, welcher ein Verständniß für das Wesen des Gottesdienstes hat, merkwürdig sein muß. Würde wohl ein Katholik, wäre er auch noch so taub, so sprechen?" (S. 73 und 74.)

Zum Schluß kommt der Verfasser auf den zukünftigen Entscheidungskampf zwischen Glauben und Unglauben zu sprechen. „Es ist und bleibt darum ein vollkommenes Mißverständniß, wenn man vom protestantischen Standpunkte aus den Katholicismus angreift. Kommt einmal der entscheidende Kampf zwischen Glauben und Unglauben, wird der Protestantismus sein Bestehen nur im Anschluß an den Katholicismus finden, gestützt von dessen Festigkeit" (S. 91). Und an einer andern Stelle sagt der Verfasser: „So viel ist gewiß, der Protestantismus gewinnt keineswegs etwas mit Angriffen auf die katholische Kirche, ihre Lehrsätze und ihren Cultus. Man schadet nur sich selbst, indem man das Christliche gemeinsamen Gegnern preisgibt. Ebenso kann man mit Gewißheit sagen, daß in dem bevorstehenden Weltkampf die Widerstandskraft vorzüglich bei der römisch-katholischen Kirche gesucht werden muß, wofür ja die letzten Zeiten den schlagendsten Beweis geliefert haben" (S. 43). In Betreff des Anschlusses und der Annäherung an die katholische Kirche und besonders der größern Duldsamkeit auf beiden Seiten, von welcher der Verfasser wiederholt spricht, müssen wir bemerken, daß die katholische Kirche, welche sich als die eine von Christus gestiftete Kirche erkennt und sich im Besitze des ganzen Offenbarungsschatzes und dessen unfehlbarer Auslegung weiß, jetzt ebenso wenig wie früher die lutherische Lehre anerkennen kann.

Auf jeden unparteiischen Leser macht die Schrift den Eindruck der ehrlichen Offenheit. Was bei dem Verfasser in gründlichem und ernstem Studium allmählich als Ueberzeugung herangereift ist, das kann er nicht verschließen, sondern muß es männlich kühn öffentlich aussprechen. Das Wort der Vorrede Dixi et liberavi animam meam ist daher im Munde des Verfassers keine leere Phrase.

Wie der Atheismus gefördert wird. Herr K. L. Leimbach, Director des Realgymnasiums zu Goslar, hat ein Werk herausgegeben unter dem Titel: „Hülfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in höheren Schulen", welches (zufolge der Buchhändler-Reclame) „seitens des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten durch dreifachen

Erlaß für die Mittel- und Oberklassen preußischer höherer Lehranstalten zur Einführung zugelassen ist und außer in einer Reihe von preußischen Lehranstalten bereits in zahlreichen Schulen Sachsens, Württembergs und der russischen Ostseeprovinzen eingeführt wurde". Der zweite Theil des Buches „für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen" enthält in seiner zweiten Abtheilung (Prima) die „Evangelische Glaubens- und Sittenlehre". Daselbst heißt es auf S. 9:

„§ 8. Beweise für das Dasein Gottes.

Gott kann nicht für den bewiesen werden, welcher an Gott nicht glauben will, und braucht für den nicht bewiesen zu werden, welcher Gottes Wohlthaten an sich erfahren hat. Der Glaube an Gott ist innerhalb des Christenthums selbstverständlich; jener ist die Grundlage und Voraussetzung unserer Religion. Personen und Sachen können nicht bewiesen werden, wohl aber können sie sich selbst uns als vorhanden nachweisen. So kann der Mensch Gott sehen, welcher ihn sehen will.

Die sogen. Beweise für Gottes Dasein sind als Versuche des Gläubigen, seinen Glauben an Gott auch dem Zweifler als vernünftig nachzuweisen, anzuerkennen, aber nicht als stricte Beweise zu bezeichnen."

Soviel zum Verständniß folgenden Dialoges:

Primaner: Entschuldigen Sie, Herr Professor, daß ich Sie in Ihrer Wohnung aufsuche. Ich habe einige Zweifel, um deren Lösung ich Sie bitten möchte.

Evang. Religionslehrer: Reden Sie, mein junger Freund!

Prim.: In unserem „Hülfsbuch" (II. 2, S. 9) lese ich, daß Gottes Dasein nicht bewiesen werden kann. Ist dem so?

Ev. Rel.: Allerdings, mein Freund! Im strictem Sinne kann das Dasein Gottes nicht bewiesen werden.

Prim.: Dann steht ja unser ganzes Christenthum in der Luft! Dann verlangt es von mir einen blinden Glauben an die Offenbarungen eines Gottes und an sein Wort, ehe mir feststeht, daß dieser Gott existirt und daß er Glauben verdient!

Ev. Rel.: Mein Freund, „der Glaube an Gott ist innerhalb des Christenthums selbstverständlich".

Prim.: Aber, Herr Professor, mir ist er nicht selbstverständlich. Die Pantheisten läugnen ihn, die Darwinisten läugnen ihn. Ich möchte also Gewißheit haben, ob ein persönlicher Gott, wie das Christenthum ihn behauptet, wirklich existirt.

Ev. Rel.: Mein Freund, „Personen und Sachen können nicht bewiesen werden, wohl aber können sie sich selbst uns als vorhanden nachweisen".

Prim.: Herr Professor, ich habe bisher noch keine Unterredung mit Gott gehabt, durch welche er sich mir als vorhanden nachgewiesen hätte.

Ev. Rel.: Mein Freund, es bleibt dabei: „Personen und Sachen können nicht bewiesen werden".

Prim.: Konnte denn nicht Columbus aus den hergeschwemmten Cocosnüssen die Existenz eines tropischen Landes im Westen von Europa nachweisen? Konnte nicht Leverrier aus den Unregelmäßigkeiten im Laufe des Saturn und des Uranus auf das Vorhandensein des Neptun schließen? Sollte ich nicht ähnlich aus der Existenz dieser Welt schließen können auf das Dasein eines Schöpfers?

Ev. Rel.: Das wäre ja der kosmologische Beweis. Indeß „der Schluß ist nicht richtig: die Weltursache liegt nach der Meinung der Pantheisten nicht außer, sondern in der Welt" (Leimbach S. 9).

Prim.: Kann ich denn nicht aus der wunderbaren Ordnung der Welt auf das Dasein eines höchst weisen Ordners schließen?

Ev. Rel.: Das wäre der teleologische Beweis. „Es ist ein Beweis der Analogie, von vielen erkannten Zwecken auf einen Zwecksetzer zu schließen; aber ist der Schluß richtig?" (Leimbach S. 9.)

Prim.: Jedenfalls scheint mir doch ein Sittengesetz zu existiren, ein Unterschied von Gut und Böse, von Recht und Unrecht. Also muß ich auf einen Gesetzgeber schließen, dem dieses Gesetz seinen Ursprung verdankt und dem wir als seine Geschöpfe Gehorsam schulden.

Ev. Rel.: Das wäre der sogenannte moralische Beweis. „Die gesetzgebende Macht kann aber eine unpersönliche sittliche Weltordnung sein (nach Fichte)" (Leimbach S. 10). Sie sehen also, „die sogenannten Beweise für Gottes Dasein sind ... nicht als stricte Beweise zu bezeichnen", und ich bemerke Ihnen, „Gott ... braucht für den nicht bewiesen zu werden, welcher Gottes Wohlthaten an sich erfahren hat".

Prim.: Herr Professor, ich habe zwar mancherlei Wohlthaten erfahren, z. B. von meinen Eltern, von Ihnen u. s. w. Ob ich deren auch von Gott, und nicht etwa bloß von der pantheistischen Natur, erhielt, weiß ich nicht, weil mir die Existenz des persönlichen Gottes noch immer nicht feststeht.

Ev. Rel.: Mein Freund, „Gott kann nicht für den bewiesen werden, welcher an Gott nicht glauben will".

Prim.: Aber, Herr Professor, ich will ja glauben, ich möchte von Herzen gern glauben; bringen Sie mir nur Beweise! Daß ich indeß ohne jeglichen Beweis glauben soll, können Sie doch nicht verlangen.

Ev. Rel.: Beten Sie, mein Freund, und Sie werden das Dasein Gottes an sich erfahren.

Prim.: Zu wem soll ich denn beten? Jedenfalls nicht zu Gott; denn ich weiß ja noch gar nicht, ob es einen Gott gibt. Ich muß mir vielmehr sagen, daß die Pantheisten Recht haben, und daß ein Gott im Sinne des Christenthums nicht existirt; denn falls er existirte, so hätte er wohl gesorgt, daß wir, seine vernünftigen Geschöpfe, ihn erkennen könnten.

Ev. Rel.: Beten Sie, mein Freund! Für heute muß ich unsere Unterredung beschließen.

Prim.: Ich empfehle mich also, Herr Professor! (Geht ab.)

Prim. (für sich): Eine saubere Wissenschaft das! Ich soll an die Offenbarung Gottes, ich soll an sein angebliches Wort, die Bibel, glauben, und man kann mir nicht einmal nachweisen, daß ein Gott existirt!

Also ist wirklich das ganze Christenthum nur Pfaffen-Lug und -Trug? Es sind also die angeblichen zehn Gebote dieses vielleicht gar nicht vorhandenen Gottes eitel Humbug? Dann aber fort mit diesem Plunder in die Rumpelkammer! Es gibt keinen Gott, keinen Himmel, keine Hölle. Epikur soll leben! Genießen will ich, soviel ich kann; jedes Mittel soll mir recht sein; denn es gibt keinen ewigen Richter, es gibt keine Hölle, und mit dem Tode ist Alles aus!

So wird die oberflächliche Philosophie, wie sie in Herrn Leimbachs Religionsbuch vertreten, zahlreiche spätere Juristen, Aerzte, Lehrer und auch evangelische Prediger in Preußen, Sachsen, Württemberg und den Ostseeprovinzen dem Atheismus zuführen. Einige Schüler durchschauen vielleicht das Ungenügende der Angriffe gegen die Gottesbeweise; sie werden sich sagen, daß die Welturſache außerhalb der Welt liegen muß, trotz der entgegenstehenden Meinung der Pantheisten; sie werden begreifen, daß der teleologische Beweis kein Beweis der Analogie ist, sondern ein Beweis, welcher mit innerer Nothwendigkeit aus dem Vorhandensein einer Ordnung auf die Existenz eines Ordners schließt; sie werden denken, daß (trotz Fichte) das Moralgesetz nicht ohne einen denkenden und wollenden Gesetzgeber erklärt werden kann. Aber wie viele Gymnasiasten und Realschüler werden es sein, die sich in dieser Weise über den beschränkten Standpunkt ihres Religionshandbuches erheben?

Die päpstliche Encyklika „Immortale Dei“

vom 1. November 1885.

III.

Die Logik im Staatsrecht.

„Es gibt keine Gewalt außer von Gott“ — diese durch Vernunft und Glaube unerschütterlich feststehende Grundwahrheit ist nicht bloß eine ideale Verzierung, eine sinnige Devise am Giebel des Staatsgebäudes, es ist vielmehr das allerwesentlichste Fundament, auf dem die ganze Structur desselben ruht; und wehe dem Gebäude, wenn dieses Fundament gelockert wird! Es wird aber unfehlbar gelockert, wo immer das vorerwähnte Princip zwar als überkommenes Erbstück gedankenlos anerkannt, aber andererseits theoretisch isolirt und seiner praktischen Bedeutung entkleidet oder, was häufiger vorkommt, nur einseitig als Maßstab des Gehorsams auf das Verhältniß der Untergebenen zur Obrigkeit angewendet wird. Das Princip ist ein eminent praktisches und nur als solches übt es seine fundamentale Wirksamkeit. Letztere ist jedoch nicht eine einseitig beschränkte; sie richtet sich mit gleich unerbittlicher Consequenz nach Oben wie nach Unten. So enthält das logische Ergebniß der einen Wahrheit eine doppelte hochwichtige Lehre, die eine an die Adresse der Regierenden, die andere an die der Untergebenen. Leo XIII. unterläßt es daher nicht, eben diesen beiden Lehren mit seinem ganzen apostolischen Ernste der Reihe nach den gebührenden Ausdruck zu geben.

An erster Stelle aber und mit besonderem Nachdruck wird den Herrschern selbst der Spiegel ihrer schweren Verpflichtung und Verantwortlichkeit vorgehalten, wie er sich aus der Natur und dem Ursprung der Gewalt ergibt, mit der sie betraut sind. Nicht ohne Grund fordert gerade diese Lehre als die erste ihre eindringliche Betonung; zunächst, weil von deren Befolgung zum großen Theil die Wirksamkeit der zweiten Lehre abhängt, derjenigen nämlich, welche die Pflichten der Untergebenen

zum Gegenstande hat; dann aber auch, weil die erstere viel seltener ihre freimüthigen Verkündiger findet, als die letztere. Die bezügliche Stelle der Encyklika lautet:

„Mag aber die Staatsverfassung sein, welche sie wolle, immer haben jene, welchen die Gewalt innewohnt, vor Allem auf Gott hinzublicken, den höchsten Regenten der Welt, und ihn als Vorbild und Richtschnur in der Leitung des Staates im Auge zu behalten. Wie nämlich Gott in dieser sichtbaren Welt Mittelursachen in's Leben gerufen hat, in denen einigermaßen das göttliche Wesen und Walten erscheint, und durch welche das Universum seinem letzten Ziele entgegengeführt werden soll, so wollte er auch in der bürgerlichen Gesellschaft eine Regierungsgewalt, deren Träger in gewissem Sinne ein Abbild sein sollten der Oberherrlichkeit Gottes über das menschliche Geschlecht und seiner göttlichen Vorsehung. Darum soll die Regierung eine gerechte sein, nicht herrisch über alles Recht hinaus, sondern väterlich, da ja auch Gottes Herrschaft über die Menschen eine höchst gerechte ist und mit väterlicher Güte verbunden; bethätigen soll sie sich aber zum Nutzen der Bürger, weil nur darum den Herrschern die Gewalt gegeben ist, auf daß sie das Wohl des Staates wahrnehmen. Unter keiner Bedingung darf darum die Staatsgewalt dem Sonderinteresse des Einen oder Mehrerer dienen; zum Besten der Gesammtheit ist sie bestimmt. Wenn darum die Regierungsgewalt in Ungerechtigkeit entartet, wenn die Herrscher durch Härte und Uebermuth sich versündigen, wenn sie des Volkes Wohl nur schlecht in Acht nehmen, dann mögen sie wissen, daß sie dermaleinst Gott Rechenschaft abzulegen haben, und um so strenger, je heiliger das Amt gewesen, das ihnen anvertraut war, je höher die Würde, die ihnen war verliehen worden. *Die Mächtigen werden mächtig gestraft werden* (Weish. 6, 7)."

Es ist einleuchtend, daß hier nicht bloß eine fromme päpstliche Zumuthung, noch weniger eine willkürliche Anforderung an die Träger der öffentlichen Gewalt vorliegt. Der Papst commentirt lediglich die Thatsache, daß sie eben Träger einer *von Gott überkommenen Gewalt* sind, nach ihrem logisch-praktischen Inhalt. Als solcher ergibt sich aber mit Evidenz das strenge natürliche Gottesgebot, sich durch das Bewußtsein dieser Thatsache in der Ausübung der Gewalt stets leiten zu lassen,

d. h. „vor Allem auf Gott hinzublicken, den höchsten Regenten der Welt, und ihn als Vorbild und Richtschnur in der Leitung des Staates im Auge zu behalten".

Wer immer also mit der Regierungsgewalt über die Mitmenschen betraut ist, hat sich als den verantwortlichen Mandatar des höchsten Regenten der Welt zu betrachten und nur nach dessen Absicht und Vorschrift sein Mandat zu vollziehen; er ist kraft dieses Mandates innerhalb einer bestimmten Sphäre gewissermaßen zur Theilnahme an der göttlichen Weltregierung berufen, die kraft eigenen Rechtes nur Gott zusteht; folglich hat er die letztere als „Vorbild und Richtschnur in der Leitung des Staates im Auge zu behalten".

So klar an sich diese Folgerung ist, so unterläßt es Leo XIII. gleichwohl nicht, dieselbe seiner Gewohnheit gemäß philosophisch zu vertiefen. Zu dem Ende werden wir im Lichte der großartigen Weltanschauung eines hl. Thomas von Aquin, welche vom theistischen Standpunkt überhaupt die einzig richtige und einzig mögliche ist, gleichsam auf eine überweltliche, centrale Hochwarte gestellt, von der aus der schöpferische Weltplan Gottes, so weit dieß dem menschlichen Geiste vergönnt ist, in seiner wundervollen Mannigfaltigkeit und Einheit wie mit einem Blick überschaut werden kann. Der Grundgedanke dieses Planes ist das ewige Ordnungsgesetz („lex aeterna")[1], kraft dessen alles geschaffene Sein, wie es aus Gott, dem gemeinsamen Urquell und Urheber, hervorgegangen ist, so auch auf Gott als den gemeinsamen letzten Endzweck aller Dinge, das alleinige zweckliche Centrum des Universums zurückgravitiren muß (Alpha et Omega). Jedes endliche Wesen, von der stofflichen Substanz bis hinauf zum vernunftbegabten Geiste, trägt darum dieses Gesetz der centralen Gravitation als ein anerschaffenes in sich, jedoch in sehr verschiedener Weise, je nach dem Grade, den ein Wesen seiner Natur und nächsten Bestimmung nach in der hierarchisch aufsteigenden Stufenleiter der Geschöpfe einnimmt. Denn die Welt ist nicht ein Aggregat unzähliger coordinirter und gleichwerthiger Substanzen, sie ist vielmehr ein wundervoll harmonisches Gefüge von Unter- und Ueberordnung, dessen combinirtes Endergebniß die Verherrlichung des Schöpfers sein soll, d. h. das durch die geschaffene Welt thatsächlich zum Ausdruck gebrachte Bekenntniß des Alpha und Omega gemäß dem ewigen Grundgesetze der Weltordnung. Alle geschaffenen Dinge haben diesem einen Ziele zu dienen,

[1] Vgl. S. Thom. Aq. Sum. th. I. II. q. 91. a. 1.

entweder mittelbar oder unmittelbar, entweder unbewußt unter dem Gesetze physischer Nothwendigkeit oder bewußt unter dem Gesetze moralischer Verpflichtung in freier Selbstbestimmung. Zu letzterer Art und Weise, Gott zu verherrlichen, ist aber nur die oberste Wesensstufe fähig und berufen, die der vernunftbegabten Geschöpfe, also hienieden der Mensch. Zwischen ihm und Gott, dem Endzweck aller Dinge, gibt es kein Mittelglied, nach dem er seiner Natur nach als zu seinem besondern Ziele gravitiren könnte; sein Erkenntnißvermögen und sein Wille sind von Natur darauf angewiesen, nur in Gott selbst zu ruhen als dem Urquell aller Wahrheit und dem höchsten Gute, und so in der unmittelbaren Verherrlichung des Schöpfers durch Erkenntniß und Liebe zugleich die eigene höchste Vervollkommnung und Beseligung zu finden. Während so der vernünftige und mit Freiheit begabte Mensch gemäß seiner Natur unmittelbar auf Gott, das Endziel der Schöpfung, in freier Unterordnung und Liebe gravitirt, ist er andererseits selbst das zweckliche Gravitationscentrum der unter ihm stehenden Wesensstufen, und zwar wiederum theils mittelbar, theils unmittelbar. Denn wie das Anorganische dem Organischen und zwar zunächst dem Pflanzenreich, letzteres dem Thierreich dienstbar untergeordnet ist, so ist schließlich das Thierreich sammt allen seinen Dependenzen zum Dienste des Menschen, des Königs der sichtbaren Schöpfung, bestimmt, und hat in ihm seinen nächsten Zweck des Daseins. Als Mikrokosmos hat daher der Mensch die überaus erhabene, aber ebenso verantwortliche Aufgabe, nicht nur in seinem, sondern im Namen der ganzen sichtbaren Schöpfung, an deren Spitze er gestellt ist, in freier Huldigung und Anbetung Gott als Urquell und Endziel alles Geschaffenen anzuerkennen und zu verherrlichen in Vollziehung des ewigen Ordnungsgesetzes[1].

Der centrale Ausgangspunkt (causa prima) dieser allumfassenden weltordnenden Thätigkeit ist somit der absolut heilige, gesetzgebende Wille des Schöpfers selbst, dessen Wirksamkeit nothwendig in der gesammten Schöpfung ihren Ausdruck finden muß. Und so ist es in der That. Das bezeugen eben die geschöpflichen „Mittelursachen“ (causae secundae), von denen der Heilige Vater spricht, und welche unter dem Impuls der „causa prima“ in taktischer Gliederung und zweckmäßiger Unterordnung unter einander durch ihre natürliche Thätigkeit, jede in ihrer Weise, zum Vollzug der Weltordnung mitzuwirken bestimmt sind. Darum trägt jedes Naturwesen als Mittelursache in diesem Weltprozeß das anerschaffene

[1] Vgl. S. Thom. Cont. gent. III. 17—25.

Princip seiner besondern zwecklichen Thätigkeit in sich selbst; und dieses ist nichts Anderes, als was übereinstimmend mit den Alten die christliche Philosophie im eigentlichen Sinne „die Natur" eines Wesens genannt hat. Die Natur, als das specifisch eigenthümliche Strebeprincip eines geschaffenen Wesens, steht deßhalb immer in genauer Wechselbeziehung zu der innern d. h. specifisch eigenthümlichen Zweckbestimmung desselben Wesens, die ihrerseits wieder durch weitere Mittelglieder in Beziehung steht zum letzten Zweck der Gesammtschöpfung. So begreift man, wie der hl. Thomas in jeder Natur, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, gewissermaßen eine Theilnahme an dem ewigen Ordnungsgesetz (Participatio legis aeternae) erkannte[1]. Diese Theilnahme ist jedoch sehr verschieden, wie derselbe heilige Lehrer bemerkt, je nachdem sie in dem vernunftlosen oder in dem vernunftbegabten Geschöpfe in Betracht kommt. Im erstern Fall gehört sie lediglich der physischen, im andern zugleich der moralischen Weltordnung an. Durch jene wird das Naturwesen, wenn auch vermittelst seiner Selbstthätigkeit, gleichwohl auf dem Wege physischer Determination zweckentsprechend geordnet, wie dieß besonders bei lebenden Organismen, vorzüglich aber im thierischen Instinkt klar zu Tage tritt; durch letztere Art der Theilnahme hingegen wird das vernünftige Geschöpf in den Stand gesetzt, sich selbst und Anderes in freier Selbstbestimmung dem vorgesteckten Ziele gemäß zu ordnen. Unter allen Geschöpfen der Erde ist nur der Mensch vermöge seiner vernünftigen Natur mit diesem unschätzbaren Vorzug ausgerüstet. Wie ihn diese vernünftige Natur zur Gottähnlichkeit erhebt, so ist er auch zu der hohen Würde berufen, innerhalb der ihm zugewiesenen Sphäre an der göttlichen Function der Weltordnung in freier Weise, jedoch als untergeordneter, verantwortlicher Mandatar activ theilzunehmen. Sein Mandat ist eben das ewige Ordnungsgesetz, dessen Participation und Promulgation, soweit es den Menschen angeht, das Wesen der Vernunft selbst nach ihrer praktischen Seite ausmacht und unter dem Namen des natürlichen Sittengesetzes bekannt ist. Die obersten praktischen Vernunftprincipien, aus denen es besteht, und die nicht nur für die Beziehung des Menschen zu Gott seinem Schöpfer und letzten Endziel, sowie zu sich selbst und seinem eigenen wahren Glück, sondern auch für das Verhältniß zu den Mitmenschen und zur Gesellschaft die unwandelbaren Normen des ewigen Gesetzes enthalten, gehören zu jenen Erkenntnissen, die jedem vernünftigen

[1] Sum. th. I. II. q. 91. a. 2.

Menschen evident sind. Ja sie sind, weil im Wesen der Vernunft begründet, das zuverlässigste Criterium der Vernünftigkeit, sie stehen und fallen mit dieser. Die Verdunkelungen, denen sie zuweilen unterliegen, berühren nicht jene allgemeinen Principien selbst, die vor Allem in der scharfen Unterscheidung von moralisch gut und moralisch böse, von gerecht und ungerecht, sowie in der natürlichen Erkenntniß der sittlichen Verpflichtung bestehen, dem erstern sich zuzuwenden, das letztere zu meiden. Dunkelheiten können vielmehr erst dann sich einstellen, wenn die an sich klaren Principien ihre Anwendung auf bestimmte Materien finden sollen, besonders bei vielseitig verwickelten und scheinbar collidirenden concreten Verhältnissen. Ebenso oft aber sind dergleichen Verdunkelungen nur das Resultat des bösen Willens, der unter dem Gewicht der Leidenschaft ein Interesse daran hat, sich von dem erkannten Licht abzuwenden und die klare Stimme der Vernunft nicht zu hören. Namentlich sind dem menschlichen Geiste auch die Ideen von recht und unrecht, die Grundzüge des ewigen Rechtsgesetzes bezüglich des gesellschaftlichen Lebens als Bestandtheil des Sittengesetzes unauslöschlich eingeschrieben. Auch sie gehören zum Wesen der vernünftigen Natur als der vorzüglichsten Participation des ewigen Ordnungsgesetzes, und eine Vernunft ohne jene objectiv bestimmte Eigenschaft, die wir Rechtsgefühl nennen, ist nicht denkbar.

So ist also der Mensch vor allen anderen Naturwesen als „Mittelursache" befähigt und angewiesen, in Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst „das Vorbild und die Richtschnur" seines eigenen Handelns praktisch anzuerkennen. Diese Aufgabe muß sich aber geradezu zu einer Nachahmung der moralischen Weltregierung Gottes erweitern, wenn der Mensch nicht bloß mit der Regelung seines Privatlebens, sondern überdieß mit der Regierung der bürgerlichen Gesellschaft betraut wird, die als natürliche Schöpfung gleichfalls und zwar in erweitertem Maßstab die harmonische Unterordnung unter das allgemeine natürliche Ordnungsgesetz erheischt. Mit Recht folgert daher der Papst, daß „jene, welchen die Gewalt innewohnt, vor Allem auf Gott, den höchsten Regenten der Welt, hinzublicken und ihn als Vorbild und Richtschnur in der Leitung des Staates im Auge zu behalten haben", in der Ueberzeugung, daß nach Gottes Willen die Träger der Regierungsgewalt „in gewissem Sinne ein Abbild sein sollen der Oberherrlichkeit Gottes über das menschliche Geschlecht und seiner göttlichen Vorsehung", indem sie die Gerechtigkeit mit „väterlicher Güte" verbinden.

Dieser Wahrheit gegenüber, auf der nicht nur die christliche, sondern die ganze menschliche Gesittung beruht, ist das peinliche Erstaunen vollkommen berechtigt, zu dem in neuerer Zeit ein hochgestelltes Preßorgan Veranlassung bot durch eine Aeußerung wie die folgende: „Immer fester hat in der Ueberzeugung der Völker die Auffassung Wurzel geschlagen, daß das Recht nicht in den schwankenden Vorstellungen von der göttlichen Gerechtigkeit seine Grundlage und Richtschnur zu suchen habe, sondern in der Nothwendigkeit, daß die Allgemeinheit geschützt werde gegen die Selbstsucht des Individuums, daß das Recht lediglich die Aufgabe habe, eine Ordnung herzustellen, die ein gemeinschaftliches Zusammenleben der Menschen ermöglicht." — Das sieht in der That einer Verläugnung der gesammten christlichen, und einer Verherrlichung der atheistisch-materialistischen Weltanschauung zum Verwechseln ähnlich. Diese Ansicht ist ja leider wirklich heutzutage nicht neu, wenn sie auch in der Ueberzeugung der „Völker" noch keineswegs die angeblich festen Wurzeln geschlagen; jedenfalls wäre sie ganz unbeachtet geblieben, hätte man sie etwa im Züricher „Socialdemokraten" oder in einem andern socialistischen Blatte gelesen. Daß aber ein solches Glaubensbekenntniß über die „Grundlage und Richtschnur" des Rechts in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die man als das Leiborgan des deutschen Reichskanzlers anzusehen gewohnt ist, unbeanstandet ausgesprochen werden durfte, ist von beachtenswerther symptomatischer Bedeutung. Und diese Bedeutung mußte überdieß durch den Umstand eine Verstärkung erhalten, daß man sich dabei unwillkürlich an die päpstlichen Ausführungen über denselben Gegenstand in dem Rundschreiben Immortale Dei erinnerte, welche ungefähr einen Monat früher der christlichen Welt waren verkündigt worden. Während der Papst im Interesse der Staatsordnung und ihrer Stabilität die göttliche Grundlage des Rechts eingehend beweist und nachdrücklich betont, muß sich jeder logisch denkende Mensch, vor Allem aber jeder reichsfreundliche Patriot verwundert fragen: Wie kann man in den hohen Regionen, wo das „Recht von Gottes Gnaden" bis jetzt noch seine Geltung behauptet, auf den selbstmörderischen Gedanken kommen, die einzig feste Grundlage alles Rechtes, ohne die es auch keine „Majestät des Gesetzes" geben kann, preisgeben und dasselbe auf den nackten Utilitarismus, das jeweilige Interesse der Allgemeinheit d. h. des Staates gründen zu wollen? Das erschien selbst den „conservativen" Angehörigen zu stark. Die

Kreuzzeitung ermannte sich zu der Klage: „Für das Preßorgan unserer Regierung existiren objective Wahrheiten überhaupt nicht; alle Dinge werden lediglich vom taktischen Gesichtspunkte aus behandelt." Den „Reichsboten" aber veranlaßte das conservative Gewissen zu der sehr zutreffenden Bemerkung: „Das Recht nicht mehr auf den Boden der Gerechtigkeit Gottes zu gründen, diese nicht mehr als höchste Norm des Rechts und der Rechtsanschauungen gelten zu lassen, sondern es lediglich auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des Augenblicks zur Herstellung einer Ordnung und auf die Macht zu gründen — das erscheint uns als eine höchst gefährliche Anschauung, gegen die man im Interesse des Rechtes, der Sittlichkeit, der Humanität und der wahren Ordnung protestiren muß. Was ist nach diesem Standpunkt überhaupt noch Recht? Was die jeweiligen Machthaber im Interesse der von ihnen gemachten Ordnung für Recht erklären .... Ist der öffentliche Nutzen, die utilitarische Zweckmäßigkeit die einzige Quelle und Norm des Rechtes, dann ist jede Revolution gerechtfertigt, kein Thron, keine bestehende politische und gesellschaftliche Ordnung ist dann mehr sicher — sobald eine zur Macht gelangte Menge die Monarchie, die bestehende gesellschaftliche Ordnung nicht mehr mit dem Nutzen der Gesellschaft für vereinbar hält." — Das ist in Wirklichkeit die Tragweite des aufgestellten Princips: es ist nur eine neue Variation über das Thema: „Macht geht vor Recht", steht aber übrigens, und damit mag sich ja die „Nordd. Allg. Ztg." beruhigen, ganz auf der Höhe des modernen Staatsgedankens. Der neuheidnische, omnipotente Staat, der sich ja „die Quelle alles Rechtes" nennt, kann in der That, wenn er ehrlich sein will, als Richtschnur des Rechtes nur sein Interesse und seine Macht anerkennen. Auch liegt ein gewisses Verdienst darin, das so offen auszusprechen. Freilich wäre diese Art öffentlicher „Gerechtigkeit" nicht jene, von der gesagt wird: „Justitia est fundamentum regnorum"; sie enthält zum Voraus die volle Legitimation des socialistischen Staates, sobald es diesem gelingt, sich die Macht anzueignen. Noch mehr: wir behaupten, mit der praktischen Anerkennung jenes Rechtsgrundsatzes steht man schon mitten im Socialismus, der socialistische Staat ist schon mehr als zur Hälfte fertig, und was noch an der äußern Form daran fehlt, wird sich mit logischer Nothwendigkeit ergänzen; — videant consules! In diesem Lichte betrachtet erklärt sich vieles, was sonst kaum begreiflich erschiene; unter Anderem ist dadurch die Frage über die wahre Ursache des preußischen Culturkampfes für die Geschichte endgültig gelöst.

Der kühne Ausspruch des von hoher Stelle inspirirten Organs fordert aber wie bezüglich seiner logischen Verwandtschaft so auch in seinem einfachen Wortlaut die Kritik des gesunden Menschenverstandes heraus. Mit welchem Rechte „die Vorstellungen (soll heißen: die natürlichen Vernunftideen) von der göttlichen Gerechtigkeit" als „schwankende" bezeichnet und deßhalb als Richtschnur zu dienen für unbrauchbar erklärt werden, ist bereits oben hinlänglich beleuchtet. Für jeden, der nicht überhaupt die evidenteste Vernunfterkenntniß skeptisch verläugnen will, gibt es nichts, was dem vernünftigen Bewußtsein gegenüber unmittelbar klarer, objectiv sicherer und ewig unwandelbarer wäre, als die allgemein maßgebenden Normen der Gerechtigkeit, wie sie dem vernünftigen Geist als Ebenbildlichkeit der göttlichen Gerechtigkeit und zugleich als natürliches Rechtsgesetz wesentlich eingeprägt sind. Andererseits hingegen kann nichts „Schwankenderes", nichts Zufälligeres, nichts von Zeit und Umständen Bedingteres gedacht werden, als der Maßstab der Nützlichkeit und jeweiliger Interessen; und ebenso wenig hat die Macht, der diese dienen sollen, eine Garantie ewiger Dauer. Und doch soll „in der Ueberzeugung der Völker" diese neue Grundlage und Richtschnur des Rechtes bereits „feste Wurzeln geschlagen" haben? — Wenn dem so ist, warum fühlen denn auch heutigen Tages noch die Gewalthaber das angelegentliche Bedürfniß, für jeden öffentlichen Act, den sie lediglich auf Interesse und Macht gestützt zu unternehmen im Begriffe sind, das natürliche Rechtsgefühl der Völker dadurch zu beschwichtigen, daß sie irgend einen Vorwand heuchlerisch in den Vordergrund schieben, der das Unternehmen auch nach den „schwankenden Vorstellungen von der göttlichen Gerechtigkeit" als nicht ungerechtfertigt erscheinen läßt? — Man glaubt also selbst nicht, was hier so zuversichtlich ausgesprochen wird, oder man verwechselt die „Völker" mit den Soldschreibern einer Diplomatenschule, die in Macchiavelli ihren Lehrmeister verehrt. Nein, soweit ist, Gott sei Dank, die Erziehung der Völker für das moderne Staatsgötzenthum doch noch nicht gediehen, daß in ihnen die im Gewissen vernehmbare Stimme des wahren Gottes schon gänzlich zum Schweigen gebracht wäre. So lange die menschliche Vernunft nicht zu einem leeren Wort geworden ist, haben die menschlichen Gesetzgeber mit diesem Factor zu rechnen. Die Völker werden es sich nicht verbieten lassen, auch an die Gesetze des Staates den Maßstab der ewigen Gerechtigkeit anzulegen, in der sichern Ueberzeugung, daß durch Gottes weise Anordnung eben hierin zugleich der richtige Maßstab des wahren öffentlichen Wohles und der wahren Staatswohlfahrt ent-

halten ist. Die gesammte natürliche Rechtsordnung hat ja als Ausfluß des ewigen Ordnungsgesetzes gerade diese höchste Bestimmung, die menschliche Gesellschaft nach Gottes wohlwollender Absicht zu ermöglichen, deren Bestand zu sichern und zur Erreichung ihres Naturzweckes, des wahren gesellschaftlichen Gemeingutes, zu befähigen. Das wahre Staatsinteresse kann also überhaupt nie mit der Gerechtigkeit im Widerspruch stehen, es sei denn, daß man ersteres mit einem augenblicklichen Scheininteresse verwechselt, das sich früher oder später immer als einen wirklichen Verlust und als ein Uebel erweist.

Die zweite päpstliche Lehre, die sich mit der gleichen logischen Nothwendigkeit wie die erste aus dem göttlichen Ursprung der Gewalt ableitet, und die Pflicht des Gehorsams von Seite der Untergebenen zum Gegenstande hat, steht mit dem Vorstehenden in der engsten Wechselbeziehung. Anschließend an die den Regierenden gestellte Aufgabe fährt Leo XIII. fort:

> „Wahrlich, da wird dann auch der Gehorsam, den die Bürger der Regierung leisten, ein freudiger und menschenwürdiger sein. Denn haben sie es nur einmal bedacht, daß den Regenten eine Autorität innewohnt, die ihnen von Gott gegeben ist, dann werden sie alsbald dieß als eine Pflicht der Gerechtigkeit anerkennen: auf die Satzungen ihrer Fürsten zu achten, ihnen Gehorsam zu leisten und Treue zugleich mit einer Pietät, wie sie Kindern ihren Eltern gegenüber zukommt. Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt (Röm. 13, 1). So wenig wir nämlich dem göttlichen Willen widerstreben dürfen, so wenig ist es gestattet, die rechtmäßige Gewalt zu verachten, wer immer auch ihr Träger sein mag; denn die Gott widerstreben, bereiten sich selbst ihr Verderben. Wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes; und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selber Verdammniß zu (Röm. 13, 2). Den Gehorsam verweigern und die Massen zur Empörung und Gewaltthat aufrufen, ist darum ein Verbrechen gegen die göttliche Majestät ebensowohl wie gegen die menschliche."

Mit einer Klarheit und Bestimmtheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, wird hier die natürliche und christliche Gewissenspflicht des Gehorsams gegen die obrigkeitliche Gewalt in ihrer ganzen Tragweite aus-

gesprochen, zugleich aber auch deren einzig wahrer Grund und die wesentliche Voraussetzung, auf der sie ruht, gebührend hervorgehoben. Das ist ja allerdings für gläubige Christen nichts Neues; sie haben es schon von Kindheit an aus dem Katechismus gelernt, und in der Folge wurde es ihnen unzähligemal von den Kanzeln und in bischöflichen Hirtenschreiben eingeschärft. Nicht nur im Bewußtsein ihres apostolischen Amtes, sondern auch im Interesse der bürgerlichen und staatlichen Ordnung hat die Kirche es nie unterlassen, ihre Gläubigen an diese so wichtigen Pflichten zu erinnern, besonders aber in Zeiten und Verhältnissen, in denen aus was immer für Ursachen in dieser Beziehung die schwersten Versuchungen an sie herantraten. Und von welchem Erfolg dieser Einfluß der Kirche überall da gewesen ist, wo im Volke der Glaube noch lebendig war, das hat in Deutschland das kritische Jahr 1848 und zuletzt die lange Reihe der Culturkampfjahre bewiesen, wo eine nach vielen Millionen zählende Bevölkerung trotz unerhörter Bedrängnisse der empfindlichsten Art und unter dem „Knirschen des ganzen innern Menschen" gleichwohl alle Schranken der Gesetzlichkeit und der vollen Unterthanentreue mit bewunderungswürdiger Ausdauer gewahrt hat. Es ist bekannt, welcher Dank der Kirche und ihren Organen für ihre apostolische und für das Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft so unentbehrliche Wirksamkeit von Seite des modernen Staates bisher zu Theil geworden ist und fortwährend zu Theil wird. Wird sie nicht durchweg in eben jenen Ländern, die ihr ihre ganze christliche Civilisation verdanken, wie eine Verdächtige oder wie eine Feindin des Staates behandelt, der gegenüber die Staatslenker nichts Dringenderes zu thun haben, als sie in möglichst enge Fesseln zu schlagen? Aber eben der Umstand, daß die Kirche Christi trotzdem sich in ihrer göttlichen Sendung nicht irremachen läßt und nicht aufhört, jede ihr noch verfügbare Freiheit nur dazu zu verwenden, um auch den modernen Staat gegen seinen Willen vom moralischen Untergang zu retten, wird ihre apostolische Uneigennützigkeit in desto helleres Licht setzen und für jeden Unbefangenen ein neuer Beweis ihrer göttlichen Mission sein.

Aufgabe dieser Mission ist es aber, nicht sowohl einen unmotivirten, fatalistischen Gehorsam zu predigen, sondern vor Allem die religiös-sittliche Grundlage im Volke zu erhalten und zu befestigen, in der allein der Gehorsam als ein menschenwürdiger und christlicher wurzeln kann. Das ist es auch, worauf die vorstehenden Worte Leo's XIII. ganz besonders hinweisen; und insofern ist auch diese Ermahnung nicht bloß den Untergebenen, sondern auch den Regierungen gewidmet. „Es soll

dem Volke die Religion erhalten bleiben", dieses mit Recht gepriesene kaiserliche Wort bezeichnet nichts Geringeres als die erste und wesentlichste Bedingung jeder erleuchteten Politik; ohne sie ist jede menschliche Autorität, mag ihr auch eine Million Bajonette zur Verfügung stehen, moralisch ohnmächtig. Nur so lange, als die durch den Glauben erleuchtete Vernunft in der Obrigkeit eine menschliche Stellvertretung Gottes, in ihren Anordnungen eine Vermittlung des gesetzgebenden göttlichen Willens erkennt, ist die Pflicht des Gehorsams jedem Menschen einleuchtend und selbstverständlich. Ist aber jene Ueberzeugung aus dem Bewußtsein der Menschen geschwunden, dann stehen sie nur mehr den Prätentionen anderer Menschen und einer zufälligen Machtdifferenz gegenüber und von einem Gehorsam um des Gewissens willen kann keine Rede mehr sein. Man darf in diesem Falle die Würde und den Stolz der persönlichen Freiheit nicht unterschätzen. Mit ihr steht der Mensch dem Menschen vollkommen gleichberechtigt zur Seite. Nähme daher ein Mensch *als solcher* irgend welche Jurisdiction über einen andern Menschen in Anspruch, so wäre das eine unberechtigte Anmaßung, und sie müßte folgerichtig von Jedermann auf Grund der Rechtsgleichheit und der Menschenwürde zurückgewiesen werden. Denn die Menschenwürde kennt nur *eine* Unterwerfung, nur *einen* Gehorsam, der sie nicht erniedrigt, sondern erhebt, und das ist der unmittelbare oder mittelbare Gehorsam *gegen Gott und Gottes Gesetz*. Will man das nicht, glaubt man diese religiöse Grundlage des bürgerlichen Gehorsams im Lichte der fortgeschrittenen Wissenschaft entbehren zu können, nun dann bleibt mit logischer Nothwendigkeit als einziges Hoheitsrecht die Selbstbestimmung des Individuums, d. h. die Anarchie. Bis jetzt ist es noch keiner Wissenschaft gelungen und wird auch keiner gelingen, selbst nicht vermittelst des Kant'schen Imperativ, eine *wahre sittliche Gewissenspflicht* aus einer *rein menschlichen* Quelle abzuleiten. Die Regierungen mögen zusehen, wie sie in dieser Beziehung das Staatswohl und zunächst ihre eigensten Interessen für die Zukunft in Sicherheit bringen. Haben sie unter Hintansetzung der natürlichen Rechte der Eltern und des göttlichen Rechtes der Kirche beinahe die ganze Volkserziehung und Volksbildung im Namen des Staates für sich zu beanspruchen für gut gefunden, dann mögen sie auch für deren Erfolg in der Gegenwart und Zukunft die ganze Verantwortung tragen. Wenn man aber, unter möglichster Beschränkung des kirchlichen Einflusses auf die Schulen, die religiöse Grundlage der Erziehung mehr und mehr entrückt oder verflacht und dann weiterhin in öffentlichen Lehrsälen direct oder indirect selbst

den Atheismus auf Staatskosten Propaganda treiben läßt, so ist der schließliche Erfolg dieser staatlichen Culturarbeit unschwer vorauszusehen. Was kann es dann helfen, wenn die Gesetze gleichzeitig die herkömmliche Formel „Wir u. s. w. von Gottes Gnaden" an der Stirne tragen? — Oder wie will man dann durch Socialisten- und andere Ausnahmegesetze der Logik der Ideen, die man selbst entfesselt, wieder Einhalt gebieten?

Aber es gibt ja doch im Staate noch eine andere Art von Gehorsam und Unterwürfigkeit, die sich gerade nicht auf ein Dictat des Gewissens oder auf religiöse Gründe zu stützen braucht und deßhalb auch den Atheisten gegenüber seine volle Wirksamkeit behauptet, nämlich der kluge Respect vor der Wachsamkeit der Polizei und dem unerbittlichen Zwang des Gesetzes? — Das mag in der That noch ein letzter Trost für Staatslenker sein, die sich stark genug fühlen, ihrem Willen durch materielle Machtmittel die Oberhand zu sichern. Es wäre aber immerhin ein höchst zweifelhafter und wenig erfreulicher Trost, auch da, wo die Träger der Gewalt, ihrerseits noch voll und ganz auf religiösem Standpunkt verharrend, die zwingende Macht nur in Ausübung ihres unzweifelhaften Rechtes und im Bewußtsein ihrer vor Gott verantwortlichen Herrscherpflicht zur Anwendung bringen. Viel trauriger und unheilbarer würde die Lage, wenn die Gewalthaber selbst nicht weniger als die Masse des Volkes die religiöse Grundlage ihrer Herrschaft verläugneten, um diese lediglich auf die Macht unter irgend einem „nationalen" Aushängeschild zu stellen. In diesem Falle würde der Staat eigentlich aufhören, das zu sein, was er nach dem Willen seines göttlichen Urhebers sein soll. Namentlich könnte er, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, als *Träger einer wahrhaft bindenden Rechtsordnung* nicht mehr auftreten. Denn ohne Gott gibt es kein bindendes Recht, weil jede moralische Verbindlichkeit und folglich auch die Rechtspflicht entweder auf göttlicher Sanction beruht oder objectiv für den vernünftigen Menschen gar nicht existirt; ohne bindende Rechtsordnung aber, ohne moralisch verbindliche private und öffentliche Rechtsverhältnisse gibt es keinen Staat im Sinne der göttlichen Anordnung. So bliebe der Staat eigentlich nur noch ein Tummelplatz der Macht und der Machtansprüche, wo nach dem Gesetze der materiellen Kräfte der Stärkere oben, der Schwächere unten ist, bis es ihm gelingt, einmal selbst der Stärkere zu werden; dem oben Befindlichen wäre naturgemäß die Rolle des ausbeutenden Despoten, dem Untern die des grollenden Sklaven zugewiesen. Wer könnte aber nach einem Jahrhundert des tollsten Freiheitsschwindels und der herr-

schenden liberalen Phrase einen solchen Abschluß für möglich halten? — Und doch wäre er nicht nur möglich, er würde Wirklichkeit werden, wenn es gelingen sollte, das Ideal einer gewissen glaubenslosen Wissenschaft zum Gemeingut der Völker zu machen; der „unabhängigen Moral" und dem Atheismus, als „der Religion der Zukunft", könnte nur ein Staat der Zukunft nach dem eben gezeichneten Bilde entsprechen, als Despotismus auf der einen, als Sklaverei auf der andern Seite, gleichviel, ob er in der Form des Cäsarismus oder des republikanischen Socialismus in die Erscheinung träte.

An die von Leo XIII. mit Recht so sehr betonte religiöse Grundlage des bürgerlichen Gehorsams knüpft sich indeß noch eine weitere höchst wichtige Erwägung. Wenn es wahr ist, daß der Mensch dem Menschen nur um Gottes willen zum Gehorsam verpflichtet sein kann, d. h. nur insofern, als diesem von Gott ein Recht zu gebieten verliehen ist, so folgt, daß genau eben dieses Recht auch der einzige Maßstab des pflichtschuldigen Gehorsams ist; das Gebot eines menschlichen Vorgesetzten, das die Grenzen dieses Rechtes offenbar überschreitet, entbehrt jeder verpflichtenden Wirkung. Denn daß von Gott einer menschlichen Creatur je ein schrankenloses Recht, über ihresgleichen nach Laune zu gebieten, übertragen werden könnte, wird niemand behaupten, der nicht die Berufung einer verantwortlichen menschlichen Regierungsgewalt mit einer absurden Abdankung Gottes verwechselt. Wie jedes von Gott verliehene Recht, so hat auch jede bestehende öffentliche Gewalt ihre bestimmten erkennbaren Grenzen, und diese entstammen, wie die Gewalt selbst, dem ewigen Ordnungsgesetz. Sie sind wesentlich und naturrechtlich bestimmt, einerseits durch die absolute Abhängigkeit des zur Regierung Berufenen von dem göttlichen Auftraggeber und seinem heiligen Willen, von dem allein alle Gesetzeskraft, auch wenn sie durch menschlichen Willen vermittelt wird, ausgeht, andererseits durch das zweckhaft und insofern auch gegenständlich fixirte göttliche Mandat. Es umfaßt die Aufgabe, das unterstellte bürgerliche Gemeinwesen nach den Normen der göttlichen Weltregierung seinem natürlichen Endziel, dem wahren bürgerlichen Gemeinwohl, entgegenzuführen. Und zwar ist das bürgerliche Gemeinwohl zunächst als ein zeitliches, auf das irdische Dasein der Bürger bezügliches aufzufassen, zumal die bürgerliche Gesellschaft selbst als solche hienieden ihren Abschluß findet. Um aber ein wahres, nicht bloß scheinbares Gemeinwohl zu sein, fordert es gleichwohl wie alles Irdische die stete Beziehung auf das wesentliche und letzte Ziel aller Menschen,

die stete Unterordnung unter das ewige Gemeinwohl im künftigen Leben. So ist also die Regierungsgewalt schon durch die natürliche Ordnung nichts weniger als gesetzlose Willkür. Sie kann zu dem erwähnten Ziele innerhalb der Normen der ewigen Gerechtigkeit Alles, gegen diese Normen kann sie rechtlich und rechtsgültig Nichts. Dazu kommen dann in der Regel noch positive Schranken, an welche die Ausübung der Gewalt je nach den verschiedenen bestehenden Fundamental- oder Verfassungsgesetzen eines Staates rechtlich gebunden sein kann. Doch mit dieser positiv-rechtlichen Seite der Frage wollen wir uns gegenwärtig nicht beschäftigen. Es genügt uns, zu constatiren, daß dem Menschen in der natürlichen Vernunft, besonders wenn sie zudem vom christlichen Lichte erleuchtet wird, ein naturrechtlich gültiger Maßstab von Gott selbst verliehen ist, um jederzeit den wahren und menschenwürdigen Gehorsam, wie er der „Freiheit der Kinder Gottes“ geziemt, vom gemeinen Servilismus wohl zu unterscheiden. Und dieser Maßstab — vorausgesetzt, daß er nicht bloß von einem subjectiven Meinen einzelner, sondern von dem Bewußtsein einer öffentlich beglaubigten Ueberzeugung getragen wird — darf und soll auch auf die Gesetze des Staates seine Anwendung finden. Stehen dieselben mit einem höhern, göttlichen Gesetz natürlicher oder übernatürlicher Ordnung und somit der höchsten objectiven Norm des öffentlichen Gewissens im offenen Widerspruch, so fehlt ihnen die allernothwendigste Eigenschaft eines zu Recht bestehenden Gesetzes, nämlich die Verbindlichkeit, mögen im Uebrigen auch alle legalen Formen gewahrt sein. Gott, von dem jede Verbindlichkeit ausgeht, kann sich nicht widersprechen, er kann nicht den Frevel eines menschlichen Gesetzgebers gegen seinen ausgesprochenen heiligen Willen ratificiren und dessen Ausführung den Unterthanen zur Pflicht machen. Aus diesem Grunde hat nicht nur der hl. Thomas mit der gesammten christlichen Schule, sondern auch das canonische Recht von jeher den Grundsatz festgehalten, daß überhaupt die Gerechtigkeit zu den wesentlichen Bedingungen eines rechtsgültigen Gesetzes gehöre und daß ein offenbar ungerechtes Gesetz seiner Verpflichtung nach nicht existire[1]. Die von der neuern Rechtswissenschaft erfundene Unterscheidung zwischen dem „formellen Recht“ und dem „materiellen Unrecht“ kannte man damals noch nicht, noch weniger das unhaltbare Princip,

[1] S. Augustinus, De lib. arbitr. I. 5. — S. Thom. I. II. q. 95. a. 2. — Suarez, De leg. I. c. 9. § 2. 4; III. c. 12. § 4; III. c. 19. § 11; Decret. I. Dist. VIII. 2—9; Dist. IX.

daß wenigstens die Staatsorgane trotz des materiellen Unrechts das formelle Recht, so lange es äußerlich legal besteht, als maßgebend zu handhaben verpflichtet seien, wenn auch das Gewissen ihnen verbiete, als Unterthanen dasselbe zu befolgen. Man war sich eben mehr als heute des Ursprungs jeder Verpflichtung bewußt, sei es nun eine Verpflichtung der Staatsorgane oder der Unterthanen. Dagegen betonte man eine andere Unterscheidung bezüglich der ungerechten Gesetze. Wurde ihnen auch sämmtlich jede direct verpflichtende Kraft abgesprochen, so unterschied man in denselben doch einen doppelten Charakter, je nachdem dabei ein Recht der Untergebenen in Frage kommt, auf welches sie ohne Verletzung einer Gewissenspflicht verzichten können, oder ein solches, das mit Rücksicht auf eine unbedingte sittliche oder religiöse Pflicht schlechthin unveräußerlich ist. Es liegt auf der Hand, daß demgemäß auch die praktische Stellung der Unterthanen einem notorisch ungerechten Gesetze gegenüber sich wesentlich verschieden gestaltet[1]. Im erstern Falle stehen dieselben lediglich vor einer Frage der Opportunität, ob sie unter Verzichtleistung auf ihr angetastetes Recht dem Gesetze sich gleichwohl materiell fügen sollen oder nicht. Die Opportunitätsfrage kann jedoch unter Umständen zugleich eine wahre Gewissensfrage der christlichen Klugheit und des schuldigen bürgerlichen Gemeinsinnes sein. Es findet dieses statt, wenn eine starre Weigerung nicht nur schwere Nachtheile für die einzelnen, sondern auch eine Gefahr für die öffentliche Ordnung voraussehen läßt. Die Verpflichtung, die unter diesen Umständen an sie herantritt, sich materiell zu fügen, entspringt aber in unserer Voraussetzung nicht dem bezüglichen Gesetze, sondern einem anderweitig bestehenden natürlichen Gebote, kraft dessen die Staatsbürger der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung als einem hochwichtigen Gemeingut ihr Privatinteresse unterzuordnen haben. Im zweiten Falle, der darin besteht, daß ein Gesetz oder eine Anordnung der öffentlichen Gewalt an das sittliche oder religiöse Gewissen der Untergebenen offenbar unmögliche Zumuthungen stellt, ist der Gehorsam formell und materiell zu verweigern, mag daraus folgen was da will,

[1] Vgl. S. Thom. Sum. th. I. II. q. 96. a. 4: „Injustae autem sunt leges dupliciter: uno modo per contrarietatem ad bonum humanum. . . . Unde tales leges non obligant in foro conscientiae, nisi forte propter vitandum scandalum vel turbationem, propter quod etiam homo juri suo debet cedere. . . . Alio modo leges possunt esse injustae per contrarietatem ad bonum divinum, sicuti leges tyrannorum inducentes ad idololatriam vel adquodcunque aliud quod sit contra legem divinam: et tales leges nullo modo licet observare, quia, ut dicitur Act. 4. obedire oportet Deo magis quam hominibus."

und es ist, unter Wahrung der vollen Unterthanentreue gegen die Obrigkeit als solche, der passive Widerstand nicht nur berechtigt, sondern geboten.

Es ist zu beklagen, daß mitten im Lichte der christlichen Civilisation diese selbstverständlichen Grundsätze noch einer besondern Besprechung bedürfen. Es ist aber in unserer Zeit um so nothwendiger, sie öffentlich zu betonen, je mehr der moderne Staat sich vom christlichen Bewußtsein entfernt und auf dem besten Wege ist, das Ideal des neuheidnischen Naturalismus zu verwirklichen, das keine sittliche Macht kennt und deßhalb auf allen Gebieten schließlich nur im Siege der Mechanik gipfelt. Ein gewisser Mechanismus des Rechts, unabhängig von jeder Moral, ist ja bereits erfunden, und der Mechanismus des Gehorsams wäre nur dessen Ergänzung. Um so weit zu gelangen, müßte es allerdings erst gelingen, das natürliche und christliche Volksgewissen, etwa auf dem Wege der Schule und der Presse, fähig zu machen, zu Gunsten des jeweiligen Staatsgesetzes, welches bekanntlich auch „das öffentliche Gewissen" genannt wird, ein für allemal zu resigniren.

Wenn man von diesem Standpunkt aus gegen den principientreuen Katholicismus den Vorwurf der Staatsfeindlichkeit erhebt, ihn geradezu als unverträglich mit dem modernen Staat denuncirt, so ist das zwar sehr kränkend für die Millionen katholischer Staatsbürger, die sich bewußt sind, ihre Pflichttreue und ihren opferwilligen Patriotismus nicht weniger als andere thatsächlich bewiesen zu haben. Im Hinblick jedoch auf die wahre Quelle, der diese Anklage entstammt, und bei richtigem Verständniß dessen, was sie eigentlich besagen will, ist sie im Grunde vielmehr ein ehrendes Zeugniß, auf das die Katholiken mit Recht stolz sein dürfen. Es beweist, daß ihnen vor Allen von der Vorsehung die undankbare aber ehrenvolle Aufgabe geworden ist, der modernen Gesellschaft in ihrem blinden Laufe gegen den Abgrund des moralischen Verderbens die geeigneten rettenden Hindernisse entgegenzusetzen [1].

Ebenso wenig berühren uns die Redensarten eines gewissen sehr zweifelhaften Conservatismus, der gewohnt ist, jede Rechts- und Gewissens-

[1] Lange bevor in Deutschland der Culturkampf in Sicht war, hat ein durch seine hohen Geistesvorzüge ausgezeichneter und wegen seines erleuchteten apostolischen Eifers allgemein verehrter Prälat eben diesen Gedanken als seine Ueberzeugung ausgesprochen. „In dem Umstand," so ungefähr lautete seine mündliche Aeußerung, „daß heute in so vielen Ländern die Katholiken in der Minorität neben einer protestantischen Mehrheit leben müssen, erblicke ich eine erbarmungsvolle Fügung der göttlichen Vorsehung. Diese Minoritäten sind berufen, dereinst die Regeneration und das Heil der betreffenden Staaten und Majoritäten zu vermitteln."

verwahrung gegenüber einem allmächtigen Staatswillen als „revolutionäres" Gelüsten zu taxiren[1]. Was revolutionär ist, wissen wir, und können nur wünschen, daß jener „Conservatismus" ebenso weit davon entfernt ist, als es die politischen Principien des Katholicismus jederzeit gewesen sind. Revolutionär ist ein Beginnen, das auf Umsturz oder erzwungene Beugung der von Gott gesetzten öffentlichen Rechtsordnung abzielt, komme die zwingende Gewalt von Unten oder von Oben; wer aber unter allen Umständen für das Recht einsteht, der ist conservativ.

Es ist ein unverkennbares Merkmal der Werke Gottes in der Natur, wie seiner Gründungen in der menschlichen Gesellschaft, daß in denselben eine und dieselbe Ursache vielseitige Wirkungen, das einfachste Mittel die höchsten Zwecke zu erzielen bestimmt ist. Dieser Charakter der göttlichen Weisheit offenbart sich auch in dem providentiell angeordneten Verhältniß zwischen der öffentlichen Gewalt und der bürgerlichen Gesellschaft. Das eine religiöse Bewußtsein von dem göttlichen Ursprung der Gewalt soll nach der väterlichen Absicht des Schöpfers gleichzeitig zur Befestigung und wirksamen Unterstützung der Autorität und andererseits zum Rechtsschutz derjenigen dienen, denen der Gehorsam zur Pflicht gemacht ist. Gehoben und befestigt wird die Autorität dadurch, daß sie mit übermenschlicher Würde und Beglaubigung umgeben wird, wirksam und segensreich unterstützt, indem eben dadurch die Untergebenen zu freiwilligem und freudigem Gehorsam um des Gewissens willen veranlaßt werden. Der Rechtsschutz aber zu Gunsten der Unterthanen liegt in den Schranken des ewigen Rechtes, dessen allgemeiner Maßstab eben diesem Gewissen als wesentliches Element der vernünftigen Natur innewohnt. Fürwahr, wäre man jederzeit bemüht gewesen, dieses hochwichtige, religiöse Bewußtsein in den hohen wie in den niederen Kreisen zu wahren und zu pflegen, die Regierungen brauchten heute einen viel geringern Polizeiapparat, und auch das Kriegsbudget könnte den größten

[1] Der Lehrmeister dieser Richtung, Fr. J. Stahl, sagt in seiner „Rechts- und Staatslehre" S. 221 (Heidelberg 1854): „Gemäß dieser (auf ‚menschlich festgesetzte Ordnung' gegründeten) Selbständigkeit kann das Recht geradezu in Widerstreit treten gegen Gottes Weltordnung, der es dienen soll; ... und auch in dieser gottwidrigen Beschaffenheit behält das Recht sein bindendes Ansehen." Und gleich darauf (S. 222) wird der Schluß gezogen: „Es dürfen die Unterthanen, einzeln oder in Masse, sich nicht wider das positive Recht setzen, gestützt auf Naturrecht, das ist der Frevel der Revolution." (Die gesperrten Stellen sind von uns hervorgehoben.)

Theil seiner Millionen unbedenklich den Arbeiten des Friedens zur Verfügung stellen; die öffentliche Ruhe und Ordnung wäre dennoch gesicherter, die internationalen Friedensbetheuerungen zuverlässiger, als unter starrender Waffenrüstung. Andererseits fände in der gleichen Voraussetzung auch die berechtigte Freiheit der Völker bessere und würdigere Garantien, als sie der moderne Constitutionalismus zu geben vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Th. Meyer S. J.

Zur Geschichte des Domes der hl. Helena in Trier.

IV.

(Schluß.)

13. Die Denkmäler des Domes, welche nach dem dreißigjährigen Kriege entstanden.

Eine tiefe Kluft trennt den Altar des Kurfürsten Lothar von Metternich († 1623) von dem Denkmal seines im Jahre 1652 verstorbenen Nachfolgers Philipp Christian v. Sötern. Der gewaltige Unterschied, welcher auf den ersten Blick hervortritt, beweist mit erdrückender Wahrheit, wie tief die deutschen Gaue durch den langen Bürgerkrieg erniedrigt waren. Die Fremden hatten das Land zu Boden getreten und seine Kunst geknickt.

Wie traurig klingen die Schlußverse, welche den Nachruf auf dem Katafalk des Erzbischofs Philipp schlossen:

Sat multa fecit et passus est;
habeat quietem moriendo
quam vivendo habere non potuit.

Viel hat er gethan und gelitten.
Möchte er im Tode die Ruhe finden,
welche er im Leben nicht haben konnte.

In der Mitte seines armen Denkmales zeigt ein verblichenes Oelgemälde die Anbetung der heiligen drei Könige. Unverstand hat für das gebrechliche Bild einen Rahmen aus unvergänglichem Marmor ausgehauen

und ihn mit bunten Marmorsäulen belebt. Zwischen ihnen haben zwei Alabasterfiguren Platz gefunden, welche den heiligen Apostel Philippus und den hl. Christophorus darstellen, erstern als Namensheiligen des Erzbischofs, letztern als Patron eines guten Todes.

Durch Größe und kostbares Material wollen die folgenden Denkmäler die feine Poesie maßvoller Schönheit ersetzen. Sie wachsen in die Höhe und gehen in die Breite, bis sie als Kolossalbauten die äußerste Grenze des Möglichen unmittelbar vor den Gewölben erreicht haben und dort gebieterisch zu vernünftigen Proportionen zurückgewiesen werden.

Karl Kaspar von der Leyen († 1676) suchte das dreifache kapellenartige Monument des Kurfürsten Johann von Schönenberg zu überbieten. Das ganze weite und tiefe Westchor und dazu noch einen Theil des Mittelschiffes nahm er in Anspruch, um sich dort ein Denkmal, einen Sarkophag und einen Altar zu errichten.

Das Denkmal bildete die Mitte der Gesammtanlage. Es schloß das Westchor lettnerartig ab, stieg in drei Stockwerken auf und war nach Osten und Westen hin mit Bildwerken verziert. Vor seiner Ostseite, zwischen den Marmortreppen, die noch heute zum Westchore hinaufführen, befand sich der Sarkophag, auf dessen Deckplatte das Bild des verstorbenen Kurfürsten ruhte. Ein neuer Nikolausaltar stand im Westchor vor der zweiten Seite der doppelten Denkmalswand, die ihm als Hintergrund diente und das Chorende bildete. Ringsumher waren Wände, Rundung und Gewölbe des Chores mit Nischen, Figuren und Verzierungen aus Stuck versehen. Mit der Höhe, in der sie angebracht waren, stieg ihre Menge und verminderte sich ihre Größe, um dadurch dem Ganzen ein bedeutenderes und reicheres Aussehen zu geben und es oben im Bilde der Krönung Maria's gipfeln zu lassen. Eine Inschrift meldet noch heute: „Jo. Jovanni Domenicho Rossi hat diese Arbeiten angefertigt im Jahre des Herrn 1668 am 12. November."

Das schwache Material, die tanzenden Engel, welche voll hastiger Unruhe das ehemals so schlichte Gewölbe füllen, und deren ausgebreitete Hände, bewegte Füße und fliegende Kleidungsstücke die auf's Höchste gesteigerte Begeisterung ausdrücken wollen, die übermenschlich großen und doch so gebrechlichen Stuckfiguren der Apostel in den unteren Nischen, Alles paßt zusammen und kündet sich klar an als rasch vollendete Arbeit eines phantasiereichen und lebhaften Italieners. Ein deutscher Meister hat wohl das doppelwandige Denkmal und den Sarkophag geliefert, die aus festeren Stoffen, aus Marmor und Alabaster, angefertigt waren.

Im Anfang dieses Jahrhunderts fand man eines Tages Sarkophag, Denkmal und Altar über Nacht zerstört. Als das Volk und die conservativen Freunde geschichtlicher Denkmäler klagten, wollte Niemand die Verantwortung tragen. Es hieß, der Baumeister sei durch ein Mißverständniß in die Irre geleitet worden und habe ohne höheren Auftrag gehandelt. Um

den Klagen zu begegnen, wurden die Reste hie und da im Dome und im Kreuzgange aufgestellt, wo sie als ziemlich werthlose Fragmente schwerlich ein langes Dasein fristen werden.

Das Jahr 1675 sah den Dom zur Festung erniedrigt. Verbrannt lag die kaiserliche Abtei des hl. Maximin in Trümmern. Französische Söldner traten in St. Paulin die Reliquien mit Füßen und warfen die Gebeine der Heiligen weg. Die Kirche wurde in die Luft gesprengt, weil man fürchtete, die zum Entsatz von Trier heranrückenden Kaiserlichen würden sich hinter ihren Mauern gegen die Kanonen Ludwigs XIV., die auf den Wällen der Stadt aufgepflanzt waren, schützen. Von der Kirche der hl. Barbara bei der Moselbrücke und vom Karthäuserkloster blieben nur die Grundmauern verschont. Die Kirche des hl. Antonius ward zum Wachthause, das alte Kloster des hl. Martin zur Festung gestaltet. Der Dom sollte als Citadelle dienen und als letzte Zuflucht. Alles hatte der herzlose Feind verwüstet; die angstvolle Stadt war auf das Schlimmste gefaßt. Die Kaiserlichen drangen vor, stürmten und erstiegen die Mauern. Die Feinde flohen in den Dom, verrammelten die Eingänge und stellten Kanonen auf zum hoffnungslosen Widerstande. Die geraubten Schätze, die Kriegskasse, alles was den Belagerten lieb und werth war, hatten sie in das alte Haus der hl. Helena getragen. Da waren ihre besten Pferde eingestallt, da schliefen die Soldaten. Das Pferd eines ihrer Anführer stand angebunden im Chor und fraß Heu und Stroh vom Altare. Der Boden war bedeckt mit Schmutz und Unrath. Ein Augenzeuge jener Greuel bedient sich gebrochenen Herzens jener Worte, die einstens vom hl. Hieronymus dem Heliodor geschrieben wurden:

„Zerstört sind die Kirchen, an den Altären des Herrn stehen Streitrosse. Die Reliquien sind aus den Gräbern der heiligen Martyrer herausgeworfen. Trauer und Wehklagen herrschen an allen Orten und der Tod hält reichliche Ernte."

Kurfürst Johann Hugo v. Orsbeck suchte den Dom nicht nur wiederherzustellen, sondern auch zu noch höherem Glanze zu erheben. In dieser Absicht berief er den gefeierten Baumeister und Bildhauer Johann Wolfgang Frölicher aus Frankfurt nach Trier und beauftragte ihn, zwei große Arbeiten auszuführen, welche die Verherrlichung des heiligen Rockes, des Ruhmes und Kleinodes der Kathedrale von Trier, bezweckten. Frölicher sollte für das heilige Kleid eine Heiligthumskammer an das Ostchor des Domes anbauen und dann im Innern desselben Chores ein Denkmal

errichten, welches für die Zeit der Heiligthumsfahrten der ausgestellten Reliquie einen würdigen Rahmen bieten und sie in monumentaler Art vor den Augen der zahlreichen Pilger emporhalten könne.

Die Heiligthumskammer wird auch Schatzkammer genannt, weil die Reliquien der Kathedrale dort in kostbaren Gefäßen aufbewahrt wurden. Sie ruht auf zwei unteren Stockwerken und besteht aus einem kapellenartigen Raume, welcher hoch über den Boden des Ostchores emporgehoben ist. Wichtige Gründe bewogen den verständigen Meister zu einer solchen Bauart. Das Ostchor liegt nämlich hoch über dem Mittelschiff auf einer leider verschütteten Krypta, ist nur durch Treppen zugänglich und war auch nach Westen hin durch Brüstungsmauern abgeschlossen. Es war darum nicht möglich, vom Mittelschiffe aus den Boden am Ende des Hochchores zu sehen. Hätte der Baumeister die Heiligthumskammer nicht über die Flur des Chores erhöht, dann würde das Volk nie den feierlichen Zug haben schauen können, in dem der heilige Rock während der Heiligthumsfahrt aus seiner Kapelle in's Chor und aus dem Chor an seinen Aufbewahrungsort zurückgetragen wurde. Fernerhin hätte das heilige Kleid im zweiten Stockwerk des Marmorbaues ausgestellt werden müssen, um vom Mittelschiff aus leicht sichtbar zu werden. Alle diese Gesichtspunkte bewogen Frölicher, in dem fünfeckigen Abschluß des Ostchores eine Treppenanlage zu errichten, welche in majestätischer Art zur Schatzkammer führt. An den Anfang der Doppeltreppe, welche von der rechten und linken Seite des Chores zu einer balkonartigen Estrade hinaufleitet, stellte er die Bilder Constantins und der hl. Helena als Vertreter der weltlichen Macht. Auf der Estrade wird der Zugang zu der hinter ihr liegenden Heiligthumskammer durch eine Thüre vermittelt, welche sich im Untersatze eines gewaltigen Marmorbaues öffnet. Ueber dem untern Theile erhebt sich der Marmorbau selbst nach Art eines Altaraufsatzes in drei mächtigen Stockwerken bis zum Gewölbe. In der ersten Abtheilung befinden sich die Apostelfürsten als Stützen der geistlichen Macht der Kirche neben einer Nische, die zur Ausstellung des heiligen Rockes bestimmt ist. Die folgende Abtheilung zeigt die drei Bischöfe Eucharius, Valerius und Maternus, auf die sich das hohe Ansehen des Bisthums stützt. Neben ihnen sieht man zur Rechten und Linken Johannes den Täufer und den Evangelisten, deren Namen der Erzbischof von Orsbeck trug. Das Bild der Liebe, die Alles vereint und beglückt, bildete den Schluß des Ganzen.

Frölicher starb im Jahre 1700, als er eben seine beiden großen Arbeiten für den Dom vollendet hatte. Seine Grabschrift lautet:

„Steh', Wanderer, und lies, wer in diesem Grabe todt und im Himmel lebend ruht. Johannes Wolfgang Frölicher, ein edler Bürger von Frankfurt am Main, mehrerer hochangesehener Kurfürsten und Grafen bewunderungswerther Bildhauer, ein zweiter Praxiteles, Erfinder und Vollender vieler merkwürdiger Kunstwerke, ein durch Deutschland berühmter Baumeister. Durch bewegte Darstellungsart bildete er die Heiligen aus Marmor so lebendig, daß man glaubte, er habe dem todten

Steine Lebenskraft eingehaucht. Mit noch weit größerer Kunst bildete er seine eigene Seele nach den Regeln des katholischen Glaubens und der Tugend so, daß er ein wahrhaft katholischer und ein wahrhaft vollkommener Bildhauer war."

„Bewegte Linien", dieß war das Stichwort der Zeit. Bewegung und Leben sollte in den Figuren und selbst in den Bauwerken herrschen. Darum flattern die Gewänder, darum drehen sich die Bildwerke des Frölicher, darum beugen sich selbst seine Mauern nach außen und nach innen. Dank einer „Restauration" des vorigen Jahrhunderts seufzen heute die leichtgeschwungenen Mauern seiner achteckigen Heiligthumskammer unter der ungefügigen Last eines geschmacklosen Daches. Dasselbe besteht aus drei aufeinander gestellten Halbkugeln, deren erdrückende Schwere in unlösbarem Widerspruch steht zu den leichten Verzierungen der feinkörnigen Sandsteine, aus denen der Bau aufgeführt ist. Ist es zu verwundern, daß mancher sich mit Widerwillen von den Arbeiten Frölichers abwendet, die er nicht einmal auf ihren ursprünglichen Bestand untersucht, und daß die Erhaltung der Schatzkammer sowohl als des Marmorbaues im Innern des Chores in Frage gestellt und ernstlich gefährdet ist? Es mag darum wohl am Platze sein, hier jene Worte in Erinnerung zu bringen, die August Reichensperger, der begeisterte Vertreter der germanischen Baukunst und der Feind alles unkünstlerischen Wesens, schon im Jahre 1846 schrieb. Er hat sie zehn Jahre später in seinen „Vermischten Schriften" (S. 406 f.) auf's Neue abdrucken lassen. Somit haben sie doppeltes Gewicht und dürfen keineswegs als leicht hingeworfene Bemerkung aufgefaßt werden. Er sagt:

„Den hohen Marmoraltar und seine Estrade wird man wohl ebenso wenig als die nach außen angelehnte sogen. Silberkammer niederreißen dürfen ... Wenn irgend eine Stadt Veranlassung hat, die Ueberreste ihrer Vergangenheit zu wahren und zu ehren, so ist es gewiß Trier, und zwar um so mehr, als es fast nur noch allein durch seine historische Bedeutung hervorragt."

Meister Frölicher war der erste, welcher lebhaft fühlte, wie schwer sein Marmorbau sich in die Architektur des Domchores einfügte. Er hatte darum die Absicht, ein Vermittlungsglied einzuschieben. Weil sein Werk in fremdartiger Eigenheit zwischen den Säulen, Fenstern und Rippengewölben des Uebergangsstiles emporwuchs, schlug er dem Erzbischof vor, zwei Nebenaltäre an die Stufen zu stellen, welche aus dem Mittelschiff zum Hochchore emporführten. Die Altäre sollten den gerügten Gegensatz abschwächen und das Auge auf den Einbau vorbereiten, welchem es am Ende des Chores begegnet. Der Tod hinderte ihn, den Plan persönlich auszuführen. Kurfürst Johann Hugo fand in Deutschland keinen Meister, welcher ihm würdig schien, das Werk des Verstorbenen zu vollenden, und gab deßhalb einem römischen Bildhauer den Auftrag, die beiden geplanten Seitenaltäre anzufertigen. Sie kamen über Holland nach Trier und kosteten nicht weniger als 24000 Trierer Thaler. Trotz ihres

hohen Preises entsprachen sie den Erwartungen so wenig, daß sie nicht an dem Orte, für den sie bestellt waren, sondern vor den beiden letzten westlichen Pfeilern aufgestellt und erst 1726 geweiht wurden.

Der zweite Nachfolger des Erzbischofes v. Orsbeck, Pfalzgraf Franz Ludwig, welcher im Jahre 1729 auf den Trierer Stuhl verzichtete, um die Regierung von Kurmainz zu übernehmen, ließ dann zwei neue Altäre anfertigen, die sich heute an Stelle der in Rom angefertigten zur Rechten und Linken des östlichen Chorauffganges befinden. Leider wurden sie so groß, daß das Chor verkürzt und seine prachtvollen romanischen Bogen verstümmelt werden mußten.

Freilich konnten auch diese Altäre den Gegensatz zwischen dem Marmorbau und der Architektur des Ostchores noch nicht vollständig vermitteln. Die kalten Wände des Chores stehen schon durch ihre Farbe im Widerspruch zu dem dunkeln Marmor. Die hellen Fensterscheiben verschärfen den Farbenunterschied. Eine geschickte Polychromie des Chores und richtig abgetönte Glasgemälde werden also von hoher Bedeutung sein und die Aufgabe haben, die Harmonie zu bringen, welche man heute leider vermißt.

Die Heiligthumskammer, der Einbau im Ostchor und die beiden Altäre beim Choreingange bilden ein festgeschlossenes Ganze, an das sich die beiden aus Rom gekommenen Altäre am Westende des Mittelschiffes enge anschließen. Sie hängen zusammen wie die Glieder einer Kette, aus der man keinen Ring herausreißen darf. Fällt eines dieser sechs Denkmäler, so wird das Gleichgewicht im Innern des Domes gestört sein, bis die andern ihm gefolgt sind; der Sturz des ersten fordert mit logischer Consequenz den Untergang der übrigen. Wie viele Denkmäler des alten Domes sind schon gefallen und verschwunden im Abgrund der Vergessenheit! Die Trierer Kathedrale gehört nicht mehr zu jenen, die überreich sind an geschichtlichen Erinnerungszeichen. Ihre weiten Hallen und ihre großen Fenster verlangen große Altarbauten und mächtige Denkmäler. Nur sie schützen vor dem Gefühl der Oede, das den Besucher in manchen alten Kirchen, welche ihrer Monumente beraubt sind, zur Trauer stimmt.

Jeder Dom bildet das Monumentalarchiv der Diöcese, das an die Heiligen erinnert, die in ihr verehrt wurden, und an die Bischöfe, die in ihr wirkten. Volk und Clerus sollen in ihrem Dome mit Liebe, ja mit Begeisterung erfüllt werden für die engere Heimath und sich erwärmen für deren Geschichte. Sie werden es um so leichter und um so sicherer thun, je großartiger die alten Denkmäler in wuchtiger und ehrfurchtgebietender Art zu ihnen reden.

14. Der letzte Dombrand und seine Folgen.

Am 17. August des Jahres 1717 um 6 Uhr Abends langte ein Eilbote in Trier an. Er brachte die Nachricht von einem Siege der

Kaiserlichen über die Türken. Die Stadt freute sich dieser Botschaft. Einige Bediente der adeligen Domherren ließen Raketen aufsteigen und brannten Feuerwerk ab.

Um 11 Uhr in der Nacht machten Feuersignale der Freude ein Ende. Eine hohe Flamme stieg aus dem Dache des Domes auf zum Himmel. Rasch fraß das Feuer weiter im alten Gebälk. Wie aus einem gewaltigen Hochofen stieg die Gluth auf zum dunkeln Himmel. Die Bleitafeln, womit der Dachstuhl gedeckt war, träufelten in glühenden Tropfen herab und scheuchten auch die kühnsten Männer hinweg. Feurige Asche fiel auf die leichten Dächer des Kreuzganges, der Domhäuser und der Stadt. Ganz Trier schien verloren.

Greise, Frauen und Kinder, alle, deren Kraft nicht ausreichte zum Kampfe gegen das entfesselte Element, folgten betend dem Pfarrer der Liebfrauenkirche, welcher mit dem heiligsten Sacramente um die Brandstätte zog, bittend, Gott möge dem verheerenden, erschrecklichen Feuer Einhalt gebieten. Das ganze Dach und die östlichen Chorthürme waren verloren. Mit Mühe rettete man die Westthürme und die Glocken. Das Innere blieb unversehrt, weil die starken Gewölbe dem Feuer widerstanden. Nur die Gallerien litten stark.

Es wäre leicht und einfach gewesen, den Dom in den Stand zurückzuversetzen, welchen er vor dem Unglück hatte. Das sagte aber dem Zeitgeiste nicht zu. Hatten die Zeitgenossen des Frölicher sich gefreut über die „bewegte Darstellungsart", die er seinen Heiligenbildern gab, so war man jetzt weiter fortgeschritten. Licht, Aufklärung und klare Erkenntniß, alles, was man damals unter dem Schlagwort „Illumination" verstand, galt als Ideal gegenüber den Resten der Finsterniß des Mittelalters, die überall weichen sollten.

Das Streben nach „Illuminirung" ist darum der Grundgedanke, welcher damals die ganze Domrestauration beherrschte. Die Freude an ungebrochener Lichtfülle verursachte nun fünf wichtige Veränderungen.

Zuerst wurde das Ostchor verändert. Es hatte zwei Reihen Fenster, unten große, oben kleine, die sich den Bogen der achttheiligen Chorwölbung anschlossen. Man durchbrach die horizontalen Gesimse, die Bogen und die Mauern, welche die beiden Reihen trennten, und bildete aus ihnen eine einzige Reihe übermäßig langgezogener Lichtöffnungen. Dann wurden die Fenster der Nebenschiffe in ähnlicher Weise erhöht und verengt.

Die dritte Arbeit war einschneidender. Sie bezweckte, dem Dom einen Theil seiner ältesten Anlage zurückzugeben. Wie schon öfters bemerkt, wurde ehemals die Mitte des Baues durch ein großes Quadrat bezeichnet, an dessen

Seiten sich vier Parallelogramme legten, die mit ihm ein Kreuz bildeten. Das 13. Jahrhundert hatte durch die Einfügung seiner Gallerien die Kreuzesform verwischt. Nur der Grundriß erinnerte noch an dieselbe. Man entschloß sich, sie wieder herzustellen. Neben dem großen Quadrate vor dem Ostchore wurde also die Gallerie aus den Seitenschiffen herausgebrochen und die römischen Umfassungsmauern nach Süden und Norden in ihrer ganzen Höhe nach innen freigelegt. Leider ließ man ihren beiden dreitheiligen Fensterreihen die ursprüngliche Form nicht. Auch sie wurden verändert, wie es im Chor und in den Seitenschiffen geschehen war.

Schon bei der Herstellung des Kreuzschiffes war die obere Hälfte der südlichen und nördlichen Mauer niedergelegt und neu aufgebaut worden. Als nun die Restauration zu den Gallerien aufstieg, wurde auch dort der obere Theil der alten Seitenschiffe abgebrochen. Er stammte theils aus römischer, theils aus Popponischer Zeit und umfaßte die obere Fensterreihe.

Es scheint durchaus unwahrscheinlich, daß der Baumeister des vorigen Jahrhunderts diese höher gelegenen Mauertheile in der ganzen Länge des Domes im Norden und Süden ohne Noth zerstört habe, besonders da er ja in den Kreuzschiffen alles, was er entfernte, neu aufbauen mußte. Die ausgewaschenen Wände und die zerbröckelnden Fensteröffnungen in den Ruinen des kaiserlichen Palastes zu Trier beweisen, daß auch römisches Mauerwerk nach anderthalb Jahrtausenden den Einflüssen der Zeit zu weichen beginnt. Der Brand von 1717 mußte den oberen Theilen der Dommauern und besonders ihren Fensteröffnungen, welche bei früheren Bränden, sowie durch Wind und Wetter schon Jahrhunderte lang so viel gelitten hatten, neuen und größern Schaden bringen, welche den Baumeister zu einem Umbau gezwungen haben. Er benutzte die ihm auferlegte Nothwendigkeit zu einer Veränderung der Anlage. Im Querschiff änderte er die Fenster; in den westlicher gelegenen Abtheilungen des Domes aber, welche den Gallerien entsprachen, die erhalten blieben, rückte er die neu zu erbauenden oberen Mauertheile nach innen. Dieselben stehen darum heute nicht auf dem von den Fundamenten aufgehenden Mauerwerk, sondern auf Bogen, welche sich auf die mittelalterlichen Gurtbogen der Seitenschiffe stützen. Schmidt bezeichnet diese neue Anordnung als verwegen. Ohne Zweifel widerspricht sie den ersten Regeln der Baukunst und gereicht darum heute jedem Architekten zum Aergerniß. Indessen werden die mittelalterlichen Bogen und Gewölbe, welche ihr als Unterlage dienen, von einem kräftigen Kalk zusammengehalten. Sie sind überdieß nach heutigen Begriffen unverhältnißmäßig dick und fest. Durch das, was die alten Baumeister im 13. Jahrhundert zu viel thaten, wird also der theoretische Fehler ihres Nachfolgers aus der Zeit um 1720 entschuldigt und fast aufgehoben.

Ueberdieß hat der neuere Baumeister seine so sehr getadelten oberen Mauern möglichst leicht aufgeführt und sie mit Fenstern so durchbrochen, daß sie fast nur ein Rahmenwerk für die Oeffnungen bieten, welche den Gallerien das denkbar reichste Licht bringen sollten. Diese Lichtfülle war ja eben der Grund, warum er sich zu dem theoretischen Fehler herbeiließ; denn hätte er

sich entschlossen, auf den alten Grundmauern weiter zu bauen, dann durften seine neuen Oberfenster nicht größer werden als die unteren, und sie würden vom Mittelschiff so weit abgestanden haben, daß sie demselben nur wenig Helle vermittelt hätten. Jetzt, wo die größeren Fenster dem Mittelschiff näher stehen, bringen sie den Gewölben wenigstens doppelt soviel Licht, als dieselben früher erhielten, und machen somit den Dom heller und freundlicher.

In Folge des Abbruches der obern Hälfte der Umfassungsmauern wurde eine Veränderung der Dachconstruction unumgänglich nothwendig. Das war die fünfte und letzte Folge des Brandes. Früher hatte die Last der Dächer hauptsächlich auf den Umfassungsmauern geruht, über denen sie endeten. Jetzt legte sich der Dachstuhl des Mittelschiffes auf dessen Pfeiler und Oberwände, die zu einer solchen Belastung ursprünglich nicht bestimmt und eingerichtet waren. Ob die Risse, welche sich oben im Mittelschiff zeigen, in Folge der neuen Construction oder durch die Hitze des Brandes entstanden, mögen gewiegte Techniker entscheiden.

Herr v. Wilmowsky hat sich viele Jahre hindurch mit dem Wunsche getragen, dem Dome das Aussehen wiederzugeben, welches derselbe vor dem letzten Brande besaß. „Erforschung und Restauration des Domes", das war die Idee, welche ihn beherrschte und begeisterte. Ist doch das Wort Restauration eine Parole, welche seit fünfzig Jahren so viele edle Kräfte wachgerufen, zahlreiche alte Kunstwerke gerettet und manches Kleinod wiederum hergestellt hat. Die mittelalterliche Kunst unseres Vaterlandes gilt mit Recht für kirchliche Bauten und Kunstwerke als Ideal, und gerade die Zeit um 1200 besitzt bei nicht wenigen den besten Klang. Eine Restauration des Trierer Domes bedeutet also wohl Wiederherstellung in jener Gestalt, welche er im Anfange des 13. Jahrhunderts, zur Zeit seines höchsten Glanzes und seiner vollendeten Schönheit besessen hat.

So einleuchtend diese Sätze scheinen, fehlte es doch nicht an Widerspruch. Man entgegnete: Wenn die Kathedrale von Trier in ihren Haupttheilen ein Werk des 12. und 13. Jahrhunderts wäre, dann würde kein verständiger Kritiker Bedenken tragen, jenen den vollsten Beifall zu zollen, welche den Dom so umbauen wollten, daß er wiederum das Aussehen gewänne, welches er in den Zeiten des Mittelalters gezeigt. Die Sache liege aber anders. Nicht nur das 18., sondern auch das 13. Jahrhundert habe einen ältern Bau verändert. Wolle man das vieldeutige Wort „Restauration" als „Wiederherstellung in den alten Zustand" übersetzen, so frage es sich zunächst, welchen Zustand man wiederherstellen solle, sei ja die Metropolitankirche der Moselgegend bis heute durch drei oder vier verschiedene Formen hindurchgegangen.

Schaut man in der Reihe der Jahrhunderte zurück, so findet sich eine Vollendung des Domes nach der Zeit des Hillin, welche vom Uebergangsstil beherrscht war; voraus geht ein erweiternder Umbau, der vom Erzbischof Poppo in schwerer romanischer Art begonnen ward, weiter zurück eine fränkische Instandsetzung durch Nicetius und endlich die erste kirchliche Anlage des Agritius.

Man glaubte sich daraufhin wohl berechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob der Meister, welcher nach dem Jahre 1200 das Mittelschiff umbaute und einwölbte, in jeder Hinsicht seine Aufgabe in vollkommenster, untadelhaftester Weise gelöst habe. Seine Leistungen wurden in sehr anerkennenswerther Art besprochen. Man gab zu, daß er mit genialer Klarheit und mit dem höchsten technischen Geschick eine verwickelte und schwierige Aufgabe gelöst, lobte sein Wissen und Können. Bei allem Lobe und bei aller Bewunderung, womit Kinder einer stillosen Zeit gegen den Meister glücklicherer Kunstepochen nicht leicht einen Tadel sich erlauben, durfte man aber doch fragen: War es gut, daß der alte Meister jene Kreuzform gänzlich verbaute, die der Dom von Anfang an im Keime besaß und welche schon ein heidnischer Baumeister ihm gegeben hatte?

Ein solches Bedenken durfte schon geäußert werden, als der Dom noch vollständig die Gestalt besaß, welche das 13. Jahrhundert ihm gegeben. Jetzt aber, nachdem das 18. Jahrhundert sich in Gegensatz zum mittelalterlichen Steinmetzenmeister gesetzt, seinen Umbau gleichsam verbessert und den Dom so restaurirt habe, daß die alte, verlorene Kreuzesform wiederum hervortrete, müsse man doch zweimal zusehen, ehe das alte Gebäude auf seinen dritten Zustand, den des 13. Jahrhunderts, zurückrestaurirt werde. Ja man hätte sich dreimal zu bedenken, weil keine Kirche eher einen Kreuzesgrundriß haben sollte, als jene, welche eine Heilige als Stifterin verehre, die in allen ihren Bildern ein Kreuz trage, das dem kaiserlichen Scepter entspreche, welches sie in der andern Hand halte.

Die angeführten Gründe bezogen sich auf den Stil und die Geschichte des Domes. Offenbar durfte man auch die ästhetische Seite der Frage nicht unberührt lassen. Da wurde dann behauptet: der Dom habe durch das Zurückgreifen auf die alte römische Grundform und durch die Erbauung eines Kreuzschiffes nicht an Schönheit verloren. Von den Besuchern vermißten nur sehr wenige die ausgebrochenen Theile der mittelalterlichen Gallerie, weil die beiden neuen Gewölbe, welche, zur Rechten und Linken hoch aufsteigend, die Kreuzarme bilden, sich harmonisch an das Mittelschiff anschlössen. In der auffallenden Doppelreihe der Fenster, welche die Abschlußmauern der Querarme nach Norden und Süden durchbrechen, fand man eine werthvolle Erinnerung an den ursprünglichen Zustand des Gebäudes. Herr von Wilmowsky war der erste, welcher dringend wünschte, dort die alten römischen Lichtöffnungen in ehemaliger Anordnung und Größe wieder sichtbar zu machen, weil dieß eine ächte und rechte Restauration sei.

Die Gegner betonten, für den Fall, daß die Gallerie wieder in's jetzige Kreuzschiff eingebaut werde, dürften die Kritiker nicht ausbleiben, welche die

unangenehme Behauptung wagen würden, man habe mit hohen Kosten nicht eine Restauration, sondern eine Degradation des Domes zu Stande gebracht. Nach dieser sogen. Restauration sei er seinem ursprünglichen Zustand weit ferner gerückt, als es vorher der Fall gewesen sei. Viele fanden, daß die Vierung zwischen den Kreuzarmen und unmittelbar vor dem Choreingang einen guten Mittelpunkt gebe, den Ueberblick über das Innere des Domes erleichtere und den Bau zur Einheit in der Vielheit zusammenfasse.

Die nüchternen Praktiker, welche oft auf stilistische und ästhetische Erörterungen nicht viel geben, stellten sich auf den einfachen Standpunkt, von dem die Restauration des vorigen Jahrhunderts ausgegangen war. Sie behaupteten, nur durch die zahlreichen Fenster der Kreuzarme und die erhellten Gallerien besitze der Dom jene Lichtfülle, welche in unserer Zeit nöthig sei. Ehedem hätten wenige Leute in der Kirche Bücher benutzt. Jene seltenen Bücher, deren man sich bedient, hätten größere Lettern enthalten; Kirchen müßten heute heller sein, als sie im Mittelalter gewesen. Die Archäologen würden nicht ruhen, bis der Dom ausgemalt und mit bunten Fenstern verglast sei; dann aber würden selbst die zahlreichen Fenster, welche jetzt Licht brächten, kaum genügen, um die nöthige Helle zu bieten. An Klagen über Dunkelheit werde es nicht fehlen. Wie wolle man dem berechtigten Verlangen unserer Zeitgenossen, die in der Kirche ohne Mühe zu lesen verlangen, entsprechen?

So wurden Gründe und Gegengründe, Behauptungen und Widerlegung einander gegenübergestellt. Wilmowsky wurde erst zum Nachgeben geneigt, als der bauliche Zustand des Domes sich ihm so bedenklich darstellte, daß es ein gefährliches Wagniß schien, die geplanten Bogen und Gewölbe in die alten, so oft erschütterten Mauern einzuspannen[1]. Trotzdem schwand das Bedenken wieder, und so stellte er in seinem Werke über den Dom den im Ganzen und Großen richtigen Grundsatz auf:

„Nicht die Erneuerung des Monumentes im zufällig herrschenden Geschmack des Tages, sondern im Geiste und Geschmack des edlen Stiles des 12. Jahrhunderts, ist die Aufgabe seiner Erneuerung und die gerechte Anforderung des Kenners."

Die Hausteine, welche er zur Ausführung der von ihm geplanten Wiederherstellung des Innern zubereiten ließ, liegen fertig in der west-

[1] Herr v. Noisin, der Freund und Vertraute des Herrn v. Wilmowsky, schreibt darüber also: „Le projet dut être abandonné. M. de Wilmowsky, après les fouilles et mûr examen, s'était convaincu qu'il serait imprudent d'imposer aux murs d'enceinte de l'époque romaine la poussée d'une voûte. M. de Wilmowsky avait fait confectionner des briques ‚ad hoc'. La terre grasse était mélangée avec de la menue paille et des copeaux de bois, consumés lors de la cuisson. Il en résultait une brique poreuse, à volume égal plus légère que la brique de tuf" (Didron, Annales, XIII. p. 29).

lichen Krypta. Sie warten auf die Erneuerung der Discussion, nach deren Schluß sie dann endgültig auf den ihnen bestimmten Platz erhöht, die ausgebrochenen Gallerietheile erneuern oder als überflüssiges Material anderwärts Verwendung finden sollen.

Schluß.

Die Grabmäler der beiden letzten im Dome beigesetzten Kurfürsten sind wie von einem prophetischen Geiste eingegeben. Ahnungsvoll verkünden sie die Zukunft. Das erstere derselben gehört dem Kurfürsten Johann Philipp v. Walderdorff († 1768). Es steht vor dessen Grab neben dem nördlichen Pfeiler des Ostchores. Der Kirchenfürst ist dort liegend dargestellt, halb aufgerichtet vor einem aufgeschlagenen Buche, in dem er eben gelesen hat. Ein Todtengerippe naht sich, theilweise bedeckt von einem flatternden Tuche. Der aschgraue Marmor erhöht den unheimlichen Eindruck des Denkmals. Das Gerip hält die unvermeidliche Sense und weist hin auf einen Obelisk, worauf die Worte eingegraben sind: Ecce hora est. „Siehe, die letzte Stunde naht."

In den Grundstein des Schlosses, das Walderdorff zu Wittlich erbaute und dem er am 28. August 1763 bei einem Gastmahle den Namen Philippsfreude gab, hatte er eine Kupferplatte gelegt, worauf das Chronogramm eingegraben war:

Stet InDeLeta *p*LVrIMa *per sae*CVLa.
Unzerstört stehe es durch viele Jahrhunderte.

Vergeblicher Wunsch, unerfülltes Hoffen! Ecce hora est. Das heilige römische Reich deutscher Nation neigt sich. Die Revolution steigt auf. Wie der Sturmwind die alte Eiche knickt, so wird sie alle Herrlichkeit der geistlichen Kurfürsten stürzen und begraben.

Im Jahre 1794 war der Dom zum Heumagazin entwürdigt. Das Christenthum ward verboten, verbannt aus den Kirchen und Klöstern der Stadt. Noch im Jahre 1802 verlor der ausgeplünderte und entweihte Dom sechs Altäre und fünf Grabmonumente seiner Bischöfe.

Trotz der traurigen Vorbedeutung bietet das Denkmal des Kurfürsten v. Walderdorff doch auch Trost; denn auf seinem unheilverkündenden Obelisk findet sich ein Genius, der mit seinem Palmzweig auf bessere Zeiten des neuen Friedens hinweist.

Noch kräftiger ist die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft im Denkmal des 1756 verstorbenen Kurfürsten Franz Georg von Schönborn verkörpert. Es ist als Altar gebildet, in dessen Mitte der auferstandene

Heiland erscheint. Er wendet sich zum Kurfürsten, welcher auf einem sarkophagartigen Vorsprung über dem Altartische ruht, und ruft ihn auf vom Todesschlafe. Der Auferweckte richtet sich langsam empor und voll Erwartung streckt er die neubelebten Hände seinem Erlöser entgegen. Die Gruppe wird vollendet durch das Bild der Religion, welche zum neuen Leben führt.

Die Idee des Lebens, welche in der Grabschrift des Frölicher durchklingt, hat demnach in einer oder der andern Art alle neueren Kunstwerke des Domes beherrscht. Die Künstler fühlten wohl, daß sie ihr Ideal nicht erreichen könnten, ahnten vielleicht, daß der Todeskeim in ihrer Richtung liege, aber die Hoffnung gaben sie nicht auf.

Freude an der Vergangenheit und Hoffnung auf die Zukunft, das ist der Grundton, den die Denkmäler von Trier in der Seele anschlagen. Wenig ist freilich erhalten von den monumentalen Zeugen der alten Größe und Würde der Stadt und ihres Landes. Das Wenige aber ist groß genug, um als stolzer Adelsbrief zu gelten, der Trier so hoch stellt, daß es vor keiner deutschen Stadt zurückzustehen braucht. Möchte ein gerechter Patriotismus dasjenige treu hüten, was gerettet ist bis auf unsere Tage! Vielleicht naht die Zeit, wo wir Deutsche aufhören, immer nach der Ferne auszuschauen und in entlegenen Gegenden die Muster der Kunstthätigkeit zu suchen. Gewiß, nationale Engherzigkeit ist ein Zeichen eines beschränkten Geistes, aber ein großes Volk, das sich einer glanzvollen Vergangenheit rühmen darf, sollte zuerst und vor Allem seine Denkmäler erforschen, ausgraben und studiren. Die Werke unserer Vorfahren, die Ueberreste unserer Vorzeit stehen noch lange nicht in der Achtung, die sie verdienen. Will man sich für classische Kunst begeistern und die Werke der Alten an's Licht ziehen, so bietet der deutsche Boden genug Orte, die reiche Ausbeute versprechen. Möchte darum der Boden der alten Treviri einmal gründlich und systematisch untersucht werden, um uns zu zeigen, was Trier einstens war in den Tagen seines Glanzes, als das Christenthum herrschte am Hofe seiner Kaiser.

St. Beissel S. J.

Max Müller als Religionsphiloſoph.

(Schluß.)

2. Der Henotheismus.

Auf der Höhe des Areopags, Angeſichts der tempelreichen Akropolis, ſprach einſt ein unſcheinbarer Fremdling zu dem Kreiſe der ihm lauſchenden atheniſchen Weltweiſen das erhabene Wort: „In Ihm leben wir und bewegen wir uns und ſind wir.“ Das iſt die chriſtliche Wahrheit von der Allgegenwart des lebendigen Gottes, und der dieſelbe ſo feierlich bezeugt, war der hl. Paulus, der Apoſtel der Völker. Seither haben Millionen und Millionen gläubiger Chriſten dieſes Wort vernommen und in ihm die höchſte Befriedigung für Geiſt und Herz gefunden.

Achtzehn Jahrhunderte ſpäter ſammelt ein Gelehrter von mehr als europäiſchem Rufe im Kapitelhauſe der ehrwürdigen Weſtminſterabtei die Elite der gebildeten Welt Englands um ſeinen Lehrſtuhl, um da eine ähnlich klingende, in Wirklichkeit freilich grundverſchiedene Lehre zur Geltung zu bringen. Max Müller entwickelt ſeine Theorie über den Druck und die Wahrnehmung des Unendlichen. Man mag über die Kühnheit der neuen Hypotheſe ſich verwundert, auch wohl im Stillen den Muth des Mannes, der ſie vor einem gelehrten Publikum auszuſprechen und zu vertreten wagte, angeſtaunt haben: aber dieſes Staunen hatte jedenfalls nichts gemein mit jenem, welches eine große, tiefe Wahrheit, wenn ſie plötzlich mit überwältigender Kraft dem Menſchen gegenübertritt, mit Naturnothwendigkeit hervorruft. Denn nicht nur entbehrt die Müller'ſche Hypotheſe ganz und gar der Wahrheit, ſondern auch ihre Begründung vermag ihr nicht einmal den Schein der Wahrheit zu ſichern. Davon haben wir uns im vorigen Artikel hoffentlich zur Genüge überzeugt. Und ohne Prophet zu ſein, darf man wohl ſagen: Einige Wellenſchläge der Zeit, und die Hypotheſe Müllers vom Druck des Unendlichen wird im Meere der Tagesmeinungen untergegangen ſein.

Mit der Frage nach den Uranfängen der Religion hängt die andere nach der erſten, urſprünglichen Geſtaltung derſelben auf's Engſte zuſammen. Der weitere Verlauf jener in Weſtminſter gehaltenen Vorleſungen belehrt

uns über die Antwort, welche Max Müller auf diese Frage gibt. Alles, was er darüber sagt, können wir zusammenfassen in das eine Wort: Henotheismus. Das Wort ist von Max Müller selbst gebildet und von ihm schon vor längerer Zeit in die wissenschaftliche Literatur eingeführt worden. Auch die demselben zu Grunde liegenden Anschauungen wurden von ihm selbst bereits früher zu wiederholten Malen, zuerst im Jahre 1853, ausgesprochen und erläutert [1].

Nach Müller ist der Henotheismus „ein Glaube an einzelne abwechselnd als höchste hervortretende Götter". Dem Henotheismus ist es eigenthümlich, daß zwar verschiedene Götter verehrt werden, jedoch so, daß jede einzelne Gottheit, die man anruft, als von den übrigen unabhängig aufgefaßt wird. In den Momenten der Verehrung und des Gebetes sei daher stets nur eine Gottheit dem Geiste des Verehrers gegenwärtig oder werde wenigstens als über alle anderen erhaben gedacht. Auf solche Weise soll sich der Henotheismus sowohl vom Polytheismus als auch vom Monotheismus unterscheiden: vom Polytheismus, indem dieser einen organisirten Götterstaat oder wenigstens eine mehr oder minder geordnete Mehrheit von Göttern darbiete, so daß die einzelnen Götter in das Verhältniß der Unter- und Ueberordnung zu einander treten und dadurch eine gegenseitige Beschränkung ausüben; vom Monotheismus, welcher andere Götter neben dem Einen nicht duldet, also eine Mehrheit der Götter ausdrücklich ausschließt. Der Henotheismus (ἑνός, ἑνός) richtet seine Verehrung zwar durchgängig in jedem einzelnen Falle auch nur auf *einen* Gott, aber nicht stets auf denselben, sondern bald auf diesen, bald auf jenen, da eine Mehrheit der Götter thatsächlich anerkannt wird.

Max Müller vertheidigt dieses Stadium der Religionsentwicklung zwar vorzugsweise betreffs der altindischen Religion; aber außerdem will er die Anwendbarkeit seiner Theorie auch auf andere Religionen zur Anerkennung bringen. Er redet vom Henotheismus ausdrücklich als von einer „Phase religiöser Anschauung, die uns in ihrer vollen Klarheit zuerst im Veda gegenübertritt, obgleich nicht zu bezweifeln, daß auch

[1] History of Ancient Sanskrit Literature. 2. ed. London 1860. p. 532. — Chips from a German Workshop. London 1867. Vol. 1. — Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874. S. 126 ff. — Dem Folgenden werden indeß fast ausschließlich die neueren „Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion" zu Grunde gelegt werden. Wir haben um so mehr Ursache, uns hier an die neuesten Darlegungen Müllers zu halten, als dieser selbst gelegentlich von sich erklärt: „Selten geschieht es mir, daß ich nach einigen Jahren mit dem, was ich geschrieben habe, noch ganz zufrieden bin" (a. a. O. S. 26).

andere Religionen diese Entwicklungsstufe durchzumachen hatten". Demgemäß sucht er in der Begründung seiner Theorie das psychologische Moment, welches auf Allgemeingültigkeit Anspruch macht, mit dem geschichtlichen, das er aus den heiligen Büchern der Inder schöpft, zu verbinden.

Die Grundzüge des Beweisganges faßt Max Müller zusammen, wenn er vom Henotheismus erklärt, derselbe sei „ein Glaube und eine Verehrung jener einzelnen Objecte, seien sie nun greifbar, halbgreifbar oder ungreifbar, in denen der Mensch zuerst die Gegenwart des Uebersinnlichen und des Unendlichen spürte, und die auf natürlichem und verständlichem Wege den Charakter des Uebernatürlichen annahmen, und so zu Devas oder leuchtenden Wesen, zu Asuras oder lebendigen Wesen, zu Amartyas, zu nichtsterblichen, unsterblichen, ewigen und unsichtbaren Wesen, schließlich zu Göttern wurden, denen man die höchsten Eigenschaften zuschrieb, welche der menschliche Geist auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung fassen konnte."

Da Max Müller, wie wir im vorigen Artikel sahen, aus dem Erfassen der Grenzen bei der sinnlichen Erkenntniß die Wahrnehmung des Unendlichen herleitet, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er bei einem genaueren Eingehen auf die Gegenstände der religiösen Verehrung gerade die verschiedene, vollkommenere oder unvollkommenere Wahrnehmung der Grenzen, wie sie bei den verschiedenen Sinnesobjecten statthat, zum Ausgangspunkte nimmt. Demgemäß classificirt er sämmtliche sinnenfälligen Gegenstände in greifbare, halbgreifbare und ungreifbare. Er legt auf diese Eintheilung ein großes Gewicht und widmet den Gedanken, die er an sie knüpft, eine ganze Vorlesung. Die Sache ist indessen höchst einfach, und das Wesentliche läßt sich kurz also zusammenfassen.

Greifbar im vollen Sinne sind nach Müller alle diejenigen Gegenstände, welche der Mensch so vollständig vor sich hat, daß er sie von allen Seiten betasten kann. An ihnen ist deßhalb nichts unbekannt und unerforschlich. Die Worte für diese Gegenstände waren im Kreise der urmenschlichen Gesellschaft die geläufigsten. Dahin gehören Steine, Muscheln, Knochen, auch Blumen, Thiere und dergleichen.

Halbgreifbar werden von Müller diejenigen Gegenstände genannt, deren Grenzen sich zum Theile unseren Sinnen, insbesondere dem Tastsinne, entziehen. Dahin rechnet er Bäume, Berge, Flüsse und die Erde. Welchen Eindruck machten diese Gegenstände auf den Urmenschen? Der Baum, wenigstens einer der alten Riesen in einem Urwalde, hat etwas Ueberwältigendes und Ehrfurchtgebietendes. Seine tiefsten Wurzeln

waren den Urmenschen unerreichbar, sein Gipfel ragte hoch über sie hinaus. Außerdem sahen sie, wie der Baum vor ihren Augen emporsproßte, heranwuchs, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte ansetzte, im Winter sein Laub abwarf und zuletzt umgehauen wurde. So nahmen sie etwas Unbekanntes und Fremdartiges und doch unleugbar Wirkliches wahr. Dieses Unbekannte wurde für die Gedankenvolleren unter ihnen ein beständiger Anlaß der Verwunderung.

Auch der Anblick von Bergen erweckt ein ähnliches Gefühl. Das gilt vorzugsweise von jenen Bergriesen, die zum Theil ganz unübersteiglich sind, ja zuweilen für die, welche im Thal wohnen, das Ende ihrer kleinen Welt bezeichnen. Und Max Müller fordert uns auf, nicht an unser flaches, dichtbevölkertes Europa zu denken, ja nicht einmal an die Alpen in all der Majestät ihres Schneekleides, sondern an jenes asiatische Hochland, „wo Dr. Hooker von einem Punkte aus zwanzig Schneegipfel sah, deren jeder über 20 000 Fuß hoch ist, den blauen Dom eines Horizontes stützend, der sich über 160 Grade erstreckte, — und wir werden dann vielleicht verstehen lernen, wie beim Anblick eines solchen Tempels auch ein starkes Herz im Gefühle der wirklichen Gegenwart des Unendlichen erzittern kann."

Wenn wir von einem Strome redeten, so entspreche in der Wirklichkeit nichts diesem Namen, meint Müller in etwas hyperbolischer Redeweise. Jedenfalls ist es wahr, daß wir thatsächlich nur eine gewisse Wassermasse sehen, welche an uns vorüberfließt, nie aber den ganzen Strom. Derselbe geht über den Bereich unserer fünf Sinne hinaus, insbesondere bezüglich seines Ursprunges und seines Endes. Ueber den Eindruck, den der Anblick eines Stromes auf die Urmenschen gemacht haben soll, äußert sich Müller dahin: „Schon der bloße Anblick des Stromes oder Flusses, welcher wie ein Fremder kömmt, man weiß nicht woher, und geht, man weiß nicht wohin, mußte hinreichen, in den ältesten Bewohnern der Erde ein Gefühl wachzurufen, daß es etwas geben müßte außerhalb des kleinen Fleckchens Land, welches sie ihr eigen oder ihre Heimath nannten, daß sie von allen Seiten umgeben waren von unsichtbaren, unendlichen oder göttlichen Mächten."

In ähnlicher Weise soll auf die Urmenschen der Anblick der Erde gewirkt haben, die „etwas in gewissem Sinne Sichtbares und Handgreifliches, in viel weiterem dagegen Nicht-Handgreifliches und Unsichtbares" ist.

Das also waren die ersten Schritte, welche den Urmenschen vom Endlichen zum Unendlichen geführt haben sollen. „Wie klein die Schritte

auch anfänglich waren," meint Müller, „die sinnliche Berührung mit dem Unendlichen und Unbekannten gab den ersten Anstoß und die dauernde Richtung, in welcher der Mensch den höchsten Punkt erreichen sollte, zu dem er überhaupt gelangen kann, die Idee des Unendlichen und Göttlichen."

Ungreifbar sind endlich jene Gegenstände, welche wir zwar sehen oder auch hören, aber nicht berühren können, wie der Himmel, die Sonne, der Mond, die Sterne. Der Eindruck und die Wirkungen, welche dieselben beim Urmenschen hervorbrachten, waren ähnlich, wie die der halbgreifbaren Gegenstände, nur daß die Verwunderung bei ihnen noch höher gesteigert wurde.

Nach der Annahme derjenigen, welche den Fetischdienst für die erste Form aller Religion halten, wären es die greifbaren Gegenstände gewesen, welche man zuerst durch religiöse Verehrung ausgezeichnet hätte. Nach Müller ist das jedoch nicht der Fall. Er erblickt die erste Gestaltung der Religion in der Verehrung der halbgreifbaren und der ungreifbaren Gegenstände, und zwar sollen die ersteren das Material zu dem liefern, was er Halbgottheiten nennen möchte, die anderen aber die Gottheiten selbst keimartig in sich beschließen.

Wie nun aber hat sich dieser Prozeß vollzogen? Auf welche Weise sind jene halbgreifbaren und ungreifbaren Gegenstände im Bewußtsein unseren frühesten Altvordern zu göttlichen Wesen geworden? Max Müller meint, der Weg, der dahin geführt habe, sei ein ganz natürlicher und verständlicher. Freilich holt er recht weit aus, um dasjenige, was er für so „natürlich und verständlich" hält, auch uns als solches erscheinen zu lassen. Er greift nämlich zu diesem Zwecke auf den Ursprung der Sprache, und was, wie er meint, dasselbe ist, den Ursprung alles Denkens zurück. Als Resultat der modernen Sprachwissenschaft auf der einen Seite und der Sprachphilosophie Noiré's auf der andern Seite will er Folgendes anerkannt wissen. Die ersten Menschen benannten die Dinge, je nachdem sie an ihnen gewisse Arten von Thätigkeit wahrnahmen, welche von Anfang an mit gewissen unwillkürlichen Lauten verbunden waren; diese verwandelten sich allmählich in das, was die Sprachwissenschaft Wurzeln nennt. Durch Hinzufügung von Pronominalwurzeln soll dann der Schritt von Wahrnehmungen (percepts) zu Begriffen (concepts) gemacht worden sein [1]. Die ältesten Begriffe drückten daher Thätigkeiten aus, und zwar

[1] Müller erklärt dieses an dem Beispiele mar, schleifen. Wurden an dasselbe die Pronominalwurzeln angehängt, so entstanden Wörter wie „schleifen hier", was

Thätigkeiten, welche den Handlungen der Menschen ähnlich waren oder doch als ihnen ähnlich gedacht wurden. Darin lag eine gewisse Personification alles dessen, was wahrgenommen wurde. Diese ist jedoch hinwiederum nicht so zu denken, als wenn z. B. die ältesten Arier (die Müller nun vorzugsweise in's Auge faßt), wenn sie die Sonne den Erleuchter, Erwärmer, Ernährer, den Mond den Zimmerer oder Ausmesser (des Himmels), das Morgenroth den Erwecker, den Donner den Brüller, das Feuer den Schnellläufer nannten, sie deßhalb auch diese Dinge für Menschen mit Armen und Beinen, mit Herz und Lunge gehalten hätten. Vor einer solchen Auffassungsweise warnt Müller auf's Eindringlichste. Aber eben das Unbegreifliche, Staunenerregende, Wunderbare der halbgreifbaren und ungreifbaren Gegenstände ließ dieselben, wenngleich sie als den Menschen ähnlich aufgefaßt werden mußten, so doch als mehr oder weniger über sie erhabene Wesen erscheinen. Auch das mußte die Sprache allmählich zum Ausdruck bringen. Indem die alten Arier von jenen Wesen bei ihren Lobpreisungen „das Höchste und Beste" sagten, was sie wußten, geschah es naturnothwendig, daß einige der Prädicate, die fast allen Gegenständen ihres Lobes und ihrer Verehrung zukamen, nach Müllers Ausdruck einen unabhängigen Charakter erhielten und mit der Zeit das erste Wort und den ersten Begriff für das Göttliche boten.

„Wenn man von den Bergen, den Flüssen, vom Himmel, von der Sonne gesagt, sie seien alle lebendig und thätig (asura), unvergänglich (a/ara), oder unsterblich (amartya), oder leuchtend und hell (deva), so wurden diese Worte, nachdem sie oft wiederholt, zu Namen einer Klasse von Dingen und drückten nicht nur aus, was sie bedeuteten, nämlich daß sie nicht alterten, oder daß sie leuchteten, sondern bezeichneten einen ganzen Inbegriff von Eigenschaften, die nicht nur diesen oder jenen, sondern den meisten oder allen Gegenständen ihres Lobes und ihrer Verehrung eigen waren. So wurde der Ausdruck, daß Agni oder das Feuer deva sei oder zu den Devas gehöre, etwas ganz Anderes, als wenn man zum ersten Male sagte: Agni sei hellleuchtend. Zu sagen, daß Dyaus der Himmel oder Sûrya die Sonne, amartya unvergänglich, unsterblich, oder asura lebendig seien, fing an, etwas viel Höheres zu bedeuten,

---

etwa den schleifenden Mann, und „schleifen da", was den Stein, der geschliffen wurde, bedeuten mochte. Müller fügt mit Emphase bei: „Das kann als ein sehr einfaches Verfahren erscheinen, und doch war es dieses Verfahren, welches dem Menschen zuerst einen Unterschied zwischen Subject und Object zum Bewußtsein brachte, ja welches noch außer den geschiedenen Vorstellungen eines Handelnden und einer ausgeführten Handlung in seinem Geiste die Vorstellung des Handelns als einer Thätigkeit, welche sowohl von dem Subject wie von ihrem Object und Ergebniß zu unterscheiden war, erzeugte."

als wenn man zuerst sagte, der Himmel verfällt nicht, die Sonne bewegt sich und lebt. Diese allgemeinen Prädicate, wie asura lebendig, ajara unvergänglich, deva hellleuchtend, sagen stets die Einheit in Vielen aus."

Insbesondere war es die Bezeichnung deva, welche fast in allen Hymnen des Veda wiederkehrt. Die Götter wurden als helle, leuchtende, lichte Wesen gedacht im Gegensatze zu den Mächten der Nacht und der Finsterniß.

Das ist in den Hauptzügen der Prozeß, welchen nach Müller die Sprache der alten Arier durchzumachen hatte, bis sie zum ersten Wort, zum ersten Begriff des Göttlichen vordrang. Dieses Aufsteigen zum Göttlichen soll sich nun im Veda auch noch in anderer Weise wiederspiegeln.

Wenn Müller zunächst an zahlreichen Beispielen zeigt, daß Berge, Flüsse und andere halbgreifbare Gegenstände wiederholt gepriesen und angerufen werden, so unterläßt er dabei nicht zu bemerken, daß die Lobpreisung jener Wesen und die Bitte, dem Sänger hold und freundlich zu sein, im Grunde genommen etwas sei, das auch bei jedem modernen Dichter nicht auffallen könne. Ein wichtiger Schritt werde jedoch gethan, wenn die Berge und Flüsse und alles Uebrige angerufen würden, den Menschen zu beschützen. „Aber auch das," meint er, „möchte noch verständlich sein. Wir wissen, was die alten Aegypter dem Nile gegenüber fühlten, und selbst jetzt noch dürfte zuweilen ein Schweizer Patriot geneigt sein, Berge und Flüsse um Schutz für sich und sein Haus gegen auswärtige Feinde anzurufen." Es folge indessen ein Schritt dem andern: die Gegenstände der Verehrung würden gebeten, zuzuhören; auch Fernschauen werde ihnen beigelegt; wie der Himmel Vater, so würden die Flüsse Mütter genannt; endlich — wohl nach langem Zwischenraume — höre man an jene Wesen die Anrufung gerichtet, sie möchten uns frei von Schuld bewahren.

In ähnlicher Weise sei die Entwicklung bei den ungreifbaren Gegenständen erfolgt, nur rascher und unmittelbarer. Himmel, Sonne, Mond, Morgenröthe, Feuer, Donner, Blitz, Wind und Regen hätten in der Vorstellung der Urmenschen sich sehr bald zu übernatürlichen Wesen mit ganz ungemessenen Kräften und Eigenschaften ausgewachsen. So habe man ihnen die höchsten Vorzüge beigelegt, sie selbst zu höchsten Wesen gemacht. Und da man dabei nicht an eine Systematisirung, an eine Ueber- und Unterordnung der einzelnen Wesen gedacht, so habe es nicht anders geschehen können, als daß eben alle jene Wesen im Bewußtsein der frühesten Vertreter unseres Geschlechtes die oberste Stelle eingenommen,

ein jedes wenigstens dann, wenn es angerufen und verehrt wurde. Das eben ist aber Henotheismus nach Müller'scher Auffassung.

Der ausgebildete Henotheismus erhält, wie Max Müller vermeint, in den Hymnen des Veda seine glänzendste Bestätigung: er trete daselbst in ausgeprägtester, ganz unverkennbarer Weise auf. Müller bringt zur Erhärtung dieser Behauptung ein ausgedehntes Material bei. Soll dem Leser ein selbständiges Urtheil ermöglicht werden, so dürfen wir dasselbe nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Es möge daher das Wichtigste in möglichster Kürze hier folgen.

Der Himmelsgott Dyaus heißt feststehend der Vater. Er ist der Schöpfer der Welt, der Vater der Götter und Menschen. Sehr häufig wird er zugleich mit P*ri*thivî, der Erde, gepriesen und angerufen. Sie haben die Welt gemacht, sie schützen sie, ja sie erhalten durch ihre Macht alles, was existirt.

Von Varu*n*a aber heißt es: „Du bist König von Allem, von Himmel und Erde" (R.-V. I. 25), und: „Du bist König von Allen, von denen die Götter und von denen die Menschen sind" (R.-V. II. 27). Er ist nicht nur Herr der Natur, sondern er kennt auch die Gesetze der Natur und hält sie aufrecht. Mit Varu*n*a wird sehr häufig zugleich Mitra angerufen und dann beiden die gleiche Ehre bewiesen.

Wie die Himmelsgötter Dyaus, Varu*n*a, Mitra und die übrigen Âdityas, so erscheinen auch die Sonnengötter, insbesondere Savit*ri*, den Sängern des Veda als Regierer, Ordner, Schöpfer und Beschützer der Welt. So lesen wir im R.-V. VII. 63:

Auf steigt der Sonnengott, der Allbeschauer,
Der Herrliche, gleich gnädig allen Menschen,
Er, der das Auge Varuna's und Mitra's,
Er rollt das Dunkel auf wie eine Decke.

Auf steigt der Lebensbringer aller Wesen,
Das große, lichte Wellenmeer der Sonne;
Dasselbe alte Rad will jetzt er drehen,
Fest an der Stange zieht der weiße Renner.

Er steigt empor vom Schooß der Morgenröthen,
Weitleuchtend, laut umjauchzt von Sängerschaaren;
Mich dünket, daß es Savit*ri* der Gott ist,
Der nie die alte, sich're Spur verfehlet.

Auf steigt des Himmels Schmuck, der Allbeschauer,
Fern treffend, vorwärts dringend, weithin leuchtend;
So soll der Mensch, vom Sonnenlicht belebet,
Zum Platz und frisch sein Tagewerk vollbringen.

Wie in diesen Liedern der Sonnengott der „Allbeschauer" genannt wird, so kommen Hinweise auf seine Allwissenheit sehr häufig vor. „Die Sterne," sagt ein Dichter (R.-V. I. 50), „fliehen am Tage vor der allsehenden Sonne

wie Diebe." „Sie sieht das Gute und das Böse bei den Menschen" (R.-V. VII. 60). „Sie, welche die ganze Welt beschaut, kennt auch alle Gedanken in den Menschen" (R.-V. VII. 61). Da die Sonne Alles sieht und weiß, so wird sie nun auch gebeten, das, was sie allein weiß, zu vergessen und zu vergeben. Schließlich besingt man die Sonne als den „Gott unter den Göttern" und als den „göttlichen Führer unter den Göttern". Diese höchsten Lobpreisungen werden ihr insbesondere zu Theil, wenn sie unter dem Namen Visvakarman (Schöpfer aller Dinge) und Pragâpati (Herr aller Wesen) gefeiert wird, — Namen, die freilich auch anderen Göttern beigelegt werden, zuweilen sogar selbständig auftreten, jedoch nach Müller ihren solaren Ursprung nicht verläugnen können.

Visvakarman wird z. B. also gepriesen:

Was war die Veste, sagt, was war die Stufe,
Wo war sie und wie war sie wohl beschaffen,
Von wo die Erde zeugte und den Himmel
Mit Macht entrollte der allseh'nde Schöpfer?

Der ein'ge Gott, deß Augen, Mund und Arme,
Deß Füße auch zu schau'n an allen Orten,
Er zeugte sie, mit Armen und mit Flügeln
Den Himmel und die Erd' zusammenschmiedend.

Was war der Wald, was ist der Baum gewesen,
Aus dem sie Erd' und Himmel fest gezimmert?
Ihr Weisen, forscht danach in eurem Geiste,
Worauf Er stand, als er die Welten stützte.

Der Sprache Meister, der das Herz begeistert,
Laßt heute ihn im Kampf um Schutz uns rufen:
Mög' er sich freuen aller unsr'er Spenden,
Der allen wohlthut, Glück und Schutz verleihend (R.-V. X. 81).

Der unser Vater, Zeuger und Regierer,
Der alle Ordnung kennt und alle Welten,
Er, der allein den Göttern Namen schenkte,
Nach ihm zu forschen trachten alle Wesen (R.-V. X. 82).

Am berühmtesten ist ein Hymnus geworden, in welchem Pragâpati als der Erste unter den Göttern gefeiert wird. Der Name Hiranyagarbha in der ersten Strophe bedeutet den goldenen Keim oder das goldene Ei. Der Hymnus lautet unverkürzt also:

Im Anfang trat hervor Hiranyagarbha,
Herr von Geburt von allem, was geworden;
Er trug die Erde, trug den Himmel droben —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Der uns den Odem gibt, der uns die Kraft gibt,
Deß Machtgebot die Götter all' verehren,
Deß Schatten die Unsterblichkeit, der Tod ist —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der durch Macht allein zum König wurde
Von allem, was sich regt, was athmet, schlummert;
Der aller Menschen Herr und des Gethieres —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Durch dessen Macht die Schneegebirge feststeh'n,
Das Meer, so sagt man, mit dem fernen Strome,
Deß Arme sind die Himmelsregionen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der den Himmel stark, die Erde fest schuf,
Den Aether stützte, ja den Ueberhimmel,
Er, der das Licht im Luftraum ausgemessen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Zu dem empor, durch seinen Schutz gefestigt,
Himmel und Erde blickt, im Herzen schauernd,
Er, über dem die Morgensonn' emporflammt —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Als mächt'ge Wasser kamen, jeden Samen
Verbreitend und des Blitzes Feuer zeugend,
Da trat hervor der Götter erstes Leben —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Der hoch auch diese Wasser überschaute,
Die Kraft gewähren und das Feuer zeugen,
Er, der allein Gott über allen Göttern —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Uns thu' kein Leid Er, der der Erde Vater,
Er, der Gerechte, der den Himmel zeugte,
Der auch die Wasser schuf, die hehren hellen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Pragâpati, kein anderer als du nur
Hält alles dieß Gebor'ne hier umschlungen;
Mög' das uns werden, was wir opfernd wünschen,
Ja, laß uns werden Herrn der besten Schätze.

Zu den Göttern, denen der Titel Visvakarman beigelegt wurde, gehört auch Agni, der Gott des Feuers. Derselbe wird der Regierer des Alls, der Herr der Menschen, der weise König u. s. w. genannt.

Von Indra, dem Regengotte, der an der Spitze der Sturmgottheiten, des Rudra und der Marut, steht, sei hier nur bemerkt, daß der Refrain in einem der ihm geweihten Lieder lautet: „Indra ist höher als Alles."

Angesichts dieser und ähnlicher Lobpreisungen der Götter, wie die Hymnen des Veda sie in großer Zahl aufweisen, wird jedermann zugestehen müssen, daß der Henotheismus Müllers eine Theorie ist, die beim ersten Anblick nicht ohne Schein, ja nicht ohne großen Schein von Berechtigung auftritt. Gerade die Darlegungen aus dem Veda fallen

für sie am schwersten in's Gewicht. Und darum sei es uns gestattet, auch sie an erster Stelle genauer in's Auge zu fassen, und erst darauf auch die übrigen Beweismomente der Theorie einer Prüfung zu unterziehen. Max Müller selbst wird dieses unser Verfahren am meisten billigen müssen, da er zugesteht, daß gerade das Studium des Veda ihn selber zu jener Theorie hingeleitet habe. Er bezweifelt sogar ausdrücklich, ob man wohl jemals auf den Gedanken einer solchen Entwicklung des religiösen Bewußtseins, welche er Henotheismus nennt, gekommen wäre, „hätte der Veda sie uns nicht so klar vor Augen gestellt".

Bei der Vielzahl der Götter, welche im Veda auftreten, ist vor Allem klar, daß von einem reinen Monotheismus bei ihren Verehrern nicht die Rede sein kann. Es bleibt daher nur die doppelte Frage offen: Zeigt sich nicht wenigstens das Streben, unter den vielen Göttern einem einzigen den Vorrang über die anderen einzuräumen, oder muß dieses Streben schlechterdings verneint werden, indem wirklich der einzelne der verschiedenen Götter bei den Anrufungen jedesmal als der höchste von allen angesehen wurde? Nur in letzterem Falle ist das Zeugniß des Veda für den Henotheismus ein vollgültiges[1].

Bei Untersuchung des Lehrinhaltes des Veda darf nicht außer Acht gelassen werden, daß wir in den zu einer Sammlung vereinten Hymnen des Veda Gesänge vor uns haben, die, wie allgemein zugegeben wird, zu sehr verschiedenen Zeiten gedichtet sind. Auch waren alle Hymnen, die älteren sowohl wie die jüngeren, bevor sie in die eine Sammlung vereinigt wurden, was nach Müller um 1000 vor Christus geschah, ohne Zweifel schon längere Zeit bekannt und in Uebung. Da nun die religiösen Anschauungen der alten Bewohner Indiens nicht stets die gleichen blieben, sondern verschiedene Wandlungen durchzumachen hatten, so konnte es nicht fehlen, daß dieselben auch in den Hymnen des Veda ihren entsprechenden Ausdruck fanden. Aber gewiß gehen wir nicht irre, wenn wir annehmen, daß die Anschauungen der jüngsten Zeit bei einer derartigen Sammlung doch am meisten hervortreten mußten.

Wir sehen nun, daß die Mehrzahl der Gesänge an den Gott Indra gerichtet ist. Schon hierin dürfen wir sicher einen Fingerzeig erblicken, daß die Verehrung dieses Gottes in jener jüngsten Zeit eine besonders

[1] Vgl. zum Folgenden P. Christian Pesch S. J., Der Gottesbegriff in den heidnischen Religionen des Alterthums (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 32). Freiburg 1885. S. 1—24. — Dr. Engelb. Lorenz Fischer, Heidenthum und Offenbarung. Mainz 1878. S. 18—54.

bevorzugte war. Aber auch der Inhalt dieser Hymnen überzeugt uns, daß Indra in jener Periode als der mächtigste, größte, höchste von allen angesehen wurde. War Indra auch ursprünglich der Regengott, ein Jupiter pluvius, so dehnte sich doch schon bald seine Macht über den ganzen Himmel mit seinen Mächten aus, die Gottheiten der Sonne nicht ausgenommen. Gerade die Fülle der Macht ist das, was ihn kennzeichnet.

Indra hat die Lichter geschaffen und die Wasser in seinem Laufe losgelassen (R.-V. I. 55). Von ihm heißt es: „Der Monde Eintheilung hast du am Himmel angesetzt" (R.-V. X. 138)[1]. Ueberhaupt ist er der Bestimmer der Zeiten (R.-V. X. 171 u. III. 47). Er beherrscht Himmel und Erde; er hat den Himmel aufgebaut und die Erde gegründet und gefestigt. Das wird mit den kräftigsten Ausdrücken in einem Hymnus ausgeführt, dessen erste Strophe den Indra sofort als den absolut höchsten Gott, als über alle anderen Götter erhaben, hinstellt. Die Strophe lautet:

„Der eben nur geboren, der erste geistige Gott, mit seiner Thatkraft die Götter schützte, vor dessen Kraft die beiden Welten zitterten, durch seiner Mannhaftigkeit Größe, das, ihr Leute, ist Indra" (R.-V. II. 12).

Wie sehr Max Müller auch betonen mag, daß ebenfalls die übrigen Götter „ihren Tag" haben, wo kein Wort zu stark, um ihre Macht und Weisheit zu preisen, so sieht er sich doch Angesichts der zahlreichen Hymnen, welche die Oberhoheit Indras in der unzweideutigsten Weise aussprechen, zu dem Geständnisse gezwungen, „daß in den meisten Hymnen des Veda Indra vor allen anderen der höchste Gott ist". Freilich glaubt er beifügen zu sollen: „aber doch wieder nicht in dem Sinne, daß wir seine Stellung mit der des griechischen Zeus vergleichen könnten". Letzteres möge einstweilen auf sich beruhen bleiben. Uns genügt es hier, außer Zweifel gestellt zu sehen, daß dem Indra thatsächlich im Veda eine gewisse Oberherrlichkeit zuerkannt wird.

Der Veda selbst aber führt uns weiter. Indra mußte sich jene höhere Stellung erobern. Das deuten schon die folgenden Worte eines vedischen Dichters an: „Als wären sie alt, ließen nach die (übrigen) Götter; du wardst, Indra, Allherrscher" (R.-V. IV. 19). Ja nach der Auffassung des Veda hatte Indra den Kampf aufzunehmen mit sämmtlichen Göttern. Er that es und besiegte sie: „Als du die erzürnten Götter, einzig du, bekämpftest alle, schlugst du, Indra, die Kämpfenden" (R.-V. IV. 30).

[1] Die Uebersetzung dieser und der folgenden Stellen entnehmen wir dem Werke: Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brâhmana. Zum ersten Male vollständig in's Deutsche übersetzt mit Commentar und Einleitung von Alfred Ludwig. 5 Bde. Prag 1876—1883.

Insbesondere sehen wir Indra aber im Rangstreite mit dem Gott Varuna. In einem Hymnus z. B. läßt der Sänger diese beiden Götter nach einander auftreten und entscheidet sich dann für die Oberherrlichkeit des Indra. Es heißt da u. A.:

„Ich bin König Varuna, in meinem Besitze befanden sich die uranfänglichen Asurischen Kräfte, des Varuna Willen folgen die Götter; ich herrsche über das Volk der obersten Sphäre."

Indra spricht: „Ich hieß die benetzenden Wasser fließen, haltend den Himmel an der Ordnung Sitze; nach dem Weltgesetze hat der ordnungsmäßige Sohn der Aditi dreifach die Welt ausgebreitet.

„Mich rufen die Helden mit guten Rossen, die Kämpfenden, mich im Zusammenstoße die Heere, ich ordne die Schlacht, ich bin der heldenhafte Indra, ich wirble den Staub auf, ich von überwältigender Größe.

„Ich habe all' dieß gemacht, niemals hemmt mich göttliche Uebermacht, mit dem nichts sich mißt; wenn mich die Soma, wenn mich die Lieder berauscht haben, dann fürchten die beiden unbegrenzten Räume."

Der Sänger: „Als solchen kennen dich alle Welten, das sagst du an, o Schöpfer, Varuna: berühmt bist du als des Vritra (des bösen Feindes) Tödter, du ließest die eingeschlossenen Flüsse fließen" (R.-V. IV. 42).

Zuweilen, so auch zum Schlusse in dem Hymnus, dem die eben angeführten Strophen entnommen sind, werden beide, Indra und Varuna, gemeinsam angerufen. Anderswo aber unterliegt Varuna gänzlich, z. B. Rig-Veda X. 124, wo er mit Vritra identificirt wird.

Schon diese eine Thatsache, daß Indra seinen Fuß auf Varuna setzen mußte, um zu seiner eigenen erhabenen Stellung emporzusteigen, läßt uns in Varuna eine hervorragende Gottheit der vorhergehenden Zeit erblicken. Und in der That, Varuna war damals der oberste Gott, in ganz ähnlicher Weise, wie es nach ihm Indra wurde. Dieses wenigstens zeitweilige Hervorragen Varunas gilt auch bei den Vedakennern als eine ausgemachte Sache, und es wäre leicht, zahlreiche Belegstellen dafür reden zu lassen. Das wird indessen um so weniger nöthig sein, als wir bereits früher in diesen Blättern (Bd. XXIII. S. 19 ff.) die Stellung des Gottes Varuna näher dargelegt haben. Hier sei darauf hingewiesen, daß auch Max Müller den Varuna absolut „den größten der Âditya" (der Sonnengötter) nennt, und es mögen nur einige Strophen aus einem Veda-Gesange folgen, den Müller selbst mittheilt und „Hymnus an Varuna als obersten Gott" überschreibt.

Dieß All gehört dem weisen Fürst, Âditya,
Mög' mächtig alle Wesen er beherrschen!
Für ihn, für Varuna, such' ich ein Loblied,
Für ihn, den reichen Gott, dem gern man opfert.

Die Flüsse schuf der Ordner, der Âditya,
Sie alle folgen Varuna's Gesetzen,
Nie sind sie müd', nie rasten sie im Laufe,
Rasch fliegen sie, wie Vögel, durch die Lande.

Stoß' weg von mir, o Varuna, den Schrecken,
Sei gnädig mir, o König, Hort des Rechtes,
Nimm weg die Sünde, wie den Strick vom Kalbe,
Kein Augenblick ist mein, wenn du mich lässest.

Wir haben vormals, wollen jetzt und immer
Dein Lob, o starkgebor'ner Gott, verkünden,
Denn nur auf dir, fest wie der Fels gegründet,
Ruht, Unbesiegter, aller Dinge Satzung (R.-V. II. 28).

Aber auch der Varuna-Cult hat sich aus der Verehrung einer noch älteren Gottheit entwickelt. Dieser Gott ist Dyaus. Sein Stern ist in den Veda-Hymnen zwar schon im Erbleichen. Daß aber Dyaus dermaleinst eine ganz bevorzugte Stellung eingenommen hat, ist auch im Veda noch ersichtlich: so nennen die vedischen Dichter ihn, so oft er im Verein mit anderen Göttern angerufen wird, stets an erster Stelle. Ja man wird ihn geradezu als Obergott im vollen Sinne des Wortes zu bezeichnen haben. Ludwig, einer der tüchtigsten Vedisten der Gegenwart, sagt: „Dyaus wird ähnlich charakterisirt wie Indra, welcher wohl nur eine Art Resuscitation des durch den Varuna-Cult eine Zeitlang zurückgedrängten älteren Gottes ist, dessen Identität mit Zeus längst anerkannt ist." [1] Ueber das hohe Alter desselben äußert sich derselbe Gewährsmann dahin: „Es kann wohl keinem Zweifel unterworfen sein, daß Varuna eine jüngere Gestalt des Dyaus ist, die im Gegensatze zu Indra aus den Zeiten stammt, in denen indische und eranische Arya noch ein Volk waren." [2] Und: „Wie allen Göttern, so auch dem Varuna (und Mitra) gegenüber erscheint Dyaus dargestellt als der älteste Gott, und daß er es in der That war, beweist das Verhältniß der griechischen (und italischen) Mythologie zu der indischen; erstere ist eben auf dem Dyaus-Ζεύς-Standpunkte verharrt, während bei den Völkern, deren Selbständigkeit erst nach der Abtrennung, zuvörderst des hellenischen, dann des latinisch-oskischen Stammes fällt, allmählich ein größeres Hervortreten der Sonnengötter zu bemerken ist, zu denen Varuna gewissermaßen von Dyaus den Uebergang bildet, dahingegen diese Götter bei den Griechen und Italikern eine verhältnißmäßig untergeordnete Rolle spielen." [3]

[1] Der Rigveda. Bd. III. S. 313.
[2] A. a. O. S. 314. [3] A. a. O. S. 313.

Die hohe Würde des Vaters aller Götter bleibt dem Dyaus durchgängig auch dann noch gewahrt, wo bereits Varuna den Gipfel seiner Macht erreicht hat. Auch dem Varuna selbst weist Dyaus seine Stelle, seine Zeit an (R.-V. VI. 62). Im Einzelnen charakterisirt Ludwig das Verhältniß des Varuna zum Dyaus dahin: „Varuna ist kein Gott, dessen Thätigkeit sich streng auf ein elementares Gebiet, auf eine Seite des Naturlebens einschränken läßt. Er ist kein Gott, wie ihn die damalige Zeit als letzte Potenz, hinter der nichts Höheres, allgemeiner Umfassendes zu denken wäre, erfassen und aufstellen konnte. Eine Gottheit, die so tief in die alltäglichen Verhältnisse hineinreichend, so unmittelbar auf die Menschen wirkend, für sie thätig gedacht wurde, konnte nicht zugleich das α und ω der Götterwelt sein. Es mußte die Quelle des Göttlichen, des Menschlichen, der gesammten Welt immer noch von diesem verschieden, hinter diesem zurückliegend, als Urquell des Lebens allumfassend gedacht werden. Wie charakteristisch ist der Unterschied zwischen dem Alles beobachtenden, allwissenden, allgegenwärtigen, überall wirkenden, helfenden, belohnenden, strafenden, die Ordnung in der Welt aufrecht erhaltenden Gotte, und dem starren Dyaus, von dem der Dichter nichts zu sagen weiß, als daß er eben Mitra und Varuna handeln läßt.“ [1]

Ueber die Hymnen des Veda hinaus besitzen wir keine älteren Schriftwerke, die uns belehren könnten, welches die Stellung des Dyaus in der vorvedischen Zeit gewesen. Aber dennoch ist es uns vergönnt, einen Blick auch in jene fernste Vergangenheit zu thun, und — da sehen wir uns plötzlich vor eine Thatsache gestellt, welche wie ein heller Stern in jener Dunkelheit aufleuchtet. Der Dyaus der vedischen Zeit weist uns nämlich, wie die vergleichende Sprachforschung außer Zweifel gestellt hat, auf einen gemeinsamen Obergott der arischen Zeit hin. Dyaush pitâ (Dyu patar), der Himmelsvater, war jener höchste Gott, den die Arier vor ihrer Trennung gemeinsam verehrten, dem aber die einzelnen Völker, auch nachdem sie räumlich geschieden waren, zu huldigen fortfuhren. Der Dyaus der Inder ist der Ζεὺς πατήρ der Hellenen, der Ju-piter der Römer, der Zio der Germanen [2].

[1] A. a. O. S. 314.

[2] Gerade Max Müller ist es, der wiederholt mit sichtlicher Vorliebe bei diesem Ergebniß der vergleichenden Sprachforschung verweilt. Z. B. Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, S. 318: „Es hat mir immer als eine der merkwürdigsten Entdeckungen geschienen, die wir dem Studium der Vedas verdanken, daß eine Gottheit in jenen alten Hymnen zum Vorschein gekommen, von der man wußte, daß sie im Griechischen als Ζεὺς πατήρ, im Lateinischen als Jupiter,

Die ursprüngliche Identität des Dyaus mit diesen Göttern erhebt die durchaus überlegene Stellung jenes Urgottes für die älteste hier erreichbare Zeit vollkommen über jeden Zweifel. Aber noch mehr: der Gottesbegriff, von dem der vedische Dyaus getragen wird, tritt uns zugleich als der lauterste, d. h. noch am wenigsten durch mythologische Zuthaten und vergötternde Naturauffassung verunreinigte, entgegen. Also auch hier dieselbe Erscheinung, wie bei den alten Aegyptern und anderen Völkern des Alterthums; je weiter wir in die Vergangenheit zurückschreiten, desto unverfälschter zeigt sich der Gottesglaube, desto reiner der Gottesbegriff.

Victor von Strauß und Torney erklärt deßhalb auch unbedenklich die vorvedische Religion der Arier für Monotheismus. Indem er in der Veda-Religion „die Strömung von einem Vollkommeneren zu einem Unvollkommeneren" mit Aufmerksamkeit verfolgt, gelangt er zu dem Schlusse, „daß das monotheistische Element der mehr oder minder verdunkelte Ueberrest eines vergangenen, noch nicht mythologisch zersetzten Gottesbewußtseins gewesen sei" [1].

Ohne näher auf die einzelnen Momente einzugehen, welche für den ursprünglichen Monotheismus der Arier sich zur Geltung bringen lassen, machen wir hier Halt. Es muß uns ja vollauf genügen, wenn unsere Darlegungen dieses Eine klargestellt haben, daß die alten Inder, wie verschwenderisch sie auch mit den höchsten Lobpreisungen verschiedenen Göttern gegenüber umgehen mochten, dennoch eine völlige Gleichstellung der Götter nicht beabsichtigten. Das aber ergibt sich sonnenklar aus dem Nachweise, daß sie das Streben, Einen Gott als den höchsten anzuerkennen, zu keiner Zeit verläugnet haben. Blieb auch nicht für die ganze Zeit der gleiche Gott in gleichen Würden, folgte vielmehr auf Dyaus ein Varuna und auf Varuna ein Indra, so beweist doch auch diese Thatsache in ihrer Art, wie tief die Ueberzeugung des εἷς κοίρανος ἔστω bei den alten Indern Wurzel geschlagen hatte, indem dieselbe sogar die mythenbildenden Umwälzungen überdauerte und in ihnen noch ihren Ausdruck fand. Versteht

in der Edda als Tyr, im Altdeutschen als Zio existirte, und von der man sich sagte daß sie auch im ältesten Sanskrit existirt haben müßte, aber nichtsdestoweniger nirgends zu finden war. Im Veda erschien sie plötzlich, nicht nur als Dyaus, als ein Masculinum, sondern als Dyaush pitâ, als Himmel-Vater, in der innigen Verbindung der zwei Wörter, die wir ähnlich im Lateinischen Ju-piter finden."

[1] Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft von Victor von Strauß und Torney. Heidelberg 1879. S. 146.

man also mit Max Müller[1] unter Henotheismus den Glauben an Götter, deren jeder einzelne zur Zeit der Verehrung als der höchste angesehen wurde, so findet diese Theorie im Veda *nicht ihre Bestätigung, sondern ihre Widerlegung.*

Wir haben nunmehr noch die psychologische Begründung der Theorie in's Auge zu fassen. Vergegenwärtigen wir uns die einzelnen Momente derselben, so bedarf es fürwahr keines großen Scharfsinnes, um zu erkennen, daß die Hauptsätze, auf denen der Beweis sich gründet, als unerwiesene Behauptungen dastehen, während über andere Punkte, die keiner Begründung, ja kaum einer Erklärung bedürfen, viele Worte gemacht werden.

Max Müller hebt an mit der als „psychologische Analyse" von ihm eingeführten Erklärung des Unterschiedes zwischen greifbaren, halbgreifbaren und ungreifbaren Gegenständen. Man sollte meinen, dieser Unterschied wäre auch ohne „psychologische" Denkarbeit ersichtlich. Ebenso gehört das größere oder geringere Erstaunen, welches diese sinnenfälligen Gegenstände mit ihren Wirkungen erregen, je nachdem sie selbst der sinnlichen Erkenntniß sich mehr oder weniger entziehen, gewiß zu den primitivsten Wahrheiten. Dennoch wird Max Müller nicht müde, diese Handgreiflichkeiten durch eine große Anzahl von Beispielen zu erläutern.

Ganz anders verhält es sich, wenn es gilt, den Beweis zu erbringen, daß jene halbgreifbaren und ungreifbaren Gegenstände im Bewußtsein der Urmenschen sich zu Halbgottheiten und Gottheiten ausgebildet hätten. Da schaut man nach neuen Beweismomenten beinahe vergebens aus. Statt dessen treten sofort verschiedene Voraussetzungen in Wirksamkeit — Voraussetzungen, die weder erwiesen werden, noch überhaupt erweisbar sind. Zunächst wird auch hier wiederum, wie bei der Theorie vom Druck des Unendlichen, den beglaubigten Urkunden des Christenthums und den Ueberlieferungen der Völker zum Trotz vorausgesetzt, daß eine Uroffenbarung, durch die Gott selbst sich den Menschen zu erkennen gegeben, *nicht* stattgefunden habe. Daß ferner der Urmensch Müllers, ganz den darwinistischen Anschauungen entsprechend, auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Entwicklung stehe, haben wir gleichfalls schon früher hervorgehoben. Damit hängt zusammen, daß Müller dem Urmenschen die Fähigkeit abspricht, sein Vermögen, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen, auch der Welt gegenüber zur Anwendung zu bringen, d. h. von der Welt zum Schöpfer der Welt den Geist zu erheben. Diese Voraussetzungen

[1] Dem Worte Henotheismus wurden auch schon andere Bedeutungen beigelegt, z. B. von Otto Pfleiderer und von Ed. von Hartmann.

mußten nothwendig gemacht werden, um überhaupt an die Frage herantreten zu können, ob wirklich im Bewußtsein des Urmenschen jene Gegenstände sich zu Gottheiten ausgewachsen hätten.

Wie wird nun die bejahende Antwort auf diese Frage gewonnen? Max Müller beginnt damit, sich über den Ursprung der Sprache zu verbreiten, wie er mit Noiré sich denselben vorstellt. Auf eine Discussion dieser Theorie brauchen wir uns hier nicht einzulassen. Es ist auch gar nicht unsere Absicht, in Abrede zu stellen, daß die ältesten Wörter und Begriffe sich an Thätigkeiten anlehnten, welche durch die Sinne wahrnehmbar waren; es mag damit zugleich auch eine gewisse Personification wie der halbgreifbaren, so auch der ungreifbaren Gegenstände nahe gelegen haben: die Kluft von hier bis zur Verehrung und Anbetung bleibt dennoch auf jeden Fall eine unermeßlich weite.

Will Max Müller sein Ziel erreichen, so muß er die Kluft überbrücken. Gelingt ihm dieß? Der Versuch dazu liegt in der Behauptung, die Menschen hätten von jenen Wesen, zu denen sie mit Bewunderung aufgeschaut, bald das Höchste und Beste ausgesagt, was sie wußten; auf die Dauer hätten diese Prädicate dann einen „unabhängigen Charakter" erhalten und seien so das erste Wort und der erste Begriff für das Göttliche geworden.

Nun gut, nehmen wir einmal an, die Urmenschen hätten, wie Max Müller will, von jenen Wesen und Naturerscheinungen, die sie bewunderten, das Höchste und Beste, was sie wußten, ausgesagt. Zu diesem Höchsten und Besten, *was sie wußten*, gehörte damals, als sie damit begannen, selbst nach der Voraussetzung Müllers noch nicht das Göttliche. Die Wesen traten daher auch durch jene Lobpreisungen noch nicht aus der Reihe der übrigen nichtgöttlichen Wesen heraus. Wie also kam man auf das Göttliche? Hier hat Max Müller ein Wort in Bereitschaft, das wahrhaft Wunder thut. Dieses Zauberwort ist der „unabhängige Charakter", welchen jene Lobpreisungen annehmen; er macht, sobald er sich einstellt, Himmel, Sonne, Mond, Sterne und wie die ungreifbaren Gegenstände alle heißen mögen, sofort zu Gottheiten. Was nun ist denn dieser „unabhängige Charakter", der solche Wunder thut? Ja, wer das sagen könnte! Wir bescheiden uns gern, zu gestehen: Herr, dunkel ist der Rede Sinn, und müssen uns wohl oder übel damit zu trösten wissen, daß es eben die Eigenart der Zauberworte ist, ihren Sinn, ihr Verständniß in Dunkel zu hüllen. Aufklärung also über den Prozeß der Götterbildung wird uns auf solche Weise nicht zu Theil.

Da Max Müller seinen Henotheismus nicht etwa bloß auf die Verehrung der Naturgottheiten im Allgemeinen, sondern auch insbesondere auf die Ursprünglichkeit dieser Art von Religion stützen zu müssen glaubt, macht sich die eben betrachtete Lücke im Beweisgange um so fühlbarer. Dazu kommt, daß gerade jene Ursprünglichkeit der Naturverehrung mit der gesammten christlichen Auffassung im Widerspruch steht, und daß sie auch von namhaften modernen Religionsforschern ernstlich bekämpft wird. Sehr kräftig spricht sich z. B. Strauß und Torney aus, indem er erklärt: „Ein Ungedanke ist die Meinung, jene alten Menschen hätten damit angefangen, Naturerscheinungen als göttlich zu verehren, und hätten sich erst später zu dem Bewußtsein mehrerer oder eines naturbeherrschenden, an sich also nicht mehr in die Natur aufgehenden Gottes erhoben. Dem widerspricht nicht nur der Erfahrungssatz von der Abwärtsbewegung jeder Religion, sondern auch dieses, daß nothwendig ein Gottesbewußtsein schon vorhanden sein muß, wenn irgend etwas *als* Gott angesehen werden soll[1].

Auch der Veda, weit entfernt, einer ursprünglichen Naturvergötterung das Wort zu reden, widerspricht einer solchen Auffassung entschieden. Die Naturvergötterung trat erst mit dem Niedergange der alt-arischen Religion ein[2]. Es ist daher ein willkürliches, durch nichts gerechtfertigtes Verfahren, aus den Hymnen des Veda eine Entwicklung der halbgreifbaren und ungreifbaren Gegenstände zu Gottheiten construiren zu wollen. Die vollständige Unzulässigkeit dieses Vorangehens leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß Müller selbst zugestehen muß, geschichtliche Anhaltspunkte für das Alter der einzelnen Hymnen seien nicht vorhanden. Demgemäß kann es nur als ein Circulus vitiosus erscheinen, wenn nun doch diejenigen Hymnen als die ältesten hingestellt werden, in denen der Dichter sich vor Naturkräften und Naturerscheinungen staunend und ehrfurchtsvoll beugt.

Max Müller verquickt den Satz, daß Henotheismus die erste, ursprüngliche Gestalt der Religion gewesen sei, so enge mit der von ihm vertheidigten Ursprünglichkeit des Naturcultes, als ob sich beides gegenseitig bedingte. Ist dem nun wirklich so? Nehmen wir einmal einen Augenblick an, die Religion habe thatsächlich mit Naturdienst begonnen, indem die Menschen Himmel, Sonne, Mond, Sterne als Götter verehrten:

[1] A. a. O. S. 147. — Vgl. auch Dr. C. F. Heman, Der Ursprung der Religion. Basel 1886.

[2] Vgl. Dr. Engelbert Lorenz Fischer, Heidenthum und Offenbarung. Mainz 1877. S. 38 ff.

mußten dann nothwendiger Weise diese Gottheiten unabhängig von einander sich ausbilden? mußte einer jeden die höchste Verehrung gezollt werden? war es nothwendig, daß, wie Müller sich ausdrückt, diese Götter, „von verschiedenen Keimen ausgehend, neben einander emporwuchsen, unbekümmert um einander, jeder für sich in seinem eigenen Bereich, das für den Augenblick den ganzen Gesichtskreis seiner Verehrer ausfüllt"? Wir müssen gestehen, diese Nothwendigkeit ist uns unersichtlich. Und nach einer Begründung sehen wir uns bei Müller vergebens um. So erreicht denn der ganze Beweisgang, der mit unerwiesenen und falschen Voraussetzungen begann und weiterschritt, auch noch durch eine unerwiesene Behauptung seinen Abschluß [1].

Mag Max Müllers Name auf sprachwissenschaftlichem Gebiete einen noch so guten Klang besitzen, ja eine wahre Berühmtheit darstellen, so durfte uns das doch nicht hindern, die religionsphilosophischen Versuche des gelehrten Sprachforschers, die schon beim ersten Anblick in ihren Resultaten so auffällig erscheinen, näher zu untersuchen und auf ihren objectiven Werth zu prüfen. Da hier vor Allem das: Tantum valet, quantum probat, als Maßstab der Beurtheilung zu dienen hat, so war es unser Bemühen, dem Leser gerade nach dieser Richtung hin ein selbständiges Urtheil zu ermöglichen. Er möge es nun selbst fällen.

Auch ohne einen ausdrücklichen Hinweis wird es wohl keinem entgangen sein, wie die ganze Theorie Müllers über den Ursprung der Religion in sehr einseitiger Weise fast ausschließlich sich mit dem Erkenntnißvermögen des Menschen beschäftigt. Daß die Religion auch das Gemüth und überhaupt den ganzen inneren Menschen umfasse, ja das gesammte Leben des Menschen naturgemäß in seinen Dienst nehme, davon ist in Müllers Theorie nur wenig zu entdecken.

Nicht minder einleuchtend ist die Einseitigkeit, welche darin liegt, daß die Religion ausschließlich subjectiv, als ein rein psychologisches Erzeugniß der Menschheit betrachtet wird: ob den religiösen Vorstellungen objective Wahrheit entspreche, wird als vollkommen gleichgültig angesehen. Selbst

[1] Es sei uns gestattet, hier anzumerken, daß die Sybel'sche Historische Zeitschrift (Bd. 49. S. 461 ff.) an diesen Vorlesungen Müllers gerade die Wissenschaftlichkeit der Behandlung rühmt. Sie betont, daß Müller bemüht gewesen sei, „durchaus auf dem Boden der Wissenschaft zu bleiben", und „daß er durchaus auf wissenschaftlichem Wege zu seinen Resultaten gelangt". Was in aller Welt sich diese Herren nur unter „Wissenschaft" und „Wissenschaftlichkeit" vorstellen mögen?

die Grundfrage aller Religion, die Frage nach der Existenz Gottes, bleibt ganz und gar eine offene.

Da darf man sich freilich nicht wundern, wenn Müller nicht einmal daran denkt, sich die für seine Theorie entscheidenden Fragen vorzulegen: Konnte denn ein allmächtiger und allgütiger Gott, als er die Menschen in's Dasein rief, dieselben einer derartigen geistigen Blindheit überantworten, wie die Theorie Müllers es fordert? Konnte Gott wollen, daß die Menschheit gerade über die höchsten und wichtigsten Wahrheiten in einer so gänzlichen Unwissenheit dauernd belassen werde? Ja konnte er beabsichtigen, daß das Menschengeschlecht mit einer gewissen Nothwendigkeit, wie Müller will, sich der Naturanbetung, also dem Götzendienst zuwandte? Gegen derlei gotteslästerliche Zumuthungen erhebt sich die Vernunft sowohl wie der christliche Glaube mit Abscheu und Entrüstung. Ein solcher Protest aber wird nicht ungeahndet überhört —: die „Religionsphilosophie" Max Müllers ist dafür ein trauriger Beleg.

Es ist ein alter Satz, daß die Wahrheit der Wahrheit nicht widersprechen kann. Gerade die Studien auf dem religionsgeschichtlichen Gebiete, die gegenwärtig mit so großem Eifer betrieben werden, illustriren denselben fortwährend auf's Glänzendste. Wie hat nicht der Unglaube wieder und wieder sich bemüht, mit Hülfe der religionsgeschichtlichen und religionsvergleichenden Studien Waffen gegen die christliche Wahrheit zu schmieden! Aber alle diese Versuche sind zu Schanden geworden. Welche Anstrengungen hat man z. B. nicht gemacht, um die uns göttlich verbürgte Wahrheit, daß ursprünglich dem Menschengeschlechte eine reine Gotteserkenntniß zu Theil geworden, im Namen der „Wissenschaft" zu läugnen und zu verwerfen! Und was ist geschehen? Die gelehrtesten und besonnensten unter den Forschern verkünden es von Tag zu Tag lauter, daß, wenn bisher irgend eine Thatsache durch die vergleichende Religionswissenschaft in das hellste Licht gestellt worden, es die Abwärtsbewegung der alten heidnischen Religionen sei. Je weiter die Forschung in die Vergangenheit der alten Religionen vordringt, desto deutlichere Spuren entdeckt sie von der ursprünglichen Idee des Einen, wahren Gottes. Wie sehr dieses gerade für die altindische Religion zutrifft, das bezeugen uns Indra, Varuna, Dyaus. Sie würden es uns noch handgreiflicher lehren, wollten wir sie nach den Schilderungen des Veda mehr im Einzelnen betrachten: Indra, den wilden und mit den rohen Naturmächten verbündeten Gott; Varuna, den Gott mit dem mehr geistigen Gepräge, das ihm durch seine Aufgabe, die Ordnung in der physischen und mora-

lischen Welt aufrecht zu halten, verliehen wird; Dyaus, den der Natur fast ganz entrückten Gott. Ja, jetzt ist die indische Mythologie kein Labyrinth mehr, oder, wenn doch, so werden Indra, Varuna und Dyaus an uns zur Ariadne, um uns den Ausgang zu ermöglichen — den Weg zum hellen Tageslicht der reinen Gottesidee. Es ist nicht wahr, daß die Naturanbetung der ursprüngliche Zustand der Religion gewesen sei. Die Naturanbetung beruhte stets und überall auf Abfall von der bessern Erkenntniß. In großen Zügen, wie mit Lapidarschrift, hat der Völkerapostel uns diesen Abfall geschildert, und die wirklichen Resultate der modernen Religionswissenschaft werden auch in Zukunft fortfahren, zu bestätigen, was er verkündet hat in den Worten: „Nachdem sie (die Heiden) Gott erkannt hatten, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm Dank gesagt, sondern sie wurden nichtig in ihren Gedanken, und finster geworden ist ihr unverständig Herz; denn indem sie sagten, sie seien Weise, sind sie Thoren geworden. Und sie verwechselten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit einem Gleichbilde von einem vergänglichen Menschen" u. s. w. (Röm. 1.)

Aug. Langhorst S. J.

Die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes und ihre Beziehung zur idealen Naturauffassung.

Das einfache mathematische Verhältniß des goldenen Schnittes kennen wohl alle unsere Leser. Wenn man eine gerade Linie so theilt, daß der kleinere Theil zum größern sich verhält wie der größere zur ganzen Linie, so ist diese nach dem Verhältnisse des goldenen Schnittes ($a : b = b : [a + b]$) getheilt. In Zahlen ausgedrückt ist das Verhältniß $a : b = 1 : 1{,}618055$. Mit dem geometrischen Verhältnisse der sectio aurea war schon Euklid bekannt. Die Bedeutung und der Werth desselben ward von einer Reihe mittelalterlicher Mathematiker hervorgehoben. Manche derselben, unter ihnen vorzüglich der italienische Minorit Lucas de Burgo, zubenannt Pacioli, von dem zuerst der Name proportio divina gebraucht wird (1509), haben in der emphatischen Lobpreisung jenes Verhältnisses Ueberschwängliches geleistet. P. Clavius S. J. faßte (1574) die Lobsprüche auf die sectio aurea in die Worte zusammen: „Diese bewunderungswürdige Theilung einer Linie im äußern und mittlern

Verhältnisse hat sehr nützliche und ausgezeichnete Eigenschaften, so daß von sehr vielen Mathematikern gesagt worden ist, eine so getheilte Linie habe gewissermaßen eine göttliche Proportion." Kepler, der große Zeitgenosse des P. Clavius, war der erste, der die Idee eines Zusammenhanges des goldenen Schnittes mit der Pflanzenwelt aussprach. Eine wissenschaftliche Begründung dieser Idee ließ aber noch lange auf sich warten; denn bevor die morphologischen Gesetze (Gestaltungsgesetze)[1] der Organismen eingehend und gründlich erforscht waren, konnte man an eine wissenschaftliche Untersuchung der ihnen zu Grunde liegenden mathematischen Gesetzmäßigkeiten noch nicht denken. Erst um die Mitte dieses Jahrhunderts haben die Untersuchungen von Schimper und Braun über die Blattstellung erwiesen, daß die Zahlen der Lamé'schen Reihe, die dem Verhältnisse des goldenen Schnittes stetig sich nähern, unter den morphologischen Gesetzmäßigkeiten der Pflanzenwelt eine nicht unwichtige Rolle spielen. Seit mehreren Jahrzehnten wird diese interessante Beziehung selbst in weitverbreiteten mathematischen Lehrbüchern erwähnt[2].

Neuerdings hat Zeising durch eine Reihe von Schriften die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Verhältniß des goldenen Schnittes gelenkt. Er behandelte bereits eingehender die Erscheinungsformen dieses Verhältnisses in Natur und Kunst und berücksichtigte dieselben vorzüglich vom ästhetischen Standpunkte aus. Nach ihm ist jenes Verhältniß *ein die ganze Natur und Kunst durchdringendes morphologisches Grundgesetz*. Gegen Zeising suchte Sonnenburg zu beweisen, daß *gar keine reale Beziehung* der mathematischen Proportion des goldenen Schnittes zu Natur und Kunst bestehe. Die richtige Mitte zwischen beiden irrthümlichen Extremen vertritt unseres Erachtens ein jüngst erschienenes Werk von Dr. Fr. Xav. Pfeifer[3], worin der Nachweis erbracht wird, daß das Verhältniß des goldenen Schnittes *ein häufiger Specialfall* der Proportionalität in Natur und Kunst sei. Sein Beweisverfahren unterscheidet sich von jenem Zeisings vorzüglich dadurch, daß er mit großer Gewissenhaftigkeit den Standpunkt der wissenschaftlichen Objectivität zu wahren sucht. Zu diesem Zwecke schickt er im *ersten* (allgemeinen) Theile seines Werkes eine *mathematische Erörterung* der Erscheinungsformen des goldenen Schnittes voraus; er weist eingehend nach, daß jenes Verhältniß in drei verschiedenen Modificationen und mehreren unter-

---

[1] Unter *morphologischen Gesetzen* versteht man die Gesetze der äußeren Formverhältnisse der Organismen, insofern nicht deren biologische Bedeutsamkeit (ihre Nützlichkeit für die physischen Lebenszwecke, z. B. die mechanische Zweckmäßigkeit der Hebelvorrichtungen in den Armen und Beinen), sondern deren eigenartige Gestalt und Gliederung *an sich* betrachtet wird.

[2] Z. B. in Heis' Aufgabensammlung (§ 85, Nr. 17, Anm. 1) schon seit der siebenten Auflage (Köln 1856).

[3] Der goldene Schnitt und dessen Erscheinungsformen in Mathematik, Natur und Kunst. Mit vielen hundert Nachweisungen und 13 Lichtdrucktafeln. Augsburg, Dr. M. Huttler. — Die obigen historischen Notizen über den goldenen Schnitt haben wir größtentheils diesem Werke entnommen (I. Theil, 11. Kap.: Die Geschichte des goldenen Schnittes in ihren Hauptmomenten).

geordneten Variationen auftreten könne; diese verschiedenen Erscheinungsformen haben nicht bloß einen innern mathematischen Zusammenhang mit dem Grundverhältnisse, sondern sie kommen auch thatsächlich in Natur und Kunst vor. Dadurch wird das Gebiet der Erscheinungsformen des goldenen Schnittes einerseits ansehnlich erweitert, andererseits wird demselben eine festere wissenschaftliche Grundlage gegeben. Im zweiten (speciellen) Theile führt der Verfasser den experimentellen Nachweis, daß das Verhältniß der sectio aurea wirklich ein häufiger Specialfall der Proportionalität in Natur und Kunst sei. Der am besten gelungene Abschnitt dieses Theiles ist wohl „Die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes in der Pflanzenwelt". Die Untersuchungen von Schimper, Braun, Bravais, Naumann, Schwendener u. a. über die mathematischen Gesetzmäßigkeiten der Blattstellung u. s. w. waren dem Verfasser bekannt und wurden für seinen Zweck gut verwerthet[1]. Die eigenen Messungen Dr. Pfeifers, die theils an Pflanzen nach der Natur, theils an den besten Abbildungen in Naturdruck und Photographie vorgenommen wurden, umfassen weit über tausend Arten. Als Ergebniß stellte sich heraus, daß das Verhältniß des goldenen Schnittes vorzüglich in den Stengel- und Blattgebilden innerhalb vieler Gruppen des Pflanzenreiches, besonders häufig aber unter den Umbelliferen und Farnen auftrete. Aus dem Thierreiche untersuchte der Verfasser eingehender die Proportionalverhältnisse der Windungsabstände an den Schneckengehäusen; bei bestimmten Gattungen und Arten findet sich auch hier das Verhältniß des goldenen Schnittes gesetzmäßig verwirklicht, und zwar theils in einfachen, theils in zusammengesetzten Erscheinungsformen. In der Klasse der Insecten wurden nur die Ordnungen der Netzflügler (Neuropteren), Geradflügler (Orthopteren) und Käfer (Koleopteren) berücksichtigt, letztere äußerst kurz. Für den Nachweis der Proportionen des goldenen Schnittes und der Lamé'schen Reihe bei den Wirbelthieren wählte der Verfasser nur einzelne wenige Beispiele aus. Die Proportionen der Glieder der menschlichen Hand sind die einzige Erscheinungsform des goldenen Schnittes im menschlichen Körper, auf die der Verfasser näher einging; im Uebrigen konnte er hier auf Zeisings Untersuchungen verweisen. Auch bezüglich der Erscheinungsformen jenes Verhältnisses in den Werken der menschlichen Kunst faßte er sich verhältnißmäßig kurz, indem er auf die hierüber bereits vorhandene reiche Literatur verweist[2]. Es war, wie er ausdrücklich und wiederholt bemerkt, keineswegs seine Absicht, alle Gruppen des Thier- und Pflanzenreiches und die einzelnen Gebiete der menschlichen Kunst

[1] Bei dem Zusammenhange, den der Verfasser (S. 28 ff.) zwischen den Erscheinungsformen des goldenen Schnittes und einer Reihe regulärer Polygone (5 u. 5 n-Eck) nachgewiesen, würden vielleicht auch die Gesetze der Blüthendiagramme gewisser Familien einen geeigneten Gegenstand für ähnliche Untersuchungen bieten.

[2] Auf die Beantwortung der Frage, ob die auffallend häufige Anwendung des goldenen Schnittes in den menschlichen Kunstwerken auf unbewußter, instinctiver oder auf bewußter, beabsichtigter Vorliebe für diese ästhetische Proportion beruhe, ging der Verfasser mit Recht nicht näher ein, da die Lösung dieses Problems außerhalb des Zweckes seiner Arbeit lag.

ausführlich und eingehend auf die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes zu prüfen; theils um nicht den Umfang und hiermit auch den Preis der Schrift (8 M.) zu sehr zu erhöhen, theils auch, weil das betreffende Untersuchungsmaterial nicht ausreichend zu Gebote stand.

Die vorsichtige Objectivität, die in der ganzen Arbeit sich ausspricht, wird derselben hoffentlich besonders in fachwissenschaftlichen Kreisen, für die sie zunächst berechnet ist, größeres Ansehen verschaffen, als früheren Arbeiten anderer über denselben Gegenstand. Bezüglich der aus den Untersuchungen gezogenen *Schlüsse* spricht sich die umsichtige Mäßigung namentlich darin aus, daß das Verhältniß des goldenen Schnittes nur als *ein häufiger Specialfall* der Proportionalität, keineswegs aber als *ein allgemein gültiges morphologisches Grundgesetz* für Natur und Kunst hingestellt wird. Der Verfasser ist von einer allzu kühnen Verallgemeinerung der Untersuchungsresultate so weit entfernt, daß er das Verhältniß der sectio aurea selbst bei jenen Organismen, in deren Gestalt es mit offenbarer Gesetzmäßigkeit zu Tage tritt, nicht als *mathematisches Gestaltungsgesetz* der betreffenden pflanzlichen oder thierischen Gebilde bezeichnet, sondern nur die *Thatsache* auszusprechen wagt, daß in jenen organischen Gestaltungen eine mathematische Gesetzmäßigkeit sich offenbare, welche jener des goldenen Schnittes entspricht. Dieselbe vorsichtige Zurückhaltung bekundet sich auch in den *Untersuchungen* selbst. Von einem „ästhetischen Experimentiren", mit der Absicht, das Verhältniß des goldenen Schnittes überall hineinzulegen, wo man es eben finden möchte, kann hier keine Rede sein[1]. Wir sind im Gegentheil der Ansicht, daß dem ästhetischen Standpunkte eher *zu wenig* eingeräumt wurde. In den „Schlußreflexionen" seiner Schrift entwickelt der hochw. Verfasser den Zusammenhang der Erscheinungsformen des goldenen Schnittes in Natur und Kunst. Er kommt dabei zu dem richtigen Ergebnisse, daß der *Zweck* der natürlichen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes *ein idealer* und zwar vorzugsweise *ein ästhetischer* sei. Erst aus diesem ihrem natürlichen Zwecke erhalten jene mathematischen Gesetzmäßigkeiten in den Natur-

[1] Wer sich davon eingehender überzeugen will, lese Kap. 12 des ersten (allgemeinen) Theiles und die noch eingehenderen Angaben über die Messungsmethode am Beginne einzelner Abschnitte des speciellen Theiles. Ferner prüfe er die in den Nachweisen im Texte und auf den Lichtdrucktafeln ausgeführten Messungen und stelle neue auf denselben oder ähnlichen Gebieten an. Als bestes Messungsinstrument ist ein nach dem Verhältnisse des goldenen Schnittes sehr genau angefertigter Proportionalzirkel zu empfehlen, wie ihn Gebrüder Haff zu Pfronten in Bayern liefern. Ein gewöhnlicher Zirkel, ein verjüngter Maßstab und eine Tabelle, auf welcher für 1 bis 100 die Werthe des zweiten Verhältnißgliedes (0,618055 bis 61,8055) berechnet sind, kann den Proportionalzirkel nöthigenfalls ersetzen. Letztere Tabelle ist übrigens auch beim Gebrauche des Proportionalzirkels zur Vergleichung der Näherungswerthe noch von Nutzen. — Man möge wohl beachten, daß das Verhältniß des goldenen Schnittes nicht ein *allgemeiner*, sondern bloß ein *häufiger* Fall der Proportionalität der Naturgebilde ist, d. h. er findet sich nur innerhalb bestimmter — obgleich sehr vieler — Arten, Gattungen, Familien.

gebilden ihre höhere einheitliche Erklärung und ihr tieferes wissenschaftliches Verständniß. Der Verfasser glaubte im ganzen positiven Theile seines Werkes von diesem Standpunkte absehen zu müssen, um nicht den Vorwurf der Voreingenommenheit für die ästhetisch-ideale Naturauffassung sich zuzuziehen. Unseres Erachtens würde jedoch die ganze Arbeit an einheitlichem Verständnisse und innerem Werthe bedeutend gewonnen haben, wenn der Verfasser beide Gesichtspunkte, den mathematisch-kritischen und den ästhetisch-idealen gleichmäßig berücksichtigt hätte. Daß diese Verbindung für eine richtige und allseitige theoretische und praktische Beurtheilung der natürlichen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes fast unentbehrlich sei, werden wir unten an den Gestaltungsgesetzen der Organismen eingehender erörtern. Hier sei nur noch bemerkt, daß in Anbetracht des Zweckes die morphologischen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes in Thier- und Pflanzenwelt klarer von den einem ganz andern Gebiete angehörigen im Planetensysteme und in den geographischen Verhältnissen geschieden werden mußten. Erstere bieten sich unmittelbar dem menschlichen Auge dar, und die natürliche Gesetzmäßigkeit ihrer Gestalten besitzt eine unverkennbare Verwandtschaft mit der ästhetischen Gesetzmäßigkeit der menschlichen Kunstgebilde; deßhalb stehen sie in einer viel nähern Beziehung zu einem ästhetisch-idealen Zwecke, als die irrationalen Verhältnisse im Planetensystem. Hätte der Verfasser den Zweck der natürlichen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes mehr berücksichtigt, so würde er ferner als Beispiel derselben im menschlichen Körper wenigstens nicht ohne nähere Rechtfertigung die Skelettverhältnisse in den Gliedern der menschlichen Hand eingeführt haben. An einem Skelette kann man zwar die Messungen mit größerer mathematischer Genauigkeit ausführen. Aber die Skelettproportionen haben ihre morphologische Bedeutung nur insofern sie als lebendige, mit Fleisch und Haut bekleidete Glieder des menschlichen Körpers sich darstellen; die anatomischen Verhältnisse bilden nur die Grundlage der morphologischen. Am klarsten dürfte dieß wohl in den schönen Proportionen des menschlichen Angesichtes zu Tage treten; niemand würde einen Todtenschädel auswählen, um an ihm die im menschlichen Antlitze vorhandenen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes nachzuweisen. In dieser Beziehung ist Zeising den morphologischen Gesetzmäßigkeiten vielleicht besser gerecht geworden; dagegen sind die mathematischen Erörterungen Dr. Pfeifers ohne Zweifel gründlicher und wissenschaftlicher, die Messungen an realen Objecten exakter und gewissenhafter, das naturwissenschaftliche Material der Untersuchungen reichhaltiger.

Wir sind deßhalb der Ansicht, daß es dem hochw. Verfasser in der That gelungen ist, den Beweis zu liefern, daß die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes wirklich ein häufiger Specialfall der Proportionalität seien. Für manche Gebiete ist dieser Beweis allerdings erst angedeutet; um so mehr ist zu wünschen, daß die Schrift Dr. Pfeifers in fachwissenschaftlichen Kreisen zu weiteren und eingehenderen Untersuchungen anregen möge. Diese Forschungen werden nicht nur eine bisher ungeahnte Fülle höchst interessanter Einzelgesetzmäßigkeiten zu Tage fördern, sondern auch ein tieferes, einheitliches

Verständniß der morphologischen Naturgesetze ermöglichen und schließlich wichtige Dienste zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Begründung der christlich-idealen Naturauffassung leisten.

Einige Gedanken hierüber wollen wir etwas eingehender entwickeln. Durch die zahlreichen Messungen, die wir, angeregt durch die Arbeit des Verfassers, mit dem Proportionalzirkel an Conchylien und Pflanzen, vorzüglich aber an Insecten und innerhalb dieser Thierklasse besonders an Käfern anstellten, wurden wir wie von selbst zu denselben geführt. Die Insecten sind nämlich unter allen Klassen des Thierreichs wie an Artenzahl so auch an Mannigfaltigkeit der Formen die reichste. Indem ferner ihre äußere Körperhaut ein festes Chitinskelett bildet[1], welches der unmittelbare Träger der morphologischen Verhältnisse ist; indem endlich trotz der ungeheueren Mannigfaltigkeit der Gestalten durchschnittlich eine große Beständigkeit der relativen Größenverhältnisse in ihren specifischen Gestaltungsgesetzen obwaltet, bilden die Insecten ein sehr dankbares und günstiges Feld für die mathematische Prüfung der morphologischen Gesetzmäßigkeiten. Zuerst wollen wir auf Grund jener Untersuchungen einige allgemeine Regeln darlegen, die für die theoretische und praktische Beurtheilung der natürlichen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes von Bedeutung sind. Dann möge ein Ueberblick über die dießbezüglichen morphologischen Gesetzmäßigkeiten bei den Insecten und insbesondere bei den Koleopteren folgen. Das Verhältniß der Erscheinungsformen des goldenen Schnittes zur idealen Naturauffassung wird den Schluß der Erörterung bilden.

I.

Die zur richtigen Beurtheilung der morphologischen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes dienenden *Regeln* sind großentheils so selbstverständlich, daß es überflüssig erscheinen könnte, sie eingehender zu entwickeln. Doch lassen sich nur auf diesem Wege manche Vorurtheile beseitigen, die einer ästhetisch-idealen Auffassung der Gestaltungsgesetze in der belebten Natur sich entgegenstellen. Jene Regeln ergeben sich aus der Beantwortung folgender zwei Fragen: 1. In welcher Beziehung stehen die morphologischen Erscheinungsformen mathematischer Verhältnisse zu der *thatsächlichen Veränderlichkeit*[2] der organischen Entwicklung? 2. Bis zu welcher *Grenze* und in welcher *Weise*

[1] Für Messungen an todten und ausgetrockneten Insecten ist zu berücksichtigen, daß der Hinterleib nach dem Tode mehr oder minder einschrumpft und sich zusammenzieht. Die Länge der Flügel wie der Flügeldecken bleibt unverändert; bei hartschaligen, gedrungenen Koleopteren ist auch die Verkürzung des Hinterleibes unmerklich, sehr bedeutend dagegen bei den Familien der Staphyliniden (Kurzflügler).

[2] Daß die *thatsächliche* Variabilität der morphologischen Gesetze in der freien Natur gegenwärtig an *feste, specifische* Grenzen gebunden sei, die je nach der Verschiedenheit der specifischen Entwicklungsgesetze zwar sehr verschieden, aber niemals *unbestimmt* und *unbegrenzt* sind, dürfen wir als allgemein anerkannt voraussetzen. Kein gründlicher Kenner der Zoologie oder Botanik, mag er sonst dem Darwinismus noch so günstig sein, wird diesen Satz bestreiten.

sind die natürlichen Gestaltungsverhältnisse als Erscheinungsformen mathematischer Verhältnisse zu betrachten?

1. Man darf den Naturgebilden nicht willkürlich Verhältnisse aufdrängen, die nicht klar vorhanden sind; man muß sich strenge an bestimmte Messungsmethoden halten, die dem jeweiligen Untersuchungsgebiete zu entsprechen haben. Andererseits darf man aber auch bei dem Nachweise der Gesetzmäßigkeit in den Naturgebilden keine absolute mathematische Genauigkeit fordern. Der extreme Rigorismus begeht hierin denselben Fehler wie der Laxismus: beide wollen die Naturgebilde gewaltsam in eine mathematische Schablone zwängen. Als Beispiel möge das Problem dienen, das in der Kunstfertigkeit des Trichterwicklers sich offenbart. Nur äußerst wenige Blätter, die dieser Käfer für seinen Trichter verwendet, sind mit einer gewissen geometrischen Präcision nach dem Probleme der Kreisevolute geschnitten; in sehr vielen Fällen finden sich zufällige, in vielen anderen zweckmäßige, durch die Umstände gebotene Abweichungen; und doch ist es unläugbar, daß dasselbe mathematisch-technische Problem allen Trichterbauten dieses kleinen instinctiven Meisters zu Grunde liegt. Dieses Beispiel gehört allerdings den *instinctiven* Erscheinungsformen eines mathematischen Gesetzes an; hier tritt die mannigfach beeinflußte sinnliche Wahrnehmung des lebenden Wesens als Mitursache der gesetzmäßigen Wirkung auf, wodurch deren Veränderlichkeit und Mannigfaltigkeit bedeutend erhöht wird. Nicht so bei den rein *vegetativen* Gesetzmäßigkeiten, die unmittelbar aus der organischen Entwicklung der betreffenden Art hervorgehen; hier kann und muß man schon eine größere Genauigkeit der Annäherung an jenes mathematische Verhältniß fordern, dessen Erscheinungsform das betreffende Naturgebilde sein soll. Aber die aus dem Lebensprozesse hervorgehenden Gestalten sind eben doch auch keine todten, abstracten Figuren; die organischen Entwicklungsgesetze umschließen innerhalb fester specifischer Grenzen eine geringere oder größere Mannigfaltigkeit der individuellen Entwicklung. Mannigfache äußere Ursachen beeinflussen die letztere in verschiedener Weise. Die einzelnen individuellen Gestaltungen sind den augenblicklichen Stellungen vergleichbar, die ein um seine Ruhelage schwingendes Pendel einnimmt: nur selten (unter allen verschiedenen Stellungen in einer Schwingung nur einmal) wird die thatsächliche Pendelstellung mit seiner Stellung in der Ruhelage zusammenfallen; und fast ebenso selten wird ein individueller Organismus sich finden, der dem idealen morphologischen Gesetze seiner Art *vollkommen genau* entspräche.

Hieraus folgt erstens, daß man bei Formen von *größerer* Veränderlichkeit vorzüglich die am vollkommensten ausgebildeten Typen zur Untersuchung auswählen, und überdieß die Grenzwerthe der Veränderlichkeit nach beiden Seiten hin feststellen müsse; zweitens, daß man auch bei Formen von *geringer* Veränderlichkeit keine *absolute* Genauigkeit der mathematischen Verhältnisse fordern dürfe.

Diese Regeln finden eine vorzügliche Anwendung in der Ordnung der Käfer. Hier stehen sich nämlich zwei Formenkreise von ganz verschiedener Veränderlichkeit gegenüber. Der erstere umfaßt die beiden Geschlechtern derselben

Art gemeinschaftlichen morphologischen Verhältnisse, der letztere die sogen. secundären Auszeichnungen der Männchen. Während jene meist bei den größten und bei den kleinsten Individuen derselben Art so wenig sich ändern, daß man schon an einem Individuum, falls dasselbe nicht eine offenbare Mißbildung ist, das morphologische Artgesetz mit Sicherheit feststellen kann, sind diese einer Veränderlichkeit unterworfen, die manchmal sehr groß ist. Das Verhältniß der Kopf- und Nackenhörner zur Körperlänge der männlichen Blatthornkäfer, das Verhältniß der Geweihlänge, Geweihverzweigung und Kopfbreite bei den männlichen Hirschkäfern, die Kopf- und Rüssellänge gewisser männlicher Rüsselkäfer (Brenthiden), ja sogar die relative Länge der Fühler bei manchen männlichen Bockkäfern gibt bei Individuen von verschiedener Körpergröße entweder ganz verschiedene Proportionen oder verschiedene Variationen desselben Grundverhältnisses. Einzelne Beispiele hierfür werden bei der Uebersicht über die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes unter den Käfern erwähnt werden; eines der interessantesten bietet wohl die Geweihbildung der männlichen Hirschkäfer.

Die beiden Geschlechtern derselben Art gemeinschaftlichen Proportionen sind, wie gesagt, meist sehr constant. Mit dieser Beharrlichkeit verbindet sich nicht selten auch eine überraschende Genauigkeit, so daß selbst der feinste Proportionalzirkel keinen merklichen Unterschied zwischen den idealen und den thatsächlichen mathematischen Verhältnissen zu entdecken vermag. Eine solche Genauigkeit darf man zwar a priori nicht fordern; wo sie aber vorhanden ist, muß man sie als eine glänzende Bestätigung der künstlerischen Gesetzmäßigkeit in den Naturgebilden anerkennen. Wer nicht selbst zahlreiche Messungen angestellt hat, wird es nur schwer glaublich finden, daß solche Beispiele namentlich unter den Käfern und Hautflüglern zu Hunderten und Tausenden zählen[1]. Am merkwürdigsten ist diese Genauigkeit und Beharrlichkeit bei einigen Arten, die im Uebrigen eine sehr große Veränderlichkeit besitzen, wie z. B. bei unserem Hirschkäfer. Männchen und Weibchen sind hier so verschieden gestaltet, daß man sie, falls ihre Zusammengehörigkeit nicht anderweitig bekannt wäre, nicht bloß zu verschiedenen Arten, sondern selbst zu verschiedenen Gattungen stellen würde. Unter den Männchen selbst findet sich eine solche Formenverschiedenheit, daß man sie früher für mehrere verschiedene Arten hielt. Und doch finden sich bei allen Männchen und Weibchen dieser Art bestimmte Proportionen der Rumpfverhältnisse als gemeinschaftliches morphologisches Gesetz.

2. Jene morphologischen Verhältnisse, welche genau, ohne selbst für den Proportionalzirkel eine merkliche Abweichung zu bieten, bestimmten mathematischen Verhältnissen entsprechen, können ohne Zweifel als Erscheinungs-

[1] Besonders häufig in den Rumpfverhältnissen jener Koleopteren-Arten, bei denen die Länge des Vorderkörpers zur Länge des Hinterkörpers im Verhältnisse des goldenen Schnittes steht. Nicht minder häufig in den Flügelverhältnissen jener Hymenopteren (Hautflügler-)Arten, bei denen die Längenmaße von Vorder- und Hinterflügel jenes Verhältniß zeigen u. s. w.

formen der letzteren bezeichnet werden. Aber bis zu welcher äußern Grenze gehen jene Erscheinungsformen, d. h. welches ist der geringste Grad der Annäherung, der erforderlich ist, um ein morphologisches Verhältniß als Erscheinungsform irgend eines mathematischen hinstellen zu können? Diese Frage läßt sich nur aus dem ästhetischen Zwecke der Gestaltungsgesetze der lebenden Wesen befriedigend beantworten. Daß ein solcher Zweck den morphologischen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes wirklich zu Grunde liege, wird später eingehender begründet werden; hier handelt es sich nur darum, aus dem ästhetischen Zwecke die richtige Norm zur Beurtheilung derselben abzuleiten.

Die mathematische Prüfung der morphologischen Proportionen darf zwar nicht vernachlässigt werden; die vermittelst des Proportionalzirkels gefundenen Unterschiede zwischen den thatsächlichen und den betreffenden mathematischen Verhältnissen müssen möglichst genau berücksichtigt werden; und wenn man dann, wie Dr. Pfeifer es gethan, eine bereits in der ersten Decimalstelle vorhandene Abweichung nicht mehr als gering bezeichnet, ist man vom Larismus weit genug entfernt. Die mathematische Gesetzmäßigkeit ist jedoch nicht ihrer selbst wegen da; sonst müßte jede, auch die geringste Abweichung von dem abstracten mathematischen Verhältnisse genügen, um das morphologische Verhältniß nicht mehr als Erscheinungsform des betreffenden mathematischen hinstellen zu dürfen. Aber in Anbetracht des ästhetischen Zweckes sind die morphologischen Proportionen als Erscheinungsformen des goldenen Schnittes aufzufassen, so lange sie sich noch dem beschauenden menschlichen Auge als solche bieten. Ein geübtes Auge vermag bei gespanntester Aufmerksamkeit und unter den günstigsten Bedingungen (bei auf Papier gezeichneten Rechtecken) eine Abweichung von dem Verhältnisse des goldenen Schnittes, die nur 0,018 beträgt, noch wahrzunehmen[1]; aber der wohlthuende Eindruck, den ein ästhetisch besonders wirksames Größenverhältniß auf unser Auge macht, erstreckt sich selbstverständlicher Weise weit über diese Grenze hinaus, und zwar um so mehr, da die Gestalten der Pflanzen, Conchylien, Insecten u. s. w. nicht auf Papier gezeichnete Rechtecke sind.

Der ästhetische Zweck der morphologischen Verhältnisse bestimmt nicht bloß die Grenze, sondern auch die Art und Weise, wie sie als Erscheinungsformen des goldenen Schnittes aufzufassen sind, nämlich so, wie sie dem beschauenden menschlichen Auge als solche sich bieten. Nur einige praktisch sehr nützliche Regeln, die sich hieraus ergeben, seien kurz erwähnt. Um Einheit in die Messungsmethode zu bringen, müssen die Längen- und Breitenverhältnisse der Oberseite, mag diese nun flach oder gewölbt sein, durch geradlinige Endabstände gemessen werden. So oft ferner die anatomische Grenzlinie eines Körpertheiles mit der dem Auge sich bietenden morphologischen nicht zusammenfällt[2], ist die erstere, nicht die letztere, zur Beurtheilung der

[1] Nach einer von Fechner gemachten Beobachtung; vgl. Pfeifer S. 70.

[2] Namentlich bei dem hintern Kopfrande kommt es häufig vor, daß derselbe vor dem hintern Augenrande, zumal wenn derselbe wulstartig sich erhebt (z. B. bei Proculus Goryi), morphologisch zurücktritt.

morphologischen Proportion anzuwenden. Die Gliedmaßen dürfen ferner nicht zum Rumpfe[1] gerechnet werden, sobald sie deutlich von demselben abgesetzt erscheinen; bei der Messung der Oberkiefer, bezw. des Rüssels, ist dieß besonders beachtenswerth. Sobald jedoch bestimmte Gliedmaßen so sehr an Umfang zunehmen, daß sie den Rumpfabschnitten gewissermaßen gleichwerthig werden, oder sobald sie ein morphologisches Ganze mit denselben bilden, müssen sie auch bei Prüfung der morphologischen Proportionen demgemäß behandelt werden. So ist z. B. bei dem Herkuleskäfer (Dynastes Hercules L.) die Vorderkörperlänge in der Länge des ungeheuerlichen Nackenhornes vertreten, das mit dem Halsschilde ein morphologisches Ganze bildet. Die Rumpflänge des Vorderkörpers (bis zum Rande des Kopfschildes) ist von oben her nicht einmal sichtbar, sondern bietet sich dem Auge erst bei seitlicher Ansicht.

Wer den ästhetischen Zweck der Gestaltungsgesetze anerkennt, wird diese Regeln selbstverständlich finden. Wer denselben *nicht* anerkennt, wird durch eingehende und aufmerksame Messungen, namentlich an Käfern, sich davon überzeugen, daß die *thatsächlichen morphologischen Verhältnisse nothwendig zur Aufstellung jener Regeln führen*, und zwar so nothwendig, daß ein einheitliches, wahrhaft wissenschaftliches Untersuchungsverfahren *ohne* jene Regeln nicht möglich ist. Deßhalb ist in ihnen ein nicht zu unterschätzender Beweis für die Richtigkeit der ästhetisch-idealen Naturauffassung enthalten.

(Schluß folgt.)

Erich Wasmann S. J.

Ist Voltaire todt?

Ein Beitrag zur Voltaire-Literatur in Deutschland.

Als wir 1878/79 bei Gelegenheit des Centenariums auf Wunsch der Redaction der „Stimmen" eine Studie über Voltaire veröffentlichten, hielten manche Freunde dafür, es sei zwar eine interessante Studie, aber eine überflüssige Arbeit — Voltaire sei ja längst todt, wenigstens in Deutschland.

Nach der Aufnahme zu schließen, welche die Arbeit in der kritischen Journalistik hüben und drüben fand, schienen wir wirklich einen Gegenstand behandelt zu haben, über den bei allen Parteien Deutschlands nur *eine* Meinung herrsche,

[1] Da bei den Insecten der Kopf einen mit Brustsstück und Hinterleib gleichwerthigen Körperabschnitt darstellt, ist auch er zum Rumpfe zu rechnen, natürlich mit Ausschluß der an ihm befindlichen *und* von ihm deutlich abgesetzten Gliedmaßen.

so daß ein wenig mehr und weniger rechts oder links nichts verschlage. Wir sagten uns dann selbst: Voltaire ist todt!

Als nun der Herr Verleger um eine zweite Ausgabe der Studie nachsuchte, hielten wir es nur für nöthig, das auf Deutschland bezügliche Material zu vervollständigen, es im Uebrigen aber bei dem „Charakterbild" bewenden lassen und es nicht mit einer eigentlichen „Geschichte", noch viel weniger mit einer kritischen Literaturgeschichte Voltaire's versuchen zu sollen, da wir nach der wissenschaftlichen Seite Voltaire erst recht für todt hielten.

Anfangs schien auch die Kritik dieser Ansicht zu sein. Es dauerte nahezu ein halbes Jahr, ehe irgend etwas Ungewöhnliches von dem Buche gesagt wurde. Da brach mit einem Male der Sturm im Südosten los und entlud sich in einem wahren Hagelwetter, daß es nur so lustig prasselte und klirrte von „Kreiten'schem Pamphlet", von „Brandmarken", „religiöser Heuchelei", „kirchlichem Fanatismus", „Brille der Ordensinteressen", frommen Lügen" ꝛc. Ein Glück, daß wir nicht in einem Glashaus saßen, und die Sache im Hochsommer passirte, wo selbst der Hagel nicht lange liegen bleibt. Auf die 14 uns gemachten Vorwürfe sandten wir eine Berichtigung in 14 Punkten ein, von denen jeder anhob: „Es ist nicht wahr" u. s. w. Die Redaction war freundlich und ehrlich genug, diese Berichtigung ganz loyal abzudrucken, und die Sache war beendet. Aber der Kritiker, den wir so gründlich berichtigt hatten, war durchaus nicht zufrieden. Er schrieb eine zweite Recension in die „Zeitschrift f. neufr. Sprache und Literatur" (Oppeln) VII. 2. S. 45. Der Gesammtinhalt und die Tendenz dieser Kritik waren dieselben wie in der „Oesterreichischen", nur lauteten die Anklagen so allgemein, daß es einer förmlichen Gegenkritik bedurft hätte, die höchst wahrscheinlich von der Redaction nicht berücksichtigt worden wäre. Da zudem keine neuen Anklagen erhoben waren, ließen wir die Sache auf sich beruhen. Nun kam eine dritte Kritik aus derselben Feder in der „Deutschen Literaturzeitung" (Nr. 41); sie schließt mit den seltsamen Worten: „Die Unwissenschaftlichkeit des Buches ist so groß — wie seine Gemeinheit." Im Uebrigen dieselben Vorwürfe, wie bei den anderen Besprechungen. Auch hier hätte nur eine Gegenkritik etwas helfen können, für solche aber sind Zeitschriften meistens verschlossen.

Wir glaubten schon, uns endlich wieder der alten Ruhe hingeben zu dürfen, als uns der Herr Verleger eine Verurtheilung des Buches durch einen badischen Gelehrten in dem „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie" zuschickte, die endlich wieder einmal einzelne Thatsachen brachte, deren Berichtigung das Preßgesetz unter seinen Schutz nahm. Diese Richtigstellung erfolgte denn auch und wurde abgedruckt, freilich mit einer Gegenerklärung des ersten Kritikers, welch' letztere aber unbeschadet ohne Antwort bleiben konnte.

Erst jetzt (März 1886) schickt uns der Herr Verleger eine Besprechung aus der „Franco-Gallia", Wolfenbüttel 1885, 9. Heft. Sie bietet keine Einzelvorwürfe, und findet: „Der schwerste Vorwurf, der ihm (Kreiten) zu machen ist, ist der, daß er von einseitig clerikalem Standpunkte aus schreibt, und, was Allem die Krone aufsetzt, er sucht in der Vorrede diesen Standpunkt

als den einzig normalen und richtigen zu vertheidigen[1]. . . Ziehen wir nun aus den obigen Erörterungen die Summe, so wird das Buch vor dem Forum der Wissenschaft nicht bestehen, ja wir werden es sogar als schädlich bezeichnen müssen, da es, in die Hand des großen Publikums, besonders des katholischen, gegeben, nur dazu beitragen kann, den klaren Blick und das richtige Urtheil zu trüben, zumal es durch einen brillanten, fesselnden Stil blendet." Im Uebrigen gesteht der Recensent: „Selbstverständlich durfte mit den Gemeinheiten, durch die er (Voltaire) seinen Ruf befleckte, nicht hinter dem Berge gehalten werden; hat er doch gerade dadurch seinen zahlreichen Feinden selbst manche scharfe Waffe in die Hand gedrückt, die dieselben wohl benützten; darf es aber Wunder nehmen, wenn Voltaire sich seinen saubern Gegnern gegenüber nicht immer der Sauberkeit befleißigte, wenn er Bosheit mit doppelter Bosheit, Heuchelei mit dreifacher Heuchelei vergalt?" — Uns dünkt, dieses Geständniß genügt.

In ihrer Nr. 48 (1885) brachten dann die „Blätter für lit. Unterhaltung" einen Artikel, um nachzuweisen, daß a priori ein Jesuit keine Geschichte Voltaire's schreiben könne; doch davon später. Eine Entgegnung, welche wir auf diesen Artikel an die Redaction einschickten, wurde zweimal mit dem Vermerk zurückgeschickt, man nehme grundsätzlich keine Gegenkritik auf.

Eine Besprechung unseres Buches endlich, welche die Nr. 41 (8. Jahrgang) des „Deutschen Literaturblattes" brachte, leitet schon merklich zu den anerkennenden Urtheilen über, an denen es auch auf positiv gläubiger Seite bei den Protestanten nicht gefehlt hat. Sie beklagt, „daß Kreiten ebenso wenig wie seine beiden Ordensgenossen (Diel-Brentano, Baumgartner-Vondel) sich zu einer objectiven, von confessionellen Rücksichten unbeirrten Forschung erhoben hat".

Ueberblicken wir die Gesammtheit der sechs tadelnden Kritiken, so stellt sich zuerst die gemeinsame Klage über Mangel an Objectivität oder, wie es eben hieß, über unsern clerikalen Standpunkt. Darauf erwiedern wir nur, man weise uns falsche Thatsachen nach, und falls man dieses nicht kann, so lasse man uns ruhig von unserm Standpunkte urtheilen. Dieser Standpunkt ist 18 Jahrhunderte lang gut gewesen und wird es eine Weile wohl auch noch bleiben.

Sehen wir also, welche Einzelvorwürfe gemacht, welche unserer Aufstellungen von den verschiedenen Kritikern angegriffen werden. Wir halten uns bei dieser Durchsicht an erster Stelle an Dr. Mahrenholtz, weil er unter den specialisirenden Kritikern nicht bloß numerisch am stärksten vertreten, sondern auch ein wirklich competenter Gegner, ein Fachmann, ja noch mehr, ein Concurrent ist. Auch er hat 1885 ein Leben Voltaire's in zwei Bänden, die zusammen 464 Seiten zählen, veröffentlicht[2], kennt also seinen Stoff und man

[1] Haben wir durchaus nicht gethan, sondern haben gesagt, wir als Katholik könnten nur vom katholischen Standpunkt urtheilen.

[2] Der Verfasser fürchtete, wenn er das Buch in einem Band gegeben, so wäre dieser „zur unförmigen Masse" angeschwollen (I. VIII). Unsere Arbeit (596 Seiten)

sollte deßhalb gerade von ihm eine ruhige sachgemäße Sprache erwarten. Diese scheint jedoch bei ihm nicht Mode zu sein, oder es verlohnt sich nicht der Mühe, einem Jesuiten gegenüber den Anstand zu wahren. Nachdem er z. B. in einer Kritik Zweck und Quellen unserer Studie bemäkelt, fährt er fort, wir hätten aus diesen Quellen „ohne Prüfung Wahrheit und Trug, Mögliches und Erlogenes wiederholt. Dazu seine (Kreitens) Unfähigkeit zu historischer Auffassung, seine Voreingenommenheit gegen alle, die nicht der clerikalen Richtung angehören. Cardinal Dubois, des Herzogs Philipp von Orleans lüderlicher Cumpan, wird über Richelieu gestellt, die galanten Krankheiten seiner Jugend sind nur eine von Gott zu seiner Besserung geschickte Prüfung. Hat ein Ketzer Unglück, verliert er einen nahen Angehörigen oder brennt ihm seine Wohnung nieder, so sind das göttliche Strafgerichte; hat eine nicht fromme Dame Liebeleien, so ist sie eine Dirne, und falls sie nicht in der Todesstunde noch ihre Sünden bereut, muß sie auf den Schindanger geworfen werden wie die Lecouvreur. Wird sie dagegen in ihren alten Tagen fromm wie die Maintenon, so ist sie ein Rüstzeug göttlicher Vorsehung. Was über Voltaire von Kreiten zusammengelogen (!!) oder doch übertrieben (!) wird, läßt sich im Einzelnen kaum noch aufzählen. Er (doch nicht Kreiten?!) stiehlt Bücher, legt zu seiner Bereicherung einen Bilderkrödel an, betrügt seinen Verleger, begaunert die Staatskasse, dichtet frommen Leuten Fälschungen an, die er selbst begangen hat, und stirbt im eigenen Schmutz und Kothe. Als Philosoph hat er Alles von andern gestohlen, als Historiker dasselbe gethan und noch Vieles dazu gelogen, als Dichter ist er kaum zu rechnen, und seine ‚Henriade' namentlich ein sicher wirkendes Schlafmittel. Doch genug der Proben (?), damit nicht der Ekel, den Referent bei der Lectüre dieses fast 600 Seiten langen Pamphletes empfunden hat, sich auch dem Leser allzusehr mittheile. R. Mahrenholtz" [1]. Da in dieser Tirade so ziemlich alles enthalten ist, was der Kritiker im Einzelnen vorzubringen weiß, so nehmen wir dieselbe zur Grundlage unserer kurzen Widerlegung, indem wir an geeigneter Stelle auch auf desselben Recensenten Anklagen in der Neuen Oesterr. Literaturz. zurückkommen.

Da ist zuerst der „lüderliche Dubois", den wir über Richelieu sollen gestellt haben. Ueber die „Lüderlichkeit" und andere damit zusammenhängende Dinge haben wir in der Neuen Oesterr. Literaturz. kategorisch dargethan, daß Dr. Mahrenholtz sich mit den Thatsachen in Widerspruch befindet, daß er uns Dinge sagen läßt, von denen keine Silbe in unserm Buch steht, und hier ist nicht der Ort, die Discussion über galante Krankheiten zu eröffnen, an denen Dubois ja *nicht* gelitten hat. Daß *wir* Dubois über Richelieu gestellt, ist ebenfalls nicht wahr. Uebrigens hat Dubois mit Voltaire doch blutwenig zu schaffen — und haben wir Dubois' Schwächen wahrlich nicht verschwiegen.

---

nennt er dafür gewöhnlich ein Pamphlet, zur Abwechslung auch einmal „das Schriftchen" (Zeitschr. für neufranzös. Sprache u. Literatur, S. 45). Die Sache ist an sich von gar keiner Bedeutung, aber — „sie läßt tief blicken".

[1] Zeitschr. für neufranzös. Sprache u. Literatur, a. a. O. S. 46.

Bei Nr. 2, dem „Ketzerunglück", ist wahrscheinlich der so entsetzlich tragische Untergang der gottlosen Familie Des Maisons gemeint (S. 66 ff.), und da möchten wir den an irgend eine persönliche Gottheit glaubenden Menschen — ob Heide, ob Jude, ob Christ — sehen, der beim Anblick eines solchen Schicksals nicht an ein Strafgericht denkt. Man wird deßhalb nicht „unfähig zu historischer Auffassung".

Folgt Nr. 3, die „Maintenon". In der Neuen Oesterr. Literaturz. lautete der Vorwurf, wir seien „der Mann, der die Maintenon, weil sie in ihrem Alter fromm wurde, trotz ihres Concubinats verherrlicht, und in der Rupelmonde und Duchatelet, die nichts Schlimmeres gethan, aber leider nicht frömmelten, nur gewöhnliche Dirnen erblickt".

Wir überlassen es dem Leser, zu beurtheilen, ob unerlaubte Verhältnisse nichts schlimmeres sind, als eine ganz legitime Ehe. Wie kann Dr. Mahrenholtz in der Kritik unseres Buches die Maintenon eine Concubine nennen, da er doch in seinem Leben Voltaire's (S. 26) dieselbe Marquise „die Gattin Ludwigs" nennt?[1] Interessant ist, was Dr. Mahrenholtz über Voltaire's Verhalten zur Maintenon-Kritik sagt. La Beaumelle hatte bekanntlich kritische Bemerkungen über Voltaire's Siècle de Louis XIV. gemacht und dann auch Memoiren der Maintenon geschrieben. „Voltaire selbst konnte sich dem Einfluß der Darstellung Beaumelle's nicht ganz entziehen und gesteht in einem Briefe, der sonst nur Haß und Ingrimm gegen diesen kundgibt, offen ein, daß er die Marquise günstiger geschildert haben würde, wenn er die Briefsammlung gekannt hätte. Um so mehr mußte (?) er nun, seines Siècle wegen, den Kredit der ‚Mémoires' zu erschüttern suchen" (26). Das beweist doch jedenfalls die Wahrheitsliebe Voltaire's! Um noch ein anderes Zeugniß Mahrenholtz' der Art anzuführen, theilen wir sein Urtheil über das Siècle selbst mit: „Und ein Hauptfehler ist der, daß der höchste Grad lauterer Wahrheitsliebe und selbstloser Hingabe, der dem Historiker zur heiligen Pflicht wird, unserem Geschichtsschreiber (Voltaire) fehlte" (25). Ueber die Geschichte Peters I. von Rußland heißt es, Voltaire habe sich zum „freiwillig-gouvernementalen Schönfärber" hergegeben (87), es sei „immerhin Voltaire's unwürdig, einen Herrscher, den er selbst nur sehr bedingt rühmte um einer Herrscherin willen (Katharina II.), deren Tod ihn kaum berührte, in zum Theil unwahrer Weise zu verherrlichen" (89). Von dem Précis du Siècle de Louis XV. wird wiederum gesagt, es sei eine „Tagesgeschichte, wenn schon in ‚freiwillig-gouvernementaler' Manier" (91). Voltaire werde darin stellenweise zum „schönfärbenden Diplomaten". Ueber den Essai lesen wir, daß die beiden Völker (Inder und Chinesen) als Lichtbilder von Voltaire den grell verzerrten und verzeichneten Juden und Christen gegenübergestellt und mit Verläugnung aller geschichtlichen Wahrheit auch der chinesische Despotismus „vertheidigt" wird (57). „Und ähnliche Bedenken wie gegen die Kritik müssen wir auch gegen die Darstellungsweise im Essai erheben. Zumal als Historiker fehlte Voltaire vor Allem der Sinn für historische Objectivität, die Neigung und das Talent,

[1] Im „Leben Molière's" ist sie freilich „die fromme H . . ." (S. 290.)

sich in die ihm antipathischen Bewegungen der Geschichte, wie die christlich-germanische Welt des Mittelalters und die deutsche Kirchenreformation, hineinzuleben" (59). Nimmt man hinzu, daß Dr. Mahrenholtz es nicht als Fehler gegen die objective Wahrheit betrachtet, wenn Voltaire biblische oder sonst religiöse Facta als ungeschichtlich über Bord wirft, so muß man zugeben, daß das angeführte Sündenregister gegen den Historiker Voltaire wenigstens ebenso belastet ist, als es das unsrige, von Dr. Mahrenholtz so scharf getadelte, nur sein kann.

Doch wir haben etwas vorgegriffen und kommen zu Nr. 4, dem „Bücherdiebstahl". Da wir ehrlich unsere Quelle für jenes Factum beigebracht, so trifft uns keine Verantwortung. Nr. 5, d. h. der „Bilderträdel", findet sich in der Correspondenz Voltaire's selbst (vgl. die angeführten Briefe), also wende sich jeder, der etwas dagegen hat, an Voltaire. Nr. 6. Daß Voltaire die Staatskasse „begaunerte", haben wir nicht gesagt; daß er sich an vielen Abgaben eines Bürgers vorbeimachte, weiß Dr. Mahrenholtz selbst recht wohl, und er weiß auch, daß schon der junge Voltaire „Beziehungen zu der in Bankgeschäfte und Börsenschwindel verflochtenen Welt hatte, und durch diese Beziehungen der Grund zu Voltaire's durch glückliche Speculationen erworbenem Vermögen gelegt wurde" (I. 59). Im Uebrigen geben wir gerne zu, daß Dr. Mahrenholtz sich in diesen Finanzfragen sehr vorsichtig und summarisch ausdrückt, aber das kann die von uns beigebrachten Thatsachen nicht umstoßen. Mit Nr. 7, den „betrogenen Buchhändlern", ist dem Kritiker ein kleines Unglück zugestoßen. Er bringt nämlich in *seinem* Leben Voltaire's noch ein neues, von uns nicht einmal berührtes Stückchen der Art, das wir deßhalb zur Erheiterung des Lesers hier einfügen. Ende 1753 erschien im Haag eine Universalgeschichte bis zu Karl V. unter Voltaire's Namen. „Der Verleger Neaulme wurde zwar von Voltaire mit einem Prozeß wegen unbefugter und entstellender Publication des noch unabgeschlossenen Geschichtswerkes verfolgt und gab in der That zu, daß er ein in der Schlacht bei Soor (1745) unter Friedrichs II. Gepäck erbeutetes Manuscript von dem Kammerdiener des Herzogs Karl von Lothringen, des österreichischen Commandeurs in jener Schlacht, später in Brüssel gekauft und ohne des Autors Wissen veröffentlicht habe. Voltaire selbst hat aber diese Erklärung als eine Lüge bezeichnet, indem er dem französischen Obercensor Malesherbes gegenüber ausdrücklich versichert, daß jenes Manuskript wieder in Friedrichs II. Besitz zurückgelangt sei und daher nur von dem preußischen Könige aus Rache in Neaulme's Hände gespielt sein könne. Die letztere ganz aus der Luft gegriffene Insinuation suchte er durch die Thatsache, daß Neaulme auch Friedrichs Schriften verlege und in Berlin einen Nebenverlag habe, glaublicher zu machen. Wenn wir aber diese jedenfalls unbeweisbare Verdächtigung ablehnen, und auch das Märchen von dem gewinnsüchtigen Kammerdiener, auf Voltaire's Zeugniß hin verwerfen müssen, so bleibt nur die Annahme übrig, daß der ‚Essai' von Neaulme mit Voltaire's stillschweigender oder ausdrücklicher Zustimmung gedruckt, und der Verleger nachher zum Sündenbock für die gefährlichen Stellen und die sachlichen Irrthümer in dem Geschichtswerk gemacht worden ist"

(49 f.). Den von uns behandelten „Fall Jore" berührt auch Dr. Mahrenholtz. Zuerst freilich sagt er: „Wir sind über den weitern Verlauf der Sache nicht völlig genau unterrichtet, da Voltaire's Aeußerungen und ein gerichtliches ‚Memoire' seines Verlegers . . . sich völlig widersprechen" (109). Als ob Voltaire's Aussagen in solchen Dingen zu glauben wäre! Das weiß auch Dr. Mahrenholtz gar zu wohl, darum sucht er denn doch Voltaire als den Lügner hinzustellen und redet sogar von der „erbärmlichsten Schönfärberei" (110). „Wurde er (Voltaire) als wahrer Verfasser (irgend einer auf andern Namen veröffentlichten Schrift) errathen oder ermittelt, so war ihm keine Versicherung der Unschuld bestimmt genug, kein Kunstgriff zu niedrig, um sich vor Unannehmlichkeiten zu schützen. Gegen den Verleger der ‚Dialogues chrétiens' wollte er selbst die Polizei und die Spionirkünste eines ihm befreundeten Akademikers Bordes zu Lyon in Bewegung setzen" (II. 187). Doch genug über eine evidente Sache, die Dr. Mahrenholtz nur bei uns tadeln konnte, während er sie bei sich selbst für erwiesen hält. Ueber Nr. 8 „die frommen Fälschungen" haben wir seiner Zeit in diesen Blättern hinreichend gesprochen[1].

Ueber „den Historiker Voltaire" wurde ebenfalls schon oben das Nöthige gesagt. Was nun die Originalität des Philosophen Voltaire angeht, so möchten wir doch Dr. Mahrenholtz bitten, uns dasjenige in der „Philosophie" Voltaire's zu bezeichnen, was dieser nicht von den Engländern, von seinen Landsleuten oder von den Deutschen genommen hätte. Oder hatte Voltaire überhaupt auch nur ein einheitliches philosophisches System? Muß etwa nicht Dr. Mahrenholtz sagen: „Unendlich Vieles und im Wesentlichen gleich Ungünstiges ist über den Philosophen Voltaire geschrieben worden: auch der competenteste Beurtheiler in Deutschland, David Strauß, hat die Widersprüche, Inconsequenzen und rhetorischen Schleichwege desselben scharf kritisirt. Hettner, der eine günstigere Auffassung der Voltaire'schen Philosophie anzubahnen sucht, hat doch den Mangel systematischen Zusammenhanges, die Unselbständigkeit und die sprungweise Dialectik in derselben angedeutet" (I. 136). Aber freilich, duo si faciunt idem, non est idem! Dr. Mahrenholtz selbst gesteht ferner, daß sich Voltaire „als Prophet des philosophischen Heilandes Newton erhob" (I. 137). Er kann überhaupt die Richtigkeit der Vorwürfe von Strauß und Hettner nicht läugnen, er sucht sie deßhalb auf seine Weise „zu begreifen" (ebd.).

Ueber Nr. 10, „die Henriade", schrieb Dr. Mahrenholtz auch schon in der Allg. Oesterr. Literaturz.: „Wir bemitleiden denn eine ästhetische Afterkritik, die in der Henriade nur ein wirksames Schlafmittel erblickt und alberne Witze über dieß für seine Zeit bedeutungsvolle Epos nicht etwa selbst macht, sondern immer andern nachschreibt." Darauf erwiederten wir: „Unsere Kritik der Henriade besteht nicht nur darin, in dem Gedicht ein wirksames Schlafmittel zu erblicken und alberne Witze . . . nachzuschreiben. Wenn die Verfasser so alberner Witze Lessing, Delille, De Maistre und Joh. Scherr heißen, verdienen sie doch wohl, nicht der Afterkritik beschuldigt zu werden. Außer

[1] Vgl. Bd. XXIX. S. 221 ff.

den Aussprüchen jener Männer haben wir aber auch selbst ‚wegen der literar-historischen Wichtigkeit des Werkes', wie wir S. 86 ausdrücklich bemerken, weitere zwölf Seiten der Analyse und Besprechung des Gedichtes gebracht." Dr. Mahrenholtz widmet der Würdigung des Gedichtes vier Seiten und stimmt mit uns in der Beurtheilung der politisch-religiösen Tendenz überein, nennt das Epos sogar „noch unselbständiger als die erste dramatische Dichtung Voltaire's, in der außer Sophokles nur einzelnes aus Corneille, Racine und Lagrange-Chancel sichtbar entlehnt ist" (I. 67). Ob er das Epos kurzweilig finde, hat er uns nicht gesagt, und da Voltaire selbst den Grundsatz aussprach:

Tout genre est bon excepté l'ennuyeux,

so finden wir die Henriade nicht gut, schon weil sie langweilig ist.

In der Allg. Oesterr. Literaturz. finden wir dann der Anklagepunkte noch einige, die in der Zeitschrift für neufr. Sprache und Literatur nicht erwähnt sind. „Von den 230 angreifbaren Punkten des Pamphletes" will Dr. Mahrenholtz „nur einige hervorheben", also doch wohl jedenfalls die ärgsten. So bemängelt er denn „zuerst die angeblich authentische Anklage-Formulirung aus Stellen von Voltaire's Correspondenz. Da schreibt Voltaire einmal an seinen Lehrer, P. Porée, dessen Gunst er ebenso wie die anderer Jesuiten für seine ehrgeizigen Zwecke nöthig hatte, eine Lobrede über die Ehrlichkeit jesuitischer Disputationen, über den sittlichen Lebenswandel des Ordens ꝛc., und Kreiten stellt sich, als merke er die wohlberechnete Absicht und die kleinen Bosheiten Voltaire's nicht, und bemerkt in geistreich witzelnder Form: ‚Die glücklichen Jesuiten! So von der allerzuständigsten Autorität freigesprochen zu werden, von jeder Mitschuld an dem unanständigen Leben und Schreiben Voltaire's.' Aber an wie vielen Stellen hatte er unzweideutig seine Meinung über jesuitische Ehrlichkeit und Sittlichkeit ausgesprochen!" — Daß der „geistreich-witzelnde" Satz *ironisch* gemeint ist, scheint Dr. Mahrenholtz nicht merken zu wollen. Im Uebrigen lautete unsere Erwiderung: „Wir haben keineswegs verschwiegen, daß Voltaire auch *gegen* die Jesuiten geschrieben." (Vgl. das Kapitel „Die Jesuiten" S. 471 ff.)

Dr. Mahrenholtz fährt fort: „Ein anderes Mal spricht Voltaire von seiner erfolgreichen Thätigkeit für die (von Kreiten in unwürdiger, jeder vernünftigen Gründe entbehrenden Weise verunglimpfte) Familie Calas in einer etwas theatralischen Form, und Kreiten glaubt daraus schließen zu dürfen, daß Voltaire's ganze Hingabe für diese Opfer richterlicher Willkür und fanatischer Tollheit nur Theatermacher (?) gewesen sei."

Erwiderung: Für die „jeder vernünftigen Gründe entbehrenden Verunglimpfungen" haben wir (S. 413 u. 414) das Toulouser *Gericht* angeführt, das auch nach der zwangsweisen Aufhebung seines ersten Urtheils durch einen *nicht* competenten Gerichtshof an der Schuld Calas' festhielt. Was weiß denn Dr. Mahrenholtz *Entscheidendes* für die Unschuld vorzubringen? In letzter Instanz steht Eid gegen Eid — Gericht gegen Gericht.

Nicht aus der *einen Redeweise* Voltaire's, sondern aus seiner *ganzen Handlungsweise* haben wir in den Verhandlungen für die Calas viel

Theatermacherei gefunden, im Uebrigen aber den ganzen Ernst der gegen die Kirche gerichteten Spitze nicht verkannt. Es ist übrigens nicht wahr, daß Voltaire bloß einmal in etwas theatralischer Form von seinen Bemühungen spricht. Warum will er sich der Sirven Anfangs nicht annehmen? „Das Stück ist nicht mehr neu", schreibt er; später ärgerte es ihn, daß die Sache sich in die Länge zog, „sie werde gar keine Sensation erregen". (Vgl. S. 414 ff.)

Wenn wir übrigens, sowohl bei Dr. Mahrenholtz als bei andern, immer wieder diesen Refrain: „Toleranz — Calas, Sirven, Labarre" hören, müssen wir stets an Voltaire's Wort denken: „Schreit, schreit und laßt schreien! Das ist mein Refrain. . . . Dem Kanzler müssen die Ohren gellen, er soll nicht Ruhe haben bei Tag und bei Nacht, immer muß man ihm schreien: ‚Calas, Calas!'" In einer einzigen Spalte seiner Kritik kommt Dr. Mahrenholtz an vier verschiedenen Stellen mit den Justizmorden und „Calas, Sirven, Labarre"; man meint, eine Spieluhr zu hören. Weiß Dr. Mahrenholtz auch, was Friedrich II. an Voltaire schrieb, als dieser ihm mit dem Labarre ꝛc. zu nahe trat? Aber Friedrich II. ist wahrscheinlich ein Vertreter der Justizmorde und des wilden Fanatismus!

Im Ernst: ist Calas wirklich unschuldig verurtheilt worden, so war das in sich sehr traurig, und wir werden ein solches Urtheil noch mehr beklagen, als Voltaire es that; aber wegen eines einzelnen Falles von Mißbrauch — hier nicht einmal eines nachweisbar freiwilligen — eine ganze Institution über den Haufen werfen wollen, und zwar zu einem ganz andern unlautern Nebenzwecke (Dr. Mahrenholtz selbst gesteht, daß Voltaire's „Energie sich immer wieder von Neuem durch den Haß gegen die bluttriefende Infame belebte", II. 159), das ist doch wohl auch heute noch nicht in der Ordnung. Unschuldige Verurtheilungen kommen in unseren Tagen auch noch vor, wollen wir deßhalb die bestehenden Gerichte abschaffen? Wir loben (S. 427) ausdrücklich Voltaire's Bestrebungen zur Reform der Proceßordnung und erkennen die Grausamkeit und Unzweckmäßigkeit des Beweisverfahrens unverhohlen an. Aber man darf doch das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Des Weitern sagt Dr. Mahrenholtz: „Wenn Voltaire ferner in seinem ‚Traité du (sic) tolérance' die religiöse Duldsamkeit des von ihm so tief verachteten jüdischen Volkes mit sichtlicher Ironie rühmt, und aus dieser Ironie in einem Briefe an D'Alembert übrigens gar keinen Hehl macht, so will Kreiten auf Grund dieser einen Stelle Voltaire des schlimmsten Widerspruches mit sich selbst beschuldigen. In ähnlicher tendenziöser, unvollständiger, unkritischer Weise wird der Briefwechsel Voltaire's und Friedrichs II. von Kreiten gemißbraucht."

Antwort: Der letzte Vorwurf ist so allgemein, daß er nicht faßbar ist; wir erwarten Detailirung. Was die Judenfrage angeht, erwidern wir, daß Herr Dr. Mahrenholtz keine Ironie zu verstehen scheint, sonst würde er sowohl (S. 419) in unserer Analyse als auch in der beigefügten Note den ironischen Ton gefunden haben, „aus dem wir denn hier ausdrücklich keinen Hehl

machen wollen"![1] Jeder Leser, der nicht voreingenommen ist, wird das verstehen.

Es treten nun nach einer Expectoration über unsere „dreisten Lügenquellen" Harel, Magnard (?), Bungener, Nicolardot, Veuillot (?), „glaubens- und lügenfeste Männer", sofort wieder die „Calas, Sirven" auf, denen sich dießmal die M. Corneille und die Colonisten von Ferney beigesellen.

Wir sollen die edelsten Handlungen Voltaire's verdreht und entstellt haben. Was die Corneille angeht, stimmt unsere Darstellung der Thatsachen durchaus mit derjenigen des Dr. Mahrenholtz, und was das Motiv angeht, erklärt auch Dr. Mahrenholtz: „Hatte er (Voltaire) sich in dieser Angelegenheit nicht immer von ganz uneigennützigen Motiven leiten lassen, und namentlich vor den Augen von ganz Europa allzu viel schauspielerisches Talent entfaltet, so wurde ihm das bitter genug entgolten" (II. 83). Mehr haben auch wir nicht gesagt, nur haben wir die Sache mit Einzelzügen belegt. Ueber „Ferney" haben wir aus dem guten Grunde nichts verdreht, weil wir gar nicht darüber gesprochen haben: ein Mangel, dem wir in Zukunft gern abhelfen wollen.

„Selbst zum Fälscher werdend", sollen wir dann weiterhin (S. 159) Voltaire ein Pamphlet andichten, das dieser nimmer geschrieben hat.

Antwort: Auf S. 159 ist von drei Dingen, zwei Flugschriften und einem Bilde die Rede, welche Voltaire alle drei gleichmäßig abläugnet — und doch führen wir für Voltaire's Mitschuld am Bild (von dem bei Dr. Mahrenholtz nicht Rede ist) unwiderlegliche Zeugnisse an; die Mitschuld am Präservativ (der einen Flugschrift) muß auch Dr. Mahrenholtz zugeben (II. 167), trotzdem er sagt: „Natürlich (!) läugnete Voltaire die Autorschaft ab." Wir gehen dem läugnenden Voltaire gegenüber noch einen Schritt weiter und schreiben ihm auch die zweite Flugschrift zu, weil er für sie nur einen längst verstorbenen Autor angab und Voltaire im Abläugnen von Schriften nach einstimmigem Urtheil gar keinen Glauben verdient.

„Wir müssen endlich," fährt Dr. Mahrenholtz fort, „dem jedes Urtheil über Moral und Anstand absprechen, der die Roheiten, welche Beauregard und Rohan an Voltaire ausübten, mit sichtlicher Schadenfreude erzählt, der

---

[1] Wir sagen im Text der Analyse: „Aber vielleicht — eine schöne Steigerung! — ist die Intoleranz göttlichen Rechtes? Nein, auch das nicht; denn die Juden waren die tolerantesten aller Menschen. Christus war die Toleranz selbst und die alte Kirche wußte nichts von Unduldsamkeit. Aber wie sieht es heute aus? Das ersieht man aus zwei Aktenstücken, die Voltaire ꝛc." Wenn das nicht einer ironisch anerkennenden Analyse des Voltaire'schen Gedankenganges auf's Haar gleich sieht, verstehen wir kein Deutsch mehr. Um nun den Leser nicht irre zu führen, sagen wir in der Anmerkung 1: „d. h. nach den Behauptungen des Tractates über die Toleranz, in anderen Schriften Voltaire's werden sie (die Juden) uns als das grausamste, unduldsamste und roheste aller Völker dargestellt". Was will denn Dr. Mahrenholtz mehr? Sollen wir nächstens hinter unsere Sätze schreiben: Das soll ein Witz sein — Ironisch — Ernst u. s. w.?

Greuel jeder Art, wenn sie den kirchlichen Interessen dienen, nicht zu tadeln wagt, Calas, Sirven, Labarre."

Antwort: Calas, Sirven, Labarre: siehe oben! Im Uebrigen: Wir haben die Roheiten Rohans (S. 74) getadelt und sagen ausdrücklich, die Regierung habe unrecht gehandelt, statt des schuldigen Chevalier den unschuldigen Voltaire zu strafen. Wir haben die Geschichte nicht ‚mit sichtlicher Schadenfreude', sondern mit dem Humor erzählt, mit welchem nach den von uns angeführten Zeugnissen auch die Zeitgenossen die Sache auffaßten. Allein Dr. Mahrenholtz scheint ebenso wenig für Humor, als für Ironie und Satire ein Verständniß zu haben.

Was nun die „gemißhandelten Sklaven von St. Claude" angeht, so behauptet Dr. Mahrenholtz keckweg, die Mönche hätten die Besitztitel der Leibeigenschaft gefälscht (II. 162), und bringt dafür nur sein Wort und die Behauptung Voltaire's. Zum Beweise der Aechtheit lassen sich die Entscheidungen der Parlamente von Paris und Besançon anführen. Und wenn Voltaire so entschieden gegen die „todte Hand" war, warum behielt denn er sich das Recht derselben für die Besitzung von Ferney vor? Wie will ferner Dr. Mahrenholtz geschichtlich — d. h. durch andere als Voltaire's Zeugnisse — beweisen, daß die Leibeigenen des Kapitels „mißhandelte Sklaven" waren?

Dr. Mahrenholtz fährt fort: „Wir ziehen dessen sittliche Anschauung und affectirte Pruderie in Zweifel, der böswillige Lügen über die Ausschweifungen des alternden, längst physisch gebrochenen Voltaire wiederholt" (S. 363, Abs. 2, Schluß; S. 521 Abs. 2, Anf. u. a. O.).

Antwort: An den von Dr. Mahrenholtz angeführten Stellen wiederholen wir nicht böswillige Lügen ꝛc. An der ersten Stelle reden wir im Allgemeinen von der Stellung und Behandlung der Frauen in Ferney überhaupt. Voltaire wird nicht genannt. An der zweiten Stelle behaupten wir, der ‚cynische Voltaire' sei kein wünschenswerther Erzieher für ein aus dem Kloster kommendes unerfahrenes Mädchen gewesen. Von ‚Ausschweifungen' Voltaire's ist nicht die Rede. Oder berechtigen uns nicht etwa die Briefe an Mad. de Fontaine vom 8. Januar 1756 und vom Juni 1757, Voltaire cynisch zu nennen? [1]

Dr. Mahrenholtz „lächelt" ferner „über die historische Kritik dessen, der über Bolingbroke's und der andern englischen Dichter Werke den erbaulichsten Unsinn fabelt, wohl ohne sie auch nur in wichtigen Fällen gelesen oder durchblättert zu haben, der Voltaire's ganzes Wissen auf Bolingbroke, theils auf die jesuitische Erziehung zurückführt".

Antwort: Daß der Staatsmann und Philosoph Bolingbroke ein englischer Dichter gewesen, war uns freilich unbekannt. Ebenso wenig haben

[1] Dr. Sallwürk findet eine Quellenfälschung darin, daß wir Voltaire der Nichte einen Auftrag geben lassen, ihm schmutzige Bilder zu schicken, weil die Nichte ihm doch den Vorschlag dazu gemacht. — Abgesehen, daß man von einem Auftrag auch dann noch reden darf, präcisirt Voltaire seine Wünsche in einer Weise, daß hier von der bloßen Annahme eines Vorschlages nicht mehr die Rede sein kann.

wir — mit Ausnahme von Shakespeare — ausführlicher von irgend einem andern englischen Dichter geredet. Daß Pope philosophische Gedichte und Swift obscöne Sachen geschrieben, ist doch wohl kein „erbaulicher Unsinn". Aber vielleicht wollte Dr. Mahrenholtz nicht von „Dichtern", sondern „Deisten" reden; daß ihm dann unsere vom positiv gläubigen Standpunkt gegebene Analyse der verschiedenen philosophischen Systeme der Engländer „erbaulicher Unsinn" scheint, lassen wir als selbstverständlich gelten. *Als Voltaire nach England flüchtete*, hatte er all' sein Wissen in der That hauptsächlich nur von Bolingbroke und den Jesuiten. Oder kennt Dr. Mahrenholtz bis dahin schon andere Quellen?

Wir haben eine Ausstellung vergessen; wir sollen nämlich auch „der Mann sein, der Ketzern wie Molière und Voltaire nicht einmal ein ehrliches Begräbniß gönnt".

Antwort: Wir reden in unserem „Voltaire" nur mit einem Wort von Molière's Begräbniß, wo wir (S. 81) von dem Unterschied der Behandlung der Schriftsteller in England und Frankreich reden: „Corneille starb arm, Racine in Ungnade, Molière fand kaum ein ehrliches Grab." Das ist Alles. Wahrscheinlich gönnen wir auch Corneille seine Armuth und Racine seine Ungnade nicht? — Anderwärts (Stimmen aus Maria-Laach, Bd. XXVIII. S. 507 ff.) verwenden wir mehrere Seiten auf den Beweis, daß Molière nicht bloß ein „ehrliches", sondern auch ein „kirchliches" Begräbniß verdiente.

Nach einem allgemeinen Tadel unserer Darstellung des Todes Voltaire's, bei welcher Gelegenheit unsere „geistige Trägheit bedauert" wird, weil wir fromme Lügen und boshafte Anekdoten nachplaudern, erhebt sich Dr. Mahrenholtz zur ganzen Höhe und fährt fort:

„Und als Deutsche protestiren wir dagegen, daß ein Mitglied einer aus dem deutschen Reiche *getriebenen* Gesellschaft sich zum Vertreter deutscher Gesinnung gegenüber den Franzosen aufwirft, daß ein solcher Mann sich zum Richter über ‚deutschen Liberalismus' erhebt, die (!) er durch die Brille der Ordensinteressen zu betrachten gelernt hat. Nicht als unbedingter Verehrer Voltaire's oder als Bekenner jenes ‚Ecrasez l'infâme' glaubt Referent, der in seinen klaren Schriften über Voltaire und in dem ersten Theile seiner Voltaire-Biographie des großen Freigeistes kleine Schwächen wahrlich nicht geschont hat, das Kreiten'sche Pamphlet hier brandmarken zu sollen, sondern als Feind dessen, was Voltaire sein Leben lang verfolgt hat, als Feind der religiösen Heuchelei und des kirchlichen Fanatismus. Dr. R. Mahrenholtz."

Antwort: ? !

Nachdem wir so redlich die Einzelanklagen widerlegt und meistens sogar, soweit sie Thatsachen betrafen, aus Dr. Mahrenholtz bewiesen haben, könnten wir den allgemeinen Vorwurf über unsere „Quellen" auf sich beruhen lassen. Ist unser Gesammtbild richtig, so liegt wenig daran, wer uns die einzelnen Züge geliefert hat. Wir haben niemals daran gedacht, nach Desnoireterres und Maynard noch eine Quellenschrift schreiben zu wollen; es war uns nicht einmal darum zu thun, eine vollständige Geschichte Voltaire's nach zweiten Quellen zu bringen — unser ganzer Zweck war eine Charakteristik Voltaire's

im Gegensatz zu Dr. Strauß. Das steht Alles so deutlich in unserer Einleitung, daß man sich wundern muß, wenn jemand das nicht versteht.

Als Hauptquelle für die Charakteristik führen wir die Correspondenz Voltaire's an, und dagegen hat auch Dr. Mahrenholtz nichts einzuwenden. Seine Hauptanklage geht darauf hinaus, daß wir vor Harel (1781) keine Quellen zu kennen scheinen und auch von da ab nur „jesuitische" zulassen. Es ist nun aber um die Quellen über Voltaire zu dessen Lebzeiten ein eigenes Ding. Und hier wollen wir Dr. Mahrenholtz selbst zu Wort kommen lassen. „Wenn wir von dem Urtheil der unbedingt Gläubigen, wie Wagnière und Longchamp, die durch Pflichten der Dankbarkeit gefesselt waren, wie D'Argental und D'Alembert, Diderot, die ein jahrelanger Freundschaftsbund dem Philosophen verband, von den geschwätzigen Verehrerinnen wie die Deffand u. A. absehen, urtheilt dann ein D'Argenson, der Jugendfreund Voltaire's, ein Grimm, der in seiner religiösen Richtung ihm so nahe stand, ein D'Argens, sein wackerer Mitstreiter im Kampfe gegen den Fanatismus, endlich Friedrich d. Gr. über den Menschen Voltaire wesentlich anders, als jene Clément, Guyon, Fréron, Desfontaines und die zahlreichen anderen Gegner? Und ebenso wenig haben alle diese Parteigenossen und Freunde den Dichter, Philosophen oder Historiker von jenen Vorwürfen ganz freisprechen können, die ihm in boshaftester, seichtester und übertriebenster Weise jener Schwarm der Pasquillanten [lies: Vertheidiger der Wahrheit] gemacht hat. Auch jene Männer wie D'Argens, D'Argenson, Grimm mochten politische Antipathien oder persönliche Abneigung oder eitler Neid zum Theil in ihrem Urtheil bestimmen; immerhin müssen wir zunächst auf sie uns stützen, wenn wir das Urtheil der Zeitgenossen über Voltaire in den Grundzügen uns vorführen wollen" (1 f.).

Aber sind denn alle kirchlichen Gegner von vorneherein so sehr der Lüge verdächtig, daß sie gar nicht in Betracht kommen können? Nach Dr. Mahrenholtz' Theorie und Praxis ist dem wirklich so. Und gar erst, um „Voltaire's Dichtungen und philosophische Schriften" gerecht zu würdigen, bedarf es nach Dr. Mahrenholtz eines durchaus ungläubigen Standpunktes. So spricht er den alten Mitarbeitern der „Göttinger gelehrten Anzeigen" jenes Recht ab: „Wenn man auch von dem vorigen Jahrhundert noch nicht die Bibelkritik des jetzigen fordern darf, so ist es doch arg, wenn Moses' Autorschaft des Pentateuch in unbedingtem Sinne angenommen und die Behauptung einer spätern Entstehung desselben mit dem geistreichen Einwande widerlegt wird: ‚Und insonderheit ist die Geschichte Moses' der Grund der spätern jüdischen Religion, die also älter als sie sein muß'" (I. 14). Ob der Gelehrte Anzeiger keine andern Gründe für die Autorschaft Moses' beibringt, wissen wir nicht; jedenfalls ist nicht abzusehen, warum man Voltaire nicht würdigen kann, wenn man auch an die fünf Bücher Moses' glaubt. Hoffentlich wird doch Voltaire seinen Behauptungen Gründe beigefügt haben, die sich auch einer gegnerischen Prüfung und Würdigung nicht entziehen dürfen.

Doch sehen wir uns im Einzelnen die Kritik der Quellen — d. h. der von Dr. Mahrenholtz anerkannten Quellen —, wie er sie im ersten Kapitel

seines Buches bringt, etwas näher an. Man wird finden, daß der eine dieß und der andere das zu tadeln hat, wie er eben den Menschen oder Schriftsteller besser hat kennen lernen, und daß schließlich alle nur einig sind in dem Lobe dessen, was er der Kirche Böses gethan hat. Da wir uns leider nicht in der Lage sehen, dieses letzte Lob bestehen lassen zu können, so bleibt es schon, auch nach den Quellen des Dr. Mahrenholtz — die übrigens, wie er wohl weiß, auch in unserer Studie zu Worte kommen —, bei unserem einmal formulirten, so ziemlich auf der ganzen Linie abweichenden Urtheil über Voltaire.

Den Reigen der Dr. Mahrenholtz'schen Gewährsmänner eröffnet D'Argenson. Marquis D'Argenson, Mitschüler Voltaire's, verfaßte von 1747 bis 17. Januar 1757 seine Memoiren. „Hier konnte er sich offen über seinen ehemaligen Jugendfreund, der ihn wie seinen Bruder nur als Mittel für äußere Vortheile und ehrgeizige Zwecke benutzte, aussprechen, während er in der Correspondenz mit Voltaire durch die Rücksichten seiner Bildung und (?) durch die Erinnerung an eine gemeinsam verlebte Jugendzeit beeinflußt war. Bisweilen tritt die Antipathie eines lautern, unverfälschten Gemüthes gegen die Schleichwege Voltaire's, die freilich in dessen oft schwieriger Situation zur gebieterischen Nothwendigkeit wurden, offen hervor. Die kirchliche Heuchelei Voltaire's, seine affectirte Jesuitenfreundschaft, sein diplomatischer Ehrgeiz, die Habgier, Intriguen und Rachsucht gegen seine Feinde, seine kriechende Unterwürfigkeit unter König und Hof wird oft verspottet und Voltaire auch als Dichter unter den alten abgelebten Crébillon gestellt, während er als Stilist und Prosaiker natürlich gelobt wird" (2 f.). — „Nicht viel günstiger als D'Argenson urtheilt der Marquis D'Argens" (1704—1771) (3). „Ein weit competenterer Beurtheiler Voltaire's ist dagegen der Baron Grimm. Nur als Gegner des kirchlichen Legenden- und Wunderglaubens, des Pfaffenthums und der Tagesjournalistik wird er (Voltaire) gepriesen, als Dichter und als Philosoph ziemlich preisgegeben und auch als Historiker nur theilweise gewürdigt. ... Den historischen Schriften wird die willkürliche Quellenkritik, der Mangel jeder historischen Objectivität zum Vorwurf gemacht, auch ihre oft höfische Richtung und ihre oft persönlichen Wendungen getadelt und unbedingt nur der Essai anerkannt. Auch in den Streitschriften Voltaire's gegen seine kirchlichen Gegner vermißt Grimm alle hofmännische Feinheit und klug berechnete Vorsicht, und tadelt die maßlose Leidenschaft, durch die er die Mehrzahl seiner Gegner erst recht an die Oeffentlichkeit ziehe und bedeutender erscheinen lasse, als sie waren. Der unparteiische Kritiker wird den Ausstellungen Grimms vielfach beipflichten, aber doch in seinem Urtheile jede Spur eines persönlichen Wohlwollens und wahrer Hochachtung gegen Voltaire vermissen" (5). Raynal ist „viel einseitiger als Grimm. Es fehlte ihm als gründlichem, aber einseitigem Forscher jedes Verständniß für die vielseitige Genialität Voltaire's. ... Sein (R.s) gerader biederer Sinn und sein allzu einseitiger Patriotismus machten ihm Voltaire, der bald aus Berechnung den Höfling und Patrioten spielte, bald in vertrauterem Kreis über Hof und Staat spottete, gleich verhaßt" (5). Schlimmer noch als die von Raynal und Grimm ge-

leitete handschriftliche „Correspondance“ kommt Voltaire in der concurrirenden Correspondenz von Bachaumont und Mairobert weg. „Wenn nun schon jene handschriftlichen Correspondenzen, die entweder von befreundeter oder doch nicht unbedingt feindlicher Seite ausgingen, Voltaire als Mensch und theilweise auch als Schriftsteller so wenig günstig schildern, wie anders mußte das Urtheil der jesuitischen und halbjesuitischen Presse ausfallen, die in Voltaire trotz aller erheuchelten Kirchlichkeit und affectirten Zuneigung zum Orden Jesu doch frühzeitig einen gefährlichen Feind erblickte. Im Dienste des Ordens und der katholischen Kirche, sei es nun bewußt oder unbewußt, wirkten alle die Gegner, welche seit dem Jahre 1732 etwa Voltaire mit Kritiken, Pasquillen, Parodien, Epigrammen verfolgten, welche am ‚Glaneur‘, an Desfontaine's Zeitschriften und an Fréron's ‚Année littéraire‘ arbeiteten, welche im ‚Journal de Trévoux‘ mit milder Heuchlermiene ein Ketzergericht hielten, welche wie St. Hyacinthe, Beaumelle, Clément, Sabatier, Gilbert, Nonotte ꝛc. Fehden der persönlichsten Art gegen Voltaire ausfochten[1]. Sie alle können freilich (?!) unser Urtheil über den großen Mann nicht bestimmen“ (7). „Dagegen sind die beiden Bände ‚Souvenirs d'un citoyen‘ von Formey nicht zu übergehen.“ Als er diese Souvenirs schrieb, „hatte er um so weniger Grund, Voltaire günstig zu beurtheilen, als die über Preußen hereingebrochene kirchliche Reaction (1789) jede Sympathie für die französische Aufklärung gefährlich machte. Vielmehr sucht er alle Schwächen des großen Mannes in ein grelles Licht zu stellen. Sein Geiz, der ihn sogar zum Betrügen beim Spiel verleitet haben soll, wird in übertriebener Weise geschildert, seine Bosheit, seine Intriguen gegen D'Arnaud und La Beaumelle, die mit ihm in der Gunst Friedrichs d. Gr. concurrirten, sehr gefährlich dargestellt, die Plagiate in seinen Dichtungen auf die Autorität des Piron, eines spottsüchtigen Verkleinerers hin, erzählt. Indeß Formey verdient nur Mißtrauen.“ — „Montesquieu richtet sich in seinem Urtheil hauptsächlich gegen den Historiker Voltaire, der die geschichtliche Wahrheit (?) nur zum Mittel aufklärerischer Tendenzen mache.“ „Aus Rousseau's leidenschaftlichen Declamationen gewinnen wir für eine objective Beurtheilung Voltaire's gar nichts“ (9). So viel über die französischen Zeitgenossen.

„Die Urtheile der deutschen Kritiker und Dichter nehmen mit dem Erstarken des Nationalsinnes an Stärke und Bitterkeit zu[2] und haben, gerade wie die eben angeführten französischen Schriften, mehr noch den Menschen, als den Schriftsteller im Auge“ (9). An erster Stelle ist Friedrich II. zu nennen. Sein Voltaire-Enthusiasmus ernüchterte sich immer mehr: „Nach den bitteren Erfahrungen, die er in Berlin mit Voltaire gemacht hatte, und unter dem Eindrucke, den die erheuchelte Verstellung des rachsüchtigen Franzosen auf ihn hervorbringen mußte, wurde auch sein Enthusiasmus für Voltaire's Dichtungen und gelehrte Arbeiten sehr ernüchtert, und selbst da, wo beider Ansicht sich in Sympathie oder Antipathie vereinten, wie in den theo-

[1] NB. nachdem Voltaire dieselben eröffnet hatte!

[2] Ist ein Rückschluß erlaubt?

logischen Streitschriften Voltaire's, war von wirklicher Begeisterung kaum mehr die Rede" (10). „Noch schärfer mußten natürlich unsere großen Dichter und Denker urtheilen" (ib.). „In zwei Ländern Europa's hat allerdings Voltaire eine fast uneingeschränkte Sympathie gefunden, in England und in Italien." „Bedeutende Geistliche, wie Capacelli, Algarotti, Cochi, selbst Papst Benedict XIV., ließen sich durch Voltaire's wohlberechnete Verherrlichung der italienischen Literatur oder durch seine erheuchelte Kirchenfreundschaft täuschen und wirkten für die Verbreitung seiner Schriften und Ideen" [1] (17).

Die Hauptquelle ist auch für Mahrenholtz die Correspondenz. „Hier zeigt sich Voltaire meist [2] so, wie er war, empfänglich für alles Edle und Gute, wie für Böses und selbst Gemeines, freigebig und theilnehmend gegen Freunde, spöttisch und höhnisch gegen Feinde, einmal für die Ziele der Wissenschaft, Kunst und Gesellschaft von aufopfernder Selbstentsagung (?), dann wieder in die kleinlichen Bestrebungen geschäftlicher Reclame und finanzieller Speculation tief versunken — aber wie viele Vertuschungen und directe Unwahrheiten scheut er nicht, wo er sich nützen und Andern schaden will! Da werden Schriften, die ihn gefährden konnten, verläugnet oder die Verleger und Herausgeber als Fälscher hingestellt; da weiß er den Kirchlichgläubigen und den treuen Patrioten zur Zeit zu spielen; da sucht er seine Gegner zu verunglimpfen, wo es irgend geht, und selbst seine Freunde, wenn sie ihm unbequem werden, herabzusetzen. Wären diese Tausende von Briefen bei des Dichters Lebzeiten veröffentlicht worden, was zum Glück nur in einzelnen Fällen geschah, so war Voltaire an den Lügenpfahl gestellt" (18).

Neben den Briefen die Autobiographien: „Commentaire historique" und „Mémoires pour servir etc.". „Natürlich sind beide, von dem Autor selbst verläugnete und anderen zugeschobene Schriften nur mit Vorsicht als historische Quelle zu benutzen" (19).

Auch den Secretären Voltaire's ist nicht zu trauen. Wagnière idealisirt, Longchamp ist ungebildet und nicht eingeweiht, Collini „der gebildetste, aber auch zugleich der unzuverlässigste". Als Secretär Voltaire's kann man gewissermaßen auch den saubern Abbé Du Vernet betrachten, insofern er nach Voltaire's Materialien eine „Vie de Voltaire" bearbeitete: „Wir haben in Du Vernet einen zwar unkritischen, anekdotenhaft und tendenziös zugespitzten Bericht zweiter Hand, den man aber doch nicht völlig ignoriren darf" (22). Einen widerwärtigeren Patron als diesen Du Vernet mit seiner gallicanisch-philosophischen Heuchlermiene und sauersüßlichen Art der Leisetreterei gibt es

[1] Wie Dr. Mahrenholtz den Satz beweisen würde?! Daß Voltaire sich um die italienische Literatur verdient gemacht hat, erhellt wohl daraus, daß er Dante einen Narren und sein Werk ein Monstrum nannte, obgleich es Päpste in die Hölle setzt. Und wahrscheinlich wirkten die Päpste dadurch an der Verbreitung der Schriften Voltaire's, daß sie mehrere derselben schon damals auf den Index setzten. — Was Benedict XIV. speciell angeht, glauben wir das Nöthige in unserem Buche bewiesen zu haben. [2] Also auch hier nicht immer!

in der ganzen Voltaire-Literatur nicht mehr. Wir stimmen aus Herzensgrund und um uns für all' den Ekel zu rächen, den dieser Mensch uns immer verursachte, dem Urtheil des Dr. Mahrenholtz bei, daß sich Du Vernet „zu einer dem Helden der Biographie congenialen Heuchelei versteht, wenn er am Schlusse des Buches Voltaire's Ketzerei beklagt und sein eigenes Urtheil dem ‚Gutachten der heiligen Bischöfe Frankreichs' unterwirft", was ihn freilich nicht hindert, das confiscirte Buch unter anderer Form anonym herauszugeben. — Auch Condorcet ist „als politischer und religiöser Gesinnungsgenosse des Philosophen und als sein näherstehender Freund wenig zu objectivem Urtheil geeignet. Die Biographie im engeren Sinne ist ihm Nebensache; vor Allem will er Voltaire's literarische, politische und religiöse Stellung vom Standpunkte der aufgeklärten Philosophie darstellen. Natürlich entspricht ein derartiger Standpunkt der historischen Wirklichkeit vielfach nicht, und die Verherrlichung eines solchen Vorkämpfers und Schirmherrn der gepriesenen ‚Aufklärung' brachte es mit sich, daß alles für Voltaire Beschimpfende und Entehrende, wie der bekannte Juwelenhandel mit dem Berliner Juden Hirschel u. A., entweder beschönigt oder verschwiegen werden mußte" (23).

Nach Condorcet Luchet. „Obwohl er manche Anekdoten der Voltaire-Legende ausscheidet, sucht er doch die Schwächen seines Helden zu mildern und zu verschleiern und selbst die häßlichste Eigenschaft desselben, das ewige Kokettiren mit Krankheit, aus der Nothwendigkeit, lästige Besucher fernzuhalten, herzuleiten" (24).

Linguet gab 1788 sein Werk „Examen des ouvrages de Voltaire" heraus. „Die historischen Schriften und philosophischen Essais Voltaire's werden allerdings von Linguet unbedingt gelobt, doch wird die kirchliche Stellung des Philosophen von ihm sonst nach den Bestimmungen des Strafcodex abgeurtheilt[1]. Er meint nämlich, die Priester müßten in ihrer Autorität, die Kirche in ihrer ‚politischen' Stellung erhalten werden, weil beide für die öffentliche Ordnung ebenso nothwendig seien, wie die Civilbehörden. Darum hätte Voltaire die kirchlichen Traditionen nicht geradezu bekämpfen und die religiösen Anschauungen der Masse ‚umändern', aber nicht ‚umstürzen' müssen, als ob die Leidenschaft des Kampfes und die Schwierigkeit des Sieges sich in dergleichen theoretische Unterscheidungen einengen ließe" (25). „In den Hauptpunkten wird also Linguet's Auffassung kaum aufrecht zu erhalten sein, im Einzelnen aber hat er den gesunden Verstand und die Grundsätze der Sittlichkeit auf seiner Seite" (ib.)[2].

Das ist nach Dr. Mahrenholtz „in den Hauptzügen das Urtheil der Zeitgenossen über Voltaire" (26). Darum wird nur noch „ein Blick auf die Gegner und Verleumder geworfen, welche erst nach dem Tode des greisen ‚Patriarchen' sich hervorwagten" (ib.). Als ob zu Lebzeiten Voltaire's keine Gegner der Erwähnung werth seien!

Es ist nun in erster Linie die Literatur über den „Tod" Voltaire's,

[1] Linguet war Jurist.

[2] Wir empfehlen diesen Ausspruch dem ruhigen Nachdenken.

welche Mahrenholtz seiner Kritik unterzieht. Wir müssen um so näher auf diese Quellenkritik eingehen, als an der betreffenden Stelle der Biographie die alte „philosophische" Darstellung des „seligen" Endes mit gewissen Einschränkungen als historisch adoptirt wird.

„Wiewohl Voltaire vor seinem Tode nicht nur die Absolution erlangt, sondern ausdrücklich erklärt hatte, daß er Gott und die Kirche um Verzeihung bitte für das Aergerniß, das er der letzteren bereitet, und obwohl er seine letzte Erklärung durch ein besonderes Testificat gegen jede Abläugnungversuche, mochten sie von ihm oder von seinen philosophischen Freunden ausgehen, sichergestellt hatte, so war der Haß seiner Gegner doch nicht gestillt" (26).

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Satz. Woher weiß Dr. Mahrenholtz, daß Voltaire vor seinem Tode die Absolution erhalten? Der einzige Beichtvater, welcher in Betracht kommen kann, erklärt in einem officiellen Schreiben an den Erzbischof von Paris das gerade Gegentheil. „Er (Voltaire) ist also ohne Sacramente gestorben." Und nun die „Erklärung". Es ist wahr, Voltaire hat dem Abbé Gaultier eine Art Erklärung gegeben, aber als er sie dem Priester überreichte, erklärte dieser sie für unzureichend, er könne sie nicht als definitiv annehmen. Bevor aber die kirchliche Behörde über die Zulänglichkeit des Widerrufs befunden, konnte von einer Absolution schon keine Rede sein, wenn auch der listige Voltaire bereits in diesen ersten Widerruf die nicht stattgehabte Beicht und Absolution als Factum hineingesetzt und unterschrieben hatte. An wem es lag, daß Voltaire später nicht gebeichtet hat, lassen wir dahingestellt; Thatsache, officiell beglaubigte Thatsache ist, daß er nicht gebeichtet und keinen definitiv von der kirchlichen Behörde als genügend angenommenen Widerruf geleistet hat. Das wird auch Mahrenholtz nicht läugnen, wenn er seine Quelle noch einmal aufmerksam liest.

Mahrenholtz fährt fort: „Einmal suchten sie (die Gegner) ihn (Voltaire) auf Grund dieses Glaubensbekenntnisses als reuigen Sünder hinzustellen[1], dann fabelten sie wieder von den schrecklichen Seelenqualen und religiösen Schauern, die ihn in den letzten Stunden gepeinigt hätten.

„Für die erstere Annahme konnten sie sich auf einen Bericht stützen, den der Abbé Gaultier, ein salbungsvoller, heuchlerisch-milder Jesuit, über Voltaire's Beichte und angebliche Bekehrung veröffentlicht hatte und der im Einverständniß mit seinem Vorgesetzten, dem Curé de St. Sulpice, im kirchlichen Interesse redigirt war."

Es heißt doch wohl alle Thatsachen auf den Kopf stellen, wenn man den Bericht Gaultier's, der in dem Satze gipfelt: „Voltaire ist ohne Sacramente gestorben. Gebe Gott, er möge nicht ohne wahre Begierde, sie zu empfangen, und alle Gottlosigkeiten seines Lebens zu widerrufen, verschieden sein!" als einen Bericht über Voltaire's Beicht und angebliche Bekehrung hinstellt. Die Charakteristik Gaultier's überlassen wir getrost jedem unparteiischen Leser des Berichtes. Von Heuchelei haben wir keine Spur gefunden

[1] Diese Gegner — sie sind uns übrigens unbekannt — geben wir dem Herrn Mahrenholtz gerne preis.

und Voltaire wohl auch nicht, sonst hätte dieser nicht die bekannten Briefe an den Priester geschrieben.

„Für die letztere (Annahme von den schrecklichen Seelenqualen ꝛc.) war das Zeugniß von Voltaire's Leibarzt, Tronchin, ein scheinbar unverdächtiges. Denn Tronchin stand nach damaliger Ansicht im engsten Verhältniß zu Voltaire — erst die Publication der zwischen Tronchin und Voltaire gewechselten Briefe hat diese Ansicht sehr modificirt —, er war außerdem in religiösen Dingen ziemlich indifferent, und, obwohl nicht Augenzeuge von Voltaire's letzten Stunden, doch über alle Details genau unterrichtet. In einem Brief vom 27. Juni 1778 führt er allerdings Voltaire's Ende als warnendes Beispiel für Freigeister an, doch sagt er in der weitern Schilderung nur, daß der greise Patriarch seine unüberlegte Reise nach Paris verwünscht, die wenig genaue Befolgung der ärztlichen Vorschriften bedauert, in krankhafter Unruhe sich in großartige literarische Arbeiten, wie das akademische Wörterbuch, gestürzt habe, und daß er im Angesicht des Todes eine Beute besinnungsloser Leidenschaft gewesen sei: Bemerkungen, die in der Natur der Sachlage so begründet sind und so sehr den Stempel schmuckloser Wahrheit tragen, daß nur ihre herzlos kalte Form ein schlechtes Licht auf Tronchin's stark realistischen Charakter wirft. Dieser Brief, der mit einem andern Schreiben Tronchin's, das ein neuerer Voltaire-Forscher (Gaberel) im Auszuge mittheilt, in den Hauptpunkten übereinstimmt, enthält von religiösen Gemüthsbewegungen und von banger Höllenfurcht auch nicht die leiseste Andeutung."

Dr. Mahrenholtz citirt den Brief Dr. Tronchin's nicht, so müssen wir denn schon selbst die „Andeutungen" religiöser Gemüthsbewegungen und banger Höllenfurcht anführen. Tronchin schreibt: „Hätten meine Principien es nöthig, daß ich den Knoten derselben fester schlinge, so hätte der Mann, den ich habe untergehen (dépérir), mit dem Tod kämpfen und sterben sehen, einen gordischen Knoten daraus gemacht." Tronchin hat also etwas gesehen, was auf seine religiös-moralische Denkart Einfluß hätte üben müssen und zwar entscheidenden, unauslöschlichen Einfluß, wenn er dessen bedurft hätte. Es kann sich also bei den Wahrnehmungen nicht um bloße medicinisch-pathologische Leiden, es muß sich um Erscheinungen am moralischen Menschen bei Voltaire gehandelt haben. Ferner sagt Tronchin: „Wenn ich den Tod eines guten Menschen (homme de bien), der nur das Ende eines schönen Tages ist, mit demjenigen Voltaire's vergleiche, so habe ich ganz deutlich (sensiblement) den Unterschied gesehen, der zwischen einem schönen Tag und einem Sturm, zwischen der Heiterkeit der Seele eines Weisen, der aufhört, zu leben, und der furchtbaren Qual (tourment affreux) jenes besteht, für den der Tod der König der Schrecken ist ..." „Von jenem Moment (der letzten akademischen Sitzung) bis zum Tod waren seine Tage nur ein Wirbelwind von Wahnsinn (ouragan de folie). Er schämte sich dessen. Wenn er mich sah, bat er mich um Verzeihung; er drückte mir die Hand und bat mich, Mitleid mit ihm zu haben und ihn nicht zu verlassen.... Ich habe ihm oft die Wahrheit gesagt, aber zum Unglück für ihn bin ich der Einzige gewesen. ‚Ja, mein Freund,' hat er mir oft bemerkt, ‚Sie sind es allein, der mir guten

Rath gegeben hat. Hätte ich ihn befolgt, so wäre ich nicht in dem scheußlichen Zustande, in dem ich mich jetzt befinde. Ich habe nichts als Rauch verschluckt, ich habe mich in dem Rauch berauscht, und der hat mir den Kopf verdreht. Sie können mir nichts mehr nützen, schicken Sie mir den Irrenarzt! Erbarmen Sie sich meiner, ich bin verrückt' ... ich kann nicht ohne Schauder daran denken! Sobald er sah, daß alles, was er gethan hatte, um seine Kräfte zu heben, gerade die entgegengesetzte Wirkung gehabt, war der Tod beständig vor seinen Augen. Seit diesem Moment hat die Wuth sich seiner Seele bemächtigt (la rage s'est emparée de son âme). Erinnern Sie sich an die Wuthanfälle (fureurs) des Orestes. Furiis agitatus obiit." So der „stark realistische" Tronchin in seiner „herzlos kalten Form", die „so sehr den Stempel schmuckloser Wahrheit trägt". Wir fragen, kann ein Poet sich kräftiger, bei aller Kürze vielsagender über ein von Furien zu Ende gehetztes Menschenleben ausdrücken? Wir gestehen, wäre Voltaire noch unter schrecklicheren Einzelerscheinungen gestorben, als dieß jetzt behauptet wird: auch das Schrecklichste würde nach Tronchin's allgemeinem „Furiis agitatus obiit" nicht unwahrscheinlich sein. Was ist bei einem Menschen an Schrecklichem nicht möglich, wenn Wuth (rage) sich seiner Seele bemächtigt, wenn er die furours des Orestes dem Auge darbietet! Soviel über die „Andeutungen", die sich in Tronchin's Brief nicht finden sollen.

„Doch war es für die kirchlichen Widersacher nicht schwer, hinzuzudichten, was ihren Wünschen entsprach, und für diese Erdichtungen sich gleichfalls auf Tronchin's Autorität zu berufen. In frechster Weise that dieß der Jesuitenpater Harel, der 1780[1] eine Schrift unter dem Titel: ‚Recueil des particularités de la vie et de la mort de Voltaire' veröffentlichte. Er läßt Voltaire, von besinnungsloser Wuth gepeinigt, zuletzt — seinen eigenen K ... verzehren und so eine Prophezeiung des von dem Philosophen so oft verspotteten Ezechiel an ihm in Erfüllung gehen." Seltsam. P. Elias Harel schreibt diese Erzählung und veröffentlicht sie in Paris zwei Jahre nach dem Tode Voltaire's; er beruft sich offen auf den (noch lebenden) Dr. Tronchin — und so viel Aufsehen seine Schrift auch machen mußte, von einem Dementi der Freunde oder gar Tronchin's ist keine Spur zu finden. Im gewöhnlichen Leben pflegt man das als Zeichen der Wahrheit anzusehen. In der That ist auch bis heute

[1] 1780 schreibt hier Dr. Mahrenholtz. Wir hatten ebenfalls dieses Jahr in unserem Buche als das Erscheinungsjahr angegeben, und zwar auf die Autorität des von uns citirten Bien public. Benutzt haben wir die 1785 erschienene deutsche Uebersetzung. Wie aber Dr. Mahrenholtz später angibt und wie es richtiger zu sein scheint, erschien das Büchlein erst 1781. Die Sache ist insofern wichtig, als es dann zweifelhaft ist, ob Tronchin das Büchlein noch erlebte, da er 1781 starb. Damit würde für uns die Glaubwürdigkeit Harels nicht erschüttert, aber das obenstehende Argument, daß Tronchin durch sein Schweigen zugestimmt, wäre hinfällig oder wenigstens zweifelhaft. In Bezug auf die Freunde behält das Argument seine Kraft, und anderweitig hat auch der sicher noch lebende Tronchin seinem angerufenen Zeugniß nicht widersprochen, nämlich der Notiz in der „Kölner Zeitung". Vgl. Kreiten, Voltaire S. 568.

kein stichhaltiger Grund gefunden, an der Behauptung Harels zu rütteln. Erst sieben Jahre nach Erscheinen des Buches erkundigt sich Wagnière beim Neffen des inzwischen verstorbenen Dr. Tronchin, und dieser bezweifelt aus inneren Gründen — die im Charakter des Doctors gelegen —, daß er sich so über den Tod Voltaire's solle geäußert haben, d. h. Dr. Tronchin solle nicht gesagt haben: „Ich möchte, daß alle, die durch Voltaire's Bücher verführt sind, Zeugen seines Todes gewesen wären; einem solchen Schauspiel hätten sie nicht widerstehen können." Aber hat denn Tronchin nicht dasselbe mit noch stärkeren Worten in seinem Brief vom 27. Juni geschrieben? Hier hilft keine innere Unwahrscheinlichkeit, wir haben das Factum.

„Diese saubere Effectstelle (Harels) wurde dann von andern Feinden Voltaire's nachgeschrieben, und auch diejengen, welche derartige Kunstgriffe perfidester Rhetorik verschmähten, ließen doch das Ende des Ketzers als verzweiflungsvoll und fast in Wahnsinn ausartend erscheinen." Ob die letzteren vielleicht auch dazu nicht einmal das Recht hatten, da Tronchin doch ausdrücklich von folie — ouragan de folie — rage — fureurs spricht? Aber noch einmal, wer darf Harels öffentliche, unwidersprochene Aussage einen Kunstgriff perfidester Rhetorik nennen?

„Im Gegensatz zu Tronchin schildert die Marquise de Villette, in deren Palais Voltaire sein Leben beschloß und die bis zum letzten Augenblicke ihn nicht verließ, das Ende ihres hochverehrten Freundes und Protectors als ein sanftes und schmerzloses und läßt den Greis mit den Worten der Liebe und Verzeihung sterben. Später jedoch wurde auch ihr Zeugniß von einem Abbé Depery, Secretär eines Bischofs von Orléans, des Bruders der Marquise, in das genaueste Gegentheil verdreht, doch vorsichtigerweise die Veröffentlichung dieses angeblich authentischen Zeugnisses so lange verzögert, bis die Marquise selbst und ihr Bruder todt waren, 1835" (28).

Wir haben hier zwei verschiedene Aussagen einer und derselben Frau über eine und dieselbe Thatsache. Stellen wir den kritischen Prozeß an. Was hat die Marquise zuerst gesagt? Antwort: Man weiß es nicht genau. Wir besitzen diese erste Aussage in einem 1817 erschienenen Buche der Lady Morgan über Frankreich, und es ist selbst den Gegnern nicht ausgemacht, daß diese, in manchen Punkten evident unkritische, zurechtstutzende und färbende Dame in unserm Falle die Wahrheit gesagt; muß doch auch Mahrenholtz gestehen: „vorausgesetzt, daß er (der Bericht der Marquise) nicht erst von der Lady Morgan zurechtgestutzt und ungenau wiedergegeben".

Was hat die Marquise zuletzt gesagt? Antwort: Genau dasselbe, was Tronchin und Harel sagen, und diese Aussage wird uns als eine wörtliche Wiedergabe ihrer Worte von einem kritisch genauen, gewissenhaften Autor in einem wissenschaftlich kritischen Werke (Biographie des hommes célèbres du département de l'Ain, I, 163) geboten.

Ferner: Wann muß man der Marquise mehr glauben, wenn sie sich mit dem unangezweifelten Zeugniß Tronchin's „im Gegensatz" befindet, oder wenn sie mit ihm übereinstimmt? — Für gläubige Christen fügen wir noch hinzu: Ist mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden für die volle Wahrheit der Aussage

bei der Voltairianerin Belle-et-Bonne oder der von ihren Verirrungen zurückgekehrten Marquise?

Wie kann es schließlich ein Grund sein, an der Authenticität der Aussage der bekehrten Marquise zu zweifeln, weil Depery sein Buch über die berühmten Männer des Departements Ain erst 1835 veröffentlichte, während die Marquise doch schon 1822 gestorben war? Das hieße ja mit einem Schlage die Glaubwürdigkeit aller Memoiren-Literatur läugnen. Es ist doch seltsam: Harel wartet nicht, bis Tronchin todt ist, und er lügt doch — Depery wartet, bis die Marquise todt ist, und lügt ebendeßhalb. Was soll man denn thun, um Glauben zu finden? Das ist leicht. Man macht's wie Wagnière.

„Gegen diese Erfindungen (Harels ꝛc.) und Lästerungen trat mit Entschiedenheit jener Wagnière in seiner oben angeführten Schilderung von Voltaire's Ende auf, und er hielt zwischen Tronchin's und der Villette widersprechenden Angaben die Mitte. Von religiösen Folterqualen und von leidenschaftlichen Wuthausbrüchen ist bei ihm ebenso wenig die Rede, wie von einer völlig gefaßten und duldenden Hingabe. Vielmehr habe Voltaire sich über die Rücksichtslosigkeit und Theilnahmslosigkeit seiner Umgebung, die seinen treuesten Diener (Wagnière selbst) von ihm ferngehalten und nicht einmal notariellen Beistand ihm gestattet habe, auch Zankscenen im Krankenzimmer aufführte, bitter beklagt."

Also Wagnière hat das Richtige gesagt — und doch war Wagnière zur Zeit, über die er berichtet, weit fort in dem fernen Ferney, war also nicht Augenzeuge, wie Tronchin und die Marquise. Woher hat er seine Nachrichten? „Theils aus weniger frischer Erinnerung, theils nach glaubwürdigen Berichten eingeweihter Personen (so der Marquise de Villette, der treu ergebenen Freundin Voltaire's, und Tronchin's, eines gleichnamigen Vetters von Voltaire's Leibarzt)" (20 f.). Also trotzdem Wagnière mit diesen beiden Quellen (denn Tronchin jun. vertritt doch wohl die Aussprüche des Onkels) nicht übereinstimmt, ist er doch glaubwürdig? Wagnière soll bereits im März 1780 seinen Bericht entworfen haben (20) — wie kommt es denn, daß er erst nach dem Erscheinen des Werkes von Chaudon 1785 bei Tronchin jun. über die Wahrheit der Aussprüche des ältern Tronchin sich erkundigt? Warum frug er 1780 nicht den Onkel selbst?

„Die dem Philosophen nahestehenden Freunde, wie D'Alembert in seiner Correspondenz mit Friedrich II., Grimm in seiner ‚Correspondance' und Laharpe in seiner ‚Correspondance littéraire' sind hierüber (den Tod) zu wenig ausführlich und auch nicht Augenzeugen, so daß keiner von jenen Berichten völlig authentischen Werth hat, der der Marquise allein ausgenommen, vorausgesetzt, daß er nicht erst von der Lady Morgan ... zurechtgestutzt und ungenau wiedergegeben ist.

„Faßt man aber die ganze Krankheitsgeschichte und die verzweifelte Sachlage Voltaire's in's Auge, so scheinen die Aussagen Tronchin's, Wagnière's und jener Philosophen recht wohl vereinbar, falls man sie auf verschiedene Stadien der drei Monate währenden Krankheit bezieht. Wagnière berichtet, oder läßt sich über die Zeit berichten, in welcher der Greis noch bei

vollem Bewußtsein war und über sein verhängnißvolles Geschick reflectiren konnte. Tronchin schildert eine Epoche, in der das Bewußtsein des baldigen Todes sich dem Leidenden als unvermeidliche Gewißheit aufdrängte und in der die psychischen und die physischen Schmerzen für Momente wenigstens die klare Ruhe des Geistes umnachteten. D'Alembert beschreibt uns die letzten Tage, in denen Voltaire durch eine verderbliche Opiumkur und die völlige Zerrüttung seines Nervensystems fast bewußtlos war und nur einzelne Zwischenräume apathischer Ruhe hatte. Die Schilderung der Marquise ist, wie alle derartigen Gefühlsschilderungen, durchaus optimistisch, auch durch die Ferne der Erinnerung verwischt und würde ungefähr auf die letzten Augenblicke des geistigen und körperlichen Absterbens passen" (29).

Das liest sich ja ganz schön und einleuchtend. Indeß scheint uns Einiges doch nicht so ganz zu „klappen". Erstens z. B. hat die Marquise ihr fragliches erstes Zeugniß ganz sicher widerrufen und die Erzählung Harels und Tronchin's bestätigt.

Zweitens redet Tronchin als Augenzeuge nicht bloß von „einer Epoche", sondern von dem ganzen Verlauf des Aufenthaltes in Paris bis zu dem fatalen **„Furiis agitatus obiit"**.

Drittens müssen wir darauf bestehen, und zwar aus kritischen Gründen, daß auch Harels Zeugniß, das sich offen auf Tronchin beruft und dem nicht widersprochen wurde, als geschichtliche Quelle berücksichtigt werde.

Viertens ist zu beachten, daß vom 11. Mai, dem Tage, wo Voltaire den Opiumexceß beging, bis zum 30. Mai, dem Sterbetag, eine zu lange Zeit ist, um auf sie die Darstellung D'Alembert's zu beziehen. Wo kämen wir dann mit dem sichern authentischen Bericht des Augenzeugen Tronchin hin, wenn man ihm volle 19 Tage entziehen wollte?

(Schluß folgt.)

W. Kreiten S. J.

Recenſionen.

Jacobi Lainez, secundi Praepositi Generalis Societatis Jesu, **Disputationes Tridentinae.** Ad manuscriptorum fidem edidit et commentariis historicis instruxit *Hartmannus Grisar* S. J., Hist. Eccles. in Universitate Oenipontana Prof. P. O. 8°. Oeniponte, Rauch, 1886. — Tom. I: Disputatio de Origine Jurisdictionis Episcoporum et Romani Pontificis Primatu. P. 106* et 512. — Tom. II: Disputationes variae ad Concilium Tridentinum spectantes. Commentarii morales et instructiones. P. 85* et 568. Preis: *M.* 12.

Unter den Zeitgnoſſen galt Jakob Lainez († 1565) als ein außergewöhnlich begabter Mann und ganz beſonders als ein vorzüglicher Theologe. Er hatte mit Auszeichnung in Rom Theologie docirt; ſein Talent und Wiſſen leuchtete aber erſt recht auf zu Trient, wo er an den Arbeiten des Concils, zuerſt unter Paul III. und Julius III. als päpſtlicher Theologe, und dann während der Schlußperiode unter Pius IV. als Ordensgeneral und ſtimmberechtigtes Mitglied theilnahm. Welche Anerkennung er fand, iſt durch das eine Factum genügend illuſtrirt, daß auf dem Gemälde, welches zu Trient in der Kirche S. Mariae Majoris als Andenken an das Concil aufbewahrt wird, eine Sitzung der Väter dargeſtellt iſt, in welcher Lainez von der Rednerbühne zu ihnen ſpricht.

Was bis dahin von den Schriften dieſes großen Theologen veröffentlicht wurde, iſt ganz unbedeutend (p. 24*). Die vielen Schriften, welche er hinterlaſſen, ſind ſo abſolut unleſerlich geſchrieben, daß alle Verſuche, ſie zu entziffern, bis dahin ganz erfolglos waren. Cardinal Pallavicini ſagt[1], er habe ſich die größte Mühe gegeben, ſie zu leſen, aber vergeblich; die Schrift des Lainez gleiche mehr einer ihm allein bekannten Geheimſchrift, als conventionellen Zeichen. Die Titel der noch vorhandenen Schriften führt der Herausgeber obiger Bände p. 28* sqq. an. Erwähnt ſeien De Providentia libri XII, De Trinitate libri III. Von einer Summa theologiae scholasticae, mit deren Abfaſſung Lainez vom hl. Ignatius betraut war, wurde nur der Anfang geſchrieben.

Der letzte nun, welcher ſich mit dem vergrabenen Schatze der Geiſteserzeugniſſe des großen Theologen beſchäftigte, P. Boero († 1884), war ſo glücklich, unter den hoch aufgethürmten Papierſtößen einige zu entdecken, welche

[1] Historia Concilii Trid. XVIII. c. 15. n. 1.

nicht von Lainez', sondern von fremder Hand beschrieben waren. Unter den feierlich geschriebenen Abhandlungen befand sich auch jene größere, welche Lainez zu Trient über die Quelle der bischöflichen Jurisdiction geschrieben, ein Werk, auf welches Cardinal Pallavicini vergeblich gefahndet hatte[1]. Die Veröffentlichung der aufgefundenen Schriften übernahm zuerst P. Schrader. Da dieser aber leider so früh in's Grab sank, fiel die Aufgabe dem P. Grisar zu (p. 22* sq.).

Der erste Band enthält außer den sehr sorgfältig ausgearbeiteten Prolegomena (p. 1*—106*) die Schrift über die Quelle der bischöflichen Regierungsgewalt (p. 1—370), eine summarische Inhaltsangabe der drei Reden, welche Lainez bei der Discussion der Frage über die Einsetzung der Bischöfe auf dem Trienter Concil hielt (p. 371—391), und endlich in einem Appendix (p. 349—512) den Briefwechsel zwischen den Cardinallegaten zu Trient und dem hl. Karl Borromäus über dieselbe Frage: 65 bis dahin noch nicht veröffentlichte Briefe. Der Leser ist also in den Stand gesetzt, aus den Quellen selbst die Geschichte jener Geisteskämpfe zu studiren, welche zu Trient bei Feststellung der Lehre über das Sacrament der Weihe ausgefochten wurden. Eine Anzahl von Vätern nämlich, an ihrer Spitze der Erzbischof Guerrero von Granada, behauptete, daß die Bischöfe ihre Regierungsgewalt unmittelbar von Gott erhielten, und sie bestanden beharrlich auf ihrer Forderung, diese Lehre in die Definition aufzunehmen (p. 30* sqq.). Unter ihren Gegnern zeichnete sich vor allen Lainez aus. Er bekämpfte sie in seinen Reden und durch die vorliegende Schrift. Sie ist also auf dem Kampfplatz entstanden, was bei ihrer Würdigung nicht außer Acht gelassen werden darf. Bevor wir ihren Inhalt skizziren, müssen wir noch bemerken, daß sie nicht völlig unbekannt, sondern ihrer Substanz nach identisch ist mit den Abhandlungen LXI—LXXIV, welche sich im zwölften Bande der Werke Salmerons finden (ed. Colon. Agripp. p. 401—532), und die mit manchen Aenderungen von Andries neu herausgegeben wurden[2]. Daß Lainez bei Abfassung seiner Schrift von Salmeron unterstützt wurde, ist höchst wahrscheinlich oder vielmehr moralisch gewiß. Die Beweise, daß Lainez ihr eigentlicher Verfasser sei, und die Art und Weise, wie sie unter Salmerons Schriften gerieth, siehe Prolegomena p. 53* sqq. Da die früheren Herausgeber die Schrift von dem geschichtlichen Boden, auf dem sie entstanden, loslösten, so mußten sie manche Veränderungen an ihr vornehmen, was jedoch nicht in dem Maße geschehen konnte, daß nicht manche Stellen, die nur durch die Geschichte der Entstehung der Schrift erklärt werden, unverständlich blieben (p. 56*). Es ist demnach eine neue Herausgabe der Lainez'schen Schrift, welche sie uns treu, so wie sie aus Lainez' Feder geflossen, mit Lainez' späteren Correcturen wiedergibt, vollkommen gerechtfertigt.

---

[1] L. c.

[2] Alphonsi Salmeronis Doctrina de Jurisdictionis Episcopalis origine ac ratione. Ex variis ejusdem commentariis ... apto ordine disposuit notisque illustravit J. B. Andries. Moguntiae 1871.

Die Schrift zerfällt in sechs Quäſtionen. In der ersten wird der Unterſchied zwiſchen jus divinum im weitern und im engern Sinne erklärt (p. 1—56); in der zweiten werden drei Punkte behandelt: der Unterſchied zwiſchen der kirchlichen und der bürgerlichen Gewalt (p. 57—68), derjenige zwiſchen der Weihe- und der kirchlichen Regierungsgewalt (p. 68—77) und die Frage, ob die Mitapoſtel Petri von dieſem oder unmittelbar von Chriſtus ihre Regierungsgewalt empfangen (p. 77—96). Lainez entſcheidet ſich bei Erörterung des letzten Punktes nicht für die eine oder die andere der beiden Anſichten, hält es aber für wahrſcheinlicher, daß Chriſtus durch den Apoſtelfürſten allen anderen Apoſteln ihre Gewalt verlieh. In der dritten und vierten Quäſtion kommt endlich Lainez auf die Frage, um die es ſich eigentlich handelt; in jener weist er nach, daß die Biſchöfe ihre Jurisdiction vom Papſte erhalten (p. 97—253), und in dieſer, daß der Papſt ihnen dieſelbe nicht durch die Conſecration, ſondern durch Injunction, durch Uebertragung des biſchöflichen Amtes nach Art eines Befehles verleiht (p. 254—318). Für das Verſtändniß der ganzen Frage iſt es von großer Wichtigkeit, wohl zu unterſcheiden zwiſchen der biſchöflichen Weihe- und Regierungsgewalt, weßhalb Lainez in einer beſondern Schlußquäſtion, der ſechsten, den Unterſchied beider Gewalten eingehend erörtert (p. 323—370), eine Erörterung, die, wenn eine ſyſtematiſche Eintheilung vor allen Dingen angeſtrebt worden wäre, nothwendig der dritten Quäſtion hätte vorausgehen müſſen. Praktiſche Gründe ſcheinen den Verfaſſer veranlaßt zu haben, jene Frage vom Ganzen loszulöſen und ſelbſtändig zu behandeln. In der fünften Quäſtion betont der Verfaſſer noch einmal den Unterſchied zwiſchen göttlichem Rechte im ſtrengern und im weitern Sinn, oder zwiſchen unmittelbar und mittelbar göttlichem Rechte und hebt hervor, daß wohl die biſchöfliche Gewalt überhaupt unmittelbar von Gott ſtamme, inſofern Chriſtus ſelbſt es angeordnet habe, daß Hirten, mit ordentlicher Regierungsgewalt ausgeſtattet, die einzelnen Theile ſeiner Heerde regierten, daß dagegen die einzelnen Biſchöfe ihre in einem beſtimmten Sprengel über beſtimmte Untergebene innerhalb beſtimmter Grenzen auszuübende Gewalt nicht unmittelbar von Gott, ſondern mittelbar durch den höchſten Hirten der ganzen Heerde, durch den Papſt, erhielten.

Lainez beweist ſeinen Satz zunächſt aus der heiligen Schrift; dieß ziemlich kurz, und dieſe Beweiſe bedürfen, ſollen ſie die Frage vollkommen entſcheiden, einer genauern Ausführung (p. 98 sqq.). Sehr reichhaltig iſt das patriſtiſche Argument (p. 100 sqq.), welches auch dann noch Achtung gebietet, wenn man die Stellen, welche unächten oder zweifelhaften Schriften entlehnt ſind, deren ſich Lainez wie auch ſeine Gegner und andere Zeitgenoſſen irrthümlich bedient, ſtreicht. Daß ſeine Lehre die allgemeine Lehre der Theologen war, weist Lainez nach durch eine Reihe von Citaten aus Thomas von Aquin und Bonaventura, Albertus Magnus, Richardus de Mediavilla, Durandus, Herveus Natalis, Antoninus, Cajetan, Dominicus Soto, Alphonius Abulenſis, Turrecremata, Johann Eck (p. 130 sqq.); da ſeine Gegner die Berufung auf die Scholaſtik zurückwieſen, zeigt Lainez am Schluſſe des Argumentes, welche Beweiskraft das übereinſtimmende Zeugniß der Theologen für

eine Lehre habe (p. 139 sqq.). Dann folgen die rationes theologicae, die directen (p. 143 sqq.) und die indirecten, in welchen er die entgegengesetzte Lehre nach den verschiedenen Formen, in denen sie auf dem Concile vorgelegt worden (p. 162), prüft und widerlegt (p. 161 sqq.). Mit derselben Ausführlichkeit, mit welcher er die Gründe für seine Ansicht vorbringt, widerlegt er auch die von den Gegnern für die ihrige vorgebrachten (p. 176—253). In der vierten Quästion wendet er sich speciell gegen jene, welche zwar lehren, daß der Papst den Bischöfen die Regierungsgewalt verleihe, aber behaupten, dieß geschehe nicht durch Injunction, d. i. Uebertragung des bischöflichen Amtes kraft eines Befehles, sondern durch die Weihe oder durch Anweisung des Gegenstandes, auf welchen sich die Gewalt beziehe (p. 254—318). Der Gang der Beweisführung ist derselbe, wie in der dritten Quästion. Wiederholungen waren bei einer solchen Eintheilung des Stoffes unvermeidlich, und letztere können wir nur durch die Geschichte der Entstehung unserer Schrift erklären. An die einzelnen Klassen der Gegner richtet sich eben Lainez in eigenen Abtheilungen, damit eine jede, was gerade sie zur Aenderung ihrer Ansicht bewegen könne, an einer Stelle beisammen finde. Vielleicht war es ebenso die Rücksicht auf seine Gegner, welche Lainez veranlaßte, die rationes theologicae in so langer Reihe einzeln auf einander folgen zu lassen, anstatt sie unter einige wenige höhere Gesichtspunkte zu gruppiren. Diese unendlichen Reihen ermüden den Leser, während sie freilich demjenigen, welcher mit Muße die Frage nach allen Seiten gründlich durchstudirt, mit jedem Grunde ein neues Licht gewähren, wenn auch nicht jeder Grund für sich genommen ein durchschlagendes Argument ist.

Die Frage selbst scheint uns nun durch Lainez' Argumentation vollkommen entschieden zu werden. Der Bischof erhält die Regierungsgewalt über eine bestimmte Diöcese nicht durch Consecration. Denn die Bischofsweihe kann stattfinden ohne Uebertragung einer solchen Gewalt, und letztere kann auch ohne Weihe übertragen werden. Ebenso wenig verleiht die Consecration eine Gewalt zu regieren im Allgemeinen, welcher nur noch Unterthanen anzuweisen sind; denn Inhaber der Regierungsgewalt sein und Untergebene haben, ist ein und dasselbe; das eine ist ohne das andere nicht denkbar; außerdem bedarf es nicht einer solchen Gewalt im Allgemeinen, um die Regierung einer Diöcese anzutreten, da dieß ja vor der Weihe geschehen kann. Es wird also die Regierungsgewalt außer der Weihe übertragen, und zwar dann, wenn der Bischof zum rechtmäßigen Hirten der Heerde wird: sei es, daß er es durch ein vom Papste ausgestelltes Document, sei es, daß er es ohne ein solches, ja ohne Wissen des Papstes, durch Erfüllung rechtsgültig festgesetzter Bedingungen wird. In beiden Fällen wird er durch den Träger der höchsten Kirchengewalt zum Hirten einer Heerde bestellt, da im zweiten Falle die allgemeinen Rechtsnormen irgendwie auf den Träger der höchsten Gewalt zurückgeführt werden müssen. Von Gott selbst stammen sie nicht; ebenso wenig von einer menschlichen von der höchsten kirchlichen verschiedenen Autorität, es sei denn, daß diese letztere ein Ausfluß der höchsten kirchlichen Autorität ist. Denn außer der höchsten gibt es in der Kirche keine unmittel-

bar von Gott eingesetzte Behörde, zu deren Sphäre die Besetzung der Bischofsstühle gehörte. Jene also besetzt dieselben direct oder indirect und verleiht die bischöfliche Regierungsgewalt. Wir sehen nur noch eine Ausflucht. Man könnte behaupten, daß der Papst nur die Person bezeichne, die Gewalt aber direct von Gott komme, wie ja die Cardinäle im Conclave nur die Person bezeichnen, welche von Gott die höchste Gewalt in der Kirche erhält. Aber dieß wäre eben nur eine Ausflucht. Das Cardinalscollegium kann freilich den Erwählten nicht selbst mit der Gewalt, die Gesammtkirche zu regieren, betrauen, da es ja diese Gewalt selbst nicht besitzt. Der Papst hat aber die Regierungsgewalt über die einzelnen Diöcesen und kann diese wirklich anderen verleihen, wie dieß bei Bestellung von Legaten geschieht, und daß er bei Besetzung der Bischofsstühle die Regierungsgewalt, die er verleihen kann, wirklich zu verleihen beabsichtigt, geht aus dem Wortlaut der päpstlichen Bestallungs-Urkunden hervor.

Man hat behauptet, daß die dargelegte Lehre die Bischöfe zu Vicaren des Papstes mache. Mit Unrecht; sie bleiben die Ordinarien ihrer Diöcesen. Die Frage dreht sich überhaupt nicht darum, was die Bischöfe sind, sondern auf welchem Wege sie es werden. Die einen behaupten, die Einsetzung eines jeden geschehe unmittelbar durch einen göttlichen Act; die anderen, das bischöfliche Amt freilich sei unmittelbar durch Gott eingesetzt, der einzelne Bischof aber werde nur mittelbar von Gott, nämlich durch seinen Stellvertreter auf Erden eingesetzt. Ueberhaupt hat die Frage wenig praktische Bedeutung. Um so mehr aber dient sie dazu, über die verschiedenen Stufen der kirchlichen Hierarchie und ihr wechselseitiges Verhältniß Licht zu verbreiten.

Was nun die vorliegende Ausgabe des Werkes angeht, so verdient sie alles Lob. Die Prolegomena orientiren uns über alle geschichtlichen Data, deren Kenntniß das Verständniß des Werkes fördert. Zur größern Uebersichtlichkeit sind die Quästionen in Kapitel eingetheilt und diese mit Ueberschriften versehen. Die Citate sind genau verificirt (die Väterstellen meistens nach Migne), die unächten sind als solche gekennzeichnet (die pseudo-isidorianischen durch Kleindruck) und auf die wirklichen Quellen zurückgeführt. Eine genaue Inhaltsangabe am Anfange eines jeden Bandes und ein alphabetisches Namensverzeichniß am Ende des zweiten, sowie ganz besonders auch die Seitenüberschriften erleichtern das Nachschlagen.

Der zweite Band ist historisch von noch höherem Werthe als der erste. Nach der Einleitung (p. 1*—85*) gibt der Verfasser eine Reihe sehr interessanter, theilweise noch nicht veröffentlichter Documente und Abhandlungen, welche sich auf die letzte Periode des Concils von Trient beziehen. An diese fügen sich zum Schlusse noch zehn Abhandlungen, die sich nicht auf das Tridentinum beziehen und somit in Anbetracht des Gesammttitels des Werkes als Quasi-Anhang betrachtet werden müssen. Auf die einzelnen Abhandlungen einzugehen, ist wegen des uns zugemessenen Raumes unmöglich. Eine Uebersicht über den Inhalt derselben bieten die Prolegomena. Nur die bedeutendste sei hier erwähnt: „De usura variisque negotiis mercatorum" (p. 227—321). Sie ist besonders interessant, insofern sie uns über die Auffassung, welche

das tridentinische Zeitalter vom Zinsnehmen hatte, aufklärt — eine Auffassung, welche diejenigen unserer Zeitgenossen zu verstehen außer Stande sind, die sich schwer in eine von der unsrigen gänzlich verschiedene Zeit hineinversetzen können.

Th. Granderath S. J.

Moses und sein Volk. Eine historisch-exegetische Studie von Dr. **Hugo Weiß.** IV u. 162 S. gr. 8°. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 2.40.

Bereits in einem frühern Jahrgange dieser Zeitschrift (1881, Bd. XX. S. 304) wurde der Wunsch ausgesprochen, der hochw. Verfasser möge wie „David und seine Zeit" so auch andere hervorragende Persönlichkeiten des Alten Bundes in Monographien zu schildern unternehmen. Die ganze Bedeutung solcher Persönlichkeiten für ihr Volk und ihre Zeit, die Absichten Gottes bei der Erwählung, Führung und Heranbildung Israels gewinnen dadurch lichtvolle, plastische Gestalt. Wir freuen uns daher, in dem vorliegenden Werke einer zweiten einschlägigen Studie zu begegnen.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt, „ein möglichst abgerundetes Bild von Moses und seinen Zeitgenossen zusammenzustellen und dasselbe an der Hand der heutigen Exegese und ihrer Hülfswissenschaften im Einzelnen auszumalen", ist im Ganzen wohlgelungen. Dr. Weiß gibt nicht einfach einen erläuternden Commentar zu den Büchern Moses, sondern hebt besonders in dem vierten Kapitel, „Israel und das mosaische Gesetz", die gesetzgeberische Thätigkeit von Moses hervor, wie er durch die Gewalt seiner Persönlichkeit und die treue Erfüllung seines Berufes als Knecht Gottes die widerspänstigen Elemente zusammenzuhalten und ein seiner Anlage nach grobsinnliches Volk zur Pflichterfüllung und Selbstheiligung anzuleiten verstand. Die große Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur, das scharfe und besonnene Urtheil in streitigen Punkten verdienen unsere volle Anerkennung; wir bedauern nur, daß der Verfasser hierbei die Arbeiten von Wellhausen und anderen neueren Kritikern nicht berücksichtigt zu haben scheint, auch Reuß ist nur einmal angeführt. Manche Einwürfe der kritischen Schule sind in dem Buche widerlegt ohne Nennung von Namen, aber andere höchst wichtige Punkte vermißten wir. Hoffentlich findet der Verfasser späterhin Muße, diese Lücke auszufüllen.

Daß in einem so inhaltsreichen Buche über einen Gegenstand, wo es der Schwierigkeiten so viele gibt, nicht überall Ansichten vertreten sind, welche auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, ist selbstverständlich. Unsere Aussetzungen sollen das Verdienst von Weiß nicht schmälern; wir möchten nur einzelne Punkte hervorheben, die bei einer spätern Auflage der Schrift vom Verfasser einer neuen Erwägung zu unterziehen sein dürften.

Mit der Zeichnung des Propheten Bileam können wir uns nicht einverstanden erklären. Wir wünschten, Weiß hätte die meisterhafte Predigt von Cardinal Newman über Bileam benützt, dann wäre sein Urtheil wohl ganz anders ausgefallen. Von einer Bekehrung Bileams sagt die Schrift

nichts; ganz im Gegentheil zeigt der Zusammenhang, daß Bileam ein wahrer Prophet war. Der erste Fehler, den er beging, bestand darin, daß er, nachdem Gott ihm geantwortet, er solle nicht mit Balak gehen, noch ein zweites Mal Gott befragte. Gott erlaubte es ihm unter der Bedingung, daß er nur das aussprechen solle, was er in seinen Mund lege. Wir haben nun eine Reihe von Fällen, in denen Bileam Gott versucht, seinen eigenen dem göttlichen Willen entgegenzusetzen strebt, die Gnade Gottes, die ihn Worte des Segens über Israel aussprechen läßt, von sich stößt. Mit Saul und Simon dem Magier läßt sich Bileam nicht vergleichen.

Seite 77 werden zwei Gründe für die nothwendig herrschende Dunkelheit in Betreff des Unsterblichkeitsglaubens angeführt, nämlich daß das störrische, noch heranzubildende Volk für geistige Güter kein Verständniß gehabt, sodann, daß eine weitere Einführung in den Glauben an die Unsterblichkeit die falschen Lehren der ägyptischen Religion nahegelegt und den wahren Glauben verfälscht haben würde. Dieß ist wahr; dennoch dürfte eine weitere Erwägung noch tiefer greifen. Beide Gründe fielen ja weg für die Juden nach dem Exil, und doch wird das Motiv der Unsterblichkeit selten hervorgekehrt, außer im zweiten Buche der Maccabäer. Der tiefste Grund liegt wohl darin, daß das Fortleben im Scheol nichts Anziehendes hatte, die Idee von der ewigen Seligkeit in Gott aber sehr dunkel war.

Seite 80 wird schön nachgewiesen, wie die drei Hauptfestzeiten des Jahres (Oster-, Pfingst- und Laubhüttenfest) den Sinn Israels nach kurzen Unterbrechungen immer wieder von der Erde und ihren niederen Interessen ab zu dem himmlischen Herrn und Könige lenkten und Exod. 23, 17 und Deut. 16, 16 angeführt. Irrig ist jedoch der nächste Satz, daß gerade bei diesen Zusammenkünften sämmtliche großen Offenbarungswahrheiten vorgelesen worden. Dieß geschah nach der von Weiß citirten Stelle Deut. 31, 10 nur alle sieben Jahre. Weiß braucht den Ausdruck: „sie konnten vorgelesen werden", und schwächt so sein eigenes Argument ab. Aber selbst dieses können wir ihm nicht zugestehen, da wir in der vorexilischen Zeit keine Spur dieses Gebrauches finden.

In der Parallele zwischen der ehernen Schlange und dem gekreuzigten Heilande vermissen wir die volle Klarheit. Weiß sagt: „Der Gegenstand des Abscheus und Schreckens, der stete Mahner an Gottes Strafgerechtigkeit — in eherner Gestalt sollte er jetzt Hülfe bringen gegen Wunde und Tod? Mit wie großer Selbstverläugnung und gleichsam hoffend auch wider die Hoffnung mußte man zu diesem wundersamen Panier hintreten und so sein Bestreben zeigen, Gottes Willen unter allen Umständen zu erfüllen!" Eine solche Idee scheint uns zu künstlich und konnte wohl vom Volke kaum erfaßt werden. Wird dagegen die Errichtung und Durchbohrung der ehernen Schlange als Symbol der Zerstörung der Schlange und der von der Schlange gesinnbildeten Sünde verstanden, so lag es für das Volk nahe, in Glauben und Hoffnung zu der durchbohrten ehernen Schlange aufzublicken. Aus demselben Grunde ziehen wir es vor, in dem brennenden Dornbusch, der doch nicht verbrannte, ein Symbol der Heiligkeit Gottes zu sehen, der sich zu seinem Volke herabläßt

und in ihm wohnt, ohne dasselbe durch seine Heiligkeit zu verzehren, nicht aber mit Weiß das Volk Israel, das durch schmerzliche Leiden geläutert, aber nicht vernichtet werde.

Athan. Zimmermann S J.

Der Freiin **Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff Gesammelte Werke.** Herausgegeben von **Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.** Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Wilhelm Kreiten. Zweiter und dritter Band: Die größeren erzählenden Gedichte und Balladen — Die kleineren Gedichte. Münster, Nasse, 1885. Preis: zusammen *M.* 9.

An der Spitze der neuen Ausgabe erschien als Lebensdichtung Annettens die vielleicht bedeutendste Schöpfung ihres Talentes: „Das Geistliche Jahr". Bei Ankündigung desselben in diesen Blättern (1884, Bd. XXVII. S. 548 ff.) wurde das Recht einer solchen Bevorzugung aus der Beziehung des Werkes auf die katholisch-religiöse Denkweise und den nirgendwo sich klarer abspiegelnden Charakter der Dichterin hergeleitet. Für solche Leser freilich, welche diese als treues Kind einer warm-katholischen Heimath anerkennen, brauchte es einer Entschuldigung überhaupt nicht, um so weniger, als auch jene Lieder zum Theil aus der frühesten Zeit ihres poetischen Schaffens stammen. Zudem lehrt der erste Blick in den zweiten Band, wie ungeeignet es gewesen wäre, dem unvorbereiteten Leser zunächst die erzählenden Gedichte vorzulegen. Der „Walther" würde bei der anerkannten Schwäche in der Durchführung die jugendliche Verfasserin schlecht empfohlen, „Des Arztes Vermächtniß" sie der Gefahr argen Mißverständnisses ausgesetzt und „Die Schlacht am Lohner Bruch" bei manchen katholischen Freunden eine unwillkommene Aufnahme gefunden haben. Nach vorausgeschicktem „Geistlichem Jahre" mit der trefflichen einleitenden und begleitenden Erläuterung konnte der Herausgeber nunmehr die Rücksicht auf die Zeitfolge ungestört vorwalten lassen. Dieses Verfahren ermöglicht denn die so lehrreiche Veranschaulichung der poetischen Entwicklung und innern Seelengeschichte der eigenartigen Dichterin. P. Kreiten folgt derselben Schritt für Schritt mit ebenso theilnehmender als scharfer Beobachtung. Die zarte Rücksicht eines wohlmeinenden und freundlichen Beurtheilers paart er mit der Strenge des an Personen und Verhältnisse nicht gebundenen Kritikers. Bei der Mannigfaltigkeit der Droste'schen Dichtungen gewährt es in der That ein besonderes Vergnügen, der nach den Umständen abwägenden und doch Alles nach dem Ideale der Kunst bemessenden Besprechung in den jedesmaligen Einleitungen zu folgen. Diesem und jenem Freunde der mindestens nach herrschender Ansicht größten Dichterin Deutschlands mag stellenweise das Lob zu sparsam gespendet scheinen; dieser sollte indessen nie vergessen, daß überschwängliche Bewunderung nur zu leicht der Wahrheit Eintrag thut, womit für das objective Kunsturtheil nichts gewonnen ist. Besonnenheit und motivirte Werthschätzung sind eben jene wohlbekannten Vorzüge des Herausgebers, welche sich in dieser ganzen Arbeit wieder glücklich

bewähren. Nächst der ästhetischen Würdigung forderte seine Aufgabe die Erklärung der Gedichte aus ihnen selbst und aus dem Charakter der Verfasserin. Welche Schwierigkeiten sich aber hier nicht nur beim ersten Lesen, sondern selbst bei andauernder Erwägung entgegenstellen, weiß jeder aus Erfahrung. Der vorliegende Commentar bietet nun in knappen, zutreffenden Bemerkungen die nöthige Nachhülfe; um ein Mehr oder Minder in solchen Fällen mit dem Herausgeber zu hadern, würde unbillig sein. Auch Worterklärungen waren in Folge der gesuchten Kürze und selbständigen Kühnheit, mit welcher Annette den sprachlichen Ausdruck zu gestalten pflegt, unerläßlich, und muß es jeder Leser dankbar anerkennen, wenn seltene Worte und Wortbedeutungen unter dem Texte erläutert werden. Die Ausgabe dürfte somit, nimmt man noch den nicht minder mühsamen als verdienstlichen kritischen Nachweis der Lesarten hinzu, jedem Bedürfnisse genügen und alle vernünftigen Erwartungen befriedigen. Ein nach Möglichkeit berichtigter Text mit maßvollen Erläuterungen sprachlicher und sachlicher Schwierigkeiten wird durch längere Einleitungen, bei den kleineren Gedichten durch kürzere Vorbemerkungen dem vollen poetischen Verständniß so nahe gebracht, als nur irgend erwünscht sein kann. Eine spielende Unterhaltung muß allerdings niemand in den Schöpfungen der tiefsinnigen westphälischen Dichterin suchen; dafür ist sie zu ernst, zu gedankenreich und zu eigenthümlich nach Charakter, Denkart und Stil. Wer sich jedoch in die besten Werke derselben einlebt, wird sich in der neuen Welt so heimisch finden, wie in einem trauten Familienkreise auf rother Erde, welcher dem Fernstehenden vielleicht eine fremdartige Außenseite zeigte.

Man hätte billig erwarten sollen, daß die Verdienste des Herausgebers wenigstens rücksichtlich der Textkritik, sowie der Sinn- und Worterklärung in allen Lagern Anerkennung finden würden. Leider gibt es aber Protestanten, welche Annette längst als eine der Ihrigen zu betrachten sich berechtigt glaubten. Solchen Literaten gilt nun ein jeder als Eindringling, welcher auf das, was unser ist, die Hand legt. Dagegen müssen wir im Interesse der Wahrheit und der guten Sache entschieden Verwahrung einlegen. Es beruht theils auf oberflächlicher Auslegung und Umdeutung, theils sogar auf Unkenntniß katholischer Lehre und Anschauung, wenn man Annette in Widerspruch mit ihrem angestammten Glauben setzt. Ohne ein Wort der Erläuterung würde allerdings hie und da ein Bedenken aufstoßen. Allein bringt nicht schon die poetische Sprache selbst die Gefahr einer gewissen Ungenauigkeit und Mißverständlichkeit mit sich? Auf andere Erklärungsgründe brauchen wir gar nicht einmal hinzuweisen, nachdem selbst der scholastisch gebildete Theologe Dante nicht allen Verdächtigungen vorzubeugen vermochte. Man lege also die Worte einer Dichterin nicht auf die empfindlichste Goldwage, in der Weise, daß man selbst die nächstliegende Richtigstellung mittelst nachsichtiger, sachgemäßer Deutung als Fälschung verschreit. Ein wahres Muster unverständiger Anfeindung gegen den Herausgeber und Erklärer der Droste'schen Werke ist die Kritik, welche A. Frey (Aarau) in der Deutschen Literaturzeitung, 20. September 1884, veröffentlicht hat. Hier wird sogar das ängstlich genaue Verzeichniß der Lesarten tendenziöser Entstellung bezichtigt. „Der Heraus-

geber bietet abweichende Lesarten nur da, wo es ihm in den Kram paßt, und straft so seine eigenen Worte Lügen, er habe die irgend bedeutenden Varianten in den Anmerkungen (resp. Lesarten-Nachweisen) verzeichnet und glaube so einer vernünftigen Kritik, der es wirklich um die Sache und nicht um das System zu thun sei, gewissenhaft genügt zu haben." Härter kann man einen Schriftsteller nicht verurtheilen, nicht schimpflicher brandmarken. Welcher Beweis wird für eine solche Anklage beigebracht? „Das Lied Auf Maria Lichtmeß bringt er nur nach der Lesart eines von der Dichterin selbst geschriebenen Albums, weil es in dieser Fassung eine wesentliche Aenderung selbst im Sinne aufweist, so daß es unmöglich ist, die der andern (gedruckten) Fassung gemachten Vorwürfe dogmatischer Ungenauigkeit bei dieser Lesart aufrecht zu erhalten — in den Lesarten-Nachweisen steht ausschließlich die Variante zur dritten Strophe, während die zur vierten und die zu den übrigen fehlen." Man traut seinen Augen nicht, wenn man wirklich die zu Seite 76 Str. I (IV des Liedes) gehörigen Varianten auf S. 258 nachschlägt: es steht dort die ganze in Frage kommende Strophe Wort für Wort; auf derselben Seite stehen die Abweichungen der übrigen Strophen. So weit führt der blinde Parteigeist, welcher selbst bei den ärgsten Beschuldigungen nicht genauer zusieht, wie es sich mit der Sache eigentlich verhalte! Der Beschuldigte selbst hat bis jetzt nicht geantwortet; es schien daher unsere Pflicht zu sein, den wahren Thatbestand darzulegen. Es ist freilich eine traurige, aufgedrungene Pflicht. Die ganze Kritik des Herrn Frey lief darauf hinaus, die neue Ausgabe als Tendenzarbeit im schlimmsten Sinne des Wortes zu kennzeichnen. Hoffentlich wird er doch sein gröbstes Versehen nunmehr wieder gutmachen.

G. Gietmann S. J.

Bausteine für Musikgeschichte. Von F. X. Haberl. I. Wilhelm du Fay. 134 S. 8° u. 20 S. Notenbeilagen. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1885. Preis: *M.* 3.

Der hochw. Herr Verfasser, welcher durch seine Leistungen als ehemaliger Domkapellmeister von Regensburg, wie auch durch die Herausgabe der Werke Palästrina's, des Cäcilienkalenders (kirchenmusikalischen Jahrbuches), durch seinen Magister choralis u. s. w. der musikalischen Welt wohl bekannt ist, bietet in dieser höchst interessanten Schrift eine gleichsam accidentelle Frucht seiner großartigen und weitgehenden archivalischen Forschungen für eine Palästrina-Biographie. Es hatten sich ihm nicht nur ganz neue, bislang unbekannte Quellen erschlossen, sondern auch die schon vorhandenen und bereits gebrauchten waren von ihm mit so viel Fleiß und Geschick ausgenützt worden, daß daraus viel wichtiges Material der Musikgeschichte zugeführt werden kann, welches zwar nicht direct auf Pierluigi sich bezieht, aber doch nicht unbenützt liegen bleiben darf. Dieß bewog Herrn Haberl, unter dem Titel „Bausteine" „kleinere und größere Archivaufschlüsse, vermehrt durch Bibliothekfunde und verarbeitet unter Benutzung und Herbeiziehung der bereits vorhandenen Literatur, zwanglose Artikel, theils in Zeitschriften, theils selbständig

zu publiciren". Es sollen aber diese „Bausteine" nicht Material in ungeordneter Lagerung, sondern im ausgearbeiteten Zustande herbeischaffen, damit es manchem Meister Dienste leiste. Das vorliegende erste Heft — ein Einzelabdruck aus der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft — behandelt eine Persönlichkeit, welche schon ihren Zeitgenossen als musikalische Größe ersten Ranges galt, nämlich den 1474 als Canonicus der Cathedrale von Cambrai verstorbenen Niederländer Wilhelm du Fay, den Miterfinder der „ars nova", gerühmt als „luna totius musicae atque lumen cantorum". Die mit wohlthuender Bestimmtheit und Kürze geschriebene Monographie theilt sich in drei Theile. Der erste gibt „bisher gedrucktes biographisches und bibliographisches Material" über du Fay. Als erster rühmender Zeuge über du Fay's Wirken tritt Martin le Franc auf in seinem Gedicht: „Le Champion des Dames" aus dem Jahre 1440. Die Reihe seiner Nachfolger wird erst fortgeführt bis auf Kiesewetter, Fétis und Baini, worauf Coussemaker, Fr. W. Arnold und der „phänomenale" Ambros folgen. Bei aller vollgewichtigen und pietätvollen Anerkennung der Leistungen dieser Männer lautet Haberls Urtheil dennoch dahin, daß die allgemeine Musikgeschichte über du Fay kein Generalurtheil abgeben könne, so lange die Detailforschung ihre Arbeit nicht vollendet habe (S. 34). Ueberaus reich und wichtig gestalten sich aber die Aufschlüsse aus den letzten fünf Jahren in Folge archivalischer Studien und Publicationen, welche in Belgien und Nordfrankreich „durch Nichtmusiker" an's Tageslicht kamen, und worüber eingehend referirt wird. Man muß am Schlusse des ersten Theiles dem Verfasser vollständig beistimmen, wenn er schreibt: „Diese reiche Ausbeute über die Lebensverhältnisse des Canonicus Wilh. du Fay von Cambrai läßt wenig zu wünschen übrig. Der Künstler steht lebendig vor unsern Augen mit all seinem Ansehen, seiner Wohlhabenheit, seiner künstlerischen Thätigkeit, seinen lebhaften Beziehungen mit den hervorragendsten Höfen und Fürsten seiner Zeit. Seine Frömmigkeit, der wohlthätige Sinn, das immer lebhafte Andenken an den Tod, die genaueste Sorgfalt für seine Freunde, sowie seine bis zum Tode dauernde Liebe zur heiligen Musik, wie sie uns aus dem Testamente entgegentreten, sind rührend und erwecken warme Begeisterung für einen ‚Reformator', von dem bis in die neueste Zeit kaum Nennenswerthes zu erzählen und zu sagen war" (S. 52).

Der zweite Theil bringt nun des Verfassers eigenste Errungenschaften — „neues biographisches und bibliographisches Material" über du Fay. Es soll daraus auch bewiesen werden, „daß der päpstliche Kapellsänger W. du Fay und der 1474 verstorbene Canonicus du Fay identisch sind". Der Nachweis ist evident. Die bisherige entgegengesetzte Annahme stützte sich nämlich auf chronologische Ungereimtheiten, welche eine Identität beider Persönlichkeiten unmöglich erscheinen ließen, welche aber schlechterdings verschwinden müssen, sobald die Wirksamkeit du Fay's unserer Zeit um ca. 50 Jahre näher gerückt wird. Daß dieses zu geschehen hat, zeigt Haberl unabweisbar. „Durch eine Reihe glücklicher Umstände und Verhältnisse," schreibt der Autor S. 53, „war Schreiber dieser Zeilen in der beneidenswerthen Lage, das ganze Musikarchiv der Sixtinischen Kapelle zu durchstöbern und kennen zu lernen. Ein Berg von

neuen Notizen und Entdeckungen harrt der Veröffentlichung, welche von Seite Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. auf das Gnädigste und Huldreichste gewährt wurde." Daß nicht zu viel gesagt ist, beweisen schon die nun folgenden Notizen über päpstliche Sänger von 1389—1439 aus dem Vaticanarchiv, dem sich ähnliche für 1419—1442 aus dem Staatsarchiv anreihen. Nebenbei wird hier auch der etwas breitspurig auftretenden Schrift von Ed. Schelle über die Sixtinische Kapelle die wohlverdiente Kritik, daß Titel und Inhalt des Buches sich in keiner Weise decken (S. 54. 1). Sehr richtig! Besonders interessant sind die Notizen über den Versuch, in der päpstlichen Kapelle Knabenstimmen zu verwenden. Erst (1425) wurden dazu vier Knaben aus Frankreich herbeigeholt, später aber italienische Knaben herangebildet (1437). Als diese mutirt hatten, wurde ein neuer Versuch gemacht; allein eine Entschließung der apostol. Kammer vom 27. August 1442 schnitt weitere Bemühungen ab, und „bis zum heutigen Tage ist es leider in der päpstlichen Kapelle nicht mehr unternommen worden, die obersten Stimmen durch Knabensoprane ausführen zu lassen" (S. 69). Das bibliographische Material aus dem Archive der Sixtinischen Kapelle gibt über diese überhaupt einige gedrängte Notizen, welche beurtheilen lassen, was eine Palästrina-Biographie aus Haberls Feder bringen dürfte. Die päpstliche Kapelle bildete sich in Avignon während des Exils aus französischen Elementen, nach französischer Weise und französischem Geschmack. Nach der Rückkehr der Päpste bestand sie in Rom fort unter gleichen Formen mit fast internationalem Charakter bezüglich der Sänger. Erst Ende des 16. Jahrhunderts kam es in Aufnahme, daß ausschließlich Italiener das Recht hatten, Mitglieder der päpstlichen Kapelle zu sein. Die Sängerkapelle hatte ihr tägliches officium divinum zu halten und mußte bei den Conventualmessen in den sogen. „päpstlichen Kapellen" den Gesang besorgen. Auf längeren Reisen folgte sie dem Papste. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde die berühmte Sixtinische Kapelle im Vatican der regelmäßige Ort für die Gesangsofficien der päpstlichen Sängerkapelle, woher ihre Benennung „Sixtinische Kapelle". In diese Körperschaft trat nun du Fay im December 1428 ein und gehörte ihr mit Ausnahme von zwei Jahren bis Juni 1437 an, wo er sie definitiv verließ, um ein Canonicat an der Cathedrale von Cambrai anzutreten. Trotz dieser längern Periode seiner Zugehörigkeit zu diesem weltberühmten Institute verwahrt das Archiv desselben unter seinen musikalischen Schätzen nur eine kleine Anzahl von Compositionen des gefeierten Tonsetzers. Viel reichere Ausbeute gaben die Bibliothek des Liceo musicale und der Universität zu Bologna. Den besten Fund aber machte Herr Haberl in Trient, wo ihm ein glücklicher Zufall sechs große prächtige Codices[1] in die Hände spielte, welche allein ein um-

[1] Nach S. 91 gibt Cod. 89 die Gewißheit, „daß die sechs Bände im Trienter Domarchiv von einem fleißigen und kunstsinnigen Einwohner von Trient, der sich im Cod. 90 als Deutscher entpuppt (Scriptum notatum per Johanem Wiser), im Laufe vieler Jahre zusammengeschrieben wurden". Dagegen heißt es S. 92 Anm. 1: „Der Cod. 92, der älteste und wichtigste dieser unschätzbaren Sammlung, ist sicher

fangreiches Repertorium für die Musik des 15. Jahrhunderts bis circa 1470 ausmachen und zugleich eine Geschichte der Umwandlung für die musikalische Schreibweise repräsentiren, wie sich dieselbe nach Verlassen der schwarzen Choralnote ausbildete (S. 87). Die Compositionen werden treffend charakterisirt, wenn es heißt: „Nicht das Wort und dessen Sinn, sondern die Note und deren rhythmischer Wechsel stehen im Vordergrund; die instrumentale Erfindung und Stimmung ist vorherrschend" (S. 87). Alles in Allem summirt sich die Zahl der von du Fay stammenden vorhandenen Compositionen auf circa 150 Nummern, welche theils über geistliche und liturgische, theils über weltliche Texte verfaßt sind.

Der dritte Theil der Schrift gibt zunächst eine Uebersicht der gewonnenen Resultate. Wilhelm du Fay ist zu Chimay im Hennegau kaum vor 1400 geboren worden. Als Knabe gehörte er der Domschule von Cambrai an und mußte als chorialis am täglichen Officium sich betheiligen. Im Jahre 1396 war der berühmte Pierre d'Ailly, Kanzler der Sorbonne, Bischof von Cambrai geworden, und dem Einflusse dieses thatkräftigen Mannes glaubt Haberl es zuschreiben zu müssen, daß nach 1421 so viele Sänger aus Cambrai in die päpstliche Kapelle eintraten, denen 1428 auch du Fay folgte. Wenigstens bis zum Jahre 1431 war er noch nicht Kleriker. Nach seinem Austritte aus der päpstlichen Kapelle 1437 finden wir du Fay am Hofe Philipps des Gütigen von Burgund. Daß er dort auch Musiklehrer des nachmaligen Herzogs Karl des Kühnen gewesen sei, scheint uns weniger wahrscheinlich, weil der Graf von Charlois erst am 10. November 1433 geboren wurde und also bei du Fay's Anwesenheit am burgundischen Hofe höchstens erst 4—9 Jahre alt sein konnte, da ja du Fay in den Jahren 1442—1449 bei Amadeo von Savoyen, der sich Felix V. nennen ließ, gewesen sein soll, oder 1442 schon in Paris lebte, wo er den magister in artibus und baccalaureus in decretis sich erwarb. Erst nach 1450 nahm er seinen ständigen Aufenthalt in Cambrai und scheint zwischen 1440—1450 die Weihe des Subdiakonats erlangt zu haben. Sein Tod erfolgte am 27. November 1474. Er wurde in der Stephanskapelle der Cathedrale begraben, wie er es in seinem Testamente verlangt hatte. Dieses ist vom 8. Juli 1474 und bestimmt u. A., daß an seinem Sterbebette der Hymnus Magno salutis gaudio und seine Motette Ave Regina coelorum gesungen werden sollten. Der Tod war aber rascher, und so konnte dieser letzte Wunsch des frommen Musikers nicht erfüllt werden. Dafür wurden nun die gewünschten Stücke bei der Einsegnung seiner Leiche gesungen und dazu sein Requiem. Wenn du Fay früheren Musikhistorikern ausgemacht als der erste und eigentliche Erfinder der ars nova galt, so hängt dieses mit jenem chronologischen Irrthum zusammen, von dem schon die Rede war, und der den Engländer Dunstable und Egide Binchois nach du Fay zu setzen pflegte, während beide ihm vorangingen. Jedenfalls hat du Fay

---

nicht von Joh. Wiser, mag ihn aber zur Fortsetzung der Musiksammlung angeregt haben." Es muß also S. 91 die Autorschaft des Joh. Wiser auf fünf Bände reducirt werden.

die Errungenschaften seiner Vorgänger freier, geistvoller und gewandter zu verwenden gewußt. Er verstand das melodische Element in den Einzelstimmen meisterhaft zu behandeln, und führte in Bezug auf Rhythmisirung überraschende Feinheiten und Cäsuren ein (S. 108). Er ist einer jener Erzväter der eigentlichen Polyphonie, welche als ultramontane Meister die aufstrebenden Italiener in die Schule nahmen und sie befähigten, ihre unsterblichen Meisterwerke zu schaffen. „Pierluigi konnte seine Missa Papae Marcelli nicht ohne du Fay's Ecce ancilla Domini schreiben" (S. 113).

Zum Schlusse werden für künftige Forschungen einige directive Winke gegeben. Zwei documentarische Beilagen, ein sehr guter Index und zwei Musikbeilagen vervollständigen die hübsche und correcte Ausgabe des trefflichen Werkchens. Gleich am Anfange (S. 2) werden mehrere sehr interessante Themate für künftige „Bausteine" in Aussicht gestellt. Wir wünschen nur, daß der im Motto vom Autor ausgesprochene Gedanke durch tüchtige Mitarbeiter sich realisiren, er selbst aber uns bald seine Palästrina-Biographie bringen möge.

Theodor Schmid S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Die Bilder der Handschrift des Kaisers Otto im Münster zu Aachen in 33 unveränderlichen Lichtdrucktafeln herausgegeben und mit den Bildern der Evangelienbücher von Trier, Gotha, Bremen und Hildesheim verglichen von St. Beissel S. J. 109 S. 33 Taf. 4°. Aachen, Barth. Preis: *M.* 20.

Eine Denkschrift über die Aufgaben der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde vom Jahre 1881 hält es für eine dankenswerthe Arbeit, die Miniaturen alter Codices herauszugeben, und verspricht sich davon schätzbare Beiträge für die Geschichte des Kostüms, der Waffen, der häuslichen Einrichtung, der religiösen und Rechts-Symbolik u. s. w. Mit Recht. Ist es doch von Interesse, die Entwicklung der Cultur bei einem Volke Stufe für Stufe, oder besser Periode für Periode kennen zu lernen und zu durchforschen. Welche Anschauungen und Sitten eine Zeit beherrscht haben, tritt bis in die kleinsten Züge in der bildlichen Darstellung zu Tage. Der Chronist erachtete es oft nicht der Mühe werth, hundert Einzelheiten des Alltagslebens uns zu überliefern, als etwas Gewöhnliches fesselten sie kaum seine Aufmerksamkeit. Da hilft unserer Kenntniß das Bild nach, ergänzt die Chronik, schildert in ein paar Strichen klar und deutlich, was wir vielleicht nur dunkel geahnt. Um so höheres Interesse aber verdienen bildliche Darstellungen auf religiösem Gebiete. Niemand wird in Abrede stellen, daß die Arbeiten eines de Rossi, Northcote, Garrucci von weitgehendster Bedeutung sind. Dem christlichen Dogma, den Gebräuchen unserer Kirche wird durch die Bildwerke der Katakomben eine Panegyrik gehalten um so glänzender und vollwichtiger, je ehrwürdiger die Reden sind und je näher sie den Anfängen des Christenthums stehen.

Gerade für den Nachweis der Continuität in den christlichen Traditionen leistet daher eine Durchforschung der Bildwerke aus verschiedenen Jahrhunderten wesentliche Dienste. Diese Gesichtspunkte bezeichnen die Ziele, welche dem Verfasser des vorliegenden Buches vorschwebten. Es war ein verdienstliches Unternehmen, die Miniaturen des ottonischen Evangeliars im Münster zu Aachen durch getreue Lichtdrucktafeln einem weitern Kreise zugänglich zu machen. Noch verdienstlicher wurde das Werk durch die eingehende, von Sachkenntniß und feiner Beobachtung zeugende Beschreibung, welche der Verfasser den 33 Tafeln widmet, und durch den Vergleich mit einer Reihe ähnlicher Kunstdenkmäler vom Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts. Sehr interessant sind auch die eingestreuten Bemerkungen über Farbengruppirung, über das Vorkommen des Nimbus, Verschiedenheit der Bekleidungsarten, über die Bedeutung der Händestellung u. s. w. Auf Grund der hier gebotenen und zum Vergleich angeführten Darstellungen werden auch bedeutende Beweismomente dafür zusammengestellt, daß die Miniaturen des 10. und 11. Jahrhunderts nicht auf byzantinischen Einfluß zurückzuführen sind, sondern daß die ottonische Kunst sich aus der karolingischen, diese aus der altchristlichen Italiens selbständig entwickelt hat.

Leben und Wirken des R. P. Peter de Ribadeneyra aus der Gesellschaft Jesu. (Eine Episode aus der Kirchengeschichte.) Aus dem Französischen des P. J. M. Prat S. J. übersetzt von P. M. Gruber S. J. Mit Erlaubniß der Obern. XII u. 561 S. 8°. Regensburg, Manz, 1885. Preis: *M.* 7.

Der unermüdliche P. Prat, der die kirchengeschichtliche Literatur und insbesondere die Geschichte des Ordens, dem er selbst angehört, durch zahlreiche höchst werthvolle Beiträge bereichert hat — wir erinnern hier nur an das allgemein geschätzte Werk: Maldonat et l'Université de Paris au XVIe siècle — bietet uns hier in der Form einer Biographie wiederum ein gut Stück Kirchengeschichte, so daß der Titelzusatz: „Eine Episode aus der Kirchengeschichte", vollständig gerechtfertigt erscheint. Die Lebensschicksale und die Arbeiten des P. Peter de Ribadeneyra sind mit dem Aufblühen und dem Wachsthum des vom hl. Ignatius gestifteten Ordens so eng verbunden, daß eine eingehende Lebensschilderung dieses heiligmäßigen Ordensmannes nothwendigerweise zugleich eine große Anzahl wichtiger Ereignisse aus der Ordensgeschichte vor den Augen des Lesers zu entrollen hat. P. Prat entledigt sich dieser Aufgabe mit der gewohnten Meisterschaft. Das ungemein reiche Material, welches zum großen Theile aus ungedruckten Quellen (in römischen und Madrider Archiven) neu zu erheben war, ist mit Umsicht und Geschick zu einem anschaulichen, abgerundeten Gesammtbilde vereinigt. Wir folgen dem dreizehnjährigen Ribadeneyra von Toledo nach Rom, wo er bereits das folgende Jahr (1540) neun Tage vor der Bestätigung der Gesellschaft Jesu durch den Apostolischen Stuhl vom hl. Ignatius in die Zahl seiner Jünger aufgenommen und dann von ihm selbst in der Schule der Heiligkeit herangebildet wurde. Ribadeneyra verdiente und genoß das volle Vertrauen des heiligen Ordensstifters und der ihm nachfolgenden Ordensgenerale. Daher wurde er für die wichtigsten Sendungen und die Verwaltung der einflußreichsten Aemter verwendet, bis er aus Gesundheitsrücksichten (im Jahre 1574) nach Spanien gesandt wurde. Hier entfaltete er eine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit; er wurde der erste Historiograph des Ordens. Es war ihm vergönnt, noch ganze 34 Jahre sich diesen Arbeiten zu unterziehen. Für die Würdigung seiner hohen Verdienste auf diesem Gebiete müssen wir auf das vorliegende Werk selbst verweisen. Bei den Anfeindungen von außen und den Wirren im Innern,

welche sich in jener Zeit gegen das Institut der Gesellschaft Jesu in Spanien erhoben, stand Ribadeneyra mannhaft für das Werk des hl. Ignatius ein. Eine begeisterte Liebe zu seinem geistlichen Vater und dessen Schöpfung ist überhaupt die Signatur seines langen Lebens und segensreichen Wirkens. — Die Uebersetzung des Buches ist im Allgemeinen gut; zuweilen freilich wird man an das französische Original erinnert.

Pilgerreise von Venedig nach Jerusalem und Rom im Jahre 1883. Von Karl Sechê, Priester der Erzdiöcese Köln. Zweite Auflage. 271 S. 8°. Aachen, Jacobi & Cie., 1885. Preis: *M.* 2.

Die zweite Auflage, welche der vorliegenden Schrift schon nach Jahresfrist zu Theil wurde, ist eine wohlverdiente Auszeichnung. In der That versteht es der hochw. Herr Verfasser, in anziehender Form und knapper Fassung auf wenigen Seiten mehr zu bieten, als selbst manche ausführlichere Schriften über den gleichen Gegenstand enthalten dürften. Bekanntlich wird auf Anregung des um das heilige Land hochverdienten Beneficiaten Geiger in München seit einer Reihe von Jahren eine deutsche Pilgerfahrt nach Jerusalem unternommen, und eine dieser Wallfahrten, diejenige von 1883, wird uns in der vorliegenden Schrift beschrieben. Nur 20 Mitglieder, darunter 12 Priester, nahmen an derselben theil, und erst in Neapel war die ganze Pilgergesellschaft vereinigt. Dennoch beginnt die Reisebeschreibung in Venedig, eigentlich mit dem Besuche des heiligen Hauses von Loretto, dem passendsten Ausgangspunkte einer Pilgerfahrt nach dem Kalvarienberge. Alexandrien und Port-Said werden im Fluge berührt, und am 15. April betritt unsere Pilgerschaar in Jaffa den Boden des heiligen Landes. Am Abende des folgenden Tages ziehen wir mit den Pilgern in Jerusalem ein. Natürlich sind die beiden Abschnitte, welche von der heiligen Stadt und ihren Heiligthümern handeln, von ganz besonderem Interesse. Es folgt ein Ausflug nach Jericho, dem Todten Meer und Bethlehem, und nach abermaligem Aufenthalte in Jerusalem gebt die Reise nach Galiläa. Ganz besonders möchten wir einer Bemerkung gegenüber, welche in jüngster Zeit öfters in den Tagesblättern zu lesen war, auf die liebenswürdige Gastfreundschaft hinweisen, welche die Pilger im österreichischen Hospiz genossen haben. Der Satz, daß „allein die Deutschen in Jerusalem keine Heimstätte haben", wird durch Sechê's Reisebericht, zum wenigsten gesagt, modificirt. Das nächste Reiseziel nach der heiligen Stadt ist Nazareth, der See Genesareth und der Berg Carmel. Unterwegs werden viele interessante und ehrwürdige Punkte berührt. Ueberall zeigt sich der Verfasser mit der Ortsgeschichte durchaus vertraut, und bekundet ein warmes Herz für die beglaubigte Ueberlieferung, sowie ein offenes Auge für die gegenwärtigen Zustände. Interessirt haben uns besonders auch seine Bemerkungen über die Templer, die württembergischen vorgeblich protestantischen Colonisten in Palästina, die in Wahrheit zum Heidenthum abgefallen sind, indem dieselben trotz ihrer vielen Bibelsprüche kein einziges Sacrament annehmen und ihre Kinder anstatt zu taufen nur im „Tempel Gott vorstellen". Der freche Streit dieser Fanatiker gegen die Mönche des Carmel hat in letzter Zeit viel von sich reden gemacht, und in einer neuen Auflage wäre eine Darstellung desselben erwünscht. Am 8. Mai verließen die Pilger das Gelobte Land. Auf der Rückreise besuchten sie noch Aegypten, sahen Kairo und die Pyramiden und trafen am 19. Mai wieder in Neapel ein. Am Abende des 22. erreichten sie Rom, konnten auch dessen Heiligthümer in fünftägiger Anwesenheit noch verehren und empfingen als würdigen Abschluß dieser Geist und Herz erhebenden Pilgerfahrt, welche die heiligsten Stätten unseres Glaubens berührte, den Segen Leo's XIII. Wer würde sich nicht glücklich schätzen, eine solche Pilgerfahrt

mitmachen zu dürfen? Als praktischer Mann gibt der Verfasser eine specificirte Rechnung der Reisekosten, aus welcher hervorgeht, daß die Hin- und Rückreise zweiter Klasse von München aus mit 1400—1500 Mark zu bestreiten ist.

Der erste Bußunterricht in vollständigen Katechesen sammt Einleitung und Bemerkungen nach der Methode von Mey's „Vollständigen Katechesen". Von E. Huck, Pfarrer und Kamerer in Gamerschwang, Diöcese Rottenburg. Mit Approbation des hochw. Bischofs von Rottenburg. Zweite, verbesserte Auflage. XXI u. 100 S. 8°. Freiburg, Herder, 1886. Preis: *M.* 1.20.

Die erste gute Beichte ist von unberechenbarer Wirkung auf das ganze Leben; ein guter dem Verständniß und den Herzensanlagen der Kinder angepaßter Unterricht über die Erfordernisse zu einer guten Beichte gehört daher zu den Hauptaufgaben der seelsorgerlichen Pflichten. Vorliegende Katechesen dürfen für diesen Gegenstand als ein Muster bezeichnet werden. Von nicht geringerem Werthe als die eigentlichen Katechesen sind die im Anhange beigegebenen Bemerkungen. Sie bringen dem Leser einerseits es erst zum Verständniß, mit welcher Sorgfalt und Mühe der Verfasser bei der Ausarbeitung dieser Katechesen zu Werke ging, fast jeden Ausdruck und jede Redewendung abgewogen und durchdacht hat; andererseits wird durch jene Bemerkungen der Katechet erst zur selbsteigenen Verwendung oder Benützung dieser vollständigen Katechesen angeleitet und eine mechanische Wiedergabe fremder Geistesarbeit vermeiden gelehrt. Um noch mehr zu sagen, möchten wir in einigen Punkten geradezu Partei ergreifen für jene „Bemerkungen", selbst auf die Gefahr hin, in den Katechesen selber etwas zu bemängeln. S. 64 wird sehr richtig gesagt, daß bei der Anleitung zur Gewissenserforschung behufs der Beichte „dasjenige übergangen werden muß, was nur eine Unvollkommenheit ist . . . Bei Kindern muß man sich zufrieden geben, wenn sie die wirklichen Sünden erkennen", und weiter unten: „So darf z. B. das Versäumen eines einzelnen von den täglichen Gebeten . . das Unterlassen des Kreuzzeichens vor Andersgläubigen u. s. w. nicht ohne weiteres zu einer specifischen Sünde gestempelt werden." Ganz einverstanden; überhaupt, ein unter Sünde verpflichtendes Gebot, jeden Tag ohne Ausnahme Morgen-, Abend-, Tischgebet, oder gar beim Aveläuten den englischen Gruß zu beten, läßt sich keineswegs nachweisen — zu streng ist es daher, wenn dieß Alles S. 7 und 8 speciell erwähnt wird als etwas, dessen Unterlassung das Kind als Sünde zu beichten habe. — S. 60 und 61 wird eine höchst wichtige Bemerkung gemacht über die Unterscheidung zwischen Todsünde und läßlicher Sünde, erstere müsse sich den Kindern als eine mehr außerordentliche Verfehlung darstellen. Der gefährliche Irrthum sei vor Allem, leichte Sachen für schwere Sünden zu halten. In der That, bei Wahrnehmung eines solchen Irrthums ist ein Kind um jeden Preis zu belehren, selbst ungeachtet einer etwaigen Furcht, wie der heilige Kirchenlehrer Alphons von Liguori sagt, daß Hunderte von läßlichen Sünden mehr begangen würden. Mit diesen Grundsätzen jedoch, und mit dem, was Verfasser selbst S. 78 bezüglich des sechsten Gebotes sagt, daß es sich nämlich hier um kleinere Kinder handle, „welchen überhaupt die eigentliche luxuria meist noch ferne liegt", finden wir es schwerlich im Einklange, wie in den Katechesen S. 14 über diesen Gegenstand gehandelt wird. — Verfasser meint S. 90, daß kein Grund vorliege, schon die Erstbeichtenden in Kenntniß zu setzen von der kirchlicherseits zugestandenen Freiheit in der Wahl des Beichtvaters. Ob ein Grund vorliege, dieses in keiner Weise zur Kenntniß der Kinder zu bringen, möchten wir sehr bezweifeln, zumal wenn das Alter der Erstbeichtenden so hoch hinauf-

gerückt wird, wie es der Verfasser S. XV noch für zulässig erachtet; doch dürfte er darin ein wenig zu weit gehen. Um so mehr aber stimmen wir darin seinen Ausführungen bei und halten es für eine nicht genug zu betonende Sache, daß bei eintretender Todesgefahr nicht einmal ein Alter von sechs oder weniger Jahren von dem Versuche abhalten dürfe, ein Kind zur heiligen Beichte, wenn auch auf's Dürftigste, vorzubereiten.

Der weiße Sonntag, oder leichtverständliche Belehrungen und Gebete zur Vorbereitung auf die heilige Communion für Erstcommunicanten und die gesammte Jugend, welche würdig und mit Nutzen communiciren will. Von Fr. X. Fecht, Priester der Erzdiöcese Freiburg. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit Empfehlung des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und der hochw. Herren Bischöfe von Rottenburg, St. Gallen und Augsburg. 430 S. 16°. Donauwörth, L. Auer, 1886. Preis: 80 *Pf.*

Zweck des Büchleins ist, nicht nur den Erstcommunicanten zur Vorbereitung auf den großen Tag zu dienen, es soll „vor Allem nach der ersten heiligen Communion selbst über die Schuljahre hinaus als fortwährende Erinnerung und Wiederholung der Hauptwahrheiten des Christenthums in Schule und Christenlehre als Belehrungs- und Gebetbuch von der Jugend benützt werden". Dieses Ziel, welches der Verfasser sich gesteckt hat, ist in vorzüglicher Weise erreicht. Der Belehrung wird die größere Hälfte des Büchleins gewidmet. Sie enthält ohne Uebertreibungen und ohne Ueberbürdung Anweisungen und Rathschläge genug, um die Jugend zu einem wahrhaft christlichen Leben anzuleiten und zu einer reichen Ausbeute der Gnaden, welche der Heiland im heiligen Altarssacramente niedergelegt hat, zu verhelfen. Die ganze Fassung ist so verständlich und so innig, daß Alles für Verstand und Herz des Kindes paßt, und doch so edel und inhaltreich, daß nicht nur über die Kinder-, sondern auch über die Jugendjahre hinaus mancher Schutz und Halt in Gefahren, neue Anregung zum Eifer im Guten und zur Bekämpfung der Fehler und Sünden finden wird. Besonders zu letzterem Zwecke verdient es als ein Vorzug des Büchleins hervorgehoben zu werden, daß bei der Anleitung zum Kampfe gegen fehlerhafte Neigung die entgegengesetzte Tugend in so geschickter und praktischer Weise an dem Beispiele des Heilandes und seiner Heiligen in's Licht gesetzt wird. Möge das kleine Werk eine recht weite Verbreitung und fleißige Benützung finden.

Grundsätze und Regeln der Katechetik. Ein Leitfaden für Seminaristen und junge Geistliche beim katechetischen Amte. Von P. Leo Ascherfeld, Priester der Gesellschaft Jesu. 192 S. 12°. Regensburg, Pustet, 1885. Preis: 80 *Pf.*

Es fehlt freilich nicht an geeigneten katechetischen Lehrmitteln, aber dieselben sind etwas umfangreich und darum für den augenblicklichen täglichen Gebrauch weniger praktisch. Sie sollen dem eifrigen Katecheten Stoff und eingehendere Belehrung bieten für die Zeit der Muße. Das vorliegende Büchlein hingegen ist ein geeignetes Mittel, um den angehenden Katecheten in das so hochwichtige Gebiet der Katechetik einigermaßen einzuführen und ihm für den augenblicklichen Gebrauch zu dienen. Es enthält in kurzer Fassung eine ziemlich vollständige Anleitung zum katechetischen Unterricht. Aus dem ganzen Werke geht die Wahrheit dessen hervor, was in der Vorrede gesagt

wird, daß nämlich „der Verfasser vom wärmsten Interesse für die ihm empfohlene Arbeit durchdrungen war". Die Sprache ist einfach, kurz, dabei innig ohne Ueberschwänglichkeit und im Ganzen recht fließend. Im Interesse der Sache möchten wir noch Folgendes bemerken. Die Arbeit macht selbstredend keinen Anspruch auf tiefere Behandlung des umfangreichen katechetischen Gebietes, indessen hätten wir doch nicht selten etwas mehr Gründlichkeit gewünscht; z. B. scheint die Behauptung (S. 37) unrichtig, daß der römische Katechismus die Eintheilung in Dogma und Moral befolgt. Das auf S. 111 über die rein natürlichen Beweggründe des Handelns Gesagte ist unrichtig oder bietet wenigstens Anlaß zu Mißverständniß. Wenn auf S. 125 bei Behandlung des sechsten Gebotes auf Näheres im zweiten Theil verwiesen wird, so haben wir dieß dort merkwürdigerweise gar nicht finden können. — Bei Aufzählung der Katechismen von Canisius 2c. auf S. 36 hätte wohl auch Overberg genannt werden sollen, dessen Verdienst übrigens S. 10 anerkannt wird. — Die Bemerkung auf S. 38, Deharbe habe „seinen Katechismus nach fünf Lernstufen eingerichtet", ist leicht mißverständlich; denn die Ausgaben der Deharbe'schen Katechismen von Nr. 1—5 entsprechen nicht fünf Lernstufen derselben Katechumenen.

Ave Maria. Der Roman eines Protestanten. Von Max Ulrich von Böhm. 191 S. Mainz, Kirchheim, 1885. Preis: *M.* 2.

Eigentlich ist es eine Controversschrift, die wir hier vor uns haben. Der Titel kündigt es an. Was an landläufigen Vorurtheilen und Einwänden gegen die katholische Kirche, ihr Leben und ihre Lehre sich im Geiste eines Protestanten aufgehäuft hat von Kindheit an, kömmt zum Ausdruck und zerfließt in sein Nichts. Es fällt wie Schuppen von den Augen des jungen, ideal angelegten Egon von Wehrenberg, des Helden der Erzählung. Durch nähere Bekanntschaft mit dem katholischen Zweige seiner alten, früher reichsunmittelbaren Familie ist er in katholische Atmosphäre gekommen, sozusagen in ein altes katholisches Gotteshaus eingetreten. Aber noch ist's dunkel darin, er nimmt nichts wahr als ein unverständliches Gewirr von Farben und Formen ohne Einheit, ohne Zusammenhang. Allmählich jedoch wird's licht und klar. Der Sonnenstrahl bringt durch die bunten Glasgemälde, sie gewinnen Bestimmtheit in Zeichnung und Farbe, der ganze Bau steht vor ihm in seiner reichen Gliederung und in seinen imposanten Verhältnissen. Die eigene Lebenserfahrung ergänzt sodann den Prozeß der innern Umwandlung, bis in S. Maria del Popolo in Rom das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt und damit das Werk besiegelt wird. — Die Sprache ist edel und fließend; die grundverschiedenen Auffassungen in Religion und Politik treten natürlich und in ungezwungenen Situationen einander gegenüber, wobei die Controverspunkte klare, und soweit es die jedesmaligen Verhältnisse erheischen, hinreichende Erledigung finden. Bei der Erzählung als solcher hätten wir gewünscht, daß von den allmählich abgeblaßten Romanmitteln zur Schürzung und Lösung des Knotens etwas weniger Gebrauch gemacht worden wäre. Ebenso drängt sich das Einzelne zu sehr, so daß die Zeichnung und Vertiefung der Charaktere darunter leidet. Daß der Verfasser die Mittel zu spannender Erzählung und zu scharfer Charakterisirung besitzt, beweist das vorliegende Bändchen zur Genüge.

Geographie von Palästina. Zum Schulgebrauche. Von Dr. Dominicus Korioth, Religions- und Oberlehrer a. D. Vierte Auflage. Mit vielen Illustrationen und 3 Kärtchen. VIII u. 84 S. 8°. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 1.

Wir haben die vorliegende Schrift, welche jetzt in vierter Auflage erscheint, bereits früher empfohlen. Um eine Preisermäßigung zu ermöglichen, wurden die früher beigegebenen größeren Karten „Das Heilige Land aus der Vogelperspektive" und „Palästina von der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft bis zur Zerstörung Jerusalems" durch drei kleinere ersetzt, welche immerhin ihrem Zwecke noch entsprechen dürften. Statt der zweiten Karte finden wir jetzt ein Kärtchen von „Palästina zur Zeit Jesu" und von „Aegypten und Kanaan mit dem Zuge der Israeliten durch die Wüste".

Miscellen.

„Befriedigt die Sittenlehre Jesu die Bedürfnisse unserer Zeit?" Jenseits des Oceans erstehen Gesellschaften, welche die Laienmoral auf ihre Fahne geschrieben haben. Das Bedürfniß nach derselben wird „ethische Bewegung" genannt, die Vereine selbst heißen „Gesellschaften für moralische Cultur". In New-York gründete Prof. Felix Adler eine solche und William Mackintire Salter in Chicago. Man gibt als Zweck an, der „Sache des Guten" dienen zu wollen, aber in gänzlicher Unabhängigkeit von „vergangenen religiösen Dogmen". Dieses Ziel soll durch allsonntägliche Versammlungen und Vorträge, durch ethische Schulen und Zweigvereine angestrebt werden. Für Fortbildung in „persönlicher Cultur" sorgt ein Verein junger Leute und ein Frauenverein für Armenpflege. Ueber letztere Thätigkeit wurde 1884 zum erstenmal berichtet in „First annual report of the Relief Works under the Auspices of the Society for Ethical Culture. Chicago, M. Stern." Seitdem hat W. M. Salter seine Vorträge veröffentlicht. Nicht darum sprechen wir unsern Lesern von der „ethischen Bewegung", weil wir ihr besondere Bedeutung beimäßen. Es hat aber diesseits des Oceans Salters confessionsloses und confusionsreiches Buch mehrere Uebersetzer und einen Anwalt, seine religionslose Sache ebendort einen Jünger und Apostel gefunden, wo vor mehreren Jahren von allerhöchster Stelle gesagt wurde, man müsse die Religion dem Volke erhalten. Der Berliner Docent Dr. von Gizycki hat Salters Vorträge verdeutscht und angepriesen[1]. Im vorigen Septemberheft der „Deutschen Rundschau"[2] erklärt er, „gestehen zu müssen, daß kein Buch je einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe", und nennt es „eines der ausgezeichnetsten Werke der gesammten ethischen Literatur". Daraufhin ist man berechtigt, Bedeutendes zu

[1] Die Religion der Moral. Von William Mackintire Salter. Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung. Herausgegeben von Georg v. Gizycki. Leipzig und Berlin, W. Friedrich, 1885.

[2] Bd. 44. S. 473.

erwarten. Wir geben im Nachstehenden eine Probe. Eingehender Würdigung des ganzen Werkes bedarf es nicht. Wir heben den Vortrag heraus, der den oben angegebenen Titel führt. Denn einmal ist dieser Theil bezeichnend für die Methode und Tendenz des Ganzen, und überdieß gibt er einen Gedanken wieder, welcher dem Kenner der Ideenströmungen des letzten Vierteljahrhunderts mehr als einmal begegnet und, ein ächtes Kind der Zeit, populär zu werden scheint.

Es ist nämlich die Heiligung der Arbeit und Armuth durch Christi Beispiel, die Tröstung in Noth und Elend durch den Vorsehungsglauben eine so offenkundige Thatsache, und andererseits bittere Armuth und verbitterndes Elend ganzer Bevölkerungen ein so offenkundiger Nothstand der Gegenwart, daß man es nur zu begreiflich finden müßte, wenn die Feinde des Christenthums hierüber ein ebenso großes als kluges Schweigen zu beobachten für gut fänden. Allein nicht nur die religiöse Ueberzeugung muß als „Köhlerglaube" verspottet werden, auch über die Charitas bricht der Hohn der Gottlosigkeit herein. Dem geldstolzen Industrialismus ist die Seligpreisung der Armuth eine unerträgliche Rede, der Forschung, die allwissend zu sein wähnt, der Gedanke an die Vorsehung eine transcendente Verirrung.

Schon vor 20 Jahren hat Ueberweg seine volle Sympathie dem Bestreben ausgesprochen, auf die Mängel der christlichen Sittenlehre, zumal die Hintansetzung der Arbeit, hinzuweisen. Sich von Gott und den Menschen beschenken, sonst aber Alles gehen und stehen zu lassen, das schien Ueberweg christliche Vollkommenheit und christliche Wirthschaftslehre. Er ging noch weiter und sprach von „Bettelprincip": „Paulus war viel zu gebildet und zu sehr an Arbeit gewöhnt, um so roh, wie Jesus, über die Arbeit und den Bettel zu denken, aber bei ihm schlug das jämmerliche Bettelprincip des Christenthums nach Innen." [1] Auch Hartmann hat es bekanntlich versucht, geringschätzig von „der Religion der Armen und Elenden" zu reden [2]. Bei Strauß aber findet sich an manchen Stellen die Ansicht: wer an die Vorsehung glaube, müsse folgerichtiger Weise auch die „gebratenen Tauben" des Volksmundes von ihr erwarten. „Die wackeren Hausväter und Hausmütter des frommen Mittelalters haben für den kommenden Morgen gesorgt, trotz dem Worte ihres Christus," schreibt er [3], „aber die guten Menschen hatten bei dieser Erfüllung ihrer weltlichen Pflichten immer eine Art von bösem Gewissen, sie kamen sich wenigstens niedrig und gemein dabei vor." Einer aus der sehr gemischten Gesellschaft moderner Culturhistoriker behauptet sogar: „Vermittelst des Unsterblichkeitsglaubens ward die Menschheit vom Fortschritt abgehalten, sogar positiv zurückgeworfen, weil man den Leuten unter Anweisung auf den Himmel Alles bieten durfte. Daher die Gleichgültigkeit der Massen gegen soziales Elend, daher die sittenverderbende Trägheit des beschaulichen

---

[1] Brief an F. A. Lange. In des Letzteren „Geschichte des Materialismus". Bd. II. S. 528 f.

[2] Philosophie des Unbewußten. 5. Aufl. S. 728.

[3] Der alte und der neue Glaube. Nr. 30. W. W. v. Zeller. Bd. VI. S. 53.

Klosterlebens“ [1] oder, wie Strauß sich noch feiner ausdrückt, „das faule Drohnenleben der Mönche und Nonnen“ [2].

Wenn die Irrlichter, denen man leitende Autorität beimißt, so leuchten, dann folgen die zweiter und dritter Größe bald nach und treiben es noch bunter. In seinem Vortrag „Das Problem der Armuth“ versichert Salter, die Katholiken hätten gar keine Empfindung davon, daß die Armuth ein sociales Problem enthalte. Ihr einziges Problem sei, in den Himmel zu kommen. Darum müsse man Almosen geben. Deßhalb müßten Leute da sein, die Almosen nähmen, d. i. Arme. So gelte ihnen denn die Armuth als ein Theil der moralischen Weltordnung, als ein Mittel, den Himmel zu erreichen, sonach „Lösung eines Problems“, nicht dieses selbst (S. 268). Im Anschluß an diese Gedanken verlangt er unter Anderem auch nach einer neuen „Moral der Industrie“ und fragt, ob die Sittenlehre Jesu diesem Zeitbedürfniß genüge.

Wir weisen Salters Frage nicht von vornherein ab. Wenn unsere Zeit von besonderen Bedürfnissen bewegt wird, so mag es gewiß lehrreich sein, diese zur Sittenlehre Jesu in Beziehung zu bringen. Gingen *wir* an die Lösung der Frage, so würden wir drei Perspectiven erschließen: Die Gegenwart ist vielfach der *Skepsis* verfallen und ringt nach *Ueberzeugungen*. Sie krankt am *Pessimismus* und vergeht vor Hunger nach frischer Lebensfreude. Mit erschreckender Bereitwilligkeit ist sie auf den Gedanken eingegangen, alles Menschenleben sei *Daseinskampf* und Krieg aller gegen alle. Machtvolle Ueberzeugungen, leidverklärende Hoffnung, versöhnende Liebe, diese Grundbedürfnisse aller Zeiten, werden heute, wie uns dünkt, mehr als sonst vermißt, begieriger denn je gesucht. Anders beurtheilen Salter-Gizycki die Nothstände der Gegenwart. *Vier Bedürfnisse* werden genannt, und keinem genüge die Sittenlehre Jesu, wird behauptet.

Das *erste* heißt „intellectuelle Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit“. Was das als Zeitbedürfniß soll, bleibt dunkel. Der Gedanke, der Salter vorschwebte, den er aber nicht zu klarem Ausdruck formen wollte oder konnte, lautet in einfachen Worten also: Es muß volle Uebereinstimmung herrschen zwischen Denken, Reden, Handeln. Diese Uebereinstimmung läßt bei vielen zu wünschen; bei jenen nämlich, die in ihrem Denken längst keine religiösen Grundsätze mehr vorfinden, die aber in der Oeffentlichkeit des Wortes und der That mit dem religiösen Nihilismus nicht völlig Ernst machen. Da fehlt es denn an Ehrlichkeit und diese ist das erste Zeitbedürfniß. Befriedigt es die Sittenlehre Jesu, d. h. gibt die Lehre Jesu denjenigen, die mit Geist und Herz von ihm abgefallen sind, den Muth, sich auch in Wort und That wider ihn zu erheben? Der Leser mag selbst entscheiden, ob die Frage nicht mehr als naiv ist. Salter-Gizycki versichern ferner, Christus habe nie solche Offenheit verlangt, bezw. die Unredlichkeit des Charakters nie verboten noch verurtheilt; dieß sei aber auch damals nicht nöthig gewesen, wird zur Entschuldigung beigefügt, und heute hätten wir ja das herrlichste Beispiel

[1] Kolb, Culturgeschichte der Menschheit. 3. Aufl. Bd. I. S. 555 f.

[2] A. a. O.

„intellectueller Ehrlichkeit" an der „größten wissenschaftlichen Gestalt des Jahrhunderts", an Charles Darwin.

Die erste Aufstellung wird mit einer noch allgemeineren Behauptung bewiesen, Christus habe überhaupt nicht viel von intellectuellen Tugenden gehalten; „es gibt keine einzige Stelle, wo er über sie irgend einen Ausspruch thut" (S. 170). Es verlohnt sich nicht der Mühe, auf die Weisheit Christi hinzuweisen, auf den Geist der Wahrheit, den er verheißt und sendet, auf die Ueberzeugungskraft, die er seinen Jüngern mittheilt, die Klugheit und zugleich Einfalt, die er von ihnen fordert. Denn Salter-Gizycki verstehen unter intellectuellen Tugenden Tugenden des Willens; die entschiedene Bereitwilligkeit des letztern, die Grundsätze, die der Verstand umfaßt, durchzuführen; Einklang von Gedanke, Wort und That. Es ist aber gerade das an Christus dem Lehrer so einzig, daß Wort und That, Ueberzeugung und Leben in ihm sich vollständig decken, und das ist die Eigenart seiner Schule, daß, die zu ihr gehören, vor Allem nach dem Glauben leben müssen und nur soweit ihm angehören, als sein Geist ihr Leben durchdringt. Salter glaubt aber so zuversichtlich aburtheilen zu können, weil der „moralische Nebel der Gegenwart" sehr bestimmte Aeußerungen erheische, und solcher meint er sich schon gar nicht zu entsinnen. Wenn Salter-Gizycki nichts wissen von dem schneidenden Gegensatz zwischen Christus und dem verlogenen Pharisäerthum seiner Zeit, nichts von dem furchtbaren Wehe, das er über die Heuchler ausgerufen, so kann jedes katholische Kind ihre Unwissenheit aufklären; sie aber sollen aufhören, zu „lästern, was sie nicht kennen". Dann soll Christi Sache das männliche Eintreten für die Ueberzeugungen nicht so sehr erfordert haben. Nichts ist mit Christi Sache enger verknüpft, als das Apostolat; das Apostolat aber, mehr als je in der Zeit der ersten Ausbreitung, und die Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte ist beispielloses Eintreten für den Christusglauben mit Leib und Leben, Gut und Blut. Schließlich wird das Beispiel Darwins, des „Umwälzers", empfohlen, wo Christi Beispiel nicht mehr ausreicht. Als ob nicht gerade Darwin sich durch Mangel an ehrlicher Offenheit ausgezeichnet hätte (vgl. diese Zeitschrift, Bd. XXIV. S. 111). „Bigotte Priester," klagt ja Häckel auf der 55. Versammlung deutscher Naturforscher[1], „haben Darwin als orthodoxen Bekenner eines specifischen Bekenntnisses der englischen Kirche verherrlicht." Dieses zu widerlegen, veröffentlicht er den bekannten Brief Darwins vom 5. Juni 1879.

Der Erörterung über das erste Zeitbedürfniß sind die folgenden vollauf ebenbürtig, namentlich die letzte ganz analog. Als viertes Zeitbedürfniß nennt Salter „eine neue Darlegung des Zweckes der menschlichen Existenz". Die Vorstellung, daß dieser Zweck für jeden in der Rettung der eigenen Seele liege, befriedige nicht; die altchristliche Idee von einem Himmelreiche sei viel edler gewesen. Salter will andeuten, die Rettung der Seele als Zweck des Menschenlebens sei nicht so altchristlich wie die Idee vom Him-

[1] Deutsche Rundschau. Bd. 33. S. 89 („Die Naturanschauung von Darwin, Göthe und Lamarck").

melreich, diese letztere aber habe heute keinen Cours. Nun gibt es gewiß nichts Aelterchristlicheres, als Christi eigene Worte, welche die Rettung der Seele ausdrücklich als dasjenige bezeichnen, worauf Alles ankommt, und das Himmelreich ist heute und immer Gegenstand unfehlbarer Christenhoffnung. Da aber, heißt es bei Salter-Gizycki weiter, das Himmelreich in der Gesellschaft für moralische Cultur als Dichtung und Mythe gelte, bestehe ebendaselbst eine weit verbreitete Neigung, Zweck des Daseins bloß im Greifbaren, im rein materiellen Interesse zu finden (soll heißen: zu *suchen*). Obgleich es unmöglich sei, mit dieser Richtung nicht zu sympathisiren so gebe es doch tiefere Augenblicke, wo wir deutlich das Unzulängliche hiervon empfänden; denn es sei etwas in uns, das wenigstens in Gedanken und Vorsatz sich über alle Grenzen erhebe und ein unermeßliches Gut suche (S. 185). Gesucht wird also das unermeßliche Gut, gefunden wird es hienieden eingestandenermaßen nicht; das christliche Himmelreich jedoch ist dem amerikanischen Propheten und seinem Berliner Freunde „Mythologie". So möge man denn endlich, analog der vierten Raumdimension, zwischen Diesseits und Jenseits eine dritte unmythische Gegend entdecken, wo das unermeßliche Gut zu finden ist! Bis dahin aber hat Salters vierte Frage wieder den unsinnigen Sinn der ersten: Befriedigt die Sittenlehre Jesu das Bedürfniß nach einem Daseinszweck *ohne* Christus und *ohne* Gott? Rettet die Nahrung den Verhungernden, der sie von sich weist?

Beim *zweiten* Zeitbedürfniß finden wir denselben Gedanken, daß das „mythische Gericht in den Wolken", weil bislang nicht eingetroffen, eine abgethane Denkweise sei. Es soll nämlich unerläßlich sein, daß „höhere politische Begriffe", „eine höhere politische Moral" herrschend werde. Die dunkle Rede will vielleicht fragen: Wie soll im socialen Leben volle Gerechtigkeit hergestellt werden? bietet die Sittenlehre Jesu Aufschluß darüber und Mittel dazu? Salter antwortet: die Sittenlehre Jesu verbürge ausgleichende Gerechtigkeit mit und nach seinem Wiederkommen zum Gericht, das aber gehöre zu den verfehlten Hoffnungen. Hätten Salters Gedanken den wünschenswerthen Zusammenhang, so müßte er so sagen: Deßhalb können wir mit der Sittenlehre Jesu nichts anfangen, weil wir von den Menschen Arbeit an der Herstellung socialer Gerechtigkeit verlangen müssen, die Hoffnung auf Christi Wiederkunft aber diese Arbeit ausschließt oder unnütz erscheinen läßt, oder doch dazu keinen Antrieb enthält. Hiervon finden wir bei Salter nichts; statt dessen immer wieder die schon von Strauß und vielen anderen breitgetretene Läugnung der Wiederkehr Christi mit Berufung auf den Chiliasmus. Natürlich; wer kann die Weissagungen desjenigen für wahr halten, dem man überhaupt den Glauben verweigert? Die christliche Weltanschauung muß überall ungenügend werden, wenn der Grundstein verworfen ist: die Gottheit Christi. Salter schließt dieses „Bedürfniß" mit der Bemerkung: nicht die Sittenlehre Christi, sondern der Grundsatz der Stoa müsse Regel werden: „Der Weise soll sich am öffentlichen Leben betheiligen". Der Statthalter desselben Christus, dessen Lehre in Chicago und Berlin für unbrauchbar erklärt wird, hat eben diesen „stoischen" Grundsatz, der Weise müsse sich am

öffentlichen Leben betheiligen, in autoritativer Weise durch die Encyklika „Immortale Dei“ den Katholiken zur Richtschnur des Handelns gegeben. „Volle sociale Gerechtigkeit“ im Diesseits erwartet aber auch Leo XIII. deßwegen noch nicht.

Das dritte Bedürfniß, zugleich gewiß dasjenige, welches dem Amerikaner zumeist am Herzen liegt, ist die „Moral der Industrie“. Da heißt es: Christi Mitgefühl für die Armuth war freilich grenzenlos; doch sein Mittel dagegen stellt einen Begriff von der Vorsehung in den Vordergrund, „der wohl zuweilen ein Gedicht oder ein Märchen schmücken mag, aber alle Macht über unsern besonnenen Glauben verloren hat“ (S. 177). Salters Beweis lautet also: Christus hat die Armen zur Ergebung verpflichtet mit dem Hinweis auf die weder erntenden, noch in Scheunen sammelnden Raben, mit Berufung auf die Vorsehung. Nun hat aber Darwin bewiesen, daß es keine Vorsehung gibt, „und wir können ohne Heuchelei den Armen und Unglücklichen nicht mehr der Sorge des himmlischen Vaters empfehlen“ (S. 180); denn „Thatsache ist, daß der himmlische Vater wahrscheinlich mehreren seiner Geschöpfe Nahrung und Schutz versagt, als er damit wirklich versieht“ (S. 178). Hier wird wiederum die Vorsehung verneint; nicht die Sittenlehre, sondern die Glaubenslehre steht in Frage, die Salter S. 163 „nicht angreifen will“. Es weiß abermals jedermann, daß Christus an der angezogenen Stelle ausdrücklich nur gegen übermäßige Sorge um das Irdische spricht, und mäßige Sorge braucht der Urheber der Vernunft und der Natur nicht ausdrücklich zu befehlen, da zu ihr Anlage und Bedürfniß der menschlichen Natur schon zwingt und jeden Vernünftigen verpflichtet. Um der Entschuldigung, nur übermäßige Sorge könne den Lebensunterhalt verschaffen, zuvorzukommen, wird auf die Vögel hingewiesen, die sich nichts eigentlich beschaffen können und denen sich doch Nahrung darbietet. Auch vor Darwin wußte man, daß Vögel zuweilen in großer Zahl zu Grunde gehen, und auch nach Darwin bleibt es wahr, daß sie auf Erden Nahrung finden, d. h. daß dasjenige, dessen sie bedürfen, ihnen bereitet ward.

Es ist diese ganze Argumentation Salters überaus bezeichnend für die Denkweise der Schüler. Seitdem der Altmeister „beobachtet“ hat, daß es keine Vorsehung auf Erden gibt und keinen Vater im Himmel, darf man ohne Heuchelei den Armen weder von Ergebung sprechen noch von Vertrauen. Was soll man ihnen also sagen? Sie sollten reich werden! So will es die Moral der Industrie von Salter-Gizycki. Sie gipfelt in dem Bestreben, mit der Entwicklung der heutigen Industrie als gegebenem Factor, oder trotz derselben, „sociale Gerechtigkeit“ herzustellen. Diese aber ist ihm der Zustand, wo die Mildthätigkeit des Gebenden unnütz wird, und die Selbsterniedrigung des Bittenden zu einem Verbrechen an der Menschheit. Derlei Utopien könnten zu dem Schlusse führen, Salters Buch, „das zu den hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Ethik zählt“, sei füglich nicht ernst zu nehmen. Aber symptomatisch, wie man heute sagt, ist zum Mindesten des Buches Inhalt und Erfolg. Und das zeigt vor Allem eine Stelle aus dem Vortrag „über den Protestantismus“ (S. 190 ff.), wobei man bedenken muß, daß das Buch zwar

in den Staaten der Union gewachsen ist, aber von Berlin aus dem deutschen Publikum geboten wird.

Da heißt es (S. 205): „Der Protestantismus, welcher die Welt mit der eröffneten Bibel zu beherrschen hoffte, ist ein Mißerfolg", aus dem einfachen Grunde, weil „die Bibel ist, was die Deutschen einen überwundenen Standpunkt nennen". Und weiter (S. 205 u. 206): Der Protestantismus hat keinen neuen Gedanken entwickelt, keinen neuen Glauben gegeben, überhaupt nichts Positives gebracht, sondern nur Zerstückelung, „ohne zu begreifen, daß die Welt nicht von Trümmern leben kann", welch letzterer Satz der gescheidteste ist, den wir in Salters Buch gefunden haben. S. 206 beginnt Salter bedenklich zu werden. „Eine neue Religion muß kommen, die nicht Ergebung und Unterwerfung predigt, sondern dem, was wir um uns sehen, etwas entgegenstellt, und erklärt, daß allein in der Idee Heiligkeit und Autorität liegt, und daß entgegengesetzte Thatsachen, ob sie gleich fest ständen wie die Erde und so gewöhnlich seien wie Tag und Nacht, vor ihr kein Recht haben." Die Dunkelheit des Nachsatzes soll vielleicht wettmachen, was am Vordersatz zu durchsichtig ist. Aber bald kommt es noch durchsichtiger. S. 210 ff. wird Luthers Verurtheilung des Bauernaufstandes besprochen und werden die Worte citirt: „Darum soll jeder zuschmeißen, würgen und stechen, heimlich oder öffentlich, wer da kann, gleich als wenn man einen tollen Hund todtschlagen muß." Salter-Gizycki meinen nun, obwohl hierbei Feigheit und Servilität von Seite Luthers genug mitgewirkt habe, so seien diese Motive doch nicht ausschließliche Ursache seiner Stellung zum Bauernkrieg gewesen. Tiefster Grund sei das Christenthum „mit seiner unpraktischen, unphilosophischen und unwahren Lehre vom Nicht-Widerstande". Als Christ habe Luther lehren müssen: „Christenpflicht ist, geduldig zu sein, nicht zu kämpfen"; „sich empören heißt, wie Heiden handeln"; „es ist wider Gott und Gott ist wider solches". Salter-Gizycki bemerken hierzu: „Eine derartige Ansicht ist für uns mythologisch", wenn sie auch durchaus christlich ist. „Aber wenn Luther mehr von einem Heiden an sich gehabt hätte, so würde er vor der Welt mehr als ein wahrer Mann dagestanden haben. Nicht auf dem Grunde einer solchen Ansicht ist in der Welt Fortschritt gemacht worden. Wäre vor hundert Jahren das Christenthum die Lebensregel für die intelligenten Franzosen gewesen, so würde es keine französische Revolution gegeben haben" (S. 211).

Nun wissen wir gerade genug; jedes denkfähige Kind kann den oben citirten Satz, der klar anfing und sich im Sande verlief, entsprechend zum Abschluß bringen. Wer also anhebt: „Eine neue Religion muß kommen, die nicht Ergebung und Unterwerfung predigt", der muß schließen, wenn anders er Salters intellectuelle Ehrlichkeit besitzt: „sondern zu Empörung entflammt und zur Revolution". Fürwahr, die Gesellschaft für moralische Cultur eröffnet reizende Aussichten den Fürsten, zumal den Kapitalisten. Ist es aber nicht wahrhaft merkwürdig, daß diese „ethische Bewegung" in Berlin Beifall und Bewunderung findet? An persönliche Incriminationen gegen die Herren Salter und v. Gizycki denken wir nicht; es liegt aber am Tage, daß sie Geister aufrufen, die sie nicht zu bannen vermögen. Während das Verständniß

der Sittenlehre Jesu ihnen meilenweit fern bleibt, stehen sie im Dienste von Ideen, deren Consequenzen ihnen nicht nur über den Kopf wachsen, sondern, wenn erst in den Massen lebendig, unfehlbar die Fundamente in Trümmer schlagen müssen, auf denen unsere Cultur aufgebaut ist.

Wir bleiben beim Anfangs Gesagten. Was Noth thut, sind diese drei: Ueberzeugungen, machtvoll wie der die Lüfte reinigende Sturmwind; freudige Zuversicht, frisch und froh, wie der die Erde schmückende Lenz; versöhnende Milde endlich im Kampf der Klassen und Rassen, versöhnende Milde, die trotz Allem an den Menschen nicht irre wird, wie die Sonne aufgeht über Gute und Böse. Das ist es, was Noth thut; und was hilft, sind wiederum diese drei: Glaube, Hoffnung und Liebe. Weil aber niemand je wie Christus Glauben gefunden, Hoffnung erweckt und Liebe gelehrt hat, wissen wir auch, wer der Gegenwart hilft und wem die Zukunft gehört diesseits und jenseits der Meere.

Religiöse Zwietracht in der Schule gesät. (Vgl. voriges Heft S. 345 ff.) Wie das Leimbach'sche Hülfsbuch durch seine oberflächliche Philosophie die evangelischen Schüler zum Atheismus hindrängt, so erweitert es durch seine historische Unkenntniß und gehässige Darstellung die Kluft zwischen Katholiken und Protestanten.

Hier einige Proben! — Nach katholischer Lehre hat Christus die Kirche gestiftet und ihr im hl. Petrus und in dessen Nachfolgern für alle Zeiten ein sichtbares Oberhaupt verliehen, um ihn, den unsichtbaren König seines Reiches, für den Bereich des Sichtbaren als Statthalter zu vertreten. Die Zeugnisse der heiligen Schrift für diese Lehre sind klar und bekannt (vgl. z. B. Matth. 16, 13 ff.; Joh. 21, 15 ff.). Aber auch die sonst dürftige Literatur der ältesten Zeit bezeugt uns diese Wahrheit. Der hl. Ignatius, welcher im Jahre 107, also wenige Jahre nach dem hl. Johannes, als Martyrer starb, nennt Rom, den Sitz des Nachfolgers Petri, „die Vorsteherin des Liebesbundes". Der hl. Irenäus, Bischof von Lyon, der um das Jahr 140 geboren ward, beruft sich für Feststellung von Glaubensfragen auf „die von den Aposteln herrührende Ueberlieferung der größten, ältesten und allen bekannten, durch die beiden Apostel Petrus und Paulus zu Rom gegründeten Kirche"; denn mit ihr, sagt er, müssen wegen deren vorzüglichen Gewalt alle Kirchen, d. i. die Gläubigen aller Orte übereinstimmen. Petrus, sagt er, habe dort Linus als seinen Nachfolger zurückgelassen, Linus einen andern u. s. w. bis zum zwölften Nachfolger, dem hl. Eleutherius (177—192), welcher zur Zeit, da Irenäus schrieb, regierte.

Was erzählt nun Herr Leimbach seinen Schülern von den Verhältnissen der ersten Jahrhunderte? „Eine eigentliche Unterordnung der Bischöfe unter den römischen oder einen andern Bischof fand nicht statt" (Hülfsbuch II. Abth. 1: Bibelkunde und Kirchengeschichte, S. 75).

Auf dem ersten ökumenischen Concil zu Nicäa (325) unterschrieben an erster Stelle die drei Legaten des römischen Bischofs: Bischof Hosius von Cordoba und die römischen Priester Vitus und Vincentius; erst nach ihnen (also nach diesen Prie-

stern) unterschrieben die Bischöfe von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Konstantinopel kam damals noch gar nicht in Betracht; denn es stand bis zum vierten Jahrhundert als Suffragan-Bisthum unter dem Erzbischof von Heraklea. Erst im Jahre 381 erhielt es als Neu-Rom einen höhern Rang, sogar vor den alten Patriarchalsitzen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Aber dem Bischof von Rom blieb es beständig nachgesetzt.

Und was erzählt Herr Leimbach? Er berichtet für die Periode von Konstantin bis zu Karl dem Großen (325—800): „Die Idee von der Oberherrschaft des Römischen Stuhles tauchte schon in der vorigen Periode (bis 325) auf. Zunächst entstand die Fabel, Petrus sei der erste Bischof in Rom gewesen. Bald nannte sich der Römische Stuhl die Cathedra Petri. Das Ansehen des Römischen Bischofs wuchs von Jahr zu Jahr [schrecklich!] und überwand nach und nach dasjenige der übrigen Patriarchen, zuletzt auch das des Rivalen zu Konstantinopel" (II. 1, S. 89).

Aber es wird noch schöner; wir bekommen die Fabeln von der Festerbegründung und Erweiterung der päpstlichen Rechte durch die angebliche Konstantinische Schenkung und die pseudo-isidorischen Decretalen und von der Päpstin Johanna zu hören, letztere allerdings ganz verschämt, unter Beifügung eines Fragezeichens. Es heißt:

„Nachdem Pipin der Kurze durch seine Schenkung eines Landstriches den Papst zu einem weltlichen Fürsten gemacht hatte, suchten die Päpste durch Benutzung des Märchens von der Schenkung Konstantins ihre Ansprüche auf weltlichen Besitz zurückzuverlegen und außerdem durch Benutzung der pseudo-isidorischen Decretalen, welche von dem alten frommen Erzbischof Isidor von Sevilla gesammelt sein sollten, in Wahrheit aber von einem Erzbischof Otgar von Mainz (um 840) verfaßt, d. h. erfunden waren, seine Ansprüche als des Herrn der Christenheit zu erhärten.

„Gleichwohl erlebte das Papstthum auch Zeiten des tiefsten sittlichen Verfalls, besonders im neunten (Päpstin Johanna?) und zehnten Jahrhundert (Johann X., XI., XII.). Otto I. und Heinrich III. setzten wiederholt lasterhafte Päpste ab und würdige Päpste ein. . . . (II. 1, S. 93).

„Gregor hielt fest an dem Gedanken von der Universalmonarchie der Kirche, von welcher an alle Fürsten die weltlichen Reiche als Lehen gegeben werden" (II. 1, S. 93).

Wir können uns natürlich nicht einfallen lassen, alle derartigen historischen Unwahrheiten zu widerlegen. — Doch die Folie, auf welcher später der Gottesmann Luther wie ein Edelstein sich abheben soll, muß noch dunkler werden. Leimbach schildert weiter:

„Im Allgemeinen sinkt der geistliche Stand sittlich in der Mehrzahl seiner Glieder in dieser Periode (800—1294), am schnellsten die Weltgeistlichen, später auch die Domherren" [Herr Leimbach weiß also nicht, daß die Domherren Weltgeistliche zu sein pflegen]. „Zwar rottete der Papst Gregor die Ehe der Geistlichen aus, aber er konnte ihnen nicht größere Sittlichkeit einflößen" (II. 1, S. 95). Pikantes Gewürz wird nicht verschmäht, um katholische Dinge verächtlich und lächerlich zu machen. Vom hl. Franz von Assisi heißt es, „sein Leichnam lag entkleidet in der Portiuncula-Kirche" (II. 1, S. 96). Es „trat der Marien-Cultus immer mehr hervor, und es wurde der Rosenkranz für denselben erfunden" (II. 1, S. 99). „Endlich wird seit 1261 (Nonne Juliana sieht den Vollmond mit kleiner Lücke!) das Frohnleichnamsfest zum Preise des Abendmahlswunders und zwar mit allem Pomp der katholischen Kirche gefeiert. Die Kelchentziehung und der Gebrauch der Oblaten stehen mit der Transsubstantiationslehre und Lehre von der Concomitanz in Verbindung. Die Zahl der Sacramente wurde auf sieben erhöht bezw. beschränkt" (II. 1, S. 98). Schon anderswo hatten

wir erfahren, daß „die katholische Kirche auch einige von der Kirche erst eingeführte [Herr Leimbach hat die Stelle Joh. 20, 22—23 und ähnliche wohl nie gelesen], zum Theil auch symbolische, zum Theil solche Handlungen, denen das unsichtbare Gnadengut nicht verheißen, sondern von den Römischen nur beigelegt ist, zu Sacramenten gestempelt und deren sieben aufgestellt" (II. 2, S. 31).

„Durch die Kreuzzüge kam der Ablaß auf [!], der von den Päpsten an besondere Handlungen oder Orte geknüpft ward. Der Ablaß gründet sich auf die Lehre vom Fegfeuer einer-, auf die vom Schatze überflüssiger [soll heißen: überfließender] Werke andererseits, welch letztere Lehre jene Zeit aufbrachte [!]" (II. 1, S. 99). Die Verehrung der Heiligen und der Reliquiendienst hatten nach Leimbach „schon" [!] in der Periode von 325—800 begonnen und der „Mariendienst" im fünften Jahrhundert Wurzel gefaßt (II. 1, S. 88).

Glauben wir indeß nicht, daß solch unhistorische Behauptungen nothwendig als absichtliche Entstellung erscheinen; denn auch in ganz indifferenten Dingen kommt Herr Leimbach in Conflict mit der historischen Wirklichkeit. So läßt er den hl. Franz Xaver in Japan als Martyrer sterben (II. 1, S. 126), während dieser in Wirklichkeit eines natürlichen Todes starb auf der Insel Sancian. So macht er aus dem bekannten Breve Clemens' XIV., durch welches der Jesuitenorden unterdrückt ward, eine Bulle (S. 138). Doch Herr Leimbach muß seine Schüler, ehe das 16. Jahrhundert herannaht, noch recht gründlich in die Greuel des Papstthums einweihen.

„Trotz aller Vorzüge einzelner Glieder ist doch die Kirche" (in der Zeit von 800—1308) „von dem Quell der Wahrheit immer weiter abgewichen. Der größte Aberglaube trat an die Stelle des lebendigen Glaubens, Werkheiligkeit beherrschte die Gesammtheit, Sittenlosigkeit und Unwissenheit fand sich bei Clerus und Laien" (II. 1, S. 100). „In dieser Periode" (von Bonifacius VIII. bis zur Reformation), so erzählt er, „sank das Papstthum sichtlich von seiner weltbeherrschenden Höhe herab, ja es versank sogar im 15. Jahrhundert in die tiefste Unsittlichkeit." „Der Hof des Papstes sank schon damals in Frivolität und Liederlichkeit." „Männer wie Johann XXIII., Innocenz VIII. und Alexander VI. schändeten den päpstlichen Stuhl durch die greulichsten Verbrechen" (II. 1, S. 101). „Die Geistlichkeit und die Mönche sanken so sehr, dem päpstlichen Vorbilde getreu, in alle Schandthaten und Laster herab u. s. w." „Unter dem Vorwande der Türkenkriege und des Baues der Peterskirche nahmen die Päpste eine Unsumme Geldes ein, welche sie zumeist zur Bestreitung persönlicher Ausgaben verwandten." „Die Inquisiton dauerte fort, die Päpste sandten nach Deutschland Hexenrichter, welche zahllose Menschen, zumeist durch Scheiterhaufen, vernichtet haben; in Spanien hat die Inquisition an 300 000 [?] Menschenleben ... hingemordet. Diese öffentlichen Hinrichtungen waren für die Spanier eine Art nationaler Unterhaltung" [?!]. „Der Staat bereicherte sich mit dem Vermögen der Gemordeten." „Die religiös-sittliche Einwirkung der Kirche auf das Volk war sehr gering und wurde immer geringer" [jedenfalls aber wohl nie so gering, wie sie heutigen Tages bei den Protestanten ist]. „Das Volk fiel nicht nur in ungezügelte Unzucht, sondern auch in Spotten über das Heilige oder in maßlosen Aberglauben" (II. 1, S. 102).

Es kommt nun Hus, bei welchem Kaiser Sigismund sich überzeugt, „daß er dem Erzketzer ein Versprechen nicht zu halten habe"; die Utraquisten, welche „sich von Staat und Kirche um ihre Rechte betrogen sahen"; endlich darf Savonarola nicht fehlen; denn „unter den Anklagen gegen ihn fand sich auch die, daß er die Rechtfertigung durch den Glauben gelehrt habe" (II. 1, S. 104. 105).

Wir wiederholen, daß es uns nicht einfällt, so tolle Dinge zu widerlegen. Ins-

besondere dürfen wir gewiß kühn behaupten, daß jenes Bild, welches der Leser Leimbachs von der Geschichte des Papstthums erhält, ein durchaus unwahres ist. Es gibt auf der ganzen Welt und durch alle Jahrhunderte wohl keine Dynastie, in welcher das Große, das Edle, das Tugendhafte so sehr die etwa beigemischten Schatten überstrahlt, als bei der Dynastie der 260 Päpste, welche von Petrus bis auf Leo XIII. einander folgten.

Indeß lassen wir das. Aber wir möchten den Lärm sehen, wenn wir Katholiken in unseren Schulbüchern ähnlich von den protestantischen Predigern, Superintendenten, Consistorialräthen u. s. w. sprechen würden, wie Leimbach von den Päpsten; wenn wir überall Beispiele sittlicher Verkommenheit protestantischer Prediger ausspürten. Dennoch hätten wir dasselbe Recht zu solchen Erzählungen, um durch sie unser Verharren beim alten Glauben zu motiviren, wie Leimbach für seine Erzählungen es zu haben glaubt, um die Glaubensumwälzung des 16. Jahrhunderts als berechtigt erscheinen zu lassen. Diese wird denn eingeleitet wie folgt:

„Die Reformation der christlichen Kirche trat ein, als die Zeit erfüllet war [offenbar eine Anspielung auf den Ausdruck, den man gewöhnlich von der Ankunft des Erlösers gebraucht], d. h. als die Noth der Kirche auf's Höchste gestiegen, die Sehnsucht nach Besserung in vielen Herzen erwacht und auch sonst Alles bereit war, um der großen kommenden Bewegung zu dienen. Auch dem blödesten Auge müßte es einleuchten, daß dieß Werk aus Gott war und daß Gottes Finger darin wirkte" (II. 1, S. 105). „Die wittenbergische Nachtigall ließ ihre Stimme ertönen" (S. 106).

Recht poetische Schilderung! Schade nur, daß die Noth und das Reformbedürfniß bei den von der Kirche Abgefallenen laut der bitteren Klagen Luthers nach dem Abfall weit größer war, als vor der Lossagung von der Kirche! (Vgl. Janssen, An meine Kritiker, Brief 33 u. 36.)

Luther wird nun verherrlicht als ein „durchaus sittenreiner Mann" (S. 106); er ward „durch die Greuel, welche er in Rom schauen sollte, enttäuscht"; „Leo X., von seinen Gläubigern hart bedrängt", schreibt einen Ablaß aus „angeblich zur Erbauung der prachtvollen Peterskirche"; „Tetzel und ähnliche Creaturen" treiben „mit den Ablaßscheinen ein ebenso frevelhaftes als albernes Spiel" (S. 107). Was würde man sagen, wenn man in einem katholischen Schulbuche läse: „Luther und ähnliche Creaturen trieben mit unverstandenen Bibelterten ein ebenso frevelhaftes als albernes Spiel"?

Auch in der Schweiz begann nun das Erlösungswerk. Denn „in der größten Rathlosigkeit der evangelischen Prediger erschien diesen ein Retter und Reformator in der Person des Johann Calvin" (S. 118). „Der Erbe seines Werkes war der milde Theodor Beza" (S. 119). „Beiden Kirchen (der lutherischen und calvinischen) gemeinsam war die Predigt in der Landessprache" (S. 120) — als hätte man bis zum 16. Jahrhundert den deutschen Bauern auf Hebräisch gepredigt!

Nun kommt England an die Reihe, wo uns erzählt wird, daß „die blutige Maria" „den bisherigen Kanzler und Erzbischof Cranmer mit 300 angesehenen Anhängern der evangelischen Lehre auf den Scheiterhaufen sandte". Nicht erzählt aber wird uns, wie viele Tausende Heinrich VIII. um des Glaubens willen durch Feuer und Schwert hinrichten ließ, und daß Cranmer, welchen durch Maria die verdiente Strafe ereilte, diese Ketzerhinrichtungen aus der Bibel vertheidigte. Nicht erzählt wird uns, daß Elisabeth in Einem Jahre mehr Katholiken tödten ließ, weil sie nicht von ihrem Glauben abfallen wollten, als Maria während ihrer ganzen Regierung hatte hinrichten lassen, weil sie vom Glauben ihrer Väter abgefallen waren.

Vom Kaiser heißt es, daß er gegen die Protestanten „wüthete" (S. 123); worin dieß „Wüthen" bestand, wären wir neugierig zu erfahren. Vorenthalten wird uns das wirkliche Wüthen eines Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, eines Ulrich von Württemberg, Otto Heinrich von der Pfalz und anderer Fürsten des neuen Bekenntnisses, welche u. A. arme wehrlose Ordensfrauen auf die schändlichste Weise mißhandeln ließen, um sie vom Glauben ihrer Väter abwendig zu machen und das Klostergut einzuziehen.

Für Frankreich bekommen wir die Bartholomäusnacht (S. 124) in üblicher historischer Entstellung zu hören; die vorhergehenden, viel schändlicheren Massenmorde der Hugenotten gegen die Katholiken werden verschwiegen. Heinrich IV. wird durch den „Jesuitenzögling Ravaillac" ermordet (würde Herr Leimbach wohl den Attentäter Kullmann oder den Höllenmaschinisten Thomas unter einem Beisatz wie: „Zögling des und des königlich preußischen Gymnasiums" in seiner Geschichte erwähnen?).

Von Italien und Spanien heißt es, daß „die neuen Gedanken" auch dorthin drangen und „namentlich bei den Gebildeten und Gelehrten Italiens auf fruchtbaren Boden fielen. Aber sie unterlagen bald der Macht der Inquisition, und wer dem Evangelium treu blieb [d. h. von der alten, durch Jesus Christus gestifteten Kirche abfiel], bezahlte seine Treue [d. h. seine Apostasie] mit dem Tode" (S. 122).

Bei Schweden, Norwegen und Dänemark wird erwähnt, „daß der Rücktritt zur katholischen Kirche bei Strafe an Leib und Leben verboten wurde" (S. 122). Aber es scheint das nur beleuchten zu sollen, wie „vollständig" sich diese Länder „dem neuen Glauben hingaben". Denn von den haarsträubenden Maßregeln von Gewalt und Betrug, durch welche die Neuerung eingeführt ward, schweigt die Geschichte des Herrn Leimbach.

Nun kommt denn die Weiterentwicklung der katholischen Kirche seit der Glaubensspaltung. Dem Jesuitenorden wird ein eigener Abschnitt gewidmet. „Der Jesuit muß Alles aufgeben, Vaterland, Verwandte, Freunde, Neigung und Abneigung, das eigene Urtheil und das eigene Gewissen. ... In alle Verhältnisse drängte er (der Orden) sich ein, alle Geheimnisse spürte er aus" — ein gutes Stück Arbeit! — „Die gefährlichen Grundsätze seiner Moral [die, nebenbei gesagt, keine andere ist, als die der katholischen Kirche], welche einzelne Moralisten des Ordens aufstellten und der Orden befolgte (1. Der Zweck heiligt die Mittel; 2. Die Lehre vom Probabilismus; 3. Die Lehre von der reservatio mentalis), konnten nicht anders als zerstörend wirken" (S. 126).

Ob Herr Leimbach wohl weiß, was man unter Probabilismus und reservatio mentalis versteht? Bei der Unkenntniß, welche er in diesen Dingen verräth, müssen wir es arg bezweifeln; denn aus mangelnder Sachkenntniß wollen wir zu seinen Gunsten die von ihm vorgebrachten Unwahrheiten erklären; widrigenfalls müßten wir ihm zurufen: „Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten!"

Doch wir können nicht alle historischen und sonstigen wissenschaftlichen Tollheiten des Herrn Leimbach durchgehen; von letzteren sei nur erwähnt, daß er (II. 2, S. 38) als den „ersten Nutzen des Gesetzes" die — Sünde aufführt.

Wir Katholiken wundern uns oft über die Unkenntniß der Protestanten in Bezug auf Lehre und Leben unserer Kirche, über die Zähigkeit, mit der sie an alten, hundertmal aufgeklärten Vorurtheilen hangen, und an historischen Unwahrheiten, welche wir längst abgethan wähnten. Es ist uns geradezu unbegreiflich, wie sonst edle und gebildete Männer von einem wahren Haß und Abscheu gegen kirchliche Institute und Gebräuche eingenommen sind

und mit Verachtung auf uns Katholiken herabblicken. Aber wie sollte es anders möglich sein? Wird schon der Jugend ein solches Zerrbild der katholischen Kirche vorgehalten, wie kann sich bei ihrem frischen und gesunden Sinn ein anderes Gefühl entwickeln? Der Schüler ist ja darauf angewiesen, seinem Lehrer und seinem Lehrbuche zu glauben. Die wenigsten haben später Lust und Muße, die betreffenden Fragen eingehender zu studiren; die Karikatur bleibt somit im Geiste haften. Welche Verantwortung aber diejenigen trifft, die verpflichtet waren, ein wahrheitsgetreues Bild zu entwerfen, statt dessen aber ein Zerrbild lieferten, mögen sie selber entscheiden. Daß der religiöse Hader durch solche Schulbücher gefördert wird, liegt auf der Hand. Und dann ertheilt ministerielle Sanktion diesen Büchern noch officielles Ansehen!

Socialistische Aufstände und „die treuen Söhne der katholischen Kirche".

Die Märzscenen in Belgien sind noch in aller frischem Gedächtnisse. Der wallonische Theil des Landes, besonders das Sambre-Thal und das Borinage, haben einen Arbeiteraufstand gesehen mit Greueln, wie sie den wildesten Ausbrüchen der französischen Revolution des vorigen Jahrhunderts würdig waren. Die Nachricht dieser „verfrühten" Erhebung kam zur rechten Stunde für die Vertheidiger des Socialistengesetzes im deutschen Reiche. Jedenfalls trug sie zur größern Willfährigkeit für eine nochmalige Verlängerung bei; in diesem Sinne wurde die Kunde jener Schreckenstage auch sofort von den Ministerbänken her ausgenützt. Freilich hat dabei ein gar starkes Selbstgefühl und ein übermäßiges Vertrauen auf die „Macht, jeder, auch nur der leisesten social-revolutionären Bewegung einen niederschmetternden Widerstand entgegenzusetzen", den Herrn Minister sehr kühl gemacht gegenüber der Leistungsfähigkeit der Kirche; sie scheint ihm im Kampfe gegen die Staat und Ordnung umstürzenden Elemente eine Nebenrolle zu spielen. In diesem Hochgefühl der eigenen Kraft warf er der Kirche ihre Ohnmacht vor, die Welt vor Ausbrüchen selbst der wildesten Leidenschaften zu schützen und ihre eigenen Kinder zu sittigen und zu zügeln. „Ich bin überzeugt," lautete das vorwurfsvolle Wort, „99 Procent dieser strikenden Mörder und Plünderer sind an sich gute Kinder Ihrer Kirche."

Wir wollen annehmen, daß es ein unüberlegtes Wort war, durch welches in unbewachtem Augenblick ein ungezügelter Herzensdrang sich Luft machte. Wie fest gegründet sonst nach dieser Probe die Ueberzeugungen des Herrn Ministers sein müßten, das zeigten gar bald Zeitungen jeder Farbe, katholische nicht nur, sondern auch protestantische, deutsche und ausländische, welche jenen Worten allen Boden des Thatsächlichen, auf dem sie hätten fußen können, entzogen. Beispielshalber

führen wir eine Stelle aus einem ächtprotestantischen englischen Blatte, der Morning Post, an. „Die Rundschreiben und Ansprachen Leo's XIII. von den letzten zwei Jahren, besonders diejenigen, welche das Uebel schildern, das der menschlichen Gesellschaft aus den geheimen und revolutionären Gesellschaften erwächst, hätten den Minister des Innern abhalten müssen, eine Religion anzugreifen, deren oberstes Haupt so offen und so entschieden eine Bewegung verurtheilt, welche die deutsche Regierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu hemmen sucht. Herr von Puttkamer hätte weit richtiger gesprochen, wenn er die gegenwärtige Lage Belgiens auf den bedauerlichen Zwist über die Schulfrage zurückgeführt hätte, der die herangewachsene Generation jeder moralischen und religiösen Erziehung beraubt hat." — Sehr wahr! Im Folgenden wollen wir an der Hand von unverdächtigen Zeugen nachweisen, wie ungerecht der gegen die Kirche geschleuderte Vorwurf ist, und zugleich zeigen, in welch schreiendem Gegensatz zur Lehre und Auffassung der Kirche nicht bloß jene Bewegung selbst, sondern deren Ursachen sich befinden.

I.

Erwiesenermaßen hat der Arbeiteraufstand gerade diejenigen Gegenden ergriffen, in denen das bis vor kurzem Belgien beherrschende und vergewaltigende liberale Regiment seine besten Anhänger findet, und in denen die Arbeitgeber ihr Möglichstes geleistet haben, um die Arbeiter der Kirche zu entfremden und von jedem Einfluß derselben abzusperren. Der reiche Fabrikant Baudoux, bei dem und an dessen Besitzungen sich die ärgsten Greuelscenen abspielten, ist offenkundig einer der radicalsten Freidenker und Solidaires. Die amtliche Untersuchung der Papiere hat das, wie der Courrier de Bruxelles in der Nummer 96 vom 6. April d. J. mittheilt, vollauf bestätigt, da sich eine Liste vorgefunden hat, auf welcher der Name des Herrn Baudoux unter den Solidaires figurirte. Uebrigens war es bekannt, daß er die verstorbenen Beamten und Arbeiter nur bürgerlich begraben ließ, und daß er grundsätzlich keinen in seinen Fabriken duldete, der sich als Katholik bekannte. Religionslose Menschen wollte er haben; religionsloser Grundsätze Frucht hat er verkosten müssen — freilich, wie es scheint, ohne etwas gelernt zu haben. Laut Zeugniß des Courrier de Bruxelles wurde am 7. April noch von Charleroi her die bürgerliche Bestattung eines Aufsehers der Baudoux'schen Glashütten berichtet, dem die Arbeiter das Ehrengeleite gaben und einige Häupter der Solidaires die Grabrede hielten.

Es klingt wie Hohn, diejenigen treue Söhne der Kirche nennen zu wollen, welche das gerade Gegentheil von dem thun, was die katholische Kirche fordert, welche sich von denjenigen in's Schlepptau nehmen lassen, die in ihrem Hasse und in ihrer Befehdung der Kirche kein Maß finden. Nicht genug, eine förmliche Glaubensverläugnung den Arbeitern bei ihrer Aufnahme zur Bedingung zu machen, hat man gewußt, die religionsfeindlichsten Schriften für das Volk mundgerecht zu machen und zu vertheilen. Schon aus dem Jahre 1880 berichtet ein Blatt aus Charleroi, daß dort in einer gewissen Kohlengrube bei der Auslöhnung der Arbeiter einem jeden mit dem ihm zukommenden Lohne zugleich durch das Schiebfenster eine kleine Broschüre unter dem Titel „Almanach für's Volk" zugestellt wurde, welche von Schmähungen gegen die christliche Religion strotzte und den katholischen Glauben lächerlich zu machen und in den Koth zu treten suchte. Ein ähnliches Machwerk ist noch in jüngster Zeit auch von den Arbeitern der Baudoux'schen Glashütten gierig gelesen worden. Um dem Leser zu zeigen, von welchem Geiste diese Volksschriften durchweht sind, führen wir einige Stellen aus dem einen der beiden „Katechismen für's Volk" an, in welchen der Verfasser, A. de Fuisseaux, das Volk gegen König und Religion, aber auch gegen die Anhänger derjenigen liberalen Richtung, welche die Forderung des allgemeinen Stimmrechts nicht theilen, förmlich zu verhetzen sucht.

3. Lection. Fr. 1: Was ist ein Liberaler? A.: Ein Liberaler ist ein Mensch, der sein Geschäft zu machen sucht auf Kosten des Staatsschatzes. — Fr. 2: Was ist ein Katholik? A.: Ein Katholik ist ein Mensch, der sein Geschäft zu machen sucht auf Kosten des Staatsschatzes. — Fr. 3: Was ist ein Independenter? A.: Das ist ein Mensch, der sich weder liberal noch katholisch nennen konnte, weil alle Etiquetten im Kaufladen vergriffen waren, und der deßhalb unter diesem neuen Namen sein Geschäft zu machen sucht auf Kosten des Staatsschatzes. — Fr. 5: Handelt es sich aber bei ihnen nicht um Religion? A.: Alle geben auf Religion nicht mehr, als auf eine taube Nuß. Ich kenne Liberale, welche in der Prozession die Kerze tragen, und Katholiken, die niemals in die Messe gehen. — 4. Lection. Fr. 9: Wozu verwendet man all das Geld aus den Steuern? A.: Um eine Anzahl Faullenzer zu bezahlen. — Fr. 10: Welches sind diese Leute? A.: Wir haben zuerst eine Armee von Beamten, an ihrer Spitze Leopold II. Der erhält für 3 600 000 Frcs.; mit den Palästen, die wir ihm geben, und seiner Familie, die wir unterhalten, kommt er uns mindestens auf 5 Millionen das Jahr zu stehen.

Das republikanische Frankreich, unser Nachbarland, gibt seinem Präsidenten 600 000 Frcs., und es zählt 40 Millionen Einwohner. Das wäre nach richtigem Verhältniß 75 000 Frcs. statt 5 000 000, die der König erhalten sollte. — Fr. 11: Von welcher Nationalität ist König Leopold II.? A.: Nach seiner Mutter, einer Orleans, ist er ein Franzose; nach seinem Vater, einem Sachsen-Koburger, ist er ein Deutscher; nach seiner Civilliste ist er ein Belgier." — — Doch genug der Proben dieser aufreizenden Frivolität — und das Alles, um für das allgemeine Stimmrecht Propaganda zu machen, das in lächerlicher Weise als das Universalheilmittel gegen alle Uebel angepriesen wird.

Man sieht, denjenigen Liberalen, welche für ihren Geldbeutel zu fürchten haben, ist eine demokratische Partei fast über den Kopf gewachsen: und doch sind sie es, welche einer solchen zum Leben verholfen haben durch ihr kirchenfeindliches und religionsloses Gebahren, das die entsittlichendste Wirkung auf die breiten Schichten des Volkes ausgeübt hat. Die Kirchenfeindlichkeit der ächten Liberalen ist gerade in Belgien so unverhohlen hervorgetreten, daß zwischen einem Liberalen und Katholiken ein weit größerer und unheilbarerer Riß besteht, als zwischen einem Protestanten und Katholiken. Ein Protestant irrt, er irrt in höchst wichtigen, für das Jenseits sehr verhängnißvollen Fragen; aber es liegt die Möglichkeit vor — und diese Möglichkeit darf bis zum Beweise des Gegentheils als Wirklichkeit angenommen werden —, daß der Irrthum ein unverschuldeter sei.

Bei einem Liberalen nach dem Muster der belgischen Partei hält es schwer, einen entschuldbaren Irrthum anzunehmen. Es ist lehrreich, die Wandlungen der Liberalen in ihren Anschauungen oder wenigstens in ihren Ausdrücken und in ihren zu Tage tretenden Bestrebungen zu verfolgen, wie sie C. Woeste in seinem Werke „Vingt ans de polémique" gezeichnet hat. Anfänglich voll von Achtung gegen die Religion und voll von Sorgfalt, die Möglichkeit religiöser Erziehung der Jugend zu sichern, fingen besonders seit den fünfziger Jahren die Bestrebungen der liberalen Partei an, immer radicaler und religionsfeindlicher zu werden. Die Hauptrichtung ihrer Pläne, welche sie bis vor wenigen Jahren, weil im Besitze des Regiments, schonungslos zur Ausführung zu bringen suchten, wird von ihren Wortführern und den Zeitungen der Partei mit widerlichster Offenheit Land und Leuten gepredigt. Ein paar Citate genügen, dieß zu beweisen.

Eines der tonangebenden Blätter ist die Flandre libérale. Ihr

Programm ist klar ausgesprochen: „Man muß entweder den Verstand verloren haben oder durch eine ganz persönliche Leidenschaft blind gemacht sein, wenn man nicht fühlt, daß der wahre Feind aller Liberalen jedweder Schattirung, mögen sie conservativ oder fortschrittlich sein, die clericale Partei ist, mit anderen Worten: die Kirche. — Es besteht Krieg zwischen uns, und er wird bestehen, bis Einer unterliegt, entweder euere Kirche oder der Staat. Aber wir haben Vertrauen zu unserer Sache; die Zukunft gehört uns; euere Kirche wird — denn beugen kann sie sich nicht — zusammenbrechen und von der Weltbühne verschwinden. — Ja, die katholische Kirche ist es, die wir bekämpfen. Die politischen Folgerungen der katholischen Lehre bekämpfen wollen, ohne den Muth zu haben, der Lehre selbst zuzusetzen, das hieße zum Voraus sich zur Ohnmacht und zur Erfolglosigkeit verurtheilen. — Die Kirche — es ist unrecht, dieß jemals zu vergessen —, das ist unsere einzige Feindin." Es könnte, bemerkt Woeste, aus demselben Blatte und aus jüngerer Zeit noch eine ärgere Blumenlese gehalten werden; wir verschonen unsere Leser damit, um ihre Nerven nicht zu sehr in Mitleidenschaft zu ziehen. Wenn die Alternative wahr ist, Staat oder Kirche müsse zu Grunde gehen, dann haben wir nicht bloß die Hoffnung, sondern die Glaubensgewißheit, daß der moderne Staat und Tausende seiner Nachtreter eher zu Grunde gehen, als die Kirche, welche durch das untrügliche Gotteswort gehalten wird: „Und selbst die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen" (a. a. O. Bd. I. S. 107).

Als zweites Organ, welches die Wünsche und Ziele der liberalen Partei Belgiens ausdrückt, dürfen wir wohl die Revue de Belgique wählen. In ihrem Ton für's Gewöhnliche gemessener, drückt doch auch dieses Blatt mit sachlich gleicher verbissener Leidenschaft seinen Haß gegen die katholische Kirche aus. „Einer der hauptsächlichen Wünsche der clericalen Partei" — so sagt es (s. a. a. O.) — „war immer die absolute Freiheit des Unterrichts. In dieser Hinsicht ist die Regierung der Niederlande weiser gewesen, als der belgische Congreß es war; sie wollte den öffentlichen Unterricht nicht der Geistlichkeit und den Orden ausliefern." An einer andern Stelle: „Ihr möget Lutheraner sein, Calvinisten, Unitarier, Altkatholiken, Juden, Rationalisten, oder was immer sonst: dabei könnt ihr gute Bürger, treffliche Liberale, aufrichtige Fortschrittsmänner sein. Aber zu gleicher Zeit liberal in der Politik und römisch-katholisch in der Religion zu sein, das ist logisch unmöglich." Damit deckt sich denn, was Goblet, ein Hauptvertreter der Revue, sagt: „Die Liberalen

können nicht bestreiten, daß es dringend nothwendig ist, jede Bewegung zu unterstützen, welche dahin zielt, irgend eine Gruppe unserer Mitbürger von der römischen Kirche loszutrennen, ganz einerlei zu Gunsten welcher Secte oder Schule — sei es auch nur bei einem Wahlmanöver."

Wer wagt nun in Abrede zu stellen, daß es gerade die kirchenstürmenden Verfechter solcher Grundsätze sind, welche den Boden für Socialismus und Anarchie bereiten? So hat denn auch Noth und Elend im Verein mit diesen in die Massen geworfenen ungläubigen und gottlosen Lehren dazu beigetragen, daß in Belgien der Socialismus sich mit den radicalsten und destructivsten Tendenzen befreundet. Wenn auch nicht voller Einklang besteht zwischen der radicalen und der gemäßigtern Partei der Socialisten, so steuert doch schließlich Alles auf dasselbe Ziel, den Umsturz der bestehenden Ordnung und Auctorität in der Gesellschaft, los. Das Züricher „Jahrbuch für Socialwissenschaft" drückte sich im Jahre 1880 (S. 249) über den Stand der Dinge in Belgien folgendermaßen aus: „Rationalisten und Freidenker, Socialisten und Mitglieder von Arbeitervereinen, Wallonen und Flamländer, Franzosen und Deutsche, alle diese Gruppen sind jede in ihrem Kreise thätig und arbeiten für Ein Ziel; sie wollen die endgültige Befreiung des Gedankens und der Arbeit, die Erlösung der leidenden Menschheit." — Es ist wohl nicht von Ungefähr, daß Rationalisten und Freidenker an die Spitze gestellt sind: nur deren Ideen können socialistische Umtriebe entstammen; noch weniger ist's von Ungefähr, daß religiöse, katholische Gruppen fehlen: nur ein wenig katholisches Leben erstickt jede Art von Umsturzgelüsten. Freilich hat sich das Gift der Umsturzideen nicht ganz fernhalten lassen von den sonst dem Einflusse der Kirche weit mehr offenen flämischen Districten. Die vor wenig Wochen abgehaltene Versammlung der socialistischen Arbeiter zu Gent gibt Zeugniß davon; die städtische Bevölkerung ist eben überall der Verführung leichter zugänglich. Dennoch bleibt es wahr: dort, wo der Liberalismus und die Freimaurerei in Belgien keinen günstigen Boden gefunden, da hat auch der Socialismus keine Wurzel gefaßt. Ein unverdächtiges Geständniß eines Logenbruders vor sieben Jahren („Bauhütte", Jahrg. 1879, Nr. 13) erhärtet voll und ganz die Schuld der Logenmänner an den Greuelscenen der Anarchie. „Die wilde Zuchtlosigkeit, die moralische Verkommenheit, die communistisch-nihilistische Gesinnung der Bevölkerung der belgischen Fabrikdistricte ist nur die Folge der von den Logen und den Freidenkern [deren Institut von demselben Logenbruder in demselben Blatte als lobenswerth gerühmt wird] gepredigten

Lehren. Die fast jährlichen blutigen Revolten der Arbeiter haben nur ihren Grund in dem falschen Begriff von Freiheit und Gleichheit. ... Neben den Freimaurer-Logen waren besonders die Freidenker für die Verbreitung radicaler Ideen thätig. In den monatlichen Versammlungen wurden Vorträge gehalten und Schriften vertheilt, die jedoch weit über den ausgesprochenen Zweck der Gesellschaft, die Sicherung der Gewissensfreiheit, hinausgehen. ... Die Vorträge, Debatten und Flugschriften der Freidenker waren derart, daß theilweise die ultra-freisinnigen Tendenzen der Logen diesen gegenüber conservativ erscheinen. ... Welchen traurigen Einfluß aber die von den versammelten Bürgern und Bürgerinnen eingesogenen radical-socialistischen Principien auf deren Familienleben und Kindererziehung ausüben, tritt stets mehr zu Tage."

De Laveleye, der gewiß bei niemanden im Verdacht „kirchlicher" Tendenz steht, gibt in seinem Werk „Le socialisme contemporain" (S. 253 der 3. Auflage) einen kurzen Ueberblick über die Entfaltung des Socialismus in Belgien. Obgleich der Verfasser sich enthält, auf irgend welche andere als rein materielle Ursachen jener Ausbreitung aufmerksam zu machen, so springt dennoch durch die örtliche Vertheilung der socialistischen Vereinigungen sofort in die Augen, daß deren Stärke in umgekehrtem Verhältnisse steht zum Einfluß, welchen die Kirche auf die einzelnen Gegenden hat gewinnen oder behaupten können. „Zur Zeit ihrer größten Verbreitung in Belgien zählte die Internationale eine Reihe Vereinigungen, es gab solche in Brüssel, Gent, Antwerpen, La Vesdre, im Borinage, Centrum und in Charleroi. Was die Zahl der Anhänger betrifft, so hat man sie auf 100—200 Tausend geschätzt. Doch da die Mitgliedschaft durch eine ‚adhésion toute platonique' erworben wird, so ist eine genaue statistische Angabe unmöglich. Es ward übrigens die Organisation vollkommener durchgeführt als irgend anderswo. Nach der Spaltung auf dem Haag haben sich die belgischen Internationalen gegen den Ausschluß Bakunins ausgesprochen, jedoch ohne daß man sich zu Anhängern seiner Lehren erklären wollte. Als die allgemeine Leitung der Internationale außer Thätigkeit trat, hat die belgische Socialistenpartei es versucht, sich auf nationale Grundlage zu stellen. Es bestehen jetzt zwei Richtungen. Die Einen wollen, wie die deutschen Socialisten, durch die Wahlen die Macht an sich reißen; sie fordern das allgemeine Wahlrecht im Einverständniß mit der radicalen Bürgerschaft. Die Anderen, welche zur Fahne des Blattes Le Mirabeau stehen, wollen den Nihilisten gleich zuerst Alles zerstört wissen. ‚Wer

nicht die Lumpen des Elendes getragen hat,' heißt es in jenem Blatte, ‚kann keine wahre Revolution machen. Der Arbeiter allein vermag es. Man kehrt gegen ihn alle Waffen; sei es: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Gehen wir mit Feuer und Eisen, mit Gift und Petroleum an's Werk. Fegen wir Alles weg vom Boden. Werfen wir diese vermoderte Gesellschaft nieder, welche sich aufbaut auf unserm Elende und unserer Unwissenheit! Sieger, auf Arbeit und Gerechtigkeit wollen wir eine neue Gesellschaft gründen!' Da die Verfolgungen gegen solchen Aufruf zur Gewaltthätigkeit nur dazu dienten, denselben weiterzutragen, so ist man davon abgestanden. In den letzten Jahren scheint der Socialismus an Boden nicht gewonnen zu haben. Uebrigens bietet Belgien der Ausbreitung desselben die günstigsten Bedingungen. Die Zahl der zur arbeitenden Klasse Gehörigen ist sehr beträchtlich; die Bevölkerung die dichteste von ganz Europa; der Lohn ist knapper als in den anderen Ländern des Westens."

II.

Wir wollen zugestehen, es sind Elemente gefährlichen Zündstoffes vorhanden in dem niedrigen Lohnsatze für die Arbeiter, in der zu Zeiten von industriellen Krisen immer drohenden Herabminderung der Löhne, in der Ueberbürdung der Kräfte durch Nicht-Regelung der Arbeitszeit, in der Frauen- und Kinderarbeit u. dgl. Aber wir behaupten zugleich, ohne Abfall der Gesellschaft von der Kirche, ohne Entchristlichung der einzelnen Klassen würden diese Schäden in der menschlichen Gesellschaft jedenfalls nicht in so acuter Weise vorliegen; wir behaupten zugleich, ohne Entfremdung des Volkes von der Kirche und ihrem segensvollen Einflusse würden alle jene Schäden auch noch nicht genügen, um aus ihnen den Zündstoff wirklich herzustellen und durch denselben die Grundveste der menschlichen Ordnung in die Luft zu sprengen.

Um über die Lohnverhältnisse ein Urtheil zu ermöglichen, heben wir einige Zahlen hervor, wie sie von der „Allg. Ztg." und von der „Frankf. Ztg." gebracht worden. Im Lütticher Kohlenbergwerke bezifferte sich nach ersterer für das Jahr

1871	Reingewinn auf	14 290 000	Frcs.	bei dem	Durchschnittslohn von	864	Frcs.
1872	„	„	35 529 000	„	„	„	„	1047	„
1873	„	„	93 495 000	„	„	„	„	1353	„
1874	„	„	22 962 000	„	„	„	„	1184	„
1875	„	„	12 896 000	„	„	„	„	1136	„
1883	„	„	?	„	„	„	„	1017	„
1885	„	„	?	„	„	„	„	938	„

Die Frankf. Ztg. gibt den Durchschnittslohn mit Rücksicht auf die verschiedenen Gruben an, und zwar gerade für die Jahre, welche in der obigen Angabe fehlen, nämlich

für das Jahr	1881	der Jahreslohn	durchschnittlich	931 Frcs.
„ „ „	1882	„ „	„	926 „
„ „ „	1883	„ „	„	1006 „
„ „ „	1884	„ „	„	914 „

Doch soll die Ausbeute für die Actienbesitzer seit langem keine glänzende sein. In dem zuletzt angegebenen Jahre 1884 war der Gewinn per Tonne 35 Centimes, d. h. von der Totaleinnahme fiel auf die Actionäre als Reingewinn ungefähr $3^1/_2$ %, auf die Arbeitslöhne 56 % und auf sonstige Unkosten $40^1/_2$ %. In den Jahren 1877—1881 jedoch will man mit Verlust von 8, 10, 1, 9 Centimes per Tonne gearbeitet haben: die Dividende des Jahres 1884 rechnet man auf $1,_2$%.

Aus dieser kurzen Zusammenstellung ergibt sich, daß die Löhne, wenn auch im Verhältniß zum Gesammtgewinne gewöhnlich nicht so unproportionirt, dennoch, in sich betrachtet, so karg sind, daß ein auch nach bescheidenen Forderungen bemessener Unterhalt für Familie damit nicht bestritten werden kann[1]. Solche Lage, sagen wir lieber, solche Nothlage, kann vorübergehend eintreten; wird sie aber zu einer ständigen, dehnt sie sich auf die verschiedenen Zweige der Industrie aus: dann ist es ein Zeichen, daß — wenn auch nicht alle einzelnen Arbeitgeber, so doch die Klasse der Arbeitgeber, die durchgängig in behaglichem Ueberfluß lebt, von den praktischen Forderungen des christlichen Sittengesetzes abgewichen ist. Ist allgemein der Arbeitslohn zu niedrig, um mit ihm die Lebensbedürfnisse einer Familie zu bestreiten, dann ist entweder der Gewinnantheil, den der Fabrikherr oder Arbeitgeber für sich in Anspruch nimmt, ein verhältnißmäßig zu großer, oder der Preis der Waare ist zu billig. Das Herabdrücken des Waarenpreises rührt aber gerade von ungebundener Concurrenz, von Ueberproduction und Haschen nach Massenabsatz her, wodurch auf Kosten von vielen Existenzen Einer Herr bleibt und selbst bei niedrigem Procentsatz des Gewinnes einen hohen Reichthum sammelt. Den Druck fühlen vorzugsweise die Arbeiter, der Pfennig wird ihnen abgezwackt am Lohne, die Arbeitszeit verlängert.

Die großen christlichen Grundsätze sind Gerechtigkeit und Liebe gegen den Mitmenschen, Gerechtigkeit vor Allem im Lohne des Arbeiters, Liebe

[1] Uebrigens scheint solch niedriger Lohnsatz doch nicht ausnahmslos vorzuliegen. Gerade zur Zeit der Excesse war der tägliche Verdienst in der Fabrik von Roux $3^1/_2$—6 Frcs., in der Baudour'schen 4—6 Frcs. (Christl.-sociale Bl. 1886, S. 229.)

in der Hülfeleistung zur Verhinderung der Noth. Es ist freilich im Einzelnen schwer zu sagen, wo diese Forderungen als schwere Pflicht, deren Mißachtung eine Todsünde einschließt, sich ankündigen, schwer die Grenzen zu ziehen, wann und in welchem Umfange die Leistungen des Liebesgebotes sich äußern müssen. Doch auch die Forderungen der Gerechtigkeit bis auf ihre äußersten Grenzlinien zu verfolgen, ist schon deßhalb nicht möglich, weil, abgesehen von freier Uebereinkunft oder von gesetzlicher Preisbestimmung, ein ziemlich breiter Rahmen bleibt, innerhalb dessen das Recht sich bewegen kann. Allgemeine Weisungen lassen sich geben, deren Verpflichtung in Einzelfällen jedoch ihre Schärfe verlieren kann, wenn der Einzelne nicht Herr und Meister darüber ist, sie zur durchgängigen Geltung zu bringen.

Arbeit und Kapital, Lohntaxe und Normaltag sind Schlagwörter geworden, an welche sich die Forderungen wirthschaftlicher Reformen knüpfen. Es ist gewiß ein Gebot der Gerechtigkeit, daß in angemessener Weise auf Kapital und Arbeit der Gewinn vertheilt werde. Zwar bestreiten wir durchaus, daß die Gerechtigkeit eine Vertheilung erheische, welche auf einer Nebenordnung des Unternehmers und Arbeiters beruhe und letzterm direct einen Theilanspruch am Reingewinn zusichere. Solche Nebenordnung und Gleichstellung ist möglich. Es ist aber auch die Unterordnung des Kapitals unter die Arbeit, oder die Unterordnung der Arbeit unter das Kapital möglich. Ersteres tritt ein, wenn Jemand fremdes Kapital gegen Verzinsung an sich zieht und es durch eigene Arbeit fruchtbar macht; letzteres, wenn Jemand zu eigener Kapitalanlage dingweise fremde Arbeit heranzieht und so einen größern wirthschaftlichen Betrieb eröffnet. Dieses zweite ist naturgemäß nach der heutigen Entwicklung der Dinge bei Großindustrie durchgängig der Fall. Dabei soll nicht bestritten werden, daß die Größe des Reingewinnes ein Mitfactor ist, welcher bei der Bestimmung der gerechten Lohnhöhe miteingreift. Allein es kommen dabei noch so viele andere veränderliche Umstände und Ursachen in Betracht, daß aus sich selber die Taxe, ohne den Ansprüchen der Gerechtigkeit zu nahe zu treten, erheblichen Schwankungen untersteht. — Der Reingewinn selbst hängt zunächst ab vom Verkaufspreis der gefertigten Waare; dieser ist bedingt von größerer oder geringerer Nachfrage und Concurrenz, von den Herstellungskosten, den Anlagen der Maschinen und Fabriken, dem Preis des Rohmaterials u. s. w. Noch weniger feststehend ist die Schätzung der geistigen Arbeit, welche bei jedem größeren Unternehmen ihre Rolle spielt, die Schätzung der Gefahr und des Risikos, welches der Unternehmer je nach der Verschiedenheit des Industriezweiges zu bestehen hat. Und doch sind alle

diese Momente mitbestimmend für die gerechte Höhe des Arbeitslohnes, auch wenn man ihn unmittelbar allein nach dem Reingewinn berechnen will.

Im Allgemeinen soll freilich nach natürlicher und christlicher Gerechtigkeit und Billigkeit dem Arbeiter so viel zufallen, daß derjenige, welcher die volle Manneskraft zur Arbeit einsetzen kann, sich und seine Familie standesgemäß zu unterhalten in der Lage ist und auch noch für die Zeit kommender Arbeitsunfähigkeit sich einen bescheidenen Sparpfennig erübrigen kann. Wenigstens wenn der Reingewinn diese Höhe des Arbeitslohnes leidet, ist es durchaus gegen die Gerechtigkeit, durch Vorwegnahme des Löwenantheils für das arbeitslose Kapital den Arbeitslohn unter das angegebene Maß herabzudrücken. Wenn die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft nicht durch all die Erfindungen von Maschinen und deren steter Vervollkommnung den Weg der Alles auffaugenden Großindustrie genommen hätte; wenn die Maschine der Arbeitskraft selber zu Gute käme statt dem bloßen Kapital: dann würde der selbständig gebliebene Arbeiter im Allgemeinen so viel verdienen, daß er ohne Ueberanstrengung sich und seine Familie gut ernähren könnte. Mag sein, daß nicht das strenge Recht ebendenselben Antheil für den unselbständigen Arbeiter erheischt, die christliche Billigkeit erheischt dieß dennoch; ja, würden die christlichen Anschauungen, welche uns in jedem Mitmenschen einen Mitbruder in Christo erblicken lassen, bestimmend auf die ganze Entwicklung eingewirkt haben, dann würde man gerade in dem Opfer der Selbständigkeit, das der Arbeiter zu bringen hat, ein Element finden, welches vielmehr zu einer besondern Entschädigung und daher zu einer größern Lohntaxe die Aussicht geben sollte, als es die kleinlicheren Verhältnisse des Privatarbeiters unter Wahrung seiner Selbständigkeit gethan hätten. Sinkt aber durchgängig der Arbeitslohn unter das Bedürfniß einer genügsamen Familie herab; oder sind die verschiedenen Geschäfte nicht so rentabel, daß die sogen. „Dividenden" eine derartige Lohnhöhe zulassen: dann mag das einzelne Geschäft oder der einzelne Geschäftsinhaber von Ungerechtigkeit vielleicht frei sein —: in der großen gesellschaftlichen Welt jedoch haben sich dann mehr als wahrscheinlich, wie wir schon sagten, Ungerechtigkeiten in großem Maßstabe vollzogen, und diese üben ihren Druck aus auf die dürftigere arbeitende Klasse.

Zu diesen Ungerechtigkeiten würde ich beispielshalber keinen Anstand nehmen, die Höhe des Zinsfußes zu rechnen, zu welchem etwa das Geld, das für Anlagen ausgedehnter Geschäftsbetriebe verwendet werden müßte, zu verzinsen wäre. Ist ein gewisser Zins nur erreichbar durch Niederdrücken

des sonst nach Recht zu zahlenden Lohnes, so ist der Zins gerade dadurch ungerecht. Zu diesen Ungerechtigkeiten sind thatsächlich noch weit mehr jene Börsenspeculationen und Gründeroperationen zu rechnen, welche ohne reelle Leistungen die Kapitaleinlagen bei einem Industrieunternehmen in's Unglaubliche steigern und dadurch den sonst der Arbeit zukommenden Gewinnantheil ebenso herabdrücken müssen, als sie den dem Einlagekapitale zuzuweisenden Theil des Gesammtgewinnes in die Höhe schrauben, damit nur eine nennenswerthe Dividende herauskomme. Ein Beispiel entnehmen wir den „Historisch-politischen Blättern" Bd. 97 S. 617. In Frankreich hat es bekanntlich in den Bergwerken bei Decazeville noch jetzt nicht beseitigte Arbeiterrevolten abgesetzt. Die Bergbaugesellschaft verweigerte Lohnerhöhung und wollte eher zur Arbeitseinstellung schreiten, da sie ohne Reingewinn arbeiten müsse und schon in den letzten Jahren nur eine Dividende von 1—2 % aufzuweisen gehabt habe. Die „Gelben Blätter" geben eine sehr einfache Erklärung: „In Decazeville steht es wie bei allen Actienunternehmungen, besonders bei allen Bergbaugesellschaften Frankreichs. Von dem Kapital derselben ist ein großer, meist sogar der größere Theil, bis zu drei Vierteln, gar nicht in dem Betriebe angelegt worden, sondern als Gründergewinn in den Händen der Börsenritter und Macher hängen geblieben. Wie soll aber ein Bergwerk 10—12 Millionen verzinsen, wenn nur 3—4 Millionen zu seiner Einrichtung nöthig waren und deßhalb auch nicht mehr dazu verwendet worden sind? ... Die allein herrschend gewordene Geldmacht ist es, welche auf alle Verhältnisse drückt, den Lohn der Arbeiter wie den Preis der Waaren bestimmt. Auch in Deutschland steht es ganz ebenso. Die Berliner Börse weiß etwas von Bergbaugründungen zu erzählen. Dortmunder Union und Laurahütte haben vier- bis fünfmal mehr Geld zu verzinsen, als sie gekostet haben."

Solche Erscheinungen bekunden einen weitreichenden Abfall vom natürlichen Sittengesetze, das die Gerechtigkeit zur Grundlage aller menschlichen Ordnung macht, um so mehr einen weitreichenden Abfall von wahrhaft christlichen Grundsätzen. Die Grundsätze und Lehren Christi und seiner Kirche lassen ihre Kinder nicht bei der Grenzlinie kalter Gerechtigkeit stehen. Sie treiben thatkräftig zur liebevollen Hülfeleistung und Linderung der Noth, über die Forderungen der Gerechtigkeit hinaus. Das Maß dieser Liebesthätigkeit bleibt zwar meist dem guten Willen anheimgestellt; die Liebe steht zu hoch, als daß sie sich in den eisernen Zwang einer unter Todsünde bindenden Pflicht einengen ließe. Unmöglich jedoch ist es nicht, daß das Gebot der christlichen Liebe auch so gebieterisch thatsächliche

Verwirklichung erheischt. Wo allgemeine Nothlage vorliegt oder unabweisbar in Sicht ist, da tritt die ernsteste Pflicht an die besitzende Klasse, hülfreiche Hand zu bieten. Das bekunden laut die hervorragendsten Vertreter der katholischen Schule, wenn sie die Pflicht des Almosens erörtern. Abgesehen von einem Zwang zur Armensteuer, lehren sie, daß aus sich schon für die Angehörigen der besitzenden Klasse eine schwere Pflicht bestehe, irgendwie durch Almosen, nicht zwar jedem einzelnen Armen, doch aber im Allgemeinen den Armen zu Hülfe zu kommen, auch wenn nicht gerade eine drückende Nothlage herrsche. Diese strenge Pflicht begründen sie damit, daß widrigenfalls eine allgemeine drückende Nothlage entstehen würde, welcher entgegenzutreten, wo es ohne erhebliches eigenes Ungemach geschehen könne, die Liebe gebieterisch erheische. Also die Pflicht, eine allgemeine drückende Noth zuvorkommend zu verhindern, kann eine durchaus schwere werden. Daraus ziehen wir den Schluß, daß der Ansatz der Arbeitslöhne selbst über das kärgste Maß der eigentlichen Gerechtigkeit hinaus unter Umständen eine schwere Pflicht der Arbeitgeber werden kann. So ernst redet die Lehre der katholischen Kirche der besitzenden Klasse ins Gewissen.

Aber sie entflammt sie zu Höherem. Die entchristlichte Welt hat den Lohnarbeiter in Abhängigkeitslage gebracht, mit kargem Lohne ihn abspeisend, im Uebrigen ihn als selbständig seinem Loose überlassen. Nicht so der christliche Arbeitgeber, der Höheres kennt als bloßen Mammon. Gerade weil eine ganze Schaar von Arbeitern sich in Abhängigkeit von ihm gestellt hat, in seinen Dienst getreten ist, deßhalb fühlt er sich verpflichtet, auch ihnen seine Dienste zu leisten, für sie nicht durch bloße Löhnung Sorge zu tragen: nein, er will die verantwortungsschwere Sorge eines väterlichen Beschützers ihnen zuwenden, auf ihr geistiges und leibliches Wohl bedacht sein. Ein christlicher Arbeitgeber fühlt sich seinen Arbeitern gegenüber wie ein Familienvater, dem das Wohl und Wehe seiner Angehörigen am Herzen liegt. Der christliche Geist bringt beide nahe; sie fühlen sich Eins in der Kirche und in Gott, vor dem nicht Hoch und Niedrig, nicht Reich und Arm gilt.

Solche Beispiele christlicher Einigung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter zeigen die katholischen Arbeitervereine in Frankreich wie in Deutschland; solche katholische Einigung ist das beste Schutzmittel gegen die Ideen des Umsturzes und der Gewalt, sie sind auch das beste Mittel, um den Arbeiter selbst zu einer bessern wirthschaftlichen Lage zu bringen. Die schwachen Anfänge solcher Erneuerung der menschlichen Gesellschaft haben

da, wo sie Fuß fassen konnten, schon Segen genug gebracht. Hat der Arbeiter gegen die leitende Klasse der Gesellschaft einmal wieder Vertrauen gefaßt, ein Vertrauen, welches sich auf wirkliche Hingabe jener für sein Wohl gründet, dann ist ein großer Schritt zur Ordnung socialer Verhältnisse geschehen: diese Hingabe an das Wohl der arbeitenden Klasse ist aber mit der Verchristlichung der höheren Stände in Eins verwachsen.

So wie die christlichen Grundsätze und der Einfluß der Kirche auf die thätige Hingabe der höheren Stände den Ausgleich zwischen Arm und Reich anbahnt: so ist auch der unmittelbare Einfluß desselben christkatholischen Geistes auf die arbeitenden Klassen eine Hauptursache zur Lösung der wirthschaftlichen Frage. Ist das Leben der Arbeiter nach dem katholischen Katechismus geregelt, dann bewahrt ihn dieß vor manchem Druck der Armuth und Noth und es erleichtert diesen Druck, wo er nicht abzuwenden ist. Mit Gewalt einzugreifen in die von Gott einmal gewollte Ordnung, mit Gewalt das Eigenthum anzugreifen und zu zerstören: dazu läßt ein vom christlichen Geiste getragener Arbeiter sich nicht antreiben, auch nicht in schwieriger Nothlage. Solchem Eingriffe stellt sich das mit dem ganzen Gewicht der Ewigkeit auf das Gewissen drückende Gebot Gottes entgegen, fremdes Eigenthum zu achten und der die Ordnung schützenden Obrigkeit unterthan zu sein. Doch wie Vielen würde gerade durch ein christliches Leben die größte Noth erspart? Die christlichen Lehren halten an zur Genügsamkeit und Sparsamkeit, sie halten an zur frühzeitigen Zügelung und Bekämpfung der Leidenschaften. Sie lehren, nicht erst dann mit Selbstbeherrschung zu beginnen, wann das Mannesalter angebrochen ist und vielleicht eine zahlreiche Familie aus kärglichem Lohn den ganzen Unterhalt bestreiten soll. Christlich vorbereitet tritt der Jüngling, auch aus den Reihen der arbeitenden Klasse, in den Ehestand nicht mit einem durch Leidenschaft und Ausschweifung entweihten und erniedrigten Herzen, nicht mit Leichtsinn und Unverständniß für ein geordnetes Familienleben. Nein, er thut diesen Schritt mit heiligem Ernste vor Gott und mit Gott. Bei der Gründung eines Hauswesens bringt er zugleich schon die Vorsorge für die Zukunft mit; die Jahre der Jugend hat er dazu benützt, um sich durch Sparpfennige wenigstens einen Ansatz von Vermögen zu hinterlegen; auch in dürftigen Verhältnissen weiß er in Entsagung und muthigem Gottvertrauen sich zu fügen. — Ein lebendiges Christenthum führt ihn wenigstens an Sonn- und Feiertagen in die Kirche, um durch Theilnahme an dem hochheiligen Opfer der katholischen Kirche und durch Anhörung des göttlichen Wortes Gott die schuldige Ehre zu

bringen und für sich Kraft und Muth zu schöpfen zum Arbeiten und Ertragen. Das lebendige Christenthum lehrt ihn, alle Tage mit Gebet beginnen und mit Gebet schließen; es lehrt ihn, in der Arbeit eine von Gott gestellte Aufgabe finden und ein Mittel, um nicht nur einen kargen Erdenlohn, sondern einen unendlich reichern Lohn des Jenseits sich zu erwirken. Das lebendige Christenthum läßt ihn in der Arbeit eine Ehre, in der Mühe und Beschwerde ein Glück finden; es zeigt ihm den menschgewordenen Gottessohn dasselbe ärmliche Loos freiwillig theilen, und sichert ihm den Vorrang im Herzen Gottes vor den Männern des Reichthums und irdischen Glückes. Der lebendige Glaube verbannt Neid und Mißgunst aus der Seele und läßt in bitterer Noth selbst einen Frieden des Herzens verkosten, den auch die reichsten Schätze dieser Welt nicht zu geben im Stande sind.

Gebt der Welt, der höhern sowohl wie der arbeitenden Klasse, das Christenthum zurück: dann droht kein anarchistischer Aufruhr. Das ist freilich ein Wort, welches auch in Deutschland den glaubenslosen Anwälten des Volkswohles ein Lächeln und Spötteln entlockt. Uns steht es dann aber auch frei, über die Wirksamkeit der von jener Seite kommenden Vorschläge einen ungläubigen Zweifel zu hegen. Man brüstet sich mit den Maßregeln über Versicherung der Arbeiter, über Krankenkassen, über Innungen und dergl. Solche Maßregeln und noch weit mehr fallen in das Amtsgebiet der öffentlichen Gewalt; es ist in dieser Beziehung noch lange nicht die Pflicht erfüllt, welche die Träger der Gewalt dem materiellen Wohle der ärmern Klasse gegenüber zu erfüllen haben. Aber die ganze materielle Seite der socialen Frage ist nicht die wichtigste oder einflußreichste. Wie sehr auch der Arbeiterstand in dieser Richtung gehoben werden mag und gehoben werden kann: das Alles wird doppelt und dreifach aufgewogen durch das schreiende Unrecht, welches man ungestraft an seinem geistigen Wohle verüben läßt. Der unbegründete Zwang zur Sonntagsentheiligung ist allein schon ein größeres Unrecht, als die oben erwähnten Rechte und Vergünstigungen. Die Entchristlichung, welche von den Lehrstühlen der staatlich besoldeten Professoren herab zunächst an der leichtlebigen Jugend der gebildeten Welt vorgenommen, und von da in alle Schichten des Volkes bis tief in die untersten Klassen und bis in die ersten Anfänge der elementaren Schulung unmündiger Kinder hineingetragen wird, ist ein Unrecht und ein Frevel, der alles überwiegt, was man zur Linderung der Noth ersinnen mag, ein Frevel, der nichts anderes, als die praktische Bethätigung gottloser Grundsätze

hervorrufen kann. Wer an Gott nicht glaubt, der kommt folgerichtig, wenn in Elend versunken, zu Raub und Brand und Todtschlag. Man will diese Ausbrüche packen und strafen; aber die vornehmen Gotteslängner, welche die tiefste Schuld an diesem tragen, ehrt und besoldet man hoch. So lange eine bessere Einsicht und bessere Gerechtigkeitspflege nach dieser Seite hin nicht eintritt, bleibt die sociale Gefahr eine offene Frage und eine offene tief klaffende Wunde am Körper der menschlichen Gesellschaft.

A. Lehmkuhl S. J.

Erbrecht, Consolidation und Civilgesetzbuch.

1. Es gibt Fälle, in welchen ein Gift durch ein anderes Gift paralysirt wird; und in der Algebra herrscht das Gesetz: „Minus mal Minus gibt Plus." Aehnlich, so scheint es, sollen auf socialem Gebiete die durch Gesetz vom 24. März 1885 beschlossene Consolidation und die Zwangstheilung des französischen Erbrechts sich paralysiren, und die Gesammtwirkung beider Maßregeln, die für sich allein genommen wegen ihrer bureaukratischen Natur nach unserem Ermessen schädlich sind, soll eine gedeihliche werden.

Der von Napoleon I. eingeführte Code civil, der auf dem linken Rheinufer gilt, und ähnlich, wenn auch in geringerem Maße, das römische Erbrecht, wie es aus der byzantinischen Zeit auf uns gekommen ist, mußten nämlich eine große Zersplitterung des Grundbesitzes zur Folge haben. Früher, so erzählte mir ein älterer Herr, der mit den Landesverhältnissen sehr vertraut ist, früher habe es z. B. in der Eifel wohlhabende Bauern gegeben, deren Grundbesitz, sei es als freies Eigenthum, sei es als Erbpacht eines Klosters, von Vater auf Sohn sich vererbte. Nach Einführung des Code civil seien diese geschlossenen Besitzthümer zersprengt worden; außerdem sei die erste Zeit nach dieser Einführung das goldene Zeitalter der Advokaten gewesen wegen der vielen durch sie veranlaßten Streitigkeiten. Ein anderer Herr aus der Eifel theilte mir mit, wie er und seine Geschwister alle Anstrengungen machten, das ererbte Gut in dieser Generation noch zusammenzuhalten; in der nächsten Generation

jedoch würde es sicher zerstückelt werden, wie ja fast alle derartigen Güter bereits zersprengt sind. Ein Geistlicher aus der Gegend von Wittlich erzählte mir, es sei ihm neulich ein Bauer mit einem Fuder Heu begegnet und habe ihm im Laufe des Gesprächs gesagt, er habe das Heu von 17 ganzen Wiesen auf seinem mit zwei Kühen bespannten Wagen. Das war nicht etwa ein Scherz, sondern buchstäbliche Wahrheit. Als ich einem andern Pfarrer aus der Eifel dieses Curiosum gelegentlich mittheilte, gab er mir zur Antwort: „Ich kenne einen Bauer, welcher 200 Wiesen besitzt." Reich brauchte dieser Bauer darum nicht zu sein; denn die Wiesen seien, so erzählte der Pfarrer, oft so schmal, daß man kaum einmal mit der Sense darüber hinfahren könne.

Diesen Klagen über Bodenzersplitterung aus dem Munde von Männern, die mit den Verhältnissen der Bevölkerung durchaus vertraut sind, könnte ich noch weitere beifügen. Allein die erwähnten zeigen zur Genüge, daß eine rationelle Landwirthschaft ungemein beeinträchtigt wird durch jene Bodenzersplitterung, welche ganz besonders unter der Herrschaft des französischen Rechts sich eingestellt hat. Der Code civil verfügt nämlich wie folgt:

Art. 745. „Die Kinder oder deren Nachkommen beerben ihren Vater und ihre Mutter, ihre Großväter, Großmütter oder sonstigen Ascendenten, ohne Unterschied des Geschlechtes oder der Erstgeburt und ohne Rücksicht darauf, ob sie aus verschiedenen Ehen herstammen. Sie erben zu gleichen Theilen und nach Köpfen, wenn sie sämmtlich im ersten Grade stehen. . . ."

Art. 826. „Jeder der Miterben kann seinen Antheil an den Mobilien und Immobilien der Erbschaft in Natur verlangen. . . ."

Art. 827. „Wenn die Immobilien sich nicht leicht theilen lassen, muß zum meistbietenden gerichtlichen Verkauf geschritten werden. . . ."

Art. 913. „Die Liberalitäts-Akte, sei es unter Lebenden, sei es durch Testament, können die Hälfte der Güter des Verfügenden nicht übersteigen, wenn er nur Ein legitimes Kind bei seinem Tode zurückläßt; den dritten Theil, wenn er zwei Kinder, den vierten, wenn er drei oder eine größere Zahl hinterläßt."

Art. 914. „Unter dem Ausdruck ‚Kinder' sind im vorstehenden Artikel alle Descendenten, welchen Grades auch immer, verstanden. . . ."

2. Dieser Bodenzersplitterung entgegenzuarbeiten, ist nun der Zweck

des neuen Consolidationsgesetzes. Wenn also, wie in obigem Fall, ein Bauer 200 kleine Wiesen hat (falls es erlaubt ist, Stückchen Rasen von einigen Quadratfuß eine Wiese zu nennen), so ist es gewiß unpraktisch, daß diese Wiesen ganz zerstreut und von einander getrennt liegen. Viel praktischer wäre es, wenn sie eine zusammenhängende Fläche bildeten. Auf dem Wege bloß privater Thätigkeit, durch Austausch und Kauf, dieß Ergebniß zuwege zu bringen, hätte gewiß seine Schwierigkeit. Daher verfügt das Gesetz, daß auf Antrag einer Majorität der Gemeinde mit Einem Schlage durch eine staatliche Commission der gesammte Grundbesitz eine neue, zweckmäßige Zusammenlegung erhalten solle.

Ist diese Maßregel in der That ein genügendes Gegengift gegen das Gift (man verzeihe uns den Ausdruck) des Code civil?

Wir glauben es nicht. Mit Recht hat schon bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses, welche der Votirung des Gesetzes am 21. März v. J. vorausgingen, der Abgeordnete Roeren darauf hingewiesen, daß die eigentliche Ursache des Uebels durch die Consolidation nicht beseitigt werde. Wenn der Code civil Einmal den Grundbesitz bis zu jener Absurdität von 200 Wiesen Eines Besitzers und 17 Wiesen auf Einem Fuder zersprengt hat, dann wird er es trotz aller Consolidation stets auf's Neue thun, und es müßte in jeder zweiten und dritten Generation auf's Neue consolidirt werden. Obendrein geht es bei dieser Medicin wie so oft bei Medicinen: während sie in einer Beziehung nützen, schaden sie dem ganzen Organismus in anderer Hinsicht. Das will sagen: die Consolidation bringt freilich den Vortheil der Zusammenlegung; sie schadet aber dem socialen Organismus, und zwar erstens durch ihre Kosten, die nicht unerheblich sind. Der Einwand, daß der Staat in manchen Fällen die Kosten trägt, bedeutet nichts; denn das Geld kommt schließlich doch aus den Taschen der Steuerzahler, sei es aus der einen oder der andern. Die Consolidation schadet zweitens durch den bureaukratischen Eingriff des Gesetzes in das Privateigenthum; sie schadet drittens, indem sie die Vertreter der Bureaukratie noch mehr als bislang in die Landbevölkerung hineinregieren läßt; sie schadet endlich viertens dadurch, daß sie unvermeidlich zahlreiche Enttäuschungen, Verfeindungen und Streitigkeiten zur Folge hat. Die Hauptsache aber ist, wie gesagt, daß sie die eigentliche Ursache der Bodenzersplitterung nicht fortschafft.

3. Und welches ist diese Ursache? Es ist vor Allem, wie schon angedeutet, die Beschränkung der natürlichen Testamentsfreiheit durch die Pflichttheilsrechte der Kinder, besonders durch die hohen Pflichttheile des

Code civil, ſowie durch die Beſtimmung, daß jedes Kind ſeinen Antheil an den Mobilien und Immobilien in Natur verlangen kann. Man gebe dem Vater die Freiheit, das Vermögen unter den Kindern zu theilen, wie ihm gut ſcheint; man führe alſo ein, was in England und in den Vereinigten Staaten gilt — und eine geſundere Vertheilung des Grundbeſitzes wird ſich mit der Zeit von ſelbſt anbahnen. So iſt z. B. unter der Herrſchaft der Teſtamentsfreiheit folgendes Teſtament eines Familienvaters möglich:

„Zu meinen Erben ſetze ich ein meine fünf Kinder: Anna, Joſeph, Karl, Maria und Eliſabeth. Sie ſollen nicht bloß das von mir herrührende Vermögen erben, ſondern auch das Vermögen meiner vor drei Jahren verſtorbenen Frau, welches dieſelbe, da wir in Gütergemeinſchaft lebten, mir vollſtändig hinterlaſſen hat.

„Dieß Vermögen, welches hauptſächlich in meinem Hauſe zu Prüm und den dazu gehörigen Ländereien beſteht, veranſchlage ich zum Werth von etwa 50 000 Mark. Falls aber nach meinem Tode eine gerichtliche Verſteigerung vorgenommen würde, käme vorausſichtlich kaum mehr als 30—40 000 Mark heraus. Ich will alſo, daß eine ſolche Verſteigerung nicht geſchehe, auch nicht im Intereſſe meiner zwei jüngſten, noch minderjährigen Kinder.

„Ebenſo wenig will ich, daß eine Realtheilung vorgenommen werde. Denn bei einer Zertheilung des Grundbeſitzes in fünf Theile wird eine erſprießliche Bewirthſchaftung desſelben nicht mehr geſchehen können, und namentlich iſt eine derartige Zertheilung des Wohnhauſes unmöglich.

„Demnach verordne ich wie folgt: Mein geſammtes Vermögen, Mobilien wie Immobilien, Aktiva und Paſſiva, fällt meinem Sohne Joſeph zu, mit Ausnahme jener weiter unten zu beſtimmenden Erbtheile der übrigen Kinder. Ich treffe dieſe Beſtimmung, weil Joſeph ſich gut auf die Verwaltung verſteht, dieſelbe unter meiner Aufſicht ſchon längere Zeit geführt und durch ſeine Sorgſamkeit viel zur Aufbeſſerung des Gutes beigetragen hat. Mein Sohn Karl, welcher Kaplan in M. iſt, und meine drei Töchter, von denen zwei noch minderjährig ſind, könnten ſich weniger gut mit einer Vermögensverwaltung befaſſen. Es iſt ihnen alſo beſſer, daß ſie ihren Antheil in einer feſten, abgerundeten Summe, bezw. Anna in anderer Weiſe, erhalten.

„Was alſo Anna betrifft, ſo iſt ſie in der Gemeinde Kirchheim verheirathet. In eben dieſer Gemeinde beſitze ich Wieſen zum Werthe von etwa 5000 Mark. Dieſelben ſind wegen ihrer weiten Entfernung für

mein Beſitzthum in Prüm weniger von Intereſſe, würden dagegen für das Beſitzthum meines Schwiegerſohnes A. in Kirchheim recht gelegen ſein. Ich beſtimme alſo, daß Anna dieſe Wieſen erhält und außerdem eine hypothekariſche Forderung von 2000 Mark an meinen Sohn Joſeph und deſſen Beſitzthum in Prüm.

„Mein Sohn Karl erhält als ſeinen Erbtheil in ähnlicher Weiſe eine hypothekariſche Forderung von 6000 Mark. Ich veranſchlage nämlich die Mehrkoſten ſeiner Ausbildung zu etwa 1000 Mark. Daher ſetze ich ſeinen Erbtheil um ſo viel geringer an, als den ſeiner Geſchwiſter.

„Meine Tochter Maria, die an Herrn X. in Y. verheirathet iſt, erhält als Erbtheil die hypothekariſche Forderung von 7000 Mark, jedoch mit der Beſtimmung, daß dieſe Forderung, ſo lange meine Tochter lebt, unkündbar iſt und von Joſeph mit 5 % verzinst werden muß. Ich will meine Tochter durch dieſe Beſtimmung ſicherſtellen, daß ſie nicht in Noth geräth, falls die Geſchäfte ihres Mannes einmal ſchlecht gehen ſollten.

„Meine jüngſte Tochter Eliſabeth iſt ſtets leidend und wird daher weniger als die übrigen Kinder für ihr Fortkommen ſorgen können. Ihr vermache ich deßhalb als Erbtheil die Summe von 8000 Mark, gleichfalls als hypothekariſche Forderung an dem Beſitzthum in Prüm. Daneben bitte ich meinen Sohn Joſeph, daß er ihr ſtets einen liebevollen und angenehmen Aufenthalt und Unterhalt im elterlichen Hauſe gewähre, etwa derart, daß er ihr jährlich 200 Mark an Zinſen auf jene 8000 Mark zahlt, und daß der übrige Betrag der Zinſen für ihren Unterhalt aufgerechnet wird. Doch iſt dieß nur eine Bitte, und ſollen beide Kinder ihr volles freies Verfügungsrecht über das Ihrige behalten.

„Sodann beſtimme ich, daß folgende Meſſen für meine Seelenruhe geleſen und folgende beſondere Legate ausgezahlt werden, beides auf Koſten meines Sohnes Joſeph. . . .“

4. Aehnliche Teſtamente, wie ſie ſich nach den Umſtänden des einzelnen Falles verſchieden geſtalten und ſchwerlich von jemand anders beſſer als vom Vater den Verhältniſſen entſprechend geordnet werden, müſſen nicht unweſentlich das Zunehmen der Bodenzerſplitterung hemmen, oft ſogar die beſtehende Zerſplitterung beſeitigen. Eine Härte liegt in denſelben nicht. Die Bevorzugung Joſephs in dem vorgelegten Beiſpiele iſt durchaus motivirt durch ſeine Thätigkeit zum Nutzen der ganzen Familie, ſowohl vor dem Tode als nach dem Tode des Vaters; die Bevorzugung der jüngſten Tochter iſt ebenſo begründet durch ihre ſchwache Geſundheit. Zudem iſt denn doch der Vater ſchließlich Herr ſeines Ver-

mögens und darf es, wenn auch nicht willkürlich, so doch in der Weise vertheilen, wie er es zum Gesammtwohl der Familie, deren Haupt er ist, für ersprießlich erachtet. Endlich fahren die übrigen nachgebornen Geschwister nicht schlechter, als sie bei einer Realtheilung oder Versteigerung fahren würden; denn schwerlich würde alsdann jedes einzelne mehr als den Durchschnitt von 7000 Mark erhalten. Sie hätten obendrein das Widerwärtige der gerichtlichen Verhandlungen durchzumachen und entbehrten der Freude, ihr angestammtes elterliches Haus der Familie erhalten zu sehen, und in demselben ihrer Jugenderinnerung noch oft zu gedenken.

Unter der Herrschaft des Code civil dagegen sind derartige Testamente, praktisch genommen, unmöglich. Sie könnten von mehreren der Kinder wegen Verletzung des Pflichttheils angefochten werden; oder der Vater müßte doch fürchten, daß eine solche Anfechtung erfolge, und er thut daher gegenwärtig oft besser, gar kein Testament aufzusetzen, um allen Prozessen vorzubeugen. Ist er dagegen von den Fesseln der Pflichttheile befreit oder sind diese sehr niedrig gegriffen, dann hat er für die Rechtsbeständigkeit seines Testamentes nicht zu fürchten, vorausgesetzt, daß er nur die äußeren Formalitäten einhält.

Vielleicht wird man entgegnen: Wie viele Väter sind es, die ihr Testament in so umsichtiger Weise zu machen verstehen? Wir erwiedern: Man gebe der Bevölkerung größere Testamentsfreiheit, und die Befähigung, gute Testamente zu errichten, wird sich ausbilden.

5. Demnach wäre es unsere unmaßgebliche Meinung, das bevorstehende neue Civilgesetzbuch für ganz Deutschland möge in wohlverstandenem Interesse der Familie größere Testirfreiheit einführen, annähernd den Bestimmungen, wie sie in England und Amerika herrschen, und wie sie im alten Rom ihren Ausdruck fanden in dem Satze der 12 Tafeln: „Uti legassit super pecunia tutelave suae rei, ita jus esto“ (Wie er [der Vater] seine Sachen geregelt hat hinsichtlich des Vermögens und der Vormundschaft, so soll es Recht sein). Denn obschon dieses ältere römische Recht für den Fall, daß kein Testament gemacht war, die Kinder als die selbstverständlichen Erben des Vaters betrachtete (vgl. auch die Stelle aus dem Römerbrief des hl. Paulus: „Sind wir aber Söhne, dann sind wir auch Erben“), so gehört doch die Beschränkung des freien väterlichen Verfügungsrechtes erst der spätern, mehr bureaukratischen Zeit an, und ist der Code civil mit seinen noch weiter gehenden Beschränkungen ein Kind der französischen Revolution.

Für die Beseitigung des letztern mit seinen exorbitanten Pflichttheilsrechten sprechen außerdem seine anderweitigen schädlichen Folgen, welche wir früher beleuchtet haben[1], und hier nochmals kurz andeuten möchten.

Zunächst wird die natürliche Auctorität durch dasselbe gebrochen. Jede Autorität bedarf einer Sanction, welche derselben Nachdruck verleiht. Für kleinere Kinder ist es die Ruthe. Aber wie kann der Vater seiner Auctorität Achtung verschaffen, wenn die Kinder 16, 18, 20 Jahre alt sind? Der Code civil hat ihn bei Lebzeiten zu drei Viertel seines Vermögens expropriirt! Die Kinder wissen, daß er ihnen ihren Antheil am Vermögen hinterlassen muß. In England und Amerika kann der Vater einem ungerathenen Sohn mit Enterbung drohen, und der bloße Gedanke an eine solche Gewalt schützt von vornherein die väterliche Autorität bei den Kindern. Nach französischem Recht ist der Vater seinen heranwachsenden Kindern gegenüber wehrlos.

Zweitens: Da der Landmann an seinem ererbten Besitzthum hängt und es nicht gern versteigert oder zerstückelt sieht; da der Code civil ihm dessen Erhaltung unmöglich macht, sobald mehr als ein oder zwei Kinder vorhanden sind: so wird es in der Ehe — das zeigt die Erfahrung in Frankreich — meist bei dieser Zahl sein Bewenden haben. Die Folge ist, daß, wie eben in Frankreich, die Bevölkerung kaum wächst oder gar abnimmt; die noch schlimmere Folge aber, daß die geringe Zahl der Kinder sehr häufig durch Verbrechen erreicht wird, und daß folgeweise die Eheleute sich dauernd von der Kirche entfremden. Unter der Herrschaft der Testamentsfreiheit oder des Erstgeburtsrechtes zeigt sich erfahrungsgemäß ein weit größerer Kindersegen.

Endlich möchten wir drittens auf den, wie uns scheint, revolutionären Charakter des französischen Erbrechts hinweisen. Es scheint uns revolutionär, weil es von Napoleon I. eingeführt ward in der ausgesprochenen Absicht, die alten aristokratischen Geschlechter zu stürzen[2]; es scheint uns revolutionär, weil fast in jeder Generation mit dem Verkaufe des väterlichen Hauses die Familientraditionen verschwinden; weil es der Bevölkerung aufgedrängt ward, die wohl nirgends eine so weitgehende Zwangstheilung, sondern entweder Erstgeburtsrecht oder Testamentsfreiheit oder doch Pflichttheile von geringerer Höhe kannte; es scheint uns endlich vor Allem revolutionär, weil es die Familie revolutionirt,

[1] Vgl. diese Zeitschrift, Jahrg. 1877, Bd. XIII. S. 164 ff. 367 ff.

[2] Diese Zeitschrift, Bd. XIII. S. 165.

indem es die väterliche Autorität lähmt und der Familie wenigstens nach Einer Seite hin statt des monarchischen ein demokratisch-republikanisches Gepräge aufdrückt. Die bloße Zulassung von Enterbungsgründen, wie sie das römische Recht, und in sehr beschränkter Weise auch das französische Recht kennt, vermag in dieser Hinsicht das volle freie Verfügungsrecht des Vaters nicht zu ersetzen, weil es oft schwer und weitläufig ist, das Vorhandensein solcher Gründe gerichtlich zu erhärten, und weil dieselben unmöglich auf alle Fälle eines schlechten Betragens sich erstrecken können. Allerdings geben wir zu, daß eine gewisse Beschränkung des Enterbungsrechtes zugelassen werden kann, um mögliche Mißbräuche und Ungerechtigkeiten zu verhüten.

Durch den Code civil wird daher eines der edelsten Rechte und eine der heiligsten Pflichten des Vaters zerstört, das Recht, für die Zukunft der Kinder durch ein wohlüberlegtes Testament Vorsorge zu treffen. „Derselbe Mann," sagt ein französischer Schriftsteller, „dem wir bis zur letzten Stunde das Recht zusprechen, sein Gut zu veräußern, zu vertauschen, selbst zu vernichten, ist nicht frei, über dasselbe durch Testament zu verfügen. Sobald er Kinder hat, testirt das Gesetz für ihn und übernimmt es, sein Vermögen zu gleichen Theilen zu vertheilen, eine beschränkte Quote ausgenommen, über welche es ihm wie aus Gnade das Verfügungsrecht zugesteht. Dieses Gesetz, welches von einer blinden Vorliebe für Gleichheit dictirt ist, erscheint als beständiges Attentat gegen die persönliche Freiheit und die väterliche Gewalt. Es gestattet dem Familienhaupte nicht, den Sohn zu enterben, der ihn beleidigt oder entehrt hat; es schafft zum Vortheil eines jeden Kindes ein angeborenes und erworbenes Recht auf das Vermögen seines noch lebenden Vaters. Es drückt den Vater in die Stellung eines Nutznießers herab, der unter der Aufsicht seiner eigenen Familie steht; es zwingt ihn, sein Vermögen betrügerisch umzusetzen, wenn er über dasselbe nach seinem Willen und in Gemäßheit des Naturrechts verfügen will. Es ist ein Gesetz, welches vom Standpunkte der Moral aus verurtheilt ist." [1]

6. Wenn nun das bevorstehende Civilgesetzbuch für Deutschland selbstverständlich auch das Erbrecht zu normiren hat, so drängt sich die Frage auf: Nach welchen leitenden Gedanken wird überhaupt das Erbrecht eines Volkes am richtigsten geregelt? Wir möchten glauben: durch möglichst engen Anschluß an die Grundsätze des natürlichen Rechts und der Billig-

[1] About, le Progrès. 1864. p. 295.

keit. Denn alles Recht ist von Gott eingeführt zum Wohle der Menschen; die gerechteste Socialordnung wird daher auch die zweckmäßigste sein.

Hinsichtlich der Beerbung muß zunächst das testamentarische und das Intestat-Erbrecht unterschieden werden. Für das testamentarische Erbrecht scheint der Gesetzgeber als obersten Grundsatz aufstellen zu müssen: möglichste Freiheit des Testamentes im Interesse der Familie, wo eine solche besteht, eine Freiheit, welche nur aus dringenden Gründen und soweit, wie diese Gründe tragen, beschränkt werden darf. Das verlangt die natürliche Billigkeit. Denn auch derjenige, welcher der Ansicht huldigt, das Recht, ein Testament zu errichten, sei erst durch die positive Gesetzgebung geschaffen, muß zugestehen, daß der Gesetzgeber an erster Stelle den Eigenthümer, nicht aber den Staat, als denjenigen hinstellen soll, welcher über das Schicksal des Vermögens nach dem Tode des Eigenthümers zu entscheiden hat. Das Gegentheil wäre Staatssocialismus, und eines solchen Staatssocialismus macht sich unseres Erachtens der Code civil schuldig, indem er seine übermäßigen Pflichttheilsrechte aufstellt.

Noch mehr aber muß die Freiheit des Testamentes geachtet werden, wenn man der Ansicht folgt, daß Testamente schon vor der Entstehung von Staaten, und somit ohne deren positive Genehmigung zu Recht bestehen — eine Ansicht, welche wir für die einzig richtige halten. Sie ergibt sich unseres Erachtens von selbst aus dem ganzen juristischen Proceß der Staatenbildung, wie wir ihn an anderer Stelle klarzulegen suchten [1]. Es müssen nämlich gewisse Rechte schon entschieden als vorhanden angenommen werden, ehe der erste Staat sich gebildet hat; z. B. die Rechtsverhältnisse der Eheleute, der Eltern und Kinder und das Eigenthumsrecht. Diese Rechte beruhen also unmittelbar auf dem Naturrecht und nicht auf staatlicher Verleihung. Zu ihnen aber müssen wir ganz gewiß auch das Recht des Eigenthümers zählen, von Todes wegen über sein Eigenthum zu verfügen, d. h. zu bestimmen, wie es mit seinem Nachlaß gehalten werden soll. Ein solches Verfügungsrecht ist eben Bedürfniß schon vor der Existenz des Staates, da ohne dieselbe die schlimmsten Unordnungen eintreten würden.

Der einzige Einwand von Bedeutung, welcher sich hiergegen vorbringen läßt, beruht auf der unrichtigen Voraussetzung, das Testament sei nach Maßgabe zweiseitiger Rechtsgeschäfte, d. h. nach Maßgabe der

[1] Vgl. des Verfassers Schrift: Kirche und Staat (Freiburg, Herder, 1883), S. 51—61.

Verträge, zu beurtheilen. Wäre das der Fall, dann müßte man freilich sagen: ein solches Rechtsgeschäft kann ohne positive Sanction eines Gesetzgebers nicht zu Stande kommen. Denn nach der bloßen Natur der Sache müssen bei jedem Vertrage beide Theile gleichzeitig consentiren; dieß wäre aber unmöglich beim Testament, da der Erblasser schon gestorben ist, wenn der Erbe den Nachlaß antritt.

Eine solche Behandlung des Testamentes nach dem Muster der Verträge ist jedoch eine unrichtige. Das Testament hat vielmehr seine eigene Natur, welche den einseitigen gesetzgeberischen Acten weit näher steht, als den zweiseitigen Rechtsgeschäften. Wir müssen die testamentarische Beerbung auffassen nicht als ein zweiseitiges Rechtsgeschäft, sondern als eine Combination zweier einseitiger Rechtsgeschäfte: der Testamentserrichtung (welche durch den Tod des Erblassers ihre definitive Geltung erhält), und des Antritts der Erbschaft durch den Erben (welche diesen in den Besitz der ihm eröffneten Erbschaft setzt). Ein gleichzeitiger Consens der beiden Betheiligten ist also nicht erforderlich. Demnach steht nichts im Wege, wir werden vielmehr durch die Natur der Verhältnisse dahin geführt, schon auf Grund des bloßen Naturrechts ein testamentarisches Erbrecht, d. h. die Befugniß des Eigenthümers anzuerkennen, kraft welcher er über seinen Nachlaß frei eine rechtsbeständige Verfügung zu treffen im Stande ist.

Diese Ansicht ist in der katholischen Wissenschaft auch stets die herrschende gewesen. Lessius[1] nennt sie schlechthin eine „allgemeine Ansicht der Lehrer beider Rechte" (communis sententia doctorum utriusque juris); unter den Neuern beschränkt Gury[2] sich darauf, sie nur „die allgemeinere und wahrscheinlichere" (communiorem et probabiliorem) zu nennen; und in der That, aus den Rechtslehrern der letzten Jahrhunderte lassen sich einige Gegner anführen[3]; allein den Zweifelsgrund, welchen Gury anführt, daß nach der Ansicht der Gegner von einem Verstorbenen kein Eigenthum übertragen werden könne, glauben wir im Obigen hinlänglich beseitigt zu haben. Der hl. Alphons von Liguori sagt im Anschluß an Busenbaum einfachhin: „Alle Menschen haben die freie Befugniß, über ihre Güter zu testiren, wenn nicht das natürliche oder positive Recht es ihnen verwehrt. Nach Naturrecht aber können nicht

[1] Lessius, De just. et jure, l. II. cap. 19. dub. 3.

[2] Gury, Comp. theol. mor. t. I. n. 816.

[3] Z. B. Wiestner in Decretal. l. III. tit. 26. n. 3. n. 8. 9. — Schmalzgrueber in Decretal. l. III. tit. 26. n. 3—9. — Zallinger, Instit. jur. nat. l. I. § 120. — Walter, Naturrecht, § 189. 191.

teſtiren: Kinder, Wahnſinnige u. ſ. w.“ [1] Und wenn der Wortlaut dieſer Stelle etwa noch einen Zweifel über die Meinung des heiligen Kirchenlehrers zurückließe, ſo würde derſelbe hinlänglich beſeitigt durch andere Stellen, in denen er den naturrechtlichen Urſprung bei Teſtamenten in ganz ähnlicher Weiſe, wie bei Verträgen, als ſelbſtverſtändlich vorausſetzt [2]. Allerdings behaupten vielfach die Moraliſten, und zwar mit Recht, daß der Staat die natürliche Teſtirfreiheit beſchränken könne, indem er ihre Ausübung im Intereſſe der Rechtsfreiheit an gewiſſe Förmlichkeiten (z. B. ſchriftliche Abfaſſung) binde, indem er durch Pflichttheilsbeſtimmungen aus Gründen des öffentlichen Wohles ſie ſchmälere, oder zur Strafe für ein Verbrechen dieſelbe wohl gänzlich entziehe. Aber die Vollmacht des Staates zu derartigen Beſchränkungen leiten ſie nicht daraus her, daß derſelbe die einzige Quelle des teſtamentariſchen Erbrechts ſei; das natürliche Teſtirrecht pflegt vielmehr bei den Vertheidigern und Gegnern ſolcher Schranken als ſelbſtverſtändlich feſtzuſtehen und die ganze Meinungsverſchiedenheit dreht ſich nur um die Frage, ob der Staat in jenen Fällen bloß das Klagerecht dem teſtamentariſchen Erben verſagen, oder das Teſtament ſelbſt für in ſich nichtig erklären könne oder wolle. Mitunter erkennen die Auctoren bei dieſer Gelegenheit die natürliche Gültigkeit der Teſtamente unverfälſcht an; ſo Lugo [3], Suarez [4], Reuter [5], Gury [6], Molina [7]. Letzterer ſagt an einer Stelle ausdrücklich: „Sobald Privateigenthum ſich gebildet hat, iſt es (was immer auch Einige dagegen vorgebracht haben) ein Satz des jus gentium und ſogar des Naturrechts, daß ein Jeder durch letztwillige Erklärung über ſein Vermögen verfügen könne.“ [8]

7. Aus der naturrechtlichen Gültigkeit der Teſtamente folgt nun unweigerlich, daß der menſchliche Geſetzgeber die Teſtamentsfreiheit unangetaſtet laſſen muß, ſoweit nicht Gründe des öffentlichen Wohles ihm die Befugniß ertheilen, dieſelbe zu beſchränken, ähnlich wie derartige Gründe ihn unter Umſtänden zu anderen Eingriffen in das Privateigenthum (z. B. durch Expropriation) berechtigen.

---

[1] Liguori, Theol. mor. l. III. n. 942.

[2] Liguori l. c. n. 929. 711. [3] Lugo, Disp. 23. n. 76. 78.

[4] Suarez, De legibus l. V. cap. 32. n. 7.

[5] Reuter, Tom. III. n. 278.

[6] Gury l. c. n. 826, q. 6. 7; n. 817, q. 4.

[7] Molina, Tr. 2. disp. 81. n. 16. 24.

[8] Molina l. c. disp. 124. n. 12. — Vgl. auch Lehmkuhl, Theol. mor. vol. I. n. 1141 sqq.; ebenſo die Erörterung von P. Th. Meyer Bd. III (1872) S. 516 ff. dieſer Zeitſchrift.

Können nun derartige Gründe die Beschränkung der Testamentsfreiheit fordern?

Diese Beschränkung kann nach einer doppelten Richtung hin erfolgen, einmal, indem der Vater gezwungen wird, eine annähernd gleiche Vertheilung vorzunehmen, zweitens aber, indem eines der Kinder eine Bevorzugung erfährt, z. B. dadurch, daß der angestammte Grundbesitz ungetheilt ihm zufällt. Jenes erstere System möchten wir Zwangstheilung, das andere Zwangsnichttheilung nennen.

Fordern also zunächst Gründe des öffentlichen Wohles, daß der Staat durch Zwangstheilung in das Privatverfügungsrecht eingreife, etwa wie der Code civil es gethan hat? Wir glauben, dieß im Großen und Ganzen verneinen zu sollen. Beim Code civil waren es jedenfalls nicht Gründe des öffentlichen Wohles, sondern eingestandenermaßen, wie gesagt, egoistische dynastische Interessen Napoleons, welche seine Einführung bewirkten.

Soll denn also der Vater eines der Kinder vor den übrigen bevorzugen? Das sagen wir durchaus nicht. Wir behaupten nur: es ist seine, des Vaters Sache, und nicht Sache des Staates, zu entscheiden, wie er sein Eigenthum vertheilen will.

Aber haben nicht die Kinder ein Recht, ihn zu beerben? Wir erwiedern: ein naturrechtliches, gegen den Willen des Vaters erzwingbares Erbrecht der Kinder besteht nicht, sondern höchstens ein Erb-Anrecht. Ein striktes Recht würde auch im Widerspruch stehen mit dem oben erwähnten naturrechtlichen Verfügungsrecht des Vaters. Allerdings ist das Verfügungsrecht insofern beschränkt, als der Vater als Haupt einer bestehenden Familie dieser gegenüber nicht bloß Pietäts-, sondern auch Rechtspflichten hat. Aber er kann frei verfügen in Wahrnehmung seiner Sorge für das wahre Wohl der Gesammtfamilie wie der Kinder.

Aber fordert nicht wenigstens die Billigkeit, daß der Vater seine Kinder zu gleichen Theilen bedenke? Wir erwiedern: Mitunter mag die Billigkeit es fordern; mitunter aber fordert sie sogar das Gegentheil, z. B. im Fall, daß ein Kind beständig krank ist. Jedenfalls ist es Sache des Vaters, hierüber zu entscheiden; er kann ja die Verhältnisse des einzelnen Falles viel sachgemäßer berücksichtigen, als die Schablone einer staatlichen Zwangstheilung es zu thun vermag.

Aber wie, wenn der Vater in ganz unbilliger Weise ein Kind zurücksetzt? Wir erwiedern: Dann handelt er sehr lieblos und verkehrt. Aber vereinzelte Fälle derartiger Verkehrtheit berechtigen den Staat

nicht, sämmtliche Familienväter in ihrem freien Verfügungsrecht zu beschränken.

Immerhin aber hätten wir weniger dagegen einzuwenden, wenn eine geringe Beschränkung durch sehr niedrig gegriffene Pflichttheilsrechte verfügt würde. Größere Pflichttheilsrechte scheinen uns vom öffentlichen Wohl nicht bloß nicht gefordert zu werden, sondern demselben sogar zu widersprechen. Und könnten nicht die geringeren Pflichttheilsrechte zweckmäßiger ersetzt werden durch ein Alimentationsrecht, welches über den Tod des Vaters hinaus für Fälle der Bedürftigkeit ziemlich freigebig eingeräumt würde?

8. Die entgegengesetzte Beschränkung der natürlichen Testamentsfreiheit wäre die Aufstellung einer Zwangsnichttheilung, also etwa ein gesetzliches Erstgeburtsrecht, oder eine Bestimmung, welche den Vater zwar nöthigte, den Grundbesitz ungetheilt zu lassen, ihm aber die Wahl ließe, auf welches Kind er denselben vererbte.

Auch durch eine solche Zwangsnichttheilung darf die Testamentsfreiheit nicht eingedämmt werden, es sei denn, daß ebenso Gründe des öffentlichen Wohles sie forderten. Wir sind aber der Ansicht, daß eine solche Forderung des öffentlichen Wohles hier weit eher eintreten kann, als zu Gunsten der Zwangstheilung, und es wäre möglich, daß der Bodenzersplitterung auf dem Lande für die Dauer nicht genügend entgegengewirkt würde durch bloße Abschaffung des Code civil und ähnlicher unnatürlicher Zwangsbestimmungen. Ob das der Fall ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Wäre es der Fall, so müßte weiter entschieden werden, ob der Grundbesitz dem Erstgebornen oder einem vom Vater zu wählenden Kinde zufallen sollte. Zu Gunsten des väterlichen Wahlrechtes spräche der Umstand, daß dieselbe einen geringern Eingriff in die natürliche Testamentsfreiheit enthält und die väterliche Auctorität mehr schont, als ein gesetzliches Erstgeburtsrecht. Anderseits ließe sich dagegen für ein gesetzliches Erstgeburtsrecht eine natürliche Billigkeit geltend machen. Denn sobald der Grundstock des Familiengutes einheitlich fortgesetzt werden soll, hat derjenige das erste Anrecht, Träger desselben zu werden, welcher durch seine Geburt zuerst in die Familie eintrat. Gegen das Erstgeburtsrecht spricht der Umstand, daß der Erstgeborene, welcher von klein auf seine demnächstige gesicherte Stellung kennt, weniger für sein späteres Fortkommen und somit für seine Ausbildung besorgt ist. Für dasselbe und gegen das Wahlrecht spricht aber wiederum, daß letzteres viel eher Stoff zu Mißgunst und Verfeindung bietet.

Eine Unbilligkeit in derartigen Erstgeburtsrechten zu erblicken, scheint uns einigen Beigeschmack jener Ideen von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zu haben, die seit 1789 im Schwange sind. Denn falls man es für unbillig erklärt, einen Sohn zu bevorzugen, weil er, wenn auch von denselben Eltern, so doch früher geboren ist als die übrigen, was wollte man alsdann noch den Communisten entgegenhalten, die es für Unrecht erklären, daß ein Nachkomme Adams reicher ist, als der andere, weil er von einem reicheren Vater geboren ward? Wir geben zu: vollständige Gleichheit beider Fälle ist allerdings nicht vorhanden. Aber das Princip ist im Grunde dasselbe.

Derartige Unbilligkeitsvorurtheile gegen das Erstgeburtsrecht (welches, nebenbei gesagt, von Gott selbst für den Alten Bund bestimmt wurde) scheinen uns mehr anerzogene, als in der Natur begründete Anschauungen darzustellen. Sie herrschen eben dort, wo man unter dem Code civil aufgewachsen ist. Anderswo denkt und fühlt man anders über die Bevorzugung des Erstgebornen.

In einer Gesellschaft zu Paris kam einst die Rede auf diese Frage, und Le Play bat den anwesenden englischen Gesandten, alle nachgeborenen Söhne englischer Familien zu sich einzuladen, um sie abstimmen zu lassen, welchem Erbrechtssystem sie den Vorzug gäben, der französischen Zwangstheilung oder der englischen Testamentsfreiheit, welche thatsächlich meist zu einer Bevorzugung des Erstgebornen wird.

Es geschah, und alle ohne Ausnahme erklärten sich für das System des Britenreiches. Sie waren sich wohl bewußt, daß sie als jüngere Söhne einer soliden, angesehenen Familie auf eine bessere Erziehung und eine günstigere sociale Stellung hatten rechnen können, als wenn die Zwangstheilung schon in früheren Geschlechtern alle Traditionen über den Haufen geworfen, alles Familiengut zersprengt hätte.

Aehnliche Anschauungen wie in England herrschen im westphälischen Adel [1]. Als durch die französische Herrschaft seine Familienfideicommisse aufgehoben wurden, konnte diese Maßregel praktisch nicht durchdringen; offenbar, weil die jüngeren Söhne sich nicht zu Werkzeugen des Revolutionsgesetzes machen wollten. Zwei Fälle ähnlicher Art aus neuerer Zeit sind uns bekannt. In dem einen verschmähten es die nachgeborenen Kinder,

[1] Auch für ungetheilten Familien-Grundbesitz überhaupt, speciell Erhaltung der Bauerngüter ist eine von dem Abg. Freiherrn von Schorlemer-Alst ausgehende, sehr beachtenswerthe Bewegung thätig. Wir können dieser Bewegung nur das erfolgreichste Wirken wünschen.

sich gegen das väterliche Testament auch nur auf die geringeren Pflichttheilsbestimmungen des römischen Rechts zu berufen, und in dem andern hielt man an der alten Familientradition der Erstgeburt fest, obgleich weder ein Testament noch ein Fideicommiß hierzu nöthigte. Aehnliches bezeugt uns Moreau d'Audoy für Portugal. „Seit einigen Jahren," so schreibt er, „hat man, um die Aristokratie zu vernichten, Portugal dem System der Zwangstheilung unterworfen. Von einer glaubwürdigen Person, welche lange dort gewohnt hat, erfahre ich, daß gerade die jüngeren Söhne es sind, welche sich am bittersten über diese Aenderung in der Gesetzgebung beklagt haben." [1] Freilich wird, wo Majorat herrscht, der älteste pecuniär bevorzugt; aber er ist auch dafür mehr an die Scholle gebunden und muß die Familie repräsentiren; die jüngeren dagegen können ihren Beruf viel freier wählen. Als gleichfalls in Paris bei einer andern Gelegenheit die Rede auf die Aussichten der Nachgeborenen in England kam, erhob sich ein englischer Admiral, ein Riese von Gestalt, und erklärte, nachdem er die Uebrigen hatte ausreden lassen, mit der ganzen Ruhe eines Briten: „Ich bin der älteste unter neun Brüdern; ich habe das ganze väterliche Besitzthum geerbt, und meine acht Brüder sind reicher als ich." Dann setzte er sich wieder.

9. Die Testamentsfreiheit des Vaters, überhaupt des Eigenthümers, soweit nicht erwiesenermaßen Gründe des öffentlichen Wohls eine Abweichung von derselben fordern, scheint uns demnach die Regelung des testamentarischen Erbrechtes beherrschen zu müssen.

Wie steht es aber beim Intestat-Erbrecht, mit anderen Worten: wie soll es gehalten werden, wenn der Eigenthümer ohne Testament stirbt? Hier, so scheint uns, soll der Gesetzgeber sich möglichst dem präsumtiven Willen des Erblassers anschließen. Ist es also im Lande die vorherrschende Sitte, daß der Vater sein Vermögen zu gleichen Theilen vergabt, so ist es das Entsprechendste, daß der Gesetzgeber ebenso eine Intestatbeerbung zu gleichen Theilen anordne. Pflegen umgekehrt die Eigenthümer ihren Grundbesitz dem Erstgebornen zu hinterlassen, so wird ein gesetzliches Erstgeburtsrecht für die Intestat-Erbfolge das Richtigere sein; so jedoch, daß die Nachgeborenen eine Abfindung erhalten, wie sie der Natur der Verhältnisse entspricht.

Die Regelung des Intestat-Erbrechts ist übrigens von geringerer Tragweite, als die Achtung vor der Freiheit des Testaments; denn diese

[1] Moreau d'Audoy, Le testament, p. 51.

ermöglicht es stets dem Vater, als Gesetzgeber von Gottes Gnaden seinen Nachlaß zu regeln, wie er es für das Wohl seiner Kinder für gerathen hält.

„Das Testament," erklärt Troplong, einer der ersten Juristen Frankreichs, „das Testament ist der Triumph der Freiheit im bürgerlichen Recht. Das Testament ist in der That vollständig an das Loos der bürgerlichen Freiheit geknüpft; es ist eingeengt und angefeindet, wenn es der bürgerlichen Freiheit nicht wohl ergeht; es ist geachtet, wenn die bürgerliche Freiheit in der menschlichen Gesellschaft jene Stelle einnimmt, welche ihr gebührt. Da das Eigenthum die rechtmäßige Eroberung der Freiheit des Menschen gegenüber der Materie, und das Testament der stärkste Ausdruck der Freiheit des Eigenthümers ist, so folgt, daß im Staate das Testament genau soviel gilt als die bürgerliche Freiheit. Die Geschichte beweist, daß, so oft die bürgerliche Freiheit unterdrückt oder in Frage gestellt wird, auch das Eigenthum und folgeweise das Testament tyrannischen Combinationen zum Opfer fällt ... Ein Volk ist nicht frei, wenn es nicht das Recht hat zu testiren, und die Freiheit des Testamentes ist einer der stärksten Beweise für die bürgerliche Freiheit." [1]

Möge das neue deutsche Civilgesetzbuch diese Freiheit achten!

L. v. Hammerstein S. J.

Blumen in Kunst und Natur.

I.

Jahr um Jahr kleidet sich die Erde mit frischem Schmuck und belebt ihre Fluren mit neuen Blüthen. Im dunkeln Schatten der Wälder drängen sich die Kinder des Frühlings am Rande heller Bäche, und selbst auf lichten Höhen, wo die einsamen Gemsen weiden, steigt der Wohlgeruch auf zum Himmel. Schon Salomon schildert im Hohenliede den Einfluß, den ein solcher Blumenflor auf die Herzen der Menschen übt; denn er ruft seiner Braut zu:

[1] Troplong, Traité des donations entre vifs et des testaments. 4 vol. (1865). préface p. II.

„Erhebe dich, eile, meine Freundin, meine Taube, meine Liebe, und komm'; denn bereits ging der Winter vorüber, gewichen und verschwunden ist der Regen. Blüthen sind erschienen in unseren Gefilden, nahe ist die Zeit des Rebenschnittes, die Stimme der Turteltaube wird gehört in unserm Lande. Der Feigenbaum hat seine Knospen getrieben, blühende Weingärten hauchen ihren Duft aus."

Nicht einmal die ernsten Aegypter vermochten dem Reize der Blumen zu widerstehen. Oft endeten sie die wuchtige Kraft ihrer gewaltigen Säulenstämme in den Formen einer leicht geschwungenen Lotosblume, die bald halb geschlossen bleibt, bald schon weit geöffnet ist. Seitdem behaupteten die Blumen ihren Platz beim Kapitäl. Die Stile wechselten, mit ihnen änderte sich die Art und die Form der Blätter und Blumen, aber keiner verzichtete auf sie. Wie die meisten Pflanzen und Zweige in Blüthen enden, so schlossen auch die Säulen mit irgend einem Pflanzengebilde, in denen ihre Function ausklang.

Bei keinem Feste durften von Alters her die Blumen fehlen. Die Opfer der Tempel, die fröhlichen Tänzer und die Gäste, welche man ehrte, Brautleute und Sieger trugen ihre Kränze. Griechenland pries die Glyceria, welche solche Kränze in besonders kunstreicher Weise zu winden verstand, wie es seine Dichter lobte, welche ihre geistvollen Gedanken in anmuthige Verse verflochten. Einer der trefflichsten Maler, der Sikyonier Pausanias, malte die Blumenwinderin, zwischen ihren Blumen sitzend und von Kränzen umgeben. Noch Lucullus kaufte später zu Athen eine Copie dieses Bildes für zwei Talente (etwa 10 000 Mark).

Die Kirche hat von Anfang an die Blumen geliebt und gepflegt. Sie legte dieselben auf die Gräber ihrer Martyrer und hängte Kränze auf an den Säulen und rings um die Altäre. Noch heute freut sich der Besucher der leichten Blumengewinde, mit denen die Hand der ersten christlichen Maler die Kammern und Kapellen der Katakomben heimisch machte. Als die christliche Kunst ihre volle Entwicklung genoß, da streute sie überall Blumen aus. Die ganze Pflanzenwelt weihte sie dem Dienste des Höchsten. Wein, Weizen und Oel, die feinsten und reinsten Früchte dienen ihr bei Spendung ihrer höchsten Sacramente. In den weiten Räumen eines jeden alten Domes fand der Blick Blumen und Blätter an den Portalen, an den Kapitälen und in allen Gesimsen im Innern und Aeußern des Baues, der hoch oben bei der Spitze des Thurmhelmes in einer Kreuzblume endete. Dem Zeichen der Erlösung sang die Kirche die begeisterten Worte entgegen:

Treues Kreuz, vor allen Bäumen
Hocherlaucht und ausgesucht,
Keiner in des Waldes Räumen
Trägt solch' Blüthe, Laub und Frucht!

In vielen alten Portalen sieht man einen Weinstock und Oelzweige als Sinnbilder des Herrn, den Gott zum Könige des Christenvolkes gesalbt hat. Um den Halbkreis des nördlichen Portales der Trierer Liebfrauenkirche, deren Grundriß die Formen einer Rose nachahmt, wölben sich vier Hohlkehlen, in denen viererlei Blätter und Blumen ausgemeißelt sind, die zu Maria in Beziehung stehen: Marienthränen, Marienkraut, Mariendistel und Mutterkraut.

Fast keiner französischen Kathedrale fehlt eine gewaltige Fensterrose, deren bunte Verglasung die Farbenpracht des reichsten Blumenstraußes in den Schatten stellt. In den Gewölben stiegen Ranken auf zum Schlußsteine, der oftmals mit einer Blüthenkrone umwunden ist. Die Gewänder der Priester waren mit Pflanzenmustern belebt und mit Stickereien besetzt, in denen Blumen emporrankten. Hirtenstäbe, Kreuze, Kelche und Reliquiare, die Scepter der Könige und ihre Kronen, Alles entlieh der Pflanzenwelt Form und Schmuck. Sowohl in den großen Folianten, welche vor den Chorstühlen der Canoniker auf Pulten lagen, als auch in den niedlichen Büchern, deren sich die vornehmen Laien bedienten, fand man die zierlichsten Blumen in den Initialen. Ihr farbiges Rankenwerk hebt sich vom Goldgrunde ab, die Ausläufer aber füllen die Ränder der Seiten und lehren die Elfenbeinfarbe der fein geglätteten Pergamentblätter schätzen. Wer beschreibt die Schätze der Burgundischen Bibliothek zu Brüssel, die, von Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen gesammelt, schon im 15. Jahrhundert wegen der Schönheit und Pracht ihrer malerisch ausgestatteten Handschriften berühmt war? Ihre herrlichsten Bücher waren für kirchliche Zwecke bestimmt. „Sie bestechen und erfreuen das Auge durch ihre wohlgewählten, kostbaren Farben, durch die saubere Zeichnung, durch die genaue, naturalistische Ausführung von Blumen, Früchten, Perlen und ähnlichen Randverzierungen.“ [1]

Die schönste Perle der burgundischen Kunstblüthe ist das Brevier, welches Cardinal Grimani († 1525) für den damals ungeheuren Preis von 500 Goldgulden ankaufte und der Republik Venedig vermachte. Es umschließt über hundert große Bilder zwischen unzähligen kleineren. Alle sind geschmückt mit den reichsten Randverzierungen, die meist aus Blumen

[1] Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. 2. Aufl. Bd. VIII. S. 282.

bestehen, welche oft von Muscheln, Schmetterlingen und Edelsteinen begleitet sind.

Noch heute findet man fast in allen Archiven und Sacristeien der alten und berühmten Kirchen ähnliche Bücher. Mit ihnen stritten um den Preis die Tafelmalereien, welche auf den Altären standen, noch heute allgemeine Bewunderung erregen und durch Feinheit der Ausführung unsere Maler beschämen. Viele jener Schildereien verdanken den Blumen einen großen Theil ihrer Schönheit. Sie scheinen alle Herrlichkeit des Frühlings des verlornen Paradiesesgartens schildern zu wollen. Ihre Heiligen stehen auf reichen Blumenteppichen, immer wieder erscheint die hl. Dorothea mit ihrem Blumenkörbchen, die hl. Agnes mit ihrem Kranze, die Mutter Gottes bietet dem göttlichen Kinde Blüthen oder Früchte, und den Hintergrund bildet eine sonnige Landschaft, in der reiche Brunnen und durchsichtige Gewässer die üppigen Wiesen tränken und nichts an die Vergänglichkeit dieser Erde erinnert, weil kein Blatt fällt, keine Blume welkt und kein dürrer Ast zu finden ist. Selbst Raphael, dessen Pinsel der Schönheit des Menschen gewidmet war, verschmähte die Blumen nicht. In seinen prachtvollen Decorationsmalereien wies er ihnen eine bedeutende Rolle zu, und eine seiner Madonnen wird bis heute „die schöne Gärtnerin" genannt.

II.

Jan Breughel († 1625) war einer der ersten, welcher den Blumen eine selbständige Stellung zuwies, indem er ihnen auf vielen seiner Bilder bedeutende Größe gab und sie zur Hauptsache machte. In Cardinal Friedrich Borromeo, dem Neffen und Nachfolger des hl. Karl auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mailand, hatte er einen hohen Gönner gewonnen, und Rubens malte ihm in eines seiner Blumenstücke eine Madonna.

Ein Bild, das Breughel in Antwerpen ausgestellt hatte, begeisterte einen jungen Mann, der eben aus Holland kam und einen Meister suchte, unter dessen Leitung er sich in der Kunst ausbilden könne. Kaum hatte er das Gemälde gesehen, so rief er aus: „Wer auch immer der Maler sein mag, der dieß vollendete, er soll mein Lehrer sein!" Es war Seghers. Wie leicht ist man geneigt, Blumenmalerei als eine leichte Beschäftigung anzusehen, die sich kaum zieme für ernste Männer! Und doch war der junge Seghers eine tiefernste Seele. Sein Talent hatte sich durch fleißige Arbeit bald so entwickelt, daß Ehre, Ruhm und auch Gold

für ihn in sicherer Aussicht standen; denn damals fehlte den Antwerpener Künstlern keine Art der Anerkennung, weil Fürsten und Könige sie mit Schätzen und Gunstbezeugungen überschütteten. Seghers verzichtete auf Alles und ging in's Kloster. Während des Noviziates ruhte sein Pinsel eine Zeitlang; aber die Gesellschaft Jesu, in die er eingetreten war, wirkte damals mit all der Kraft und Begeisterung, welche Gott den Orden in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens zu verleihen pflegt. Wie in Italien, so unterhielt sie auch in den Niederlanden einen regen Verkehr mit den besten Baumeistern, Malern und Bildhauern der Zeit. So fand das Talent des neuen Bruders einen günstigen Boden und eine Ausbildung, wie er sie sonst schwerlich gefunden hätte. Die Oberen sandten ihn nach Rom, und der General Mutius Vitelleschi empfahl ihn durch den berühmten Cardinal Ludovisi dem besten Maler, der damals in der ewigen Stadt zu finden war, dem Domenichino, welcher zu jener Zeit die Höhe seines Ruhmes erreicht hatte. So entstand jenes Bild, das heute im Louvre zu Paris hängt, dessen Figuren von Domenichino's Hand stammen und von Kränzen umgeben sind, die Seghers gemalt.

Loir Mongazon, aus dessen trefflichem Buche[1] über Blumen und Blumenmalerei der Stoff zu dieser kleinen Skizze größtentheils entnommen ist, macht die richtige Bemerkung: „Blumen sind auch auf der Leinwand nicht stumm. Die durch Seghers gemalten erzählen von der liebenswürdigen Ruhe der Einsamkeit, worin ihr Meister lebte. Immer beherrscht Sanftmuth die Harmonie, welche aus den Abstufungen seiner Sträuße und Gewinde hervorgeht. Seine Blumen strahlen nicht wie diejenigen des Breughel, sprudeln nicht über von Leben, sondern sind von einem friedlichen Lichte umleuchtet, und lassen den zarten Saft, der ihre Adern erfüllt, in gemessener Stille hinströmen. Die Musik, welche Seghers mit ihren Farben und Formen bildet, tönt zart, friedlich, ja etwas träumerisch. Er hat die Blumen gleichsam auf der Harfe besungen, während Breughel sich der Lyra bediente, die alten flandrischen Meister aber die Hirtenflöte benutzten."

Den Bildern entsprach sein Leben, und so passen jene Worte auf ihn, die sich auf einem Grabe zu Florenz befinden:

Ut columba vixit, et decessit ut flos.

„Er lebte gleich einer Taube und schied wie eine Blume."

[1] Fleurs et peintures de fleurs. Paris, Librairie académique Didier. 1885.

Blumen sind die einzigen Wesen der unvernünftigen Natur, die auch im Tode anziehend bleiben. Leise hinwelkend neigen sie ihr müdes Haupt, geräuschlos sinkt Blatt um Blatt hin, und die zierlichen Samenkörner fallen in die Erde, um nach kurzem Winterschlaf im nahenden Frühling zu frischem Leben aufzuerstehen.

III.

Wie der Wellenschlag des weiten Meeres auch die fernsten Ufer trifft, so bleiben die großen Ereignisse der Geschichte des Menschengeschlechts nicht ohne Einfluß auf die unvernünftige Natur. Die Entdeckung Amerika's eröffnete für die ganze Erde eine neue Periode. Holland zog den größten Vortheil aus den Ländern, welche von den kühnen Seefahrern der iberischen Halbinsel erschlossen waren. Sein Handel nahm einen ungeheuren Aufschwung. Die Schätze der fernsten Reiche sammelten sich in seinen Städten. Besaß zu Salomons Zeit das Silber keinen Werth in Jerusalem wegen der Masse von Gold, die dort zusammenfloß, so schien in Holland das Gold seinen Preis verloren zu haben, um den Tulpen den Vorrang zu geben. Sie erschienen zuerst im botanischen Garten zu Leyden und errangen bald ein solches Ansehen, daß eine Zwiebel der bessern Sorte 4000—5000 Gulden kostete. Ein Liebhaber gab für eine Tulpe Wagen, Pferde und all ihr Geschirr hin. Ein anderer schenkte seiner Tochter eine Tulpe als Heirathsgut; ja im Jahre 1636 wurden zu Alkmaar vier Zwiebeln der Semper Augustus zu 43 000 Gulden, das ist nach unserer Währung zu 72 000 Mark verkauft. Reiche Kaufleute und Beamte, die sich in fremden Welttheilen ein Vermögen erworben hatten, legten vor den Thoren der holländischen Städte Gärten an, in denen solche Tulpen in Mitte seltener ausländischer Gewächse und einheimischer, durch die sorgsamste Pflege veredelter Pflanzen prangten. Das Dorf Blumendael bei Harlem war weltberühmt wegen der Schönheit seiner Gärten. Man erzählte, der Wohlgeruch seiner Blumen sei so groß gewesen, daß die Seefahrer sich an ihm erfreuten, wenn sie, aus fernen Gegenden heimkehrend, der Küste näher kamen.

Wie nahe lag es, die vergängliche Schönheit der zarten Kinder der Flora festhalten zu wollen! Die Maler mußten sich in den Dienst der Mode begeben und ihren Pinsel üben, um mit ängstlichster Treue Umrisse und Farbenwechsel berühmter Blumen darzustellen. Jan de Heem († 1674) errang die Palme. Aber seine Landsleute waren doch zu realistisch, um sich mit Blumen zu begnügen. Die Blüthen mußten neben

sehr prosaischen Dingen Platz nehmen, welche den Holländern jener Zeit fast ebenso wichtig schienen. De Heem zeigt in seinen Bildern oft einen Tisch. Auf dem kostbaren Teppich liegen saftige Melonen, von der Sonne durchglühte Weintrauben, sammetschalige Pflaumen, und neben ihnen stehen Schüsseln mit Rauchfleisch und frischem Käse. Hinter all diesen Eßwaaren erhebt sich eine kostbare Vase, aus der Blumen ihre Kelche herabneigen, während andere Pflanzen und Blüthen über den Tisch verstreut sind und die übrigen Gegenstände zum Theile verdecken. Offenbar steht der Maler in Mitte einer Umgebung, welche Dinge verlangt, die ihren Sinnen, dem Auge, dem Gefühl und dem Geschmack zusagen. Dementsprechend verdanken auch seine Blumen ihren Reiz nicht der poetischen Auffassung, nicht dem Geiste und Tiefsinn des Künstlers, sondern ihrer eigenen Natur, ihrem kräftigen Wuchse und ihrem gesunden Aussehen, die mit hoher Kunstfertigkeit wiedergegeben sind.

Eine kleine Geschichte zeigt klar, mit welchem Fleiße die Blumenmaler jener Zeit sich ihrer Aufgabe widmeten. Maria van Oosterwicht, eine Schülerin des de Heem, wurde von Wilhelm van der Aelst, der ebenfalls seinen Pinsel den Pflanzen gewidmet hatte, um ihre Hand gebeten. Sie aber wollte, wie man damals sagte, „der Göttin Flora treu bleiben" und gab ihrem Bewerber den Bescheid, er dürfe nur dann auf ein Jawort hoffen, wenn er ein ganzes Jahr lang Tag um Tag fleißig Blumen gemalt habe. Indessen ging der junge Mann nach damaliger Künstlersitte viel in's Wirthshaus und versäumte somit manchen Arbeitstag. Aus der Heirath wurde nichts und Oosterwicht malte ungestört weiter. Die Könige Wilhelm III. von England und August I. von Polen verlangten Bilder von ihr, Kaiser Leopold sandte ihr sein Portrait und das seiner Gemahlin in Diamanten gefaßt, Ludwig XIV. aber schrieb mit eigener Hand, um eine ihrer Malereien zu erbitten. Auch die Blumen beugten sich unter die Herrschaft dieses ehrgeizigen Fürsten, der die ganze Welt in Aufregung hielt und seinen Plänen dienstbar machte.

IV.

Alle Vortheile und Nachtheile, welche die Renaissance gezeitigt hatte, sammelten sich in Ludwig XIV. zu einem letzten und großartigen Gesammtergebniß, das in mehr als einer Hinsicht an die untergehende Sonne erinnert. Poesie und Prosa, Architektur und Malerei, Plastik und Gartenkunst blühten an den Stufen seines Thrones.

Schon die italienischen Fürsten der Frührenaissance hatten Gärten

angelegt, in denen die Natur sich nach der ordnenden Hand des Menschen zu richten hatte. Wenige Pflanzenformen behielten ihre natürliche Gestalt, Bäume, Sträucher und Blumen wurden künstlich zu Säulen und Gebäuden, zu Sockeln, Statuen, Thieren und Teppichmustern zugestutzt. Quellen und Bäche erhielten eine neue Richtung, um in classischen Gartenanlagen zu entspringen, welche denen gleichen sollten, worin Sallust, Plinius und andere berühmte Männer der alten Zeit gewandelt. Noch im 18. Jahrhundert fand man in den Gärten der Villa Aldobrandini Grotten, in denen Statuen von Centauren und Faunen durch künstliche Leitung von Wasser und Luft Waldhörnern und Flöten Töne entlockten. Ja der ganze Parnaß war dargestellt, und wenn der Wind stärker blies, dann hörte man Apollo's Lyra ertönen und alle Musen begleiteten ihn mit ihren Instrumenten. Die Zeitgenossen bewunderten solche Künsteleien und hatten genug guten Willen, um eine solche Musik schön zu finden.

Le Nôtre entwickelte die Gartenkunst weiter. Er baute Mauern aus Büschen, die er so hoch aufwachsen ließ, daß die Spaziergänger vor dem Winde geschützt waren, den Sonnenstrahlen aber der Weg zu den Blumenbeeten nicht verlegt wurde. Wenn „der große König" an's Fenster trat, dann sah er weite Alleen, die sich nach allen Seiten verzweigten, und Blumen, die sich gleich Soldaten hinter einander stellten, zu kleinen Hügelreihen ordneten und durch kreisförmige oder gewundene Muster sein Auge zu erfreuen suchten. Da standen Gräser und Pflanzen und Sträucher und Bäume aller Art wie fügsame Unterthanen eines sorgfältig regierten Staatswesens, in dem alle es sich zur Ehre anrechnen, den königlichen Willen als Richtschnur ihrer Gedanken und Handlungen anzusehen. Einfache Regeln in großem Maßstabe durchgeführt, der Geist einer Ordnung, deren Seele im Cabinet eines Mannes gefunden werden sollte, das war das Ideal für Alles, selbst für die Blumenbeete. Freiheit hätte die Pflanzen aus der Schablone herauswachsen lassen. Was sich nicht innerhalb der vorgezeichneten Linien hielt, ward unbarmherzig als unordentlich hinweggeschnitten.

Selbst die königliche Allgewalt vermochte es nicht, den Blumen dauerndes Leben zu geben. Darum mußte sich auch hier ein Maler finden, der sie in den Salons zu beständiger Schönheit erhob. Auf allen Gebieten war Ludwig XIV. so glücklich, Männer anzutreffen, welche seinem Geschmacke zu dienen und denselben künstlerisch zu verwerthen verstanden. Die Blumen, welche Monnoyer ihm malte, waren keine einfachen Kinder des Landes, sie stammten aus vornehmen Gärten und

waren von königlichen Beamten großgezogen. Darum glichen sie den Hofdamen, welche in heller Seide mit langen Schleppkleidern durch die glänzenden Säle der königlichen Schlösser einhergingen, um ihre Schönheit und Anmuth bewundern zu lassen. Monnoyer's Blumen fesselten durch ihren Stil selbst den Geist eines Bossuet und vermochten Racine zu begeistern. Die Blumenliebhaberei war so verbreitet, daß der gefeierte Condé während seiner Gefangenschaft zu Vincennes sich ein Vergnügen daraus machte, Nelken zu pflegen. Alle geistreichen Leute von Frankreich geriethen in Entzücken, als Fräulein von Scudery die Blumen besang, die ihr Heros gepflanzt hatte, und auf die Mauer seines Gefängnisses die Verse schrieb:

Schaust du die Nelken hier, von jener Hand bethaut,
Die oft mit kühnem Schlag entschied das Loos der Schlacht,
Bedenk', daß auch Apoll die Mauern einst gebaut,
Und staune nicht, wenn Mars einmal den Gärtner macht.

Immer feiner wurden die Blüthen, immer leichter glitt der Pinsel der französischen Blumenmaler über die Leinwand hin. Die Farben wurden immer mehr abgetönt. Rosa, Hellblau und das zarteste Grün vereinten sich mit Weiß und Gold. Freilich bleiben die weichen Gestalten in den ätherischen Gewinden allerliebst, aber solche Blumen wachsen nur in den Gärten der Feen. Nie wurden sie von irdischem Thau benetzt, nie von unserer Luft berührt oder von den Sonnenstrahlen gekräftigt.

Die Goldschmiede ahmten solche verklärten Blumengestalten nach, und trotzdem freuten sie sich, jene Sage zu wiederholen, die sich in alten Büchern gefunden hatte, welche erzählten: An den Ufern des Rothen Meeres arbeiteten die trefflichsten Goldschmiede für die Königin von Saba. Dieselbe beauftragte die Geschicktesten, die feinsten Blumen aus Gold, Edelsteinen und farbigem Schmelzwerk anzufertigen. Dann wand sie einen Strauß aus ihren Goldblumen und flocht ächte Blüthen zwischen die künstlichen ein. So bot sie ihre Arbeit dem weisen Salomon an, damit er die Wirkungen der Natur von den Werken der Kunst unterscheide. Der König ließ eine Biene fliegen und diese wandte ihren Flug geradeswegs auf die armen Kinder der Fluren und verschmähte die höchste Kunstfertigkeit des glücklichen Arabiens.

V.

In Holland war das Mikroskop erfunden und man arbeitete eifrig an dessen Vervollkommnung. Es zeigte den Bau und das innere Leben

der Pflanze, führte zu tieferem Erfassen ihres Wesens und mußte somit auch die Blumenmaler aus den phantasiereichen Höhen des Olymps auf diese prosaische Erde zurückführen.

Viele reich illustrirten Pflanzenbücher, die damals herausgegeben wurden, erleichterten ihre Aufgabe. Aber auch jetzt wollten die Holländer die Blumen doch noch durch Contraste hervorgehoben sehen. So ist ein Bild des Abraham Mignon († 1679) im Amsterdamer Museum äußerst bezeichnend für die Richtung, welche in den Niederlanden herrschte, und für den Gegensatz, in den sie sich zur französischen Hofmode setzte.

Eine Vase bildet den Mittelpunkt des Gemäldes. Neben ihr befindet sich eine Falle, die eben von einer großen schwarzen Katze umgestoßen wurde. Die Maus entflieht, die Katze wirft im Sprunge die Vase um. Tulpen, Lilien und Rosen, Anemonen und Mohnblüthen stürzen auf den Boden und liegen im Wasser. Der Kater erschrickt über das Unheil, welches er anrichtete, und die Kritiker rühmen, das Wasser sei so natürlich gemalt, daß man zurückweiche, um nicht von den fallenden Tropfen bespritzt zu werden.

Freilich huldigt ein solches Bild einem zu deutlich ausgesprochenen Realismus. Nichtsdestoweniger ist es zu bedauern, daß die französische Mode in Holland die Herrschaft eroberte und einer so volksthümlichen Darstellungsart den Boden unter den Füßen wegzog, indem sie den Nationalcharakter abschwächte. Jan van Huysum malte „Arkadien", Landschaften, die sich mehr oder weniger treu an italienische Naturstudien anschlossen, und in denen Götter und Göttinnen zwischen antiken Ruinen erscheinen. Zuweilen, wenn sich der Meister an die älteren Maler seines Landes erinnert, treten Wäscherinnen oder Pferdeknechte an die Stelle der Olympier. Oft malte er Blumensträuße in kostbaren Vasen und dabei eine Menge eiligst gesammelter Blüthen, die noch in scheinbarer Unordnung herumliegen und einer geübten Hand warten, die sie zum Kranze verbinde. Das feinste Licht spielt um seine Gebilde, und mit wunderbarer Kunst zeigt er die perlenden Thautropfen, welche auf den sammetartigen Geweben spielen und von den Blättern eingesogen werden.

In Rachel Ruisch endete die Reihe berühmter Blumenmaler der letzten Jahrhunderte. Sieben Jahre arbeitete sie, um ein Bild zu vollenden, das sie einer ihrer Töchter als Heirathsgut schenkte.

Wie reich sind die Schätze, welche die Hand des Schöpfers in die Natur niederlegte! Wo immer der Mensch sich mit liebevollem Studium in die Werke Gottes versenkt, da öffnet sich ihm ein Abgrund der Weis-

heit und eine nie versiegende Quelle der reinsten Schönheit. Ein Jahrtausend lang haben Zeichner und Maler die Blumen beobachtet, jedes Jahrhundert bot ihnen neue Seiten, andere Reize. Mit Recht wies der Herr seine Apostel hin auf die Lilien des Feldes, ja auf die unscheinbarsten Blumen, die unser Fuß als Unkraut zertritt. Jede Pflanze birgt mehr Schönheit, als Salomon besessen hat in all seiner Pracht. Der Sänger des Hohenliedes hatte Recht, als er seine Braut, das schönste der Menschenkinder, welches seine Phantasie auf Erden fand, mit den herrlichsten Blumen des gelobten Landes verglich. Die Kirche sieht in der Braut das Vorbild der allerseligsten Jungfrau und begrüßt sie als Rose, welche im Garten Gottes aufwächst, und als Lilie, die zwischen den Dornen ihr Haupt emporhebt und in ungetrübter Reinheit glänzt. Blumen und Früchte sind die lieblichsten Gaben der Natur. In ihnen sammelt sich die Schönheit der Erde, wie das menschliche Auge die unsterbliche Seele wiederspiegelt und wie die glänzenden Sterne von den Geheimnissen des Himmels reden.

St. Beissel S. J.

Die ersten Päpste der Renaissance[1].

„Der Gegenstand dieses Buches ist uns immer besonders interessant erschienen", so schrieb Macaulay, als er vor 46 Jahren die Papstgeschichte Ranke's dem englischen Publikum vorführte. „Wie es kam, daß der Protestantismus so viel und doch nicht mehr gethan hat; wie es kam, daß die Kirche von Rom einen großen Theil von Europa verlor und dann nicht nur zu verlieren aufhörte, sondern thatsächlich fast die Hälfte von dem wiedergewann, was sie verloren hatte: das ist gewiß eine höchst merkwürdige und gewichtige Frage.

„Es gibt und gab auf dieser Erde nie ein Werk menschlicher (?) Politik, das so sehr aufmerksame Prüfung verdient, als die römisch-katholische Kirche. Die Geschichte dieser Kirche verbindet die zwei großen

[1] Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance bis zur Wahl Pius' II. Von Dr. Ludwig Pastor. Freiburg, Herder, 1886.

Zeitalter menschlicher Civilisation. Keine andere Institution ist stehen geblieben, welche den Geist auf die Zeit zurücklenkt, wo noch Opferrauch vom Pantheon sich erhob, Giraffen und Tiger durch das Flavische Amphitheater sprangen. Die stolzesten Königshäuser sind nur von gestern, wenn man sie mit dem Stammbaum der römischen Päpste vergleicht. Diesen Stammbaum verfolgen wir in ununterbrochener Reihe von dem Papste, welcher Napoleon im neunzehnten Jahrhundert krönte, bis zu dem Papste, der Pipin im achten krönte; und das erhabene Fürstengeschlecht erstreckt sich weit zurück über Pipin, bis es sich im Zwielicht der Legende (?) verliert. Die Republik Venedig kam ihm an Alter am nächsten. Doch die Republik Venedig war, mit dem Papstthum verglichen, modern, und die Republik Venedig ist verschwunden, und das Papstthum ist noch da. Das Papstthum ist noch da, nicht in Trümmern, keine bloße Antiquität, sondern voll von Leben und Jugendkraft. Noch sendet die katholische Kirche bis an die Grenzen der Erde ebenso eifrige Glaubensboten, als jene, welche mit Augustin in Kent landeten, und noch trotzt sie feindlichen Königen mit demselben Geiste, mit welchem sie Attila getrotzt. Die Zahl ihrer Kinder ist größer, als in irgend einer früheren Zeit. Ihre Erwerbungen in der neuen Welt haben mehr denn aufgewogen, was sie in der alten verloren. Ihre geistliche Macht erstreckt sich über die weiten Länder, welche zwischen den Ebenen des Missouri und Kap Horn liegen und welche nach einem Jahrhundert wohl ebenso viel Einwohner haben mögen, als jetzt Europa zählt. Die Mitglieder ihrer Gemeinschaft sind sicher nicht weniger als 150 Millionen; und es wird sich schwerlich nachweisen lassen, daß alle anderen christlichen Bekenntnisse zusammen auf 120 Millionen kommen. Wir bemerken auch nicht ein einziges Anzeichen, welches bedeutete, daß das Ende ihrer langen Herrschaft herannahte."

Weder Macaulay noch Ranke haben sich die große Frage beantwortet, welche die imposante geschichtliche Erscheinung der katholischen Kirche an den denkenden Geist richtet, das große Räthsel, zu dem sie der Protestantismus durch seinen Abfall gemacht hat. Ein Fortschritt ist indeß zu bemerken. Das Papstthum ist für Ranke nicht mehr der Antichrist, nicht mehr die Verkörperung alles Bösen, wozu es die Reformatoren im ersten Zorne der Apostasie gestempelt hatten: es ist bei ihm wenigstens eine großartige politische Macht menschlichen Ursprungs, die, wenn auch auf Trug und Herrschsucht beruhend, doch manches Gute gestiftet hat. Macaulay räumt ihm unter den großen civilisatorischen Mächten unver-

kennbar die erste Stelle ein. Die seitherige protestantische Geschichtsforschung ist in der Würdigung des Papstthums noch weiter gekommen. Sie hat sich mit nicht geringer Vorliebe der Renaissance zugewandt, d. h. den merkwürdigen Beziehungen, durch welche das Papstthum die antike Cultur einigermaßen mit der Wissenschaft, Kunst und Bildung der modernen Welt verkettet. Wie einst Winckelmann, Lessing, Göthe, Herder, Wilhelm v. Humboldt, so hat fast die gesammte neuere Kunstgeschichte und ebenso die Literatur- und Culturgeschichte gleichsam widerwillig ihre Romfahrt gemacht, und wir haben vor Kurzem das seltsame Schauspiel erlebt, daß deutsche Protestanten die heutigen Italiener beschworen, doch nicht das historische Rom, die merkwürdigste Bildungsstätte Europa's, in frevelhafter Neuerungssucht völlig zu zerstören. Die Renaissance, der italienische Humanismus, der päpstliche Mäcenat üben auf den modernen Geist einen ähnlichen Reiz aus, wie die Kunstblüthe des Alterthums, dessen christianisirter Wiederschein sie sind. Wo indeß in diesem glänzenden Culturgemälde der eigentliche, wesentliche Charakter des Papstthums sich geltend macht, seine Lehrweise und Herrschergewalt, seine übernatürliche Sendung und Autorität, da weicht leider auch heute noch die protestantische Forschung gemeiniglich scheu zurück, hält inne und verstummt, oder erneuert, im Widerspruch mit sich selbst, Klagen, Vorwürfe und Proteste, welche von nichts weniger als von Geistesfreiheit zeugen, wohl aber von der Macht des Vorurtheils, das selbst handgreifliche Beweise nicht zu zerstreuen vermögen. Das Große und Gute, das die Renaissance bietet, wird dann auf Rechnung des immer fortschreitenden Menschengeistes geschrieben, alles Schlechte und Aergerliche, das in ihrem Gefolge sich zeigte, dem Papstthum angehängt, alle heilsamen Wirkungen, die sie ausübte, als ein Vorspiel der deutschen Reformation behandelt, der großartige Mäcenat der Päpste gegen diese selbst gekehrt, und für die Zukunft eine neue Renaissance in Aussicht gestellt, welche, unter erneutem Protest gegen das Papstthum, ein freies, willkürliches Christenthum mit den Elementen antiker Bildung verbinden soll.

An diesem kritischen Punkte, wo die protestantische Forschung gemeiniglich vom Wege der Objectivität abbiegt und sich zu willkürlicher Auffassung verleiten läßt, knüpft der erste Band der hier vorliegenden Papstgeschichte an, um von der heitern, farbenschimmernden, beweglichen Spiegelfläche der Renaissancezeit tiefer in deren bewegende Ursachen zu dringen und all die vielverschlungenen Fäden zu verfolgen, durch welche ihr Culturleben wie ihr politisches und kirchliches Leben mit dem Papst-

thum zusammenhängt. Anstatt mit den Kirchenhistorikern die Zeit von ihrem religiösen und dogmatischen Einheitspunkt aus zu betrachten, stellt er sich mit den neueren Profanhistorikern der Renaissance an die Peripherie der äußern Erscheinung, sammelt, prüft und vereinigt alle Ergebnisse ihrer Forschung, und dringt da weiter vor, wo der Protestantismus seinem Bekenner kein weiteres Vordringen mehr gestattet. Das weitschichtige Material, das schon Voigt, Burckhardt, Gregorovius, Geiger, Reumont u. a. zur Zeichnung dieser Periode verwandt, erscheint hier nicht nur vereinigt, neu gesichtet und geprüft, nach mancher Hinsicht vertieft, sondern auch wesentlich bereichert und erweitert durch ausgiebigere Zuziehung der kirchengeschichtlichen und kirchenpolitischen Momente, immer fleißige Berührung aller neueren Specialschriften und Monographien über die Renaissancezeit nach all deren mannigfaltigen Beziehungen hin und endlich durch die ausgiebigste archivalische Quellenforschung und Kritik. Ein sorgfältiges Verzeichniß und eine Unzahl sehr gedrängter Anmerkungen bekundet die umfassende Literaturkenntniß, den Fleiß und die Sorgfalt des Historikers; ein anderes Verzeichniß weist nicht weniger als 106 Archive und Handschriftensammlungen auf, welche er benützte, darunter besonders die Archive und Bibliotheken von Florenz, Mailand, Paris, Rom, Siena, Venedig, Wien, aber auch kleinere Sammlungen von Gnesen und Zeitz, bis hinab nach Neapel; ein Anhang endlich theilt 86 ungedruckte Aktenstücke und archivalische Notizen mit. In der Behandlung des umfangreichen Materials ist Pastor seinem Lehrer Janssen gefolgt. Die Darstellung ist meistens eine aus den Quellen selbst zusammengesetzte Mosaik, der treueste Reflex derselben — die Gruppirung ungesucht aus dem Stoff selbst erwachsen. Von der Schwärmerei, welcher manche Historiker der Renaissance anheimgefallen sind, hält er sich ebenso fern, als von der Abneigung und Scheu, welche sich vielfach auch in katholischen Kreisen dawider geltend gemacht hat. Er erzählt, wie sie war, und da stellt sich denn von selbst heraus, daß sie weder den Höhepunkt christlicher Bildung noch auch einen Schiffbruch christlicher Gesittung, weder einen Himmel idealer Cultur, noch auch einen Abgrund der schrecklichsten Verweltlichung und Paganisirung bedeutet, daß sie vielmehr wie andere kirchengeschichtliche Epochen ihre Lichter und ihre Schatten hat, daß die Lichtseiten auf's Engste mit dem Walten und Wirken des Papstthums zusammenhängen, die Schattenseiten dagegen meist in schroffer Opposition zu ihm stehen und nur selten den Glanz seiner erhabenen Mission umdunkeln, und daß auch dann noch gilt, was der hl. Leo gesagt hat: cujus etiam dignitas in

indigno haerede non deficit. Vorübergehende Schwächen umdüstern wohl einzelne der Papstgestalten dieser Zeit, aber ihre Würde und Sendung bleibt davon unberührt, und während das Papstthum mit seinem großartigen Mäcenat an die Spitze der literarischen und künstlerischen Bildung tritt, verläugnet es in seiner officiellen Amtswaltung keinen Augenblick die hohen Ideale, die wesentlichen Ziele, zu deren socialer Verwirklichung es berufen ist.

Womit eigentlich die Geschichte der Renaissance zu beginnen, ist schwer zu sagen. Gleich bei ihrem ersten Auftreten hat die Kirche die griechisch-römische Bildung der damaligen Welt in ihren Dienst genommen. Die Sprache der Römer ward Kirchensprache, die lateinische und griechische Literatur das hauptsächliche, untergeordnete Bildungsmittel ihrer ersten Väter und Lehrer, das weltliche Profanwissen des untergehenden Römerreichs ein Theil des Bildungsschatzes, welchen sie den germanischen und slavischen Nationen übermittelte. Die ganze abendländische Bildung ruht auf einer friedlichen Verschmelzung älterer römisch-griechischer Bildungselemente mit dem Nationaleigenthum der sich sondernden Völker unter dem sittigenden und heiligenden Einfluß der Kirche und ihrer Institutionen. Wohl war die altclassische Bildung im Römerreich schon tief gesunken, als die Kirche aus den Katakomben hervortrat, wohl hat sie sich in den gewaltigen Umwälzungen der folgenden Jahrhunderte noch mehr umdunkelt, wohl machten sich in der Kirche selbst Regungen bemerklich, welche mit der altclassischen Bildung völlig brechen und die Bibel und die religiöse Literatur einfach auch als formelles Bildungsmittel an die Stelle der Classiker setzen wollten; doch diese Richtung, durch die Kirchenväter selbst widerlegt, gelangte nicht zum Siege, der christliche Humanismus eines Basilius und Augustin blieb die Norm der kirchlichen Schule, nur ward bei der Entwicklung der kirchlichen Philosophie und Theologie das Interesse für die schöne Form immer mehr von jenem für den wissenschaftlichen Gehalt zurückgedrängt, während die Literatur und die schönen Künste sich mehr auf eigenthümlich-nationaler Grundlage entwickelten. Die Renaissance — wenn man die Pflege der antiken Geistesbildung so nennen will — starb indeß nicht aus, sie begleitete, vielfach anregend, die Entfaltung der Volksliteraturen, der Künste und der christlichen Wissenschaft. Als letztere in den großen Scholastikern ihren wesentlichen Ausbau erlangt hatte, fand sich auch der große Dichter, der die schöne Form in durchaus humanistischem Geiste zur Verherrlichung des tiefen Ideengehaltes heranzog. Dante steht an der Wende einer neuen Zeit. In seinem Lehrer Virgil

stellt er die altclassische Bildung als fast gleichberechtigt neben die großen Weisen christlicher Lehre hin. In seiner Schrift De Monarchia erneuert er die Träume des altrömischen Kaiserthums. Obwohl noch durch und durch kirchlich, religiös und theologisch, verkörpert er als Laie schon eine neue Epoche, in welcher nicht mehr der Clerus das gesammte Geistesleben beherrscht, sondern das Profanwissen und die Kunst durch Laien eine vielseitige und mannigfaltige Pflege erhält. In Dante ist indeß der Humanismus noch auf's Innigste mit der Scholastik verschmolzen. Mit Recht beginnt Pastor deßhalb seine Darstellung mit Petrarca und Boccaccio, in welchen der Humanismus sich deutlicher und entschiedener als selbständige Richtung zeigt und zugleich die doppelte Bahn einschlägt, welche dem folgenden Zeitabschnitt ihre Signatur aufdrücken sollte: die des ächten, christlichen — und jene des falschen, heidnischen Humanismus.

Weder in Petrarca noch in Boccaccio löst sich die literarische Bildung völlig von der Kirche ab. Beide leben und sterben in derselben, unterwerfen sich ihrer Autorität, verehren diese als die höchste der christlichen Gesellschaft. Doch schon in Petrarca hat der Poet und Literat den Philosophen und Theologen, die Liebe zur schönen Form das Werthschätzen des Gedankens, die Verehrung des classischen Alterthums die specifisch christlichen und nationalen Bildungselemente bedeutend zurückgedrängt, zum Theil überwuchert. Bei Boccaccio tritt dann eine zwar nicht principiell, aber doch praktisch heidnische Lebensrichtung hinzu. Unbändige Lebenslust und Genußsucht, zügellose Erotik, ein epikuräisches Wesen drängt alle ernstere Bildung zurück, erst in seinen älteren Jahren wendet sich der geistreiche Novellist wieder einem gemäßigtern Humanismus zu. Seine Reue kommt indeß zu spät. Eine ganze Reihe talentvoller Schriftsteller entwickelt die bedenkliche Saat weiter, die er ausgestreut. Valla, Beccadelli und Poggio erheben seine Lebensrichtung zum System. Sie wendet sich offen gegen die in den Ordensgelübden verkörperte christliche Vollkommenheit und predigt ungescheut die Emancipation des Fleisches. All ihrer Verirrungen ungeachtet scheiden jedoch auch diese kraß heidnischen Humanisten nicht aus der Kirche aus. Der Glaube bewahrt sie vor dem Aeußersten, führt manche von ihnen wieder auf bessere Wege. Dem sinnlich genußsüchtigen Treiben gegenüber entfalten Schaaren von Heiligen und Seligen in Leben, Wort und Schrift die vollste Kraft der christlichen Ideale. Zwischen den schroffen Gegensätzen des ausschweifendsten Lebensgenusses und der heldenmüthigsten Weltentsagung, heidnischer Vergötterung der Staatsgewalt und strengster Kirchlichkeit, maßloser Verehrung der

Antike und nüchternster Pflege der scholastischen Wissenschaft entwickelt sich, auf christlicher Grundlage, ein edler, gemäßigter Humanismus, der zwar die classischen Studien noch etwas über ihren objectiven Werth schätzt, aber sie doch immer den christlichen Ideen und Lebenszielen unterordnet und segensvoll in ihrem Dienste verwerthet. Als Repräsentanten dieser Richtung ragen Manetti, Traversari, L. Bruni, G. Corraro, F. Barbaro, M. Vegio, Vittorino da Feltre und T. Parentuccelli hervor. In dem letztern, Nikolaus V., bestieg sie den päpstlichen Thron und begründete jenen Mäcenat, der die Hauptstadt der Christenheit auch für Jahrhunderte zu einem Centralsitz humanistischer und künstlerischer Bildung machte.

Das sind ungefähr die Hauptumrisse der allgemeinen Einleitung, welche zugleich das Wesen der Renaissance näher erklärt, ihre Hauptrepräsentanten und Führer trefflich charakterisirt und die vielfach heterogenen Momente auseinanderlegt, welche in dem einen Worte zusammengefaßt werden und von deren einseitiger Auffassung und Beurtheilung sowohl das übertriebene Lob als der übertriebene Tadel herrührt, den diese Epoche der Kirchengeschichte und insbesondere die Betheiligung des Papstthums an derselben erfahren hat. Sobald sich die verschiedenen Fäden entwirren, wird man weder die Renaissance selbst in Bausch und Bogen verwerfen, noch die Päpste tadeln können, daß sie den Humanismus in den Dienst der Kirche zogen, ja sich selbst an die Spitze der großen Geistesbewegung stellten. Für einen Antheil des Protestantismus daran bleibt aber wenig übrig, wenn man nicht jeden Mißbrauch humanistischer Bildung, jede Verweltlichung in kirchlichen Kreisen, jedes Zurückneigen zur heidnischer Lebensanschauung schon für ein Vorspiel der „glorreichen Reformation" ausgeben will.

Nachdem das Wesen der sogen. Renaissance klargelegt, tritt der Verfasser an seine eigentliche Aufgabe heran, und gibt uns zunächst die Vorgeschichte der Renaissanceperiode von 1305—1417 (I. Buch. S. 53—159), dann die Geschichte ihrer Anfänge unter den Päpsten Martin V. und Eugen IV., 1417—1447 (II. Buch. S. 163—270), die Geschichte der Begründung des päpstlichen Mäcenats durch Nikolaus V. (III. Buch. S. 273—490), endlich die Geschichte des Türkenkrieges, der unter Calixt III. (1455—1458) die erste Glanzperiode des italienischen Humanismus durchkreuzt (IV. Buch. S. 493—619). Obwohl der Historiker bei dieser Theilung stets die Renaissance als eines der gewichtigsten objectiven Geschichtsmomente im Auge behält, wird sie doch keineswegs sein Hauptgegenstand: dieses sind die Päpste dieser Zeit, und zwar nach dem weite-

sten Umfang ihrer Thätigkeit für das allgemeine europäische Culturleben, für die italienische und gesammte Weltpolitik und für ihre noch universellere religiös-kirchliche Sendung.

Eine Menge von Mißverständnissen und schiefen Auffassungen, welchen die Renaissance ausgesetzt ist, fallen schon durch den weiten Horizont weg, unter welchem wir hier das Papstthum erblicken. Sie tritt nicht wie ein deus ex machina in die Geschichte hinein, sie ist gar keine solche Weltmacht, wie einseitige Literaten und Kunstschriftsteller sie sich so glänzend auszumalen wissen; sie hat dem Papstthum selbst wesentlich gar keine neue Wendung und Richtung gegeben, sie ist von Dante's Tod 1321 bis zum Pontificat Nikolaus' V. 1447, weit über ein Jahrhundert, nur einer der hundert verschiedenen Factoren, mit welchen das Papstthum zu rechnen hat, vielfach ein sehr untergeordneter, welcher gegen die großen religiösen, theologischen, politischen und canonistischen Fragen der Zeit völlig zurücktritt. Das Exil der Päpste in Avignon, die Gefährdung ihrer Weltstellung durch die Vergewaltigung des französischen Hofes, die Erschütterung der päpstlichen Macht durch ihre Abhängigkeit von Frankreich, die endlosen Wirren, welche dadurch über Italien hereinbrachen, der große Kampf Johanns XXII. mit Ludwig dem Bayer, das große Schisma, die Häresien eines Wiclif und Hus, die demokratischen Regungen auf den Concilien zu Pisa und Konstanz, die Beilegung des Schismas auf dem letztern Concil: das Alles sind für die geistige Cultur und die Geschicke Europa's denn doch Momente von ungleich größerer Tragweite, als alle Reime Petrarca's und alle Novellen Boccaccio's und alle jene humanistischen Tändeleien, in welchen heute so viele die geistige Bedeutung jener Zeit suchen.

Die ausgedehnten Quellenforschungen des Verfassers haben nicht wenig dazu beigetragen, das Bild dieser an sich unerfreulichen Epoche in mancher Hinsicht zu lichten. Das Papstthum, darüber kann kein Zweifel sein, hat auch in dieser Zeit seine erhabene Sendung erfüllt. Die großen Uebel der Zeit wurzeln nicht in ihm, sondern in der Herrschsucht, Habsucht, Intrigue, Gewalt der weltlichen Machthaber, welche unaufhörlich die Wirksamkeit der Päpste hemmten und durchkreuzten. Aus der praktischen Politik sind dann jene Theorien erwachsen, welche im Defensor pacis des Marsiglio ihr frappantestes Denkmal gefunden haben, Theorien, welche weit über den Radicalismus eines Luther und Calvin hinausgehen und alle Grundlagen der christlichen Gesellschaft zerstören. Sie sollten ein omnipotentes Kaiserthum an die Stelle der christlichen Völkerfamilie

setzen, erreichten aber nur das Gegentheil. Das Kaiserthum sank auf den tiefsten Grad der Entheiligung herab; der Geist der Auflehnung drang in die Massen und rief die brutal-revolutionären Häresien eines Wiclif und Hus hervor; derselbe Geist der Auflehnung drang in den Schooß der Concilien und erregte hier unfruchtbare Kämpfe gegen den Primat, anstatt daß alle kirchlichen Organe in hierarchischer Harmonie gemeinsam für die Reform der Kirche und für die höchsten Interessen der Völker hätten zusammenwirken können. Während dieser unerquicklichen Kämpfe, in welche die Kirche gleichzeitig durch die Anmaßungen der Staatsgewalt, Häresie und Schisma verwickelt wurde, drangen die ersten Repräsentanten des Humanismus, unter ihnen der frivole Poggio, als gewandte Stilisten in die päpstliche Kanzlei ein und mehrten durch ihr weltliches Treiben noch vielfach die Wirren, durch welche der eigentliche Lebensnerv der Kirche, die Lehre vom Primat und die Autorität des Papstthums bedroht war.

Weder Martin V. noch Eugen IV. ist schon zu den Päpsten der Renaissance im engern Sinne zu rechnen. Die Hauptaufgabe des ersteren war es, die durch das Schisma zerfallene päpstliche Monarchie wieder herzustellen, die Hauptstadt Rom wieder aus ihren Trümmern zu einer ihr entsprechenden Würde und Pracht zu erheben, die nöthigsten kirchlichen Reformen anzubahnen und die zahllosen Wunden zu heilen, welche das große Schisma der Kirche geschlagen hatte. Unter Eugen IV. bricht der conciliarische Kampf und sogar das Schisma von Neuem los und bedroht auf's Ernsteste das kirchliche Leben des Abendlandes, nachdem durch die Unionsverhandlungen zu Florenz sich kaum die Hoffnung gezeitigt hatte, die abgefallenen Orientalen wieder mit dem päpstlichen Stuhle zu vereinigen. Wie Martin V. indeß, durch die Verödung der Stadt gezwungen, eine neue Aera großartiger Bauthätigkeit inaugurirt, so nöthigte ihn die Unentbehrlichkeit der Humanisten für den diplomatischen Verkehr Leute wie Poggio in seinen Dienst zu nehmen, während die von ihm ernannten Cardinäle Capranica, Cesarini, Albergati, Correr, Branda, P. Colonna und G. Orsini ausnahmslos die classischen Studien mit größtem Eifer und in ächt kirchlichem Geiste beförderten. Mochte in einem Winkel des päpstlichen Palastes Poggio seine Mußestunden mit einigen gleichgesinnten Literaten der unwürdigsten Schöngeisterei widmen (sie nannten ihr Local bezeichnend genug die „Lügenschmiede"), so war das eine Contrebande, wie sie der tüchtigste Fürst eines großen Hofes bei aller Sorgfalt kaum zu verhindern im Stande war. In das Cardinalscollegium drang dieser Geist nicht. Hier blieb die Pflege der schönen Wissenschaften, des

Stiles, der Poesie, der alten Classiker, das Sammeln antiker Geistesschätze, das Studium der Alten den großen Aufgaben des kirchlichen Lebens untergeordnet, wie das nicht nur in Reformen aller Art, sondern auch in einer reichen Blüthe charitativer Institutionen zu Tage trat. Ueberaus interessant ist das Bild, das Pastor von dem wahrhaft kosmopolitischen Charakter des damaligen päpstlichen Hofes entwirft, und von dem Uebergewicht, welches das deutsche Element dabei behauptete. Zahlreiche Deutsche fungirten in der Kanzlei, in der Datarie, Pönitentiarie, in der apostolischen Kammer und in der Rota Romana. Der Rheinländer Heinrich Kalteisen aus Coblenz bekleidete zeitweilig die Würde eines Maestro del sacro Palazzo. Großen Einfluß bei Martin V. hatte der Westphale Dwerg (Nanus), apostolischer Protonotar, ein ebenso tüchtiger als frommer und wohlthätiger Priester. Wie an der Curie, so war auch in der Stadt Rom das deutsche Element sehr stark vertreten — und zwar in der Handelswelt, wie in den verschiedensten anderen Lebensberufen: es gab da deutsche Kaufleute, Wirthe, Wechsler, Weber, Gold- und Silberarbeiter, Buchschreiber und Buchmaler, Schmiede, Bäcker, Müller, Schuster, Schneider, Sattler, Kürschner und Barbiere. 1439 entstand eine eigene Innung für die deutschen Bäckerknechte. Die Bruderschaft der deutschen Schuster in Rom zählt nach erhaltenen Aufzeichnungen von etwa 1430 bis 1531 über 2400 Mitglieder. Die Zahl der deutschen Bäckermeister in Rom war noch im Anfang des 16. Jahrhunderts viel größer als jene der italienischen. Weit größer als die Zahl der in Rom ansäßigen Deutschen war jene der deutschen Pilger, von denen die Bruderschaftsbücher der Anima und des Hospizes S. Spirito noch viele Namen erhalten haben. Im Ganzen schätzt Flavio Biondo, der Secretär Eugens IV., die jährliche Zahl der Romfahrer in der Fasten- und Osterzeit auf 40000—50000. Die Bruderschaft der Anima, des deutschen Pilgerhospizes, beziffert sich im 15. Jahrhundert auf nahezu 1500 Mitglieder, worunter etwa ein Drittel dem geistlichen Stande angehört. Wie die Deutschen hatten aber auch die anderen Nationen an dem religiösen und charitativen Leben Roms ihren Antheil — es ward Rom wirklich die Heimath aller Völker, der gemeinsame Herd ihres geistigen Lebens.

Eugen IV. (Gabriel Condulmaro aus Venedig) stand als Mönch ursprünglich dem Humanismus ferne. Auch nach seiner Erhebung zum Papste führte er ein streng ascetisches Leben in Gemeinschaft mit zwei Augustiner-Eremiten und zwei Benedictinern, welche stets seine nächste Umgebung bildeten. Durch die römische Revolution indeß zur Flucht nach

Florenz, dem eigentlichen Mittelpunkt der Renaissance-Bewegung, genöthigt, kam er mit derselben in vielfache Berührung. Das Unglück selbst sichtete etwas die Secretäre seiner Curie. Wackere, charakterfeste Männer, wie Flavio Biondo, hielten aus; weniger würdige schieden vom päpstlichen Hofe. In den Unionsverhandlungen wurde das Studium der griechischen Sprache ein unerläßliches Mittel der theologischen Discussion. Die von Martin V. ernannten Cardinäle setzten ihr Protectorat der schönen Wissenschaften fort. Dom. Capranica besaß eine auserlesene Bibliothek von 2000 Bänden, die allen Studirenden offen stand; eine fast ebenso ansehnliche brachte Gerardo Landriani zusammen, der während des Florentiner Concils zum Cardinal erhoben ward. In überaus segensvoller Weise widmete Bessarion seine ausgedehnte Gelehrsamkeit den kirchlichen Interessen, während der griechische Philosoph Gemistos Plethon durch die Wiedererneuerung der platonischen Philosophie am Hofe der Mediceer mehr Unheil als wahren geistigen Fortschritt begründete. In die Uebercultur eines genußsüchtigen höfischen Lebens nistete sich durch einseitige Glorification griechischer Schönredner ein mehr oder weniger heidnischer Humanismus ein, der auf Literatur und Leben bei allem äußern Glanze doch nur verhängnißvoll einwirken konnte.

Ganz anders ist es mit dem christlichen Humanismus, dessen Anhänger Tommaso Parentucelli als Nikolaus V. 1447 den päpstlichen Stuhl bestieg. Als armer Hauslehrer zu Florenz hatte sich derselbe so viel erspart, um Theologie studiren zu können; dann hatte er jahrelang als Secretär dem Cardinal Albergati gedient, bis er, auf einmal aus dem Schatten eines unscheinbaren Daseins hervorgezogen, in drei Jahren Bischof, Cardinal und Papst ward. Sein Pontificat bildet den Glanzpunkt des vorliegenden Bandes. Es ist das Charakterbild eines Papstes, dem auch ein Protestant, ein Ungläubiger seine Hochachtung nicht wird versagen können, wenn er irgendwelchen Sinn für höhere geistige Bildung besitzt. Macaulay hat denn auch, als er im März 1849 als Rector der Universität von Glasgow installirt wurde, eine herrliche Lobrede auf diesen Papst gehalten, wie sie ein Katholik kaum herzlicher und begeisterter halten könnte[1]. Nur Eines hat er dabei vergessen, daß Nikolaus V. zunächst Priester, Papst — und dann erst Humanist war, und daß seine Verdienste um die allgemeine Cultur in der großen religiösen Sendung des Papstthums wurzeln.

[1] S. diese Zeitschrift, Bd. VIII. S. 330. 331.

„Nicolaus V.," schrieb ein Zeitgenosse, „was ein gutter frydsamer man, von dem ich nye kein untugend hab horen sagen und hot sich in vil sachen wol und demutticklichen bewysen und hot sich nit vil überhebt wie weise, gelert und gewaltig er gewesen ist."

Er war kein so ernster, schweigsamer, majestätischer Ascet, wie Eugen IV., sein Vorgänger, er war lebhaft, munter, gesprächig, leutselig gegen jedermann, offenherzig, kein Freund des Ceremoniells, stets zu Audienzen bereit, von fast unbegrenzter Güte, Friedensliebe und Mildthätigkeit. Eigentlich geniale Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft liegen von ihm nicht vor. Aber er war ein überaus vielseitig gebildeter Mann, tüchtig in der heiligen Schrift, den Vätern, der Theologie zu Hause, dabei voll Interesse für alle übrigen Wissenszweige und ein wahrhaft unersättlicher Bibliophile. Er sandte zuerst von Deutschland aus alle Werke Tertullians nach Florenz, brachte die Predigten des hl. Leo und die Erklärung des hl. Thomas zum Matthäusevangelium nach Italien. Die Werke des hl. Augustin in zwölf Bänden hatte er sich schon als armer Magister zu verschaffen gewußt, und die Briefe dieses Kirchenvaters zu sammeln, ward ihm da schon eine Herzensangelegenheit. Das Werk De civitate Dei bezeichnet den Standpunkt, von welchem aus Nikolaus V. Literatur, Cultur und Leben betrachtete. Als der Florentiner Buchhändler Vespasiano da Bisticci, ein guter alter Bekannter, ihn im Anfange seines Pontificats besuchte, sagte er ihm lächelnd: „Vespasiano, hat es nicht gewisse stolze Herren betroffen gemacht, hat es das Volk von Florenz glauben mögen, daß ein Priester, der vordem die Glocken geläutet, Papst geworden ist?" Nachdem ihm Vespasian freundlich geantwortet, fuhr er dann fort: „Ich bitte Gott, er möge mir die Gnade geben, das auszuführen, was meine Seele erfüllt: nämlich den Frieden herzustellen, und während meines Pontificates keine andere Waffe zu gebrauchen, als jene, welche mir Christus zu meiner Vertheidigung gegeben hat: sein heiliges Kreuz."

Das war die leitende Idee des armen Magisters von Sarzana, als ihn Gott auf den höchsten Thron der Welt berufen hatte. „Auch bei seinen großen Plänen für die Förderung von Kunst und Wissenschaft schwebte Nikolaus V. in erster Linie stets das Wohl der Kirche, deren Oberhaupt er war, vor. Die Verherrlichung der mystischen Braut Christi durch die Werke des Geistes und der Kunst war für ihn das höchste Ziel seines Pontificats. Für sie, zu ihrem Schmucke wollte dieser durch innige Frömmigkeit, Tugend und vielseitige Bildung gleich verehrungs-

würdige Papst in all' seinen Unternehmungen jene Pracht und Größe entfalten, welche seine Werke, oder vielmehr, da diese in Folge der Kürze seiner Regierung unvollendet blieben, seine Pläne kennzeichnen" (S. 289).

Die Lage des neuen Papstes war eine überaus schwierige und bedrängte. Fast in allen Ländern standen der Kirche und ihren Rechten gefährliche Gegner gegenüber, welchen Eugen IV. zwar mit unbeugsamer Kraft getrotzt, die er aber nicht zu beugen vermocht hatte. Bei der Papstwahl selbst trat im Schooße des heiligen Collegiums der alte Zwiespalt der Colonna und Orsini zu Tage. Wie die Wahl Nikolaus' V. allen eine Ueberraschung war, so triumphirte seine Klugheit und Friedensliebe indeß in fast ebenso unerwarteter Weise über die Schwierigkeiten der allgemeinen Lage. In kurzer Zeit ward er durch Obedienzgesandtschaften aller Völker anerkannt; schon am 17. Februar 1448 vernichtete das Wiener Concordat die Macht des Basler Concils und am 7. April des folgenden Jahres legte der Gegenpapst Felix V. seine angemaßte Würde nieder. Die immer noch die kirchliche Einheit bedrohenden conciliarischen Kämpfe erreichten bald darauf durch die Auflösung der Lausanner Synode für immer ihr Ende. Neben dem tüchtigsten Theologen und Canonisten der Zeit, dem Cardinal Torquemada, trat der spanische Rechtslehrer Roderich Sancho de Arevalo, der hl. Bußprediger Johann Capistran, der ausgezeichnete Bischof Pier del Monte mit großem Erfolg für die von den kirchlichen Parlamentariern bestrittenen Rechte des päpstlichen Primates ein. Wurden auch die großen Reformfragen, welche das Konstanzer und Basler Concil beschäftigt hatten, damit nicht gelöst, so erstarkte doch die päpstliche Macht nach allen Seiten hin und bahnte so der Vollziehung jener Fragen die Wege. In Deutschland erwachte von der Mitte des Jahrhunderts an eine neue Blüthe des religiösen Lebens, als deren sprechendsten Ausdruck man das Büchlein von der Nachfolge Christi betrachten darf. In Italien gelang es dem Papste wenigstens einigermaßen, den unruhigen Geist der stets hadernden kleinen Gewalthaber zu beschwichtigen. Durch Bessarion wurde das widerspänstige Bologna wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Das Jubiläum des Jahres 1450 gestaltete sich zu einem wahren Triumphe der kirchlichen Einheit über die feindlichen Strömungen, welche dieselbe seit einem Jahrhundert unermüdlich gestört und bestritten hatten. Durch die wahrhaft apostolische Thätigkeit des Cardinals Nikolaus von Cusa und des hl. Johann Capistran dehnte sich der Segen dieser Gnadenzeit auch in reichstem Maße über Deutschland aus. Pastor ergänzt in meisterhafter Weise das Cha-

rakterbild, das Janssen in seinem ersten Bande von dem ausgezeichneten Cardinal gegeben. Seine Reformthätigkeit ist hier genauer in's Einzelne ausgemalt und enthüllt sich deutlicher als Wirkung des großen Umschwungs, der sich im Herzen der Christenheit, in Rom selbst vollzogen. Ein glänzendes Nachspiel der Jubiläumsfeier bildet die Krönungsfahrt Friedrichs III., die letzte Kaiserkrönung in Rom. Papstthum und Kaiserthum zeigen sich da zum letzten Male vereint in ihrer vollen mittelalterlichen Pracht, das Papstthum in seiner ungebeugten und unbesieglichen Macht, das Kaiserthum aber geschwächt und schwer geschädigt durch den Geist der Auflehnung und des egoistischen Individualismus, den es in seinen früheren Kämpfen gegen die Kirche nur allzu oft entfesselt hatte. Die neu aufsteigende Kraft des kirchlichen Lebens vermag nicht seine Gewalt in ihrem Sinken aufzuhalten.

Von all den wichtigen Ereignissen seines Pontificates beleuchtet, nimmt sich die Thätigkeit des großen Papstes für die Renaissance wesentlich anders aus, als man sie gewöhnlich in den Literatur- und Culturgeschichten geschildert findet. Sie war nur eine naturgemäße Schlußfolgerung aus der tiefreligiösen, ernsten, weitsichtigen Auffassung, die er von seiner kirchlichen Aufgabe hegte. Nicht weltlicher Ehrgeiz, nicht gelehrte Liebhaberei, nicht eitle Prachtliebe leiteten ihn, sondern ein ebenso praktischer als hochidealer Sinn. Martin V. hatte seine Aufgabe, Rom wieder zu einer würdigen päpstlichen Hauptstadt zu gestalten, nicht völlig ausführen können. Die Stadt bot dem Papste weder gegen etwaige äußere Feinde, Fürsten oder verwegene Condottieri, noch gegen die seit Cola di Rienzi noch immer nicht erloschenen Fieberträume phantastischer Republikaner genügende Sicherheit. Eine Menge Kirchen erheischten noch Restaurationen, viele Straßen waren durch Schutt noch halb oder ganz unbenützbar. Am meisten aber bedurfte die Leostadt, der Vatican und die Peterskirche einer Erneuerung. Da einmal gebaut werden mußte, beschloß Nikolaus V., die Sicherung und Verschönerung der Stadt mit den Zwecken der Andacht in einem großen und umfassenden Plane zu vereinigen, der fünf große Unternehmungen in sich schloß: die Herstellung der Stadtmauern, Wasserleitungen und Brücken, die Restauration der vierzig sogen. Stationskirchen, den Neubau des vaticanischen Borgo, des päpstlichen Palastes und der Peterskirche. Was die letztere betrifft, so plante der Papst wahrscheinlich im Anfange nur eine Erweiterung des ältern Baues; erst auf den Vorschlag des Architekten Leon Battista Alberti neigte er sich zu dem Entschluß, die Peterskirche völlig umzubauen,

was aber unter ihm nicht mehr zu Stande kam. Auch seine übrigen riesigen Pläne verwirklichten sich nur zum Theile, bildeten aber doch die Grundlage, nach welcher nach und nach das Rom der Renaissance sich gestaltete. Aus allen Ländern zog der Papst Künstler heran. Die Kleinkunst erhielt nicht weniger eifrige Pflege, als die Architektur, Bildnerei und Malerei, obwohl die Architektur im Ganzen die übrigen Künste beherrschte. Kein Geringerer als der liebenswürdige Fra Angelico da Fiesole mit seinen Gesellen malte das Arbeitszimmer des Papstes. Fioravante war bei der Restauration der Peterskirche beschäftigt, Beltramo di Martino am Chorbau von St. Peter und an der Wiederherstellung der Stadtmauern. Renaud de Maincourt, aus Paris berufen, legte im Vatican die erste Teppichfabrikation an. Seit Jahrhunderten sah man in Rom keine solche Pracht von seidenen Gewändern, Juwelen und Edelsteinen. Kirchenschmuck wurde so viel bestellt, daß die Werkstätten in Rom nicht ausreichten: Florenz, Siena, Venedig und Paris mußten mithelfen, die zahlreichen Kirchen Roms und den Vatican mit Kunstwerken auszustatten. Auch auf die übrigen Städte des Kirchenstaates dehnte sich die kunstliebende Sorge des Papstes aus; wie Pastor hervorhebt (S. 403), leiteten ihn dabei die idealsten Gesichtspunkte, eine tiefe Verehrung vor den Mysterien des Glaubens, innige Liebe zur Kirche und ein glühendes Verlangen, Gott selbst in der Herrlichkeit des Cultus in möglichst würdiger Weise zu huldigen.

Von noch viel größerer Tragweite als diese Kunstbestrebungen war der Schutz und die Förderung, welche der Papst, selbst Humanist, den classischen Studien zu Theil werden ließ. Roms Adel, Bürgerschaft und Klöster zeigten in dieser Hinsicht wenig Regsamkeit, die römischen Cardinäle treten nur als Protectoren, nicht selbst als Humanisten auf. Um so mehr war der Papst bemüht, aus allen Theilen Italiens und den übrigen Ländern die angesehensten Gelehrten nach Rom zu ziehen und so um sich den ersten Musenhof der Welt zu schaffen. Große Werke der Poesie hat dieser Musenhof allerdings nicht aufzuweisen. Die Richtung war mehr eine receptive, als schaffende. Der vom Papst ausgehende Hauptimpuls war darauf gerichtet, die verstreuten literarischen Schätze der Vorzeit aus allen Ländern der Welt in Rom zu versammeln, den Vatican zur ersten Bibliothek der Welt zu machen, und zwar zu einer universellen, in welcher indeß Theologie und Philosophie ihrem objectiven Werthe gemäß den Vorrang behaupteten. Von den acht Schränken, in welchen die lateinische Handschriftensammlung Nikolaus' V. untergebracht

war (es waren ihrer 807), enthielt der erste biblische Handschriften, der zweite die vorzüglichsten lateinischen Väter, besonders Augustin, Hieronymus, Gregor den Großen und Ambrosius, der dritte und vierte die großen Scholastiker Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Alexander von Hales, Bonaventura, Duns Scotus u. s. w., der fünfte theologische und geschichtliche Werke und die ersten alten Classiker, der sechste fast nur theologische und canonistische Werke, der siebente vorwiegend heidnische Classiker, der achte endlich vermischte profane und kirchliche Schriftsteller. Nikolaus V. sah dabei nicht nur auf die Zuverlässigkeit der Codices, sondern auch auf die Schönheit der Schrift, glänzende künstlerische Ausstattung in Einband und Verzierung. Der Wissenschaft und Literatur der Vergangenheit wurde alle Liebe und Verehrung erwiesen, die sie verdiente. Dem Papste war es aber dabei nicht um bloße Schaustellung zu thun. Er ließ die griechischen Autoren übersetzen, um sie zum Gemeingut zu machen. Ihr Studium sollte, wie jenes der lateinischen, der formellen Bildung, diese aber wieder der höhern geistigen Bildung dienen. An die Wissenschaft der Vorzeit anknüpfend, sollte sich die Wissenschaft selbst fruchtreich weiter entwickeln. Wohin in letzter Linie seine Bestrebungen zielten, deutet sowohl der Eifer an, mit welchem er die Uebersetzung der griechischen Väter und Schrifterklärer betrieb, als auch der Auftrag, den sein hervorragendster Günstling Giannozzo Manetti erhielt, ein apologetisches Werk gegen die Juden und Heiden zu schreiben und die Bibel ganz neu aus dem griechischen und hebräischen Urtext zu übersetzen. Es handelte sich also durchaus nicht um eine einseitige Pflege des heidnischen Classicismus, sondern um eine allgemeine Hebung der gesammten katholischen Wissenschaft, besonders nach deren positiver Seite hin, mit völlig richtiger Würdigung und Unterordnung der verschiedenen Wissenszweige. Um aber die Grundlage zu Allem, verläßliche Ausgaben und Uebersetzungen der gesammten ältern Wissenschaft zu erhalten, bedurfte der Papst zunächst der Philologie und des Humanismus. Daraus erklärt sich, daß er vor Allem Kenner der lateinischen und griechischen Literatur an seinen Hof zog. Darin lag aber, wie für die kirchliche Wissenschaft, so auch für das kirchliche Leben selbst eine Gefahr. Es drängten sich nicht nur Humanisten vor, welche die schöne Form über ihren wirklichen Werth schätzten, sondern auch solche, welche durch einseitige Pflege des antiken Classicismus in heidnische Lebensanschauung hineingerathen waren. Unzweifelhaft ist Nikolaus V. in Begünstigung solcher talentvollen, aber schlechten Menschen, wie Poggio und Filelfo, durch fürstliche

Nachsicht und Güte viel zu weit gegangen. Mit einer epikuräisch-sinnlichen, materialistischen Lebensrichtung machte sich in ihren Kreisen auch eine heidnische Auffassung des Staates geltend, Abneigung gegen die geistliche Gewalt und der Wahn, an die Stelle des bestehenden Regiments eine Republik nach antikem Muster zu setzen.

Auf der Höhe seiner friedlichen Thätigkeit hatte der edle Papst den Schmerz, in der Verschwörung des Stefano Porcaro (1453) die bitteren Früchte dieser falschen Renaissance kosten zu müssen. Durch Gottes Schutz entging er dem verruchten Plane des neuen Catilina; doch sein Lebensmuth ward durch diese traurige Erfahrung gebrochen. Bald brachen noch härtere Prüfungen über ihn herein. Trotz aller Anstrengungen, welche er machte, um das griechische Reich zu retten, fiel Konstantinopel, und nachdem Rom kaum zur glänzenden literarischen Hauptstadt Europa's geworden war, stand nicht nur die gesammte Bildung, sondern die Existenz der abendländischen Völker auf dem Spiele.

Unter Nikolaus' Nachfolger, Alfonso Borgia, einem der ersten Juristen seiner Zeit, der aber als Greis von 77 Jahren unter dem Namen Calixt III. den päpstlichen Stuhl bestieg, gestaltet sich die Papstgeschichte für die nächsten Jahre dann völlig zur Kriegsgeschichte. Calixt stand der Renaissance nicht feindlich, wohl aber gleichgültig gegenüber. Was die „Lügenschmiede" der Humanisten ihm Böses nachgesagt, wird durch die Zeitverhältnisse genügend widerlegt. Es galt, wichtigere Aufgaben zu lösen, als die friedliche Pflege der Wissenschaft und Kunst. Bei der verkehrten und erbärmlichen Winkelpolitik fast sämmtlicher Mächte ruhte die Sorge des Türkenkrieges fast ausschließlich auf den Schultern des greisen Papstes, der für die Rettung der Christenheit denn auch fast das Uebermenschliche geleistet hat. Er ist in seiner Art eine kaum weniger heldenhafte Gestalt, als Hunyadi und Skanderbeg, der hl. Johann Capistran und jener Cardinal Cesarini, der in der Schlacht von Varna fiel. Der Vorwurf des Nepotismus läßt sich allerdings nicht ganz von ihm abwälzen, aber er verliert doch wesentlich von seiner Schärfe, wenn man die schwierige, isolirte Lage des greisen Pontifex in dem unruhigen, gährenden Italien mit der welthistorischen Aufgabe zusammenhält, die er sich nicht nur gestellt, sondern zum Theil auch gelöst hat. Ohne ihn wären kaum die glänzenden Siege bei Belgrad erfochten worden, und schon Skanderbeg wäre wohl der Uebermacht der Türken erlegen. Den Lästerungen derjenigen, welche aber mit Liebe bei einem Rodrigo Borgia verweilen, steht neben einer Reihe ausgezeichneter Cardinäle in Capranica

das Idealbild eines Cardinals gegenüber, der in seinem Privatleben, wie in seiner officiellen Thätigkeit als Kirchenfürst, Schriftsteller und Gelehrter die wirklichen Bestrebungen der katholischen Kirche in dieser Zeit auf's Herrlichste darstellt.

Mögen diese flüchtigen Andeutungen manchen anregen, den an interessanten Aufschlüssen unerschöpflich reichen Band selbst zu lesen und daraus eine Vorstellung von dem Verdienste zu gewinnen, den das Papstthum auch in dieser vielfach verleumdeten Zeit sich um die christliche Cultur erworben hat! Möge es aber auch dem verdienstvollen Historiker gegönnt sein, sein ausgezeichnetes Werk ruhig weiterzuführen und nach dem Plane zu vollenden, der in der Vorrede ausgesprochen ist. Der erste Band reiht sich in jeder Hinsicht würdig an die Werke, mit welchen Cardinal Hergenröther und Joh. Janssen die katholische Geschichtsforschung bereichert haben. Es verdient, wie diese in die weitesten Kreise zu dringen.

A. Baumgartner S. J.

Die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes und ihre Beziehung zur idealen Naturauffassung.

(Schluß.)

II.

Versuchen wir es nun, einen kurzen Ueberblick über die thatsächlichen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes in der Insectenwelt und insbesondere in der Ordnung der Koleopteren (Käfer) zu geben.

Bei den Insecten mit vier ungleichartigen Flügeln, bei denen nämlich die Vorderflügel ganz oder theilweise in horn- oder pergamentartige Decken umgewandelt sind, welche in der Ruhelage des Insectes die Oberseite des Hinterkörpers bedecken, ist unter den Längenverhältnissen von Vorder- und Hinterkörper dasjenige des goldenen Schnittes das häufigste; also in den Ordnungen der Käfer, Halbflügler (z. B. Baumwanzen) und Geradflügler (z. B. Feldheuschrecken). Namentlich die letztere Ordnung zeigt, daß die Hinterkörperlänge durchschnittlich um so seltener durch die Länge der deckenartigen Vorderflügel und um so häufiger durch die Länge des eigentlichen Hinterleibes vertreten wird, je ausgebildeter das Flugvermögen der betreffenden Insectengruppe ist. Bei den vier übrigen Insectenordnungen, deren Flügel

sämmtlich häutig sind, stellen die letzteren niemals einen morphologischen Bestandtheil der Oberseite des Rumpfes dar, sondern sind völlig selbständig. Diese Selbständigkeit erreicht bei den Schuppenflüglern (Schmetterlingen) einen solchen Grad, daß die Dimensionen des Rumpfes gegen den Umfang der Flügelflächen fast verschwinden. Je mehr nun die Flügel morphologisch in den Vordergrund treten, desto mehr zeigen sie sich auch als Träger der vollkommensten morphologischen Proportionen. Bei den Hautflüglern, zu denen unsere Wespen und Bienen gehören, überwiegen noch entschieden die Proportionen des Rumpfes; die Gliederung desselben in drei Hauptabschnitte (Kopf, Brust und Hinterleib) ist bei dieser Insectenordnung sogar bis zum höchsten Grade gesteigert, beinahe bis zur Trennung, die in der „schlanken Wespentaille" ihren sprüchwörtlichen Ausdruck gefunden hat. Je nach der verschiedenen Körpergestalt der Hautflügler obwaltet meist das Verhältniß des goldenen Schnittes entweder zwischen der Länge des Hinterleibes und des gesammten Vorderkörpers oder zwischen Hinterleib und Brust, zwischen Brust und Kopf; bei den schlanksten Formen tritt der verlängerte Hinterleibsstiel als eigenes Glied in die Proportionen des Rumpfes ein. Merkwürdig ist, daß bei sehr vielen Hautflüglern die Länge der Vorderflügel zur Länge der Hinterflügel im Verhältnisse des goldenen Schnittes steht; eine größere Abweichung von diesem Verhältnisse zeigt sich namentlich bei manchen geflügelten Ameisen; diese stehen auch in biologischer Beziehung den übrigen Hymenopteren ferner, indem sie ihre Flügel nur einmal in ihrem Leben, nämlich zum sogen. Hochzeitsfluge, gebrauchen.

In der Ordnung der Zweiflügler, deren bekanntestes Glied unsere Stubenfliege ist, findet sich die Proportion des goldenen Schnittes häufig zwischen Hinterleib und dem gesammten Vorderkörper, oder zwischen Hinterleib und Mittelleib, oder zwischen Hinterleib, Mittelleib und Kopf, je nach der Verschiedenheit der Längenverhältnisse des Rumpfes und seiner Abschnitte. In ähnlicher Weise ist das Verhältniß des goldenen Schnittes auch zwischen der Flügellänge und der Länge bestimmter Körperabschnitte ein häufiger Fall der Proportionalität; bei den Schlammfliegen (Eristalis) ist es der Hinterleib, bei den Dickkopffliegen (Conops) Mittel- und Vorderkörper, bei den Trauerschwebern (Anthrax) Hinterleib und Mittelleib bis zur Flügelwurzel, deren Länge gesetzmäßig im Verhältnisse des goldenen Schnittes (m : M.)[1] zur Flügellänge steht. Während die Zweiflügler nur zwei Flügel mit sehr spärlichem Adernetze besitzen, sind die Netzflügler mit vier langen, unter sich gleich großen Flügeln, deren Adernetz reich und engmaschig ist, ausgestattet. Unter den Netzflüglern mit unvollkommener Verwandlung, die man deßhalb als unächte Netzflügler bezeichnet hat, ragen die Libelluliden oder Wasserjungfern durch ihre stattliche Körpergröße hervor. Bei der Gattung Libellula verhält

[1] Bezeichnet man den größern Theil einer im Verhältnisse des goldenen Schnittes getheilten Strecke mit M (Major), den kleinern mit m (minor), so läßt sich das Verhältniß kurz durch M : m bezw. m : M ausdrücken; also 1,618033 (nicht 1,618055, wie es im vorigen Artikel S. 401 u. 404 irrthümlich heißt) : 1 und umgekehrt.

sich die Flügelspannweite zur Körperlänge gewöhnlich wie der größere zum kleinern Theile einer nach der sectio aurea getheilten Linie (M: m); bei den ungleich schlankeren Gattungen Cordulia und Aeschna, Calopteryx und Agrion steht dagegen die Körperlänge zur Länge eines Flügels in demselben Verhältnisse. Bei den Schmetterlingen finden sich die vorzüglichsten morphologischen Proportionen an den Flügeln selbst. Eine derselben ist, daß der Vorderrand der Vorderflügel zum Außenrande bei sehr vielen Arten im Verhältnisse des goldenen Schnittes steht (M: m). Am weitesten entfernen sich die sehr langen und kräftigen Vorderflügel einiger ächten und unächten Dämmerungsfalter von diesem Verhältnisse; dafür obwaltet dasselbe bei ihnen häufig zwischen der Länge der Vorderflügel und der Hinterflügel, wodurch ihre Flügelgestalt der Ordnung der Hautflügler sich nähert. Auch zwischen der Länge der Vorderflügel und der Länge des Rumpfes oder bestimmter Theile desselben zeigt sich das Verhältniß der sectio aurea als ein häufiger und gesetzmäßiger Fall der Proportionalität. Unter den Tagfaltern, deren Flügelfläche im Vergleich zum Körper sehr groß ist, steht die Vorderflügellänge meist im Verhältnisse M: m zur Länge von Brust und Hinterleib, oder zur Länge des Rumpfes bis zu den Augen oder bis zur Fühlerwurzel. Bei den meisten Dämmerungsfaltern und vielen Nachtfaltern (besonders Eulen) steht dagegen die Länge des Hinterleibes zur Vorderflügellänge im Verhältnisse des goldenen Schnittes (m: M).

Endlich kommen wir zu den Käfern. Es wäre nicht schwierig, nachzuweisen, daß bei keiner andern Insectenordnung die Mannigfaltigkeit und künstlerische Vollendung der Gestalten einen so hohen Grad erreiche, wie in der Ordnung der Koleopteren. Es ist, als ob die Natur wie in den Schmetterlingen ihren ganzen Farbenreichthum, so hier ihren ganzen Reichthum an Formen habe erschöpfen wollen. Vergleicht man hinwieder die verschiedenen Käferfamilien unter einander, so stellt sich heraus, daß im Allgemeinen die Laufkäfer das vollkommenste ästhetische Ebenmaß in ihren typischen Gestaltungsgesetzen zeigen. Unter den Laufkäfern sind es vorzüglich manche Arten der Gattung Carabus, die nicht minder durch das fein vollendete Ebenmaß ihrer Formen als durch ihre glänzenden Metallfarben und die prachtvolle Sculptur ihrer Flügeldecken das Wohlgefallen des menschlichen Auges auf sich lenken. Nun ergibt aber eine genaue Messung eben dieser Arten vermittelst des Proportionalzirkels, daß die Proportion des goldenen Schnittes in ihren Körperverhältnissen sehr häufig auftrete. Sie findet sich beispielsweise bei dem als „Goldschmied" weit bekannten Carabus auratus und bei dem schönsten Läufer auf unserer sandigen Haide, Carabus nitens, mindestens zehnmal. Bei anderen Arten und Gattungen der großen Carabidenfamilie treten an die Stelle einiger dieser Proportionen andere Verhältnisse, oder die Annäherung an die mathematische Exaktheit ist eine geringere. Dennoch bleibt unter den morphologischen Verhältnissen der Laufkäfer dasjenige des goldenen Schnittes das häufigste, mögen wir nun diese Verhältnisse in demselben Individuum oder bei verschiedenen Gattungen und Arten zum Vergleiche heranziehen. Ja es scheint, daß diese Familie das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt gerade der be-

sondern Häufigkeit jener Proportion, der ästhetisch wirksamsten unter allen, zu verdanken habe.

Eine vergleichende Untersuchung der morphologischen Verhältnisse in den zahlreichen Koleopterenfamilien zeigt ferner, daß bei der scheinbar fast unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Gestalten, die sie umschließen, dennoch bestimmte Gesetzmäßigkeiten zu Grunde liegen. Eine der vorzüglichsten dieser Gesetzmäßigkeiten ist auch hier das Verhältniß des goldenen Schnittes, das jedoch, je nach den Körpertheilen, zwischen denen es auftritt, die verschiedensten morphologischen Erscheinungsformen bietet. In der einfachsten Form offenbart es sich zuerst in den Längenverhältnissen der zwei Hauptabschnitte des Rumpfes, nämlich des Vorder- und Hinterkörpers. Bei sehr vielen Familien[1] — ihre Zahl beträgt über die Hälfte der Gesammtzahl — stehen die Längenmaße dieser beiden Körpertheile im Verhältnisse der sectio aurea (m : M). Unter jenen Familien, bei denen zwischen der Länge von Vorderkörper und Hinterkörper nicht dieses Verhältniß obwaltet, sind zwei Hauptklassen zu unterscheiden. Zur ersten gehören jene, deren Vorderkörper die Länge von m überschreitet. Sie findet ihre Hauptvertreter bei denjenigen Koleopteren, deren Vorderkörper wegen der Hebelarbeiten von Kopf und Nacken besonders kräftig entwickelt ist, nämlich in den Mistkäferfamilien der Ateuchiden (Pillendreher), Copriden und Onthophagiden. Bei den zwei ersten der letztgenannten Gruppen stehen dafür die Längenmaße der drei Körperabschnitte (Kopf, Brust, Hinterleib) im Verhältnisse einer continuirlichen Reihe des goldenen Schnittes. Zur zweiten Hauptklasse, in welcher der Hinterkörper die Länge von M übersteigt, gehören zwei Gruppen von ganz entgegengesetztem morphologischem Charakter. Die erste derselben besteht aus einer Reihe von sehr breiten, geschlossenen Körperformen, namentlich unter den größeren Schwimm- und Blattkäfern (Dytiscidae und Chrysomelidae); bei diesen findet sich die Proportion des goldenen Schnittes meist um so auffälliger im Verhältnisse der Körperbreite zur Körperlänge oder zur Länge des Hinterkörpers[2]. Die zweite Gruppe umschließt eine Reihe sehr schlank gebauter Familien, die Schnellkäfer (Elateriden), Prachtkäfer (Buprestiden), Weichflügler (Telephoriden) u. a., deßgleichen die Holzböcke aus der großen Bockkäferfamilie. Während die Blumenböcke (Lepturini) die Proportion des goldenen Schnittes zwischen Vorder- und Hinterkörperlänge mit großer Regelmäßigkeit aufweisen, findet sich dieses Verhältniß der Rumpftheile bei den Holzböcken nur in äußerst wenigen Gattungen; häufiger ist es jedoch bei ihnen zwischen Hörnerlänge und Körperlänge (oder Flügeldeckenlänge) vertreten. Es könnte vielleicht auf-

[1] Cicindelidae, Carabidae, Histeridae, Silphidae, Lucanidae, Passalidae ꝛc. — Bei den zu den Silphidae gehörigen Todtengräbern (Necrophorus), bei denen die Hinterkörperlänge mit der Länge der (abgestutzten) Flügeldecken nicht zusammenfällt, obwaltet das Verhältniß M : m zwischen der Länge von Hinter- und Vorderkörper und überdieß von Flügeldecken und Halsschild, von Halsschild und Kopf.

[2] In den Gattungen Dytiscus, Acilius, Geronectes, Hydaticus, Colymbetes, Meladerma u. s. w.

fallend erscheinen, daß gerade bei den schlank gebauten Familien der letzten Gruppe, bei denen die Längenverhältnisse von Vorder- und Hinterkörper meist zwischen 1:2 und 1:3 sich bewegen, sehr oft die Differenz der Länge der beiden Rumpfabschnitte zur Länge des größern Abschnittes wie m:M sich verhalte. Da dieses Verhältniß aber nicht unmittelbar in die Augen fällt, wie die directe Proportion des goldenen Schnittes, so wagen wir ihm keine besondere morphologisch-ästhetische Bedeutung beizulegen.

Wie in den Längenverhältnissen des Körpers, so zeigt sich die Proportion der sectio aurea auch in dem Verhältniß von Länge und Breite als ein sehr häufiger Fall der Proportionalität. Bei jenen Familien, in denen die Länge des Vorderkörpers zur Länge des Hinterkörpers wie m:M sich verhält, ist meist die größte Breite des Körpers gleich der Länge des Vorderkörpers; demnach obwaltet bei ihnen auch zwischen der Körperbreite und der Länge des Hinterkörpers dasselbe schöne Verhältniß. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die größte Körperbreite, falls nicht der ganze Körper gleich breit ist, mit äußerst wenigen Ausnahmen[1] stets auf den Hinterkörper fällt; dadurch wird ein ästhetisches Ebenmaß der Längen- und Breitenverhältnisse des Rumpfes erzielt. Stehen bei verschiedener Breite von Kopf, Halsschild und Flügeldecken diese Breitenverhältnisse auch unter einander im Verhältnisse des goldenen Schnittes, so erreicht das ästhetische Ebenmaß der Proportionen des Rumpfes einen besonders hohen Grad. Als Beispiele mögen einige Laufkäfer dienen. Bei Carabus auratus und nitens ist die Länge des Vorderkörpers gleich der größten Flügeldeckenbreite, und beide verhalten sich zur Länge des Hinterkörpers wie m:M. Bei dem erstern steht ferner die größte Breite der Flügeldecken zur Breite der Halsschildmitte und diese zur größten Kopfbreite in dem Verhältnisse von M:m; bei dem letztern steht die größte Flügeldeckenbreite zur Breite der Halsschildbasis und diese zur größten Kopfbreite in demselben Verhältnisse. Bei dem farbenprächtigen großen Raupenjäger (Calosoma sycophanta) ist wie bei den übrigen einheimischen Arten der Gattung Calosoma die Hinterbrust besonders kräftig entwickelt; das erfordert das vorzügliche Flugvermögen dieser Raupenjäger. Mit der hervorragenden Entwicklung der Hinterbrust ist auch eine größere Breite des Hinterkörpers verbunden; hieraus erklärt sich, weßhalb bei der Gattung Calosoma die größte Breite der Flügeldecken nicht wie bei den Carabus gleich der Vorderkörperlänge ist, sondern dieselbe erheblich übertrifft. Deßhalb obwaltet bei Calosoma zwischen der größten Breite und der Länge des Hinterkörpers nicht das Verhältniß des goldenen Schnittes, sondern ein verwandtes, das dem Verhältnisse 2:3 sehr nahe steht. Sehr schön ist es dafür zwischen der größten Breite von Flügeldecken und Halsschild, von Halsschild und Kopf u. s. w. ausgeprägt, so daß diese Käfer auch bezüglich ihrer Gestalt den Namen Calosoma verdienen. Diese Beispiele zeigen, wie die mathematischen Gesetzmäßigkeiten günstige

[1] Solche Ausnahmen sind überhaupt eine große Seltenheit in den morphologischen Verhältnissen der Koleopteren, wenigstens wenn es sich, wie hier, um eine auffallend größere Breite des Vorderkörpers handelt.

Anhaltspunkte zu einer genauen morphologischen Charakteristik der Gattungen und Arten gewähren können.

Eine andere Hauptklasse der Erscheinungsformen des goldenen Schnittes in den Längen- und Breitendimensionen des Körpers tritt uns in jenen Arten entgegen, bei denen die Breite des Körpers zu dessen Gesammtlänge wie m: M sich verhält[1]. Dadurch zeigt die Körperform den Typus der kräftigen, stämmigen Breite, ohne in ungeschlachte Plumpheit auszuarten. Auch hier wird das Ebenmaß der Form dann besonders vollkommen, wenn die verschiedenen Breitenachsen des Rumpfes zu einander abermals im Verhältnisse des goldenen Schnittes stehen. Dytiscus latissimus, der breiteste unserer Schwimmkäfer, liefert hierfür ein schönes Beispiel, indem bei ihm die Breite der Halsschildmitte zur Breite der Flügeldeckenmitte und diese zur Gesammtlänge der Oberseite wie m: M sich verhält.

Besondere Berücksichtigung verdienen noch jene kurzen, stark gewölbten Körperformen, bei denen die dritte Dimension, die Körperhöhe, besonders auffällig entwickelt ist; aus unserer Fauna gehören vorzüglich die Marienkäferchen (Coccinellidae) hierher. Bei einem kleinen Bruchtheile der letztgenannten Familie (z. B. bei den Hippodamia) stehen noch Körperbreite und Körperlänge im Verhältnisse des goldenen Schnittes. Bei der größern Mehrzahl aber nähern sich Körperbreite und Körperlänge einander immer mehr, bis beide (z. B. bei den Chilocorus und Exochomus) fast gleich groß sind; dafür erscheint das Verhältniß der sectio aurea meist zwischen Körperbreite und Körperhöhe. Man kann sich kaum einen größern morphologischen Gegensatz denken als den zwischen der fast halbkugelförmigen Körpergestalt eines Siebenpunktes (Coccinella septempunctata L.) und zwischen einem zart und schlank gebauten Blumenbockkäfer (z. B. dem Männchen von Strangalia attenuata L.). Bei beiden tritt das Verhältniß des goldenen Schnittes gesetzmäßig auf, aber eben zwischen ganz verschiedenen Körpertheilen oder Körperdimensionen, oder im umgekehrten Verhältnisse. Bei Leptura attenuata L. verhält sich die Flügeldeckenlänge zur Länge des Vorderkörpers, bei Coccinella septempunctata zur größten Breite des Vorderkörpers wie M: m; bei jener Leptura verhält sich die Länge des Vorderkörpers zur größten Körperbreite wie M: m; bei dem Siebenpunkt steht die Länge des Vorderkörpers nicht zur größten Körperbreite, sondern zu der größten Breite des Vorderkörpers im Verhältnisse des goldenen Schnittes, und zwar überdieß im umgekehrten Sinne (m: M). Niemand wird bestreiten können, daß die genaue Prüfung und Feststellung dieser mathematischen Gesetzmäßigkeiten ein ganz neues Licht auf die morphologischen Gesetze der Insectenwelt werfe. Dadurch wird es ermöglicht, eine vergleichende Morphologie auf mathematischer Grundlage anzubahnen.

Die Untersuchung der constanten morphologischen Verhältnisse der Arten und Gattungen, wie sie eben angedeutet wurde, ist noch nicht so schwierig wie die Untersuchung der morphologischen Variabilität innerhalb der Arten.

[1] Bei den Dytisciden und Chrysomeliden ein häufiger, bei den Aleochiden, Copriden, Onthophagiden (nicht incl. Aphodiiden) der gewöhnliche Fall.

Diese Bemerkung gilt vorzüglich für die sogen. secundären männlichen Sexualcharaktere, d. h. für die den Männchen gewisser Arten eigenthümlichen morphologischen Auszeichnungen. Geringe Abweichungen in der Körpergestalt beider Geschlechter sind eine häufige Erscheinung; so sind z. B. die Männchen sehr oft etwas schlanker gebaut als die Weibchen. Bei manchen Bockkäfern, z. B. bei den oben erwähnten Blumenböcken, ist dieser Unterschied schon groß genug, um verschiedene mathematische Proportionen in den Längen- und Breitenverhältnissen des Rumpfes zu bedingen; doch ist auch diese Verschiedenheit immerhin noch gering und läßt sich leicht in einen gesetzmäßigen mathematischen Ausdruck bringen. Sehr große Gestaltungsunterschiede zwischen den Geschlechtern derselben Art finden sich dagegen in den Familien der Blätterhörner (vorzüglich in der Familie der Dynastidae) und unter den Kammhornkäfern (Lucanidae). Manche, obgleich seltenere Beispiele finden sich auch in anderen Familien, wie unter den Rüsselkäfern, deren Männchen bei gewissen Arten durch einen außerordentlich langen Hals (z. B. Apoderus longicollis aus Java) oder überdieß durch einen noch längern Rüssel (namentlich bei den Brenthiden) sich auszeichnen; deßgleichen unter den Bockkäfern, bei denen die Männchen, abgesehen von den gewöhnlich längeren Fühlhörnern, manchmal auffallend verlängerte Vorderbeine besitzen (z. B. bei dem brasilianischen Langarmbock, **Acrocinus longimanus**).

Fassen wir zuerst nur die äußersten Grenzen der Abweichung in der Gestalt von Männchen und Weibchen in's Auge, so finden wir, daß auch hier das Verhältniß des goldenen Schnittes als ein häufiger Specialfall der Proportionalität auftritt. Nur einige wenige Beispiele seien erwähnt. Bei dem äußerst schmalen und langgestreckten Männchen eines Rüsselkäfers aus Brasilien, Brenthus Anchorago[1], verhält sich die Länge von Flügeldecken und Halsschild zur Länge von Kopf und Rüssel wie M : m: beide Abschnitte stehen in natürlicher Stellung winkelig zu einander, wodurch ihre relativen Größenverhältnisse dem Auge um so auffallender entgegentreten. In dem kleinern Abschnitte, der dem minor der sectio aurea entspricht, nämlich in der Länge von Kopf und Rüssel, bilden die vom Rüssel winkelig abstehenden Fühler abermals eine sehr auffallende morphologische Grenze; untersucht man dieß Verhältniß mit dem Proportionalzirkel, so findet man, daß der oberhalb der Fühlerwurzel befindliche Abschnitt von Kopf und Rüssel zur Fühlerlänge abermals wie M : m sich verhält; diese ihrerseits steht in dem Verhältnisse von M : m zu dem unterhalb der Fühlerwurzel befindlichen Rüsselabschnitte. Vergleichen wir hiermit die entsprechenden Proportionen des Weibchens. Dasselbe ist verhältnißmäßig viel breiter[2] und der Vorderkörper viel kürzer. Bei ihm verhält sich die Flügeldeckenlänge zur Länge des Halsschildes wie M : m; die

[1] Bei einer Gesammtlänge von 37 mm beträgt seine größte Breite nur 3 mm. Wegen der linienförmigen Körpergestalt stellt sich der mit dem Kopfe fast gleichbreite und mit ihm in derselben Linie liegende Rüssel morphologisch als eine Verlängerung des Kopfes, nicht als ein vom Kopfe abgesetztes Glied dar.

[2] Bei einer Gesammtlänge von 26 mm beträgt seine größte Breite 3,7 mm.

Länge des letztern steht zur Länge des oberhalb der Fühlerwurzel befindlichen Abschnittes von Kopf und Rüssel und zu dem gleich langen unterhalb der Fühlerwurzel befindlichen Rüsselabschnitte im Verhältnisse von M : m. Die Fühlerlänge steht beim Weibchen im Verhältnisse des goldenen Schnittes (M : m) zur größten Körperbreite. Aehnliche morphologische Proportionen kehren bei vielen anderen Gliedern der Brenthidenfamilie wieder. Die Verschiedenheit der Erscheinungsformen des goldenen Schnittes, die hier zwischen Männchen und Weibchen obwaltet, führt sich auf die außerordentliche Länge des Vorderkörpers und namentlich des Rüssels der ersteren zurück. Daß diese Rüssellänge nicht zu den „biologischen" Eigenthümlichkeiten gehöre, die einem besondern mechanischen Zwecke, z. B. tieferen Bohrarbeiten dienen, geht aus dem Umstande hervor, daß der unterhalb der Einlenkungsstelle der Fühler liegende Rüsselabschnitt bei beiden Geschlechtern gleich lang ist. Wenn nämlich die größere Rüssellänge bei einem der beiden Geschlechter zum Zwecke besonderer Bohrarbeiten vorhanden ist, liegt die Einlenkungsstelle der Fühler desselben näher der Rüsselwurzel. An der Rüsselbildung der Rhynchitiden, der Verwandten des Trichterwicklers, wurde dieß an einer andern Stelle[1] eingehend erläutert. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß, während die besondere Rüsselbildung der Weibchen bei den Rüsselkäfern stets biologischer Natur ist, diejenige der Männchen fast ausschließlich zu den rein morphologischen Auszeichnungen gehört.

Massiver sind die Gestalten, denen wir beim riesigen Herkuleskäfer (Dynastes Hercules) begegnen; hier sind auch die Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern ungleich augenfälliger. Beim Männchen verhält sich die Länge des Hinterkörpers zur Länge des Vorderkörpers wie m : M; umgekehrt (M : m) beim Weibchen, das der herkulischen Auszeichnung des Männchens gänzlich entbehrt, indem sein Halsschild keine Spur eines Nackenhornes aufzuweisen hat, während dasselbe beim Männchen bis 1 dem lang wird und durch seine breite Basis zu einem morphologischen Ganzen mit dem Halsschilde sich verbindet. Dasselbe Verhältniß M : m ist die gewöhnliche Regel für das Längenverhältniß von Hinter- und Vorderkörper bei den Weibchen der ganzen Familie; die Proportionen der Weibchen zeigen nämlich bei den verschiedenen Arten große Aehnlichkeit und innerhalb derselben Art große Beständigkeit. Dagegen weichen die Männchen der verschiedenen Arten unter einander meist sehr bedeutend ab und erweisen sich überdieß innerhalb derselben Art nicht selten als Proteusgestalten.

Die eigentliche Schwierigkeit in Feststellung der morphologischen Gesetzmäßigkeiten der Männchen in den genannten Familien liegt nicht so sehr in der Verschiedenheit der Gestalt von Männchen und Weibchen als vielmehr in der großen Veränderlichkeit der Verhältnisse bei den ersteren. Die kleinsten Männchen unterscheiden sich in vielen Fällen nur wenig von den Weibchen; mit der zunehmenden Körpergröße der Männchen nimmt die Größe

[1] Der Trichterwickler, eine naturwissenschaftliche Studie über den Thierinstinct. Anhang I. S. 185—190 (Kap. 3: Gesetz der serienellen Rüsselbildung bei den Rhynchites-Arten. Vgl. auch S. 186, Fig. 3).

ihrer morphologischen Auszeichnungen, der Hörner auf Kopf und Nacken u. s. w., ebenfalls zu, aber in rascherem Maße als die absolute Körpergröße; die größten Männchen zeigen schließlich die vollkommenste Ausbildung jener „secundären Charaktere". An den letztgenannten Individuen müssen, wie es im Obigen geschah, die Gestaltungsgesetze der Männchen jener Arten vorzugsweise untersucht werden; denn sie sind die Träger der normalen Vollendung des betreffenden Typus. Dieß geht überdieß aus der anatomischen Untersuchung hervor, welche gezeigt hat, daß die kleinsten Männchen, die in ihrer Gestalt von den Weibchen am wenigsten abweichen, nahezu oder völlig geschlechtslos sind [1]. Aber die Feststellung der vollkommensten Gestaltungsstufe, die für die Männchen einer Art erreichbar ist, genügt noch keineswegs zur Kenntniß des betreffenden morphologischen Gesetzes; die eigenthümliche Variabilität jener Gebilde muß ebenfalls erforscht werden. Durch Vergleichung derselben bei verschiedenen Arten lassen sich dann vielleicht höhere, allgemeine Gesetzmäßigkeiten entdecken, welche wenigstens einiges Licht über das so dunkle Problem der Variabilität der organischen Gestaltung verbreiten. Als ein leicht faßliches Beispiel, wie man bei Untersuchung eines morphologischen Artgesetzes vorangehen könnte, wählen wir den allgemein bekannten gemeinen Hirschkäfer (Lucanus cervus) aus.

Zuerst handelt es sich darum, die den Männchen und Weibchen jener Art gemeinschaftlichen Proportionen festzustellen. Schon oben wurde erwähnt, daß bei beiden Geschlechtern des Hirschkäfers gewisse Rumpfverhältnisse sich stets gleich bleiben. Die Länge des Hinterkörpers verhält sich zur Länge des Vorderkörpers [2] constant wie M : m; die letztere ist gleich der Wurzelbreite der Flügeldecken und somit obwaltet auch zwischen Länge und Breite des Hinterkörpers dasselbe Verhältniß des goldenen Schnittes; endlich verhält sich die Länge des Vorderkörpers zur Halsschildlänge und diese zur Kopflänge gleichfalls wie M : m [3]. In den letztgenannten Proportionen zeigt sich bereits eine merkwürdige Erscheinung: während bei den allerkleinsten Männchen noch wie bei den Weibchen die anatomischen Grenzlinien von Halsschild und Kopf zugleich auch die morphologischen Grenzlinien sind, tritt bei den größeren Männchen die Leiste des Hinterkopfes als morphologischer Vorderrand des Halsschildes und die Stirnleiste als entsprechender Vorderrand des Kopfes in die obigen Rumpfproportionen ein; die betreffenden anatomischen Grenzlinien verschwinden immer mehr gegenüber diesen stets höher und schärfer vorspringenden Leisten.

[1] Dr. O. Mohnike untersuchte z. B. eine große Zahl malayischer Lucaniden und Dynastiden, die durch den Polymorphismus ihrer Männchen besonders ausgezeichnet sind. Vgl. „Blicke auf das Pflanzen- und Thierleben der malayischen Inseln", S. 620 bis 627.

[2] Stets bis zum Vorderrande des Kopfes, d. h. bis zur Wurzel der Oberkiefer gemessen.

[3] Bezeichnet man auch die einzelnen Körpertheile mit Buchstaben (z. B. Hinterkörperlänge mit H, Vorderkörperlänge mit V, Rumpflänge mit R, Wurzelbreite der Flügeldecken mit Hb u. s. w.), so lassen sich diese und die folgenden und alle ähnlichen Verhältnisse in einen kurzen und übersichtlichen mathematischen Ausdruck bringen, der die morphologische Charakteristik sehr erleichtert.

Hiermit werden wir zu denjenigen Proportionen übergeführt, die den einzelnen Geschlechtern eigenthümlich sind. Für die Weibchen sind dieselben nicht schwer zu finden. Bei ihnen verhält sich die größte Halsschildbreite zur größten Kopfbreite wie M : m; desgleichen die Länge des Kopfes zur Länge der kurzen zangenförmigen Oberkiefer. Bei den Männchen dagegen sieht man, so könnte es scheinen, vor einem unentwirrbaren Chaos von Formverschiedenheiten. Wie läßt sich dasselbe ordnen? Wollen wir gesetzmäßig vorangehen, so müssen wir das veränderlichste und das constanteste Element in der Körpergestalt der Männchen zu einander in Beziehung setzen; wir müssen untersuchen, in welchem Verhältnisse das erstere sich ändert bei Aenderung des letztern. Die Variabilität der Gestalt eines männlichen Hirschkäfers nimmt nun aber von vorne nach hinten zusehends ab: als das am wenigsten veränderliche Element erweist sich die Länge der Flügeldecken[1], als das am meisten veränderliche die Länge des Geweihes. Wir messen also bei einer möglichst großen Anzahl möglichst verschiedener Individuen die Flügeldecken und das Geweih[2]; die Länge der ersteren setzen wir stets in den Nenner, die Länge des letztern in den Zähler eines Bruches, der das Längenverhältniß von Geweih und Flügeldecken für die einzelnen Individuen ausdrückt. Die Reihe von Brüchen, die sich auf diesem Wege ergibt, ermöglicht einen genauen Vergleich der Verschiedenheit des individuellen morphologischen Charakters. Bei einer Reihe von acht Männchen, deren äußerste Glieder durch die größten und die kleinsten Individuen, die uns zu Gebote standen[3], gebildet werden, erhalten wir eine Bruchreihe

$$1.\ \frac{30}{30'}\quad 2.\ \frac{23{,}8}{28{,}8'}\quad 3.\ \frac{19}{24{,}8'}\quad 4.\ \frac{16{,}5}{24{,}8'}\quad 5.\ \frac{13}{23'}\quad 6.\ \frac{12}{22{,}2}\quad 7.\ \frac{11{,}4}{21{,}3'}\quad 8.\ \frac{8{,}2}{18{,}2'}$$

deren äußerste Werthe 1 und $\frac{4}{9}$ betragen, d. h. bei den größten Individuen jener Reihe ist die Geweihlänge gleich der Flügeldeckenlänge, bei den kleinsten beträgt sie weniger

[1] Wir wählen die Länge der Flügeldecken, nicht des Hinterkörpers, und zwar aus practischen Rücksichten, indem das Längenmaß des Hinterkörpers manchen Zufälligkeiten ausgesetzt ist, von denen das Längenmaß der Flügeldecken unabhängig bleibt. Je nach der augenblicklichen Stellung, die der Vorderkörper des Hirschkäfers einnimmt, ist nämlich die zwischen Halsschild und Flügeldecken befindliche Taille länger oder kürzer; ferner zieht sich bei vielen Individuen die im Leben etwas hervorragende Hinterleibsspitze nach dem Tode beim Eintrocknen des Körpers unter die Flügeldecken zurück. Dagegen bleibt die Länge der Flügeldecken von allen derartigen Zufälligkeiten unberührt.

[2] Die Geweihlänge wird am besten stets am Außenrande des Geweihes, in geradlinigem Abstande von der Wurzel bis zur Spitze, mit einem feinen Zirkel gemessen. Die einzelnen Hauptabschnitte des Geweihstammes maßen wir bei cervus stets von der äußern Wurzelstelle des Geweihes bis zur Innenecke des ersten Hauptzahnes, von dort bis zur Innenecke des zweiten Hauptzahnes, von dort bis zur Geweihspitze; bei capreolus von der äußern Wurzelstelle des Geweihes bis zum ersten Hauptzahne und von dort bis zur Geweihspitze.

[3] Es werden sich zwar wenige Exemplare finden, die diese Grenzen bedeutend überschreiten. Immerhin wäre zu einer vollständigen Untersuchung des betreffenden morphologischen Gesetzes ein so reiches Untersuchungsmaterial erforderlich, wie es z. B. Dr. G. Kraatz, Präsidenten der Deutschen Entomolog. Gesellschaft, bei seiner systematischen Revision der europäischen Hirschkäfer (Berliner Entomolog. Zeitschr. 1860, S. 68—75 u. 265—275) zu Gebote stand.

als die Hälfte derselben. Betrachtet man die zwischen diesen Grenzen liegenden Werthe, so zeigt sich, daß im Allgemeinen die benachbarten Zähler unter einander bedeutend mehr differiren als die Nenner, d. h. bei Zunahme der absoluten Körpergröße nimmt die Geweihlänge im Allgemeinen rascher zu als die Länge der Flügeldecken. Welches Gesetz befolgt nun diese Zunahme in der vorliegenden Reihe? Vergleicht man die Brüche Nr. 8 und 2, 7 und 1 unter einander, so findet man, daß annähernd folgendes Gesetz befolgt wird: nimmt die Flügeldeckenlänge um die Hälfte zu, so nimmt die Geweihlänge um das Doppelte zu. Prüft man den Fortschritt der Zähler und Nenner genauer im Einzelnen, so zeigt sich, daß die Geweihlänge Anfangs ziemlich langsam wächst, nur wenig rascher als die Flügeldeckenlänge, später aber bedeutend rascher als diese. Wo tritt der Umschwung ein? In der vorliegenden Reihe bei der Flügeldeckenlänge von 24,8 mm; von dort aufwärts erfolgt das Wachsthum des Geweihes auffallend rasch. Vergleicht man ferner die Brüche Nr. 3 und 4, so zeigt sich, daß dieselben bei gleichem Nenner (24,8) bedeutend verschiedene Zähler haben (16,5 und 19). Sehen wir uns die betreffenden Individuen in natura an, so zeigt sich, daß Nr. 3 der Stammform Lucanus cervus (L.) angehört, während Nr. 4 zu der Rasse Lucanus capreolus (Sulz.) zählt[1]. Von den übrigen Individuen gehören jene, deren Flügeldeckenlänge unter 24,8 mm ist, zu capreolus, jene dagegen, deren Flügeldeckenlänge dieses Maß übersteigt, zu cervus. In der vorliegenden Reihe tritt also der Sprung zum Dimorphismus, der in der Gestalt der Männchen unseres Hirschkäfers sich bekundet, bei jenen Individuen ein, deren Flügeldecken eine Länge von 25 mm haben. Dieser Dimorphismus besteht nicht bloß in der verschiedenen Länge des männlichen Geweihes, sondern auch in der verschiedenen Gestalt desselben; cervus besitzt längere Oberkiefer, die nach Art eines ächten Hirschgeweihes geschwungen sind, und deren drei Hauptabschnitte in natürlicher Reihenfolge (von der Wurzel bis zur Spitze) zu einander wie M : m sich verhalten, also wie drei Glieder einer dem Verhältnisse des goldenen Schnittes entsprechenden stetig fallenden Reihe; capreolus besitzt kürzere, zangenförmig gebogene Oberkiefer, die nach dem einfachen Verhältnisse der sectio aurea getheilt sind, so daß der erste Hauptabschnitt zum übrigen Geweihstücke wie M : m sich verhält.

Auf ähnliche Weise wäre auch die gesetzmäßige Abhängigkeit von Geweihlänge und Kopfbreite u. s. w. zu prüfen. Die gegebenen Andeutungen werden jedoch genügen, um einen Begriff von der Methode zu geben, wie die morphologischen Gesetze auf mathematischer Grundlage zu untersuchen und festzustellen sind.

Kehren wir zum goldenen Schnitt zurück. Nicht bloß in der Geweihbildung, sondern auch in verschiedenen anderen Körperverhältnissen der Männchen findet sich jenes schöne Verhältniß, und zwar um so häufiger und mannigfacher, je mehr das Individuum der typischen Vollkommenheit von Lucanus cervus sich nähert. Das größte Stück unserer Sammlung, dessen Geweihlänge (am Außenrande in geradlinigem Endabstande gemessen) 30 mm beträgt, stammt aus den Eichenwäldern von Dythe bei Vechta im Oldenburgischen; es macht durch seine stattliche Figur dem deutschen Vaterlande alle Ehre und braucht sich vor keinem fremdländischen Herkules zu schämen. Nicht so sehr seine Größe zeichnet diesen

[1] Var. capreolus Sulz = capra Oliv. = hircus Herbst = dorcas Panz. (Catalog. Coleopt. Europ. et Cauc. Ed. 3 p. 93).

Käfer aus, als vielmehr das feine Ebenmaß der Formen, das er bei aller Abenteuerlichkeit seiner Erscheinung wahrt. Untersucht man dasselbe mit dem Proportionalzirkel, so stellt sich heraus, daß er mehr als sechzehnmal das Verhältniß des goldenen Schnittes besitzt und zwar mit großer Genauigkeit. Untereinander stehen diese Verhältnisse wiederum in mannigfacher Beziehung. Dieselbe findet ihren mathematischen Ausdruck in mehreren stetigen Reihen, zu denen bestimmte Verhältnisse des goldenen Schnittes sich vereinigen, ihren morphologischen Ausdruck dagegen in dem vielfach verschlungenen Ebenmaße der Formen, wodurch die einzelnen Körpertheile zu einem ästhetisch besonders wirksamen Ganzen sich vereinen. Dasselbe ist zwar das gerade Gegentheil von der edeln Einfachheit der Körperform eines Laufkäfers wie Carabus auratus; die starke Entwicklung des Vorderkörpers und vor Allem das riesige Geweih geben unserem Hirschkäfer den Ausdruck einer stolzen, kraftbewußten Ritterlichkeit. Es ist schwer zu sagen, welche von beiden Formen schöner sei; jede ist eben schön in ihrer Art, beide haben aber ihre Schönheit zu gutem Theil dem Verhältnisse des goldenen Schnittes zu verdanken.

Hiermit haben wir wenigstens angedeutet, einerseits, welche Bedeutung die Untersuchung der mathematischen Gesetzmäßigkeiten für die Morphologie der Insecten besitze, andererseits, welche hervorragende Stelle das Verhältniß des goldenen Schnittes auf diesem Gebiete der natürlichen Proportionalität einnehme[1]. Keinem vernünftig denkenden Menschen wird es heute noch beifallen, die mathematischen Gesetzmäßigkeiten der Blatt- und Blütenstellung und der Blütendiagramme in der Botanik für eine „Spielerei" zu erklären. Entsprechende Gesetzmäßigkeiten wie in den morphologischen Gebilden der Pflanzenwelt liegen auch in der Morphologie der Thierwelt und insbesondere in der an Formenreichthum hervorragenden Insectenwelt verborgen, die in dieser Beziehung ihres Gleichen in der ganzen übrigen Natur nicht findet. Wir hoffen deßhalb, daß einst auch die Entomologie dem Beispiele der Botanik folgen und die Prüfung der morphologischen Gesetze auf mathematischer Grundlage zu einem besonderen Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung erheben werde. Es gehört unbedingt zur Vollständigkeit der Entomologie als Wissenschaft, daß sie sich auch mit der den morphologischen Bildungen zu Grunde liegenden mathematischen Gesetzmäßigkeit befasse. Ohne diesen Forschungszweig wird es nicht möglich sein, ein tieferes Verständniß und eine einheitliche, wahrhaft wissenschaftliche Kenntniß der Gestaltungsgesetze in der Insectenwelt zu erschließen.

[1] Wir überlassen es nach dem Gesagten unseren Lesern, sich über folgende Bemerkung, die uns vor einiger Zeit in einer Recension des Werkes von Dr. Pfeifer begegnete, ein Urtheil zu bilden: „Die Nachweisung an Insectenkörpern wird, wie wir fürchten, als ebenso nutzlose Spielerei erkannt werden, wie die an den Planeten. Es ist keine Kunst, unter den Hunderttausenden von Insecten-Arten, bei welchen Männchen und Weibchen häufig an Größe sehr verschieden sind, in den Körperabschnitten, Flügeln u. s. w. ein paar Hundert Mal die Näherungswerthe 5 : 8, 8 : 13 u. s. w. nachzuweisen."

Soviel über die Bedeutung dieser Studien für die Entomologie als Specialwissenschaft. Was die naturphilosophische Bedeutung derselben anbelangt, sind wir überzeugt, daß die Prüfung dieser Gesetzmäßigkeiten jeden tiefer denkenden Geist zur Einsicht führen werde, daß ohne die Annahme eines ästhetisch-idealen Zweckes keine befriedigende letzte Erklärung für das Vorhandensein der thatsächlichen morphologisch-mathematischen Gesetzmäßigkeit sich finden lasse. Und dieser Einsicht braucht sich wahrlich kein Vertreter der wahren Wissenschaft zu schämen; es sei denn, daß er das Wort des großen Linné nicht kenne: **Naturalia composita arte divina.**

III.

Es erübrigt uns noch, diesen tiefen innern Zusammenhang, der zwischen den Erscheinungsformen des goldenen Schnittes und der wahren idealen Naturerklärung obwaltet, in kurzen Zügen nachzuweisen. Treffliche Gedanken hierüber bieten die „Schlußreflexionen", die Dr. Pfeifer seinem Werke über den goldenen Schnitt beifügte. Gegenüber den realistischen Bestrebungen der darwinistisch-monistischen Naturphilosophie ist eine gründliche, aus den naturwissenschaftlichen Thatsachen mit unerbittlicher Logik voranschreitende Begründung und Vertheidigung des christlich-idealen Standpunktes ein um so dringenderes Bedürfniß geworden. Je lauter und kühner der Widerspruch ist, desto vorsichtiger und gründlicher, aber auch desto kräftiger und entschiedener muß die Vertheidigung der Wahrheit sein. Es wäre deßhalb vielleicht wünschenswerth gewesen, wenn Dr. Pfeifer das Ergebniß seiner werthvollen Arbeit in jenen „Schlußreflexionen" noch etwas klarer und entschiedener entwickelt hätte.

Welches ist die Bedeutung des Verhältnisses der sectio aurea als natürliche und als ästhetische Proportion, als Proportion in den Werken Gottes und des Menschen? In der Antwort auf diese Fragen ist der Zusammenhang der Erscheinungsformen des goldenen Schnittes mit der idealen Naturauffassung ausgesprochen.

Einheit in der Mannigfaltigkeit ist ein Grundgesetz in den Schöpfungen der Natur wie der Kunst. Mannigfaltigkeit, aus Vielheit und Verschiedenheit der Theile entspringend, zeigt sich in der Natur am klarsten in der organischen Welt, in der morphologischen Gliederung der Einzelwesen und in der systematischen Gliederung des Thier- und Pflanzenreiches. Diese Mannigfaltigkeit ist aber keine gesetzlose: sie ist von einer höhern Einheit beherrscht. Durch das Gesetz der Stetigkeit und der Vermittlung der Gegensätze wird namentlich die Ordnung der organischen Welt zu einem lebendigen Ausdruck des Gesetzes der Einheit in der Mannigfaltigkeit. Wenden wir dasselbe auf die morphologische Gliederung der lebenden Wesen, auf ihre Gestaltungsgesetze an, so werden wir finden, daß unter allen mathematischen Verhältnissen, welche dieser Gliederung zu Grunde liegen können, das Verhältniß des goldenen Schnittes den vollkommensten Ausdruck der Einheit in der Mannigfaltigkeit bilde. Dieser Vorzug folgt aus der Natur des mathematischen Verhältnisses. Schon an einer

einfachen Linie, die nach der Proportion $a : b = b : (a + b)$ getheilt ist, läßt er sich nachweisen: die vollkommenste Verbindung zweier an Größe verschiedener Theile eines Ganzen wird dadurch hergestellt, daß der kleinere Theil zum größern sich verhält wie dieser zum Ganzen; der in beiden Verhältnissen dieser Proportion wiederkehrende größere Theil vermittelt auf das Vollkommenste die Gegensätze, die zwischen der absoluten Größe der einzelnen Theile und des Ganzen obwalten. Was für das einfache Verhältniß gilt, gilt auch für die aus demselben gebildeten Reihen und überhaupt für alle mathematisch ableitbaren zusammengesetzten Erscheinungsformen desselben, und zwar in um so höherem Grade, je größer einerseits die Mannigfaltigkeit der Theile und je vollkommener andererseits die Vermittlung ist, durch die sie zur Einheit des Ganzen verbunden werden. Eine besondere Auszeichnung jenes Verhältnisses liegt eben darin, daß die auf demselben beruhende Theilung von der Idee des Ganzen beherrscht wird; denn von der Größe des Ganzen ist die wechselseitige Größenverschiedenheit der Theile und ihr Verhältniß zu einander bedingt. Mit Recht konnte deßhalb Dr. Pfeifer die natürlichen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes in Verbindung bringen mit der Wesensform (forma substantialis) der scholastischen Philosophie. Wie diese Wesensform die Idee der Einheit im substantiellen Sein der Naturdinge zum Ausdruck bringt, so stellt das Verhältniß des goldenen Schnittes die Idee der Einheit in der morphologischen Gliederung der Organismen dar.

Das Verhältniß des goldenen Schnittes ist unter allen Proportionen der Naturgebilde deßhalb das vollkommenste, weil es der vollendete mathematische Ausdruck der Einheit in der Mannigfaltigkeit ist. Aus demselben Grunde erklärt sich auch die bewußte, wie die instinctive Vorliebe der menschlichen Kunst für dieses Verhältniß. Seine vorzügliche ästhetische Wirksamkeit beruht nämlich gerade darauf, daß es eine so vollkommene Darstellung der Einheit in der Mannigfaltigkeit ist. Wie jedoch in der Natur neben den Erscheinungsformen dieses Verhältnisses noch viele andere sich finden, welche auch, wenngleich nicht auf dieselbe Weise und in demselben Grade, die Mannigfaltigkeit der Theile zu einer höhern Einheit verbinden, so ist das Verhältniß der sectio aurea auch in der Kunst nur ein Specialfall der Proportionalität, allerdings ein besonders häufiger. Daß der menschliche Künstlergeist dieses Verhältniß in seinen Werken so auffallend häufig zum Ausdrucke bringt, erklärt sich aus der ästhetischen Wirksamkeit desselben; es ist eben die schönste, dem Auge wohlgefälligste Proportion. Aber wie sollen wir es begreiflich finden, daß dasselbe Verhältniß in der morphologischen Gliederung der Naturgebilde fast ebenso häufig sich finde?[1] Das den natürlichen

[1] Die Beantwortung dieser Frage ist unabhängig von jener, ob die Kunst die ästhetische Wirksamkeit dieses Verhältnisses erst an den Naturobjecten kennen gelernt habe oder nicht. Durch die erstere Annahme bliebe die thatsächliche Häufigkeit der natürlichen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes ebenso unerklärt, wie durch die letztere.

Erscheinungsformen des goldenes Schnittes zu Grunde liegende Verhältniß ist nur ein Verhältniß aus unendlich vielen möglichen. Woher kommt es also, daß gerade dieses Verhältniß, das ästhetisch wirksamste unter allen, in den morphologischen Proportionen der Naturgebilde nicht bloß hie und da, sondern so häufig auftritt? Daß diese auffallende Thatsache im Zufalle ihren Grund habe, besitzt nicht bloß eine mathematische Wahrscheinlichkeit gleich Null, sondern bietet überhaupt gar keine Erklärung. Zufall ist die Läugnung jeder Gesetzmäßigkeit; Naturgesetze durch Zufall erklären, ist ein vernunftwidriges Unternehmen, das keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben kann. Das gesetzmäßige Auftreten des goldenen Schnittes in den Naturgebilden muß also in einem planmäßig geordneten Gesetze seinen Grund haben; dieses Gesetz aber muß einem künstlerischen Geiste entstammen, welcher jenes Verhältniß als den vollkommensten Ausdruck der Einheit in der Mannigfaltigkeit erkannte und es gerade deßhalb in den Werken der Natur zum Ausdrucke brachte[1]. Die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes finden somit ihre befriedigende Erklärung nur darin, daß die Natur ein Kunstwerk des göttlichen Geistes ist.

In diesem Sinne kann man den goldenen Schnitt mit Recht eine proportio divina nennen. Dasselbe Verhältniß ist zugleich auch eine proportio humana im vorzüglichsten Sinne des Wortes. Denn es erhielt nicht bloß in dem Ebenmaß der Glieder des menschlichen Leibes, vor Allem in dem Antlitze des Königs der Schöpfung, der das vollkommenste aller sichtbaren Kunstwerke Gottes ist, seinen edelsten und erhabensten Ausdruck, sondern es ist auch die Lieblingsproportion des menschlichen Künstlergeistes. Und wie die ästhetische Wirksamkeit der sectio aurea in den Werken Gottes und in den Werken des Menschen nur aus derselben innern Ursache erklärlich ist, daraus nämlich, daß dieses Verhältniß der vollkommenste Ausdruck der Einheit in der Mannigfaltigkeit ist: so findet sich der tiefste Grund, weßhalb jene proportio divina zugleich auch proportio humana ist, einzig darin, daß der menschliche Künstlergeist ein Ebenbild des göttlichen Geistes ist. So gestalten sich die Erscheinungsformen des goldenen Schnittes zu einer allseitigen und herrlichen Bestätigung der christlich-idealen Naturauffassung.

[1] Wir dürfen hierbei gänzlich absehen von der Frage, ob die gegenwärtige Ordnung der belebten Natur das Ergebniß einer Stammesentwicklung sei oder nicht. Schon mehrmals wurde in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß wenn eine solche Entwicklung stattgefunden habe, dieselbe nur innerhalb fester specifischer Grenzen und auf teleologischer Grundlage annehmbar sei (vgl. 28. Bd. S. 340 ff.; 29. Bd. S. 393 ff.). Wie die Zweckmäßigkeit der organischen Entwicklung überhaupt, so muß auch die künstlerische Gesetzmäßigkeit der Naturgebilde einen hinreichenden Grund haben; und dieser hinreichende Grund ist schließlich nur in dem Plane eines schöpferischen Geistes zu finden. — Daß insbesondere die „natürliche Zuchtwahl", der Hauptbebel in der darwinistischen Entwicklungstheorie, die Entstehung der morphologischen Erscheinungsformen des goldenen Schnittes nicht zu erklären vermöge, geht daraus hervor, daß dieselben fast ausschließlich zu den sogen. teleologisch indifferenten Charakteren gehören.

Die Gesetze der materiellen und der geistigen Schöpfung verbinden sich zu einer wunderbar klangvollen Harmonie, die das Lob ihres Schöpfers verkündet; denn sie ist nur ein zeitlicher Wiederhall jener unwandelbaren Gesetze der Wahrheit und Schönheit, die von Ewigkeit im Geiste Gottes ruhen.

Erich Wasmann S. J.

Ist Voltaire todt?

Ein Beitrag zur Voltaire-Literatur in Deutschland.

II.

(Schluß.)

Dort, wo Dr. Mahrenholtz in seiner eigenen Biographie Voltaire's auf den Tod desselben zu reden kommt, heißt es[1]:

[1] Herr v. Sallwürk wird bei Lesung unserer Ausführungen wieder sagen, wir hätten es nochmals für nothwendig gehalten, so und so viel „Seiten über Voltaire's Todesstunden zu schreiben, um jenes apokryphe Geschirr wieder hineinzubringen, damit die Worte des Ezechiel an dem gottlosen Dichter erfüllt würden". Wenn einem Leser der Gedanke an ein Gottesgericht bei den schauerlichen Todesumständen Voltaire's kommt, so haben nicht wir durch unsere Worte, sondern die von uns objectiv berichteten Thatsachen derlei Gedanken zu verschulden; aber unwahr ist und bleibt die Behauptung des Herrn v. Sallwürk, daß wir den „Anhang" in unserem Buch nur angebracht wegen des „Geschirres" oder gar, „damit die Prophezeiung erfüllt würde". Hat Gott es wirklich für nützlich und gerecht befunden, des Ungläubigen letzte Stunden solchergestalt zu kennzeichnen, so wird Herr v. Sallwürk und die übrigen Freunde Voltaire's die Sache wohl gelten lassen müssen; wäre Voltaire sanft wie ein Kind oder selig wie Falstaff nach Frau Hurtigs Beschreibung gestorben, so würde das an dem Urtheil über den Mann und sein Werk nichts ändern, da für dieses Urtheil so viele Beweismomente vorhanden sind, daß einer mehr oder minder nichts verschlägt. In jedem Fall aber haben wir das Recht und die Pflicht, kritisch die Quellen anzugeben und zu prüfen, welche uns die Todesumstände eines so einflußreichen Mannes berichten. Wir sollen uns nicht die Mühe genommen haben, Desnoiresterres zu widerlegen. Dieser Vorwurf beweist nur, daß weder Dr. Mahrenholtz noch Herr v. Sallwürk die von uns angeführten Artikel des Univers oder Bien publie gelesen haben, sonst würden sie wissen, daß die dort gebrachte Studie sich gerade ausschließlich und bis in's Kleinste gegen das von Desnoiresterres beigebrachte Material richtete. Aber freilich, jene Vertreter der Wissenschaft brauchen bloß die Angriffe zu kennen; was ein Katholik antwortet, ist von vornherein nicht des Lesens werth. — Auch die „Katholische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht" findet, unser Versuch, die Todesumstände Voltaire's historisch darzulegen, berühre unangenehm. Das beigebrachte Material liefere übrigens den Beweis nicht. „Wozu nun der Aufwand an Dialektik?" Wer so schwache Nerven hat, wie der Herr Recensent, sollte überhaupt das Studium

„Ein starkes Fieber mit heftigem Blutspeien, das ihn seit 11. Mai befiel, die unsinnige Opiumkur, die er sich selbst ohne Tronchin's Wissen verordnete, die mangelnde Pflege seiner theilnahmslosen Nichte und der unerfahrenen Villette, die aufreibende Reaktion seiner inneren Willenskraft und Schaffensfreude gegen dieß unerwünschte Hinderniß (?), der unablässig aufregende Anblick der Zwistigkeiten seiner nächsten Umgebung, der Gram über die Undankbarkeit der Nichte, die ihn zur dauernden Ansiedlung in Paris aus eigensüchtigen Gründen beredet und seinen zuverlässigen, ihm von Allen am nächsten stehenden Secretär nach Ferney gesandt hatte, um Bücher für Voltaire's Studien zu holen, dann der Gedanke an die lästigen kirchlichen Formen der Todesstunde, die gerade ihm so widerwärtigen Verhandlungen mit Geistlichen, wie Abbé Gaultier und dem curé von St. Sulpice, auch Tronchin's Pflichtvergessenheit (?!), der den Sterbenden allzusehr sich selbst überließ, diese und andere verschieden erzählte und weniger beglaubigte Umstände haben Voltaire's zweites (?) Siechthum zu einem unheilbaren gemacht. Schnell nahmen seine geistigen und körperlichen Kräfte ab. Am 16. Mai konnte er noch Verse dichten, vom 22. an reichte seine Geistesstärke nur noch für kurze Billets, deren letztes jenes Glückwunschschreiben an den Sohn des General Lally ist (26. Mai), aus. Am 25. Mai gab ihn die Denis völlig verloren und willfahrte auch dem sehnlichen Wunsche, seinen Wagnière wieder zu sehen, indem sie ein ziemlich affektirtes und innerlich frostiges Schreiben an diesen richtete, das natürlich kaum bei Lebzeiten Voltaire's Ferney erreichen konnte. Am 30. Mai Abends 11 Uhr erlöste ihn der Tod von dem Uebermaße psychischer und physischer Leiden, die seinen Anblick selbst für Tronchin's abgehärtetes Gefühl zu einem so schrecklichen machten."

Wer diese Schilderung des Todes Voltaire's liest, muß sich schon seine eigenen Gedanken über den wirklichen Verlauf der letzten Tage machen. Geradezu falsch kann man die Schilderung nicht nennen, denn es läßt sich noch sehr Vieles zwischen den Zeilen lesen; „das Uebermaß psychischer Leiden" ist eine sehr glückliche Umschreibung des „furiis agitatus obiit", aber man hätte doch erwarten können, daß über einen so wichtigen Moment im Leben des Helden die Quellen selbst etwas mehr zu Worte kämen. Jedenfalls aber muß

Voltaire's, sowohl seines Lebens als seiner Werke, bleiben lassen; denn was wir mit grösster Zurückhaltung nur andeuteten, ist hundertemal in krassester Weise vom Patriarchen von Ferney zum Gegenstand des salonfähigen Scherzes gemacht worden. Es wäre die reinste Prüderie, sich wegen eines unästhetischen Ausdruckes von der geschichtlichen Erörterung abhalten zu lassen. Wenn unser Material in den Augen des Recensenten den Beweis nicht liefert, so beweist das eben nur, daß der Herr Recensent eine zu strenge Anforderung an geschichtliche Beweise stellt und von ihnen Evidenz verlangt, während sie meistens nur moralische Gewißheit geben können; eine solche Gewißheit aber bietet unser Material jedem Unbefangenen. Wir benützen übrigens diese Gelegenheit, zu versichern, daß wir an der Berichtigung, welche die Redaction der genannten Zeitschrift selbst dem Herrn Recensenten schon in der folgenden Nummer angedeihen ließ, durchaus und in jedem Sinne unbetheiligt sind, da uns Recension und Berichtigung erst viele Monate nach ihrem Erscheinen bekannt wurden.

auch nach Mahrenholtz „das friedliche Hinüberschlummern" als ein Gefühlsbericht angesehen werden, der auf geschichtlichen Werth keinen Anspruch erheben darf. Unsere Darstellung dagegen läßt sich sehr wohl als Commentar der Mahrenholtz'schen lesen.

„Wir haben bisher," so fährt dieser fort, „über sein Verhältniß zu den kirchlichen Riten geschwiegen, welche frommes Herkommen an die Schwelle des Todes gesetzt hat. Sie hatten für Voltaire — und für welchen Freigeist von tieferem gesellschaftlichem Bewußtsein hätten sie es nicht? — eine nicht zu verachtende sociale Bedeutung. Als unbußfertiger Sünder im stillen Winkel der Mörder und Excommunicirten beigesetzt zu werden, das wünschte er schon um seiner vornehmen Freunde und akademischen Collegen willen nicht, und wie leicht wurde es ihm, das zu erfüllen, was für ihn keine innere Bedeutung hatte? Die Kirche hat ihm diese Erfüllung nicht erschwert. Als Abbé Gaultier, der seit dem 20. Februar Voltaire mit geistlichem Zuspruch unablässig verfolgte, seine Bekehrungsrolle für aussichtslos erachtete, begnügte er sich mit jener allgemein gehaltenen Erklärung vom 2. März, und auch der weit glaubenseifrigere curé verlangte nur eine Anerkennung des viel umstrittenen, so verschieden verstandenen Dogma (!) der Göttlichkeit Christi. Der Gott der Liebe hat Voltaire davor behütet, mit der Anerkennung dieses heiligsten aller kirchlichen Lehrsätze noch eine zweite Lüge der ersten hinzuzufügen." (202 f.)

Um die „kirchlichen Riten" zu erfüllen, hat also Voltaire einmal *gelogen*. Diese Lüge aber wird von Herrn Mahrenholtz gerechtfertigt; denn er findet darin eine That, die jeder Freigeist von tieferem gesellschaftlichem Bewußtsein begehen wird, weil die Lüge und Heuchelei ja das einzige Mittel ist, dieser „kirchlichen Riten" von jener „nicht zu verachtenden socialen Bedeutung" theilhaft zu werden. Also eine Lüge im entscheidendsten Momente des Lebens verliert ihre ganze Häßlichkeit, weil sie das einzige Mittel zu dem Zweck von nicht zu verachtender socialer Bedeutung ist. O diese Jesuiten!

Aber wie, die Kirche soll ihm diese Erfüllung nicht schwer gemacht haben?! Hat Herr Dr. Mahrenholtz wirklich seine Quellen gelesen? In dem officiellen Bericht des Abbé Gaultier steht das evidente Gegentheil von dem, was Dr. Mahrenholtz ihn sagen läßt. Gaultier erklärt, daß er sich niemals, weder am Anfang noch am Schluß, mit der Erklärung vom 2. März zufrieden gegeben hat, daß er ebendeßhalb, weil ihm die Erklärung nicht genügte, nicht zur Beicht schritt, daß sowohl der Erzbischof als der „curé" ebenfalls die Erklärung für ungenügend hielten, mit Gaultier eine neue vereinbarten und nur auf diese hin dem Priester erlaubten, weitere Schritte zu thun. Erzählt Gaultier nicht ausführlich, wie er in Begleitung des curé mit jener neuen Erklärung, deren Wortlaut er mittheilt, zu Voltaire gegangen, diesen aber ohne Besinnung getroffen, so daß sie unverrichteter Dinge wieder weggingen, und wie sie dann später erfuhren, Voltaire sei drei Stunden später gestorben? Hat Herr Dr. Mahrenholtz diesen Bericht gelesen oder nicht? Wie aber kann er in jedem Falle so rundweg den Abbé Gaultier und die Kirche anklagen, es Voltaire so leicht gemacht zu haben? Es ist ihm im

Gegentheil so schwer gemacht worden, daß er die Absolution u. s. w. gar nicht empfangen hat; „er ist also," wie Gaultier sagt, „ohne Sacramente gestorben". . . . .

„Aufrichtiger als das von Gaultier halberpreßte Zeugniß[1] Voltaire's mag schon ein Glaubensbekenntniß sein, das er zwei Tage vorher seinem freigeistigen Secretär als Beruhigungsmittel aufschrieb, jenes viel erwähnte Schriftwort, das die Nationalbibliothek in Paris als Andenken an den berühmtesten Mann des vorigen Jahrhunderts noch aufbewahrt: ‚Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und in Verwünschung des Aberglaubens.' Doch wer möchte auch in diesem Testifikat die Feindesliebe Voltaire's für eine aufrichtig gemeinte halten?"

Das „viel erwähnte Schriftwort" hat überhaupt gar keine Bedeutung. Denn auch der eifrigste Katholik kann dasselbe im Augenblicke des Todes sagen; es kommt aber Alles auf den Sinn an, den Voltaire damit verband, und dieser Sinn sollte gewiß nach seiner Meinung ein Doppelsinn sein, an dem sich im Nothfall der ängstliche Freigeist und die Kirche beruhigen könnten. Aufrichtig war nur der Wunsch Voltaire's, es mit keinem zu verderben.

„Wir, die wir Voltaire's Leben und Wirken lediglich vom geschichtlichen (?) Standpunkt, ohne dogmatische und philosophische Voraussetzung (?) betrachtet haben, halten das eine Zeugniß für so unwesentlich als das andere; wir haben in seinen Werken und namentlich in seinen Briefen Hunderte der deutlichsten und sprechendsten Kundgebungen seiner innersten Ueberzeugung. Und wir haben ferner ein gewichtiges Zeugniß in dem, was er noch in seinen letzten Tagen des Edlen und Selbstlosen that." (203.)

Wie das Alles zusammenhängt, ist zwar nicht sehr klar, aber hören wir nun die Großthaten Voltaire's in seinen letzten Tagen, die Herr Mahrenholtz etwas großmüthig bis zum 15. März ausdehnt. Also:

„Wer unter schweren körperlichen Leiden (15. März) noch für das Wohl der armen Handwerker in Ferney so warm bedacht war, — wem in Anblick des Todes das Schicksal eines fern stehenden Menschen, wie der jüngere Lally, die Feder in die verblichene Hand drückte, — wer in den letzten Minuten des erlöschenden Bewußtseins noch einer herzlosen Nichte so treu gedachte, — wer für ein verlassenes Mädchen, wie die Varicour, so väterlich sorgte, daß selbst sein Feind le Brun ihn deßhalb pries, — wer die Kränkung und Demüthigung, die Friedrich' II. Herrscherlaune ihm bereitet, im Augenblick des höchsten Ruhmes so gänzlich vergaß und zu einem hingebenden Brief mitten in dem Uebermaß der Arbeit und Zerstreuung Zeit und Stimmung fand (1. April): der kann nicht als schlechter, unwürdiger Christ gestorben sein, mag er auch die Sacramente seiner Kirche als ‚Wagenschmiere' bezeichnet und mit dem heiligen Kuhschwanz bei den Gangesbewohnern verglichen haben."

Man kann ja die angeführten Werke als „edle und selbstlose Thaten"

[1] Sonderbar; jetzt ist das Zeugniß schon halb erpreßt, eben war es bloß so, daß sich Abbé Gaultier in Ermangelung eines bessern damit begnügte — und in Wahrheit hat Gaultier es nicht einmal angenommen.

gelten lassen, wenn man will — aber man muß die Sache nicht gar zu tragisch nehmen. Was er für Ferney verordnete, war an sich nichts Großartiges, und daß er es am 15. März that, noch viel weniger bemerkenswerth. Was hat Voltaire seit dieser Zeit für seine Eitelkeit noch ganz andere Strapatzen durchgemacht, die mehr Mühe kosteten als ein Brief, die Sitzung in der Akademie, das Unternehmen des Wörterbuches, die Apotheose im Theater, die Aufnahme in die Loge u. s. w., — daß er ein Testament machen mußte und es zu Gunsten seiner Nichte, als der nächsten Anverwandten, machte und dabei der Marquise de Villette (denn sie ist das verlassene [!] Mädchen Varicourt) gedachte, ist doch wohl auch nichts Unerhörtes. Die großartige That wegen des Lally besteht in einem Glückwunschbillet an diesen, das er vier Tage vor seinem Tode schrieb. Nun, der Brief an Friedrich II., mit dem Voltaire ja längst wieder ausgesöhnt war, stammt vom 1. April, als Voltaire noch relativ bei Kräften war, zwei Monate vor seinem Tode. Aber noch einmal — wären diese vier oder fünf Thaten innerhalb dreier Monate auch etwas ganz Besonderes, so sind sie doch keinenfalls hinreichend, aus Voltaire einen guten, würdigen Christen zu machen — wenigstens nicht nach christlichen Begriffen. Allein hier begeben wir uns auf das Gebiet „dogmatischer Voraussetzungen", auf das Dr. Mahrenholtz uns nicht folgen wird, wie er ja auch ohne „philosophische Voraussetzungen betrachtet".

„Schlechtere Christen" (als Voltaire), fährt er fort, „oder wenigstens irregeleitetere, waren die, welche seiner Asche, gleich der Molière's, keine Ruhestätte gönnten und das Andenken des gefürchteten und gehaßten Mannes durch giftige Lügen (!) über sein höllisches Ende beschimpften. Oder die, wie Ludwig XVI., eine öffentliche Erwähnung von Voltaire's Tod verboten und den Schauspielern die Aufführungen des Ketzers untersagten[1]. Nicht auf den Abbé Mignot, der die sterblichen Reste des Oheims in seiner Abtei Scellières heimlich[2] mit kirchlichem Prunk unter stillschweigender Zustimmung der Minister beisetzen ließ, oder auf den toleranten Prior, der ihm hierbei hülfreichen Beistand leistete, sondern auf den Fanatismus des Bischofs von Troyes, der jenen Prior absetzte, und der Minoritenbrüder, die das Seelenamt für Voltaire verweigerten, fällt der Vorwurf jedes Christen, der neben dem Glauben die Liebe auch gegen die Feinde ‚für das vornehmste und größte Gebot hält'" (204). Es geht nun Dr. Mahrenholtz zu einer kurzen Parallele zwischen Molière und Voltaire über und schließt dieselbe: „Beide, von der Kirche verfolgt, von ihrem Könige der geistlichen Willkür preisgegeben, nur durch einen glücklichen Zufall vor der schimpflichsten Art des Begräbnisses behütet, wurden dann von der unkirchlichsten aller Revolutionen einer Auszeichnung gewürdigt, die ein weniger mißverstandenes Christenthum ihnen nicht versagt haben würde." Man sollte nach diesem Satze nicht glauben, daß Dr. Mahrenholtz auch ein

---

[1] Weil die Schauspieler durch die Aufführung des „Mahomet" eine Demonstration beabsichtigten.

[2] D. h. wahrscheinlich durch einen gemeinen Betrug von Seiten des edlen Neffen!

„Leben" Molière's geschrieben. Oder liegt es eben am Mangel „dogmatischer und philosophischer Voraussetzungen", wenn er nicht einsieht, daß zwischen dem Leben und Tod Molière's und Voltaire's doch ein kleiner Unterschied war, der gerade hinreichte, dem Einen auch nach den strengsten kirchlichen Gesetzen ein kirchliches Begräbniß zu gewähren und es dem Andern zu versagen? Und die Handlungsweise Mignot's als einen Zufall hinzustellen ist doch etwas sonderbar. Im Uebrigen muß man nicht über das Christenthum predigen, wenn man seine Dogmen nicht kennt. Zum Schluß des Buches kommt der Auctor noch einmal auf die Forderungen des „wahren Christenthums" Voltaire gegenüber zurück. „Die anstößige Schlüpfrigkeit und sinnliche Effecthascherei des Dichters Voltaire mag nur der brandmarken, dessen Leben und Wirken den Maßstab abstracter Sittlichkeit verträgt; die Heuchelei und Lüge des Menschen nur der, welcher, unbekümmert um persönlichen Vortheil und um Lebensglück, der lauteren Wahrheit nacheifert, nur der, welcher ohne pharisäischen Hochmuth die Worte auszusprechen wagt: ‚Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser.'"

Ohne uns für einen Pharisäer zu halten, müssen wir doch diesen Grundsätzen widersprechen. Bei dem Studium eines Lebens, bei einer geschichtlichen Forschung, bei der Charakteristik eines geschichtlichen Mannes kommt es durchaus nicht auf die subjective anderweitige Moralität des Auctors, sondern einzig auf die objective Richtigkeit des von ihm angelegten Maßstabes an. Der Richter, welcher sich in seinem Privatleben geheimer Verbrechen schuldig macht, *wird*, ja *muß* gerechter Weise das Vergehen Anderer verurtheilen und brandmarken, wenn es vor sein Tribunal gebracht wird.

Ebenso müssen wir aber auch dem entgegengesetzten kritischen Grundsatz widersprechen, den die „Blätter für lit. Unterhaltung" bei Gelegenheit unseres Buches aufstellen. Es heißt dort in Nr. 48, 1885: „In der That, Kreiten hätte, um mit Göthe zu sprechen, ein ‚Uebermensch' sein müssen, um das Leben und den Charakter eines Mannes, der in allen höchsten Glaubens- und Wissensfragen sein ärgster Widersacher war, parteilos und objectiv schildern zu können. Der Verfasser übernahm eine Aufgabe, zu deren befriedigender Lösung er nicht die geringste Befähigung hatte; denn einem Feinde wie Voltaire gegenüber konnte ihm nur Haß und Verblendung die Feder führen, und so ist denn auch sein ‚Charakterbild' Voltaire's ein Werk der Parteileidenschaft, nicht vorurtheilsfreier, unbefangener Forschung geworden. Als solches besitzt es allerdings jene Anziehungskraft, die einem nie ermüdenden beredten Pathos immer eigen ist, aber es überzeugt nur solche, für die es von vornherein keiner Beweisführung bedurfte."

Nach diesem Grundsatz dürfte also über irgend einen Verbrecher niemand urtheilen, der nicht vollständig mit der Geistesrichtung des Verbrechers einverstanden wäre; der verfassungstreue Richter müßte zuerst selbst zum Revolutionär werden, ehe er Revolutionäre vor sein Tribunal fordert. Und natürlich sind alle Liberale, welche gegen Papst und Kirche, Inquisition und Jesuiten schreiben, durchaus in „allen Glaubens- und Wissensfragen" einer Meinung mit diesen Vertretern katholischen Dogma's — oder wären etwa

zufällig alle Liberalen von dieser Uebereinstimmung mit ihren „Objecten" entbunden, weil sie alle „Uebermenschen" sind?

Der Kritiker der „Blätter für liter. Unterhaltung" begnügt sich indessen nicht, diesen allgemeinen Grundsatz über unsern Mangel an Befähigung wegen unserer Glaubensverschiedenheit mit Voltaire auszusprechen, er gibt sich auch die Mühe, diese Verschiedenheit im Einzelnen nachzuweisen. Gegen einen solchen Nachweis hätten wir nicht das Mindeste einzuwenden, wenn derselbe erstens nicht vollständig überflüssig wäre, und wenn er zweitens in einer Weise erbracht würde, daß uns nicht Meinungen unterschoben werden, die wir nicht nur in unserm Buche nicht ausgesprochen, sondern auch nie und nimmer gehabt haben. Der Kritiker sagt:

„Zur nähern Würdigung und möglichen Bestätigung dieser Erklärung werden wir daher genöthigt sein, die Gegensätze kurz, aber anschaulich hervorzuheben, welche zwischen des Verfassers (Kreitens) religiösen, wissenschaftlichen und politischen Anschauungen und denen Voltaire's bestehen und in den Analysen, die der Verfasser auch den literarischen Werken Voltaire's, wenn auch an zweiter Stelle, widmet, klar und deutlich (?) heraustreten."

„Kreiten ist strenger, rechtgläubiger Katholik und noch dazu Jesuit; daher feiert er, wo immer nur die Besprechung der Werke Voltaire's ihm die Gelegenheit dazu bietet[1], das Papstthum als die unantastbarste, höchste, von Gott selbst eingesetzte Macht dieser Erde. Voltaire dagegen erscheint in seinen Dichtungen, seinen Geschichtswerken, seinen philosophischen Schriften als der erbittertste, grimmigste Feind dieses Papstthums, das er als die für die Aufklärung, den Fortschritt und das Glück der Menschheit verderblichste Einrichtung brandmarkt und mit allen Mitteln seines reichen Geistes zu brechen und zu stürzen trachtet." Zu dieser Gegensätzlichkeit bekennen wir uns voll und ganz, mit dem Zusatz indeß, daß wir neben dem Papstthum in geistlichen Sachen auch die weltliche Obrigkeit in zeitlichen Angelegenheiten als oberste selbständige Macht auf Erden anerkennen. Nicht so ohne Weiteres geben wir das Folgende zu:

„Der Verfasser erkennt in der katholischen Kirche den ‚ewigen Jungbrunnen der Völker und Nationen', in ihren Priestern, geistlichen und weltlichen (?) Orden die unangreifbaren Diener Gottes. — Voltaire bekämpft in dieser Kirche die furchtbarste Feindin der Freiheit, der Bildung und des Heiles der Welt und in ihren Priestern und Dienern die herrschsüchtigen Betrüger und Bedrücker der Menge. ‚Ecrasez l'infâme!' ruft er, auf diese Kirche deutend, mit bitterem Hasse und, wie der Verfasser an zwei Stellen uns mitteilt: ‚Hänget am Darm des letzten Jansenisten den letzten der Jesuiten auf.'"

Wir verwahren uns gegen die Behauptung, als hätten wir die Priester und Ordensleute „unangreifbar", d. h. hier im Sinne Voltaire's und des Kritikers als in jeder Beziehung über alle Kritik erhaben genannt. Priester

[1] D. h. so oft die Verneinung durch Voltaire unsererseits die Bejahung herausfordert.

und Ordensleute, wie selbst Päpste und Bischöfe, sind und bleiben Menschen, welche fehlen können und wirklich fehlen und darum von der Geschichte beurtheilt und verurtheilt werden dürfen. Voltaire geht aber weiter. Er behauptet, die Priester seien nicht schlecht, obgleich sie Priester, sondern weil sie Priester seien. Bei der von uns voll eingestandenen Schlechtigkeit einzelner Geistlichen bleibt aber bestehen, daß sie in Ausübung ihrer wirklichen Autorität unangreifbar sind, weil sie diese Autorität von Gott haben und in Gottes Auftrag üben. Für einen Katholiken ist dieser Unterschied zwischen Amtsgewalt und persönlicher Würde des Trägers klar, aber dem Kritiker der „Blätter für liter. Unterhaltung" gegenüber müssen wir sie eigens hervorheben, da eben aus solchem Doppelsinn das ganze Elend schiefer Beurtheilungen hervorgeht. Der folgende Punkt liefert hiervon das beste Beispiel:

„Kreiten als rechtgläubiger Katholik glaubt nicht allein an die wesentlichen Dogmen des Christenthums, sondern auch, wie z. B. aus seiner Besprechung der Wunder der Jungfrau von Orléans hervorgeht, an die Legenden, Wundererzählungen und Heiligengeschichten, welche die katholische Kirche als unbestreitbare Thatsachen predigt. — Voltaire ist der Feind dieses Christenthums; jene Wunder und Legenden sind ihm ein fluchwürdiger Priestertrug, der Glaube an sie ein abscheulicher Aberglaube."

Was der Kritiker unter wesentlichen Dogmen des Christenthums versteht, lassen wir dahingestellt; wir geben ihm zu, daß wir von ganzem Herzen sogar alle Dogmen des Katholicismus glauben, der keine wesentlichen und unwesentlichen kennt. Daraus folgt aber nicht, daß wir an alle Legenden, Wundererzählungen und Heiligengeschichten im Sinne des Kritikers glauben, und daß wir speciell behauptet hätten, die Kirche predige die Wunder der Jungfrau von Orléans als unbestreitbare Thatsachen. Ueber die Jungfrau von Orléans hat die Kirche überhaupt noch gar nichts entschieden, und sollte dieß je geschehen, so hat vor dieser Entscheidung eine genaue historische Untersuchung ihr Urtheil zu sprechen. Will der Kritiker sich aber überzeugen, wie genau es die Kirche bei ihrer historischen Untersuchung von Wundern und Heiligengeschichten nimmt, so schaue er sich nur irgend einen der zahlreichen Seligsprechungsprozesse an. Er wird staunen über die kaum glaublichen Schwierigkeiten, welche er hier gegen jede zu beweisende Thatsache erhoben, und welche Sorgfalt der Kritik er angewendet findet, ehe irgend ein Wunder als erwiesen zugelassen wird. Der Kritiker scheint überhaupt nicht zu ahnen, welch einen Unterschied jeder aufgeklärte, d. h. wohl unterrichtete Katholik zwischen Legende und Geschichte, zwischen den wenigen von der Kirche anerkannten Wundern und den vielen in Legenden erzählten Wundergeschichten macht. Was unsere „Besprechung der Wunder der Jungfrau von Orléans" im Besondern angeht, so haben wir uns beide Male (S. 129 und 131) ausdrücklich auf das Zeugniß der „kritischen Geschichtsforschung" und nur auf dieses berufen. Aber weiter!

„Der Verfasser (Kreiten) als rechtgläubiger Katholik kennt keine Toleranz in Sachen des Glaubens; er bedauert es z. B., daß dem Cardinal Fleury die Mittel fehlten, die religiösen Sectirer mit einem einzigen großen Schlage zu zerschmettern; er findet es in der Ordnung, daß die glänzende Schau-

spielerin Lecouvreur, die ohne Absolution gestorben war, außerhalb des Kirchhofs verscharrt wurde; er entschuldigt es, daß der junge sechzehnjährige La Barre wegen Beschädigung eines Krucifixes enthauptet wird."

In diesem Satze sind mancherlei Dinge enthalten, die einer Berichtigung bedürfen. Zuerst die Behauptung, als rechtgläubiger Katholik könnten wir keine Toleranz in Sachen des Glaubens. Das Wort „Toleranz" ist wohl das am häufigsten genannte und am meisten mißbrauchte in der Voltaire-Literatur und, wie wir des Weitern nachgewiesen, selbst von Voltaire niemals genau definirt worden, trotz seines „Traktates über die Toleranz" und trotz seines „philosophischen Wörterbuches". Aber freilich, die Unklarheit war nothwendig zur Täuschung[1]. Wenn eine mathematische Gesellschaft ein Mitglied ausschließt, das den pythagoräischen Lehrsatz nicht annimmt, ist das intolerant, wenn man will, aber vernünftig und gerecht. Wenn man einen Menschen einsperrt, der sich für einen König hält und das Recht beansprucht, Todesurtheile zu sprechen und auszuführen, so ist das intolerant, aber vernünftig und gerecht. Einen Menschen, der nicht an den Komma-Bacillus glauben will, deßwegen schlagen oder der Freiheit berauben wollen, wäre intolerant und ungerecht, aber ihm zu Liebe aus „Toleranz" zugestehen wollen, daß seine Meinung auch die richtige sei, dürfte doch wissenschaftlich nicht erlaubt sein. Die Kirche drückt ihre Ansicht über die Toleranz so aus, daß sie niemals duldsam gegen die ihrer Lehre nach irrige und falsche Behauptung ist, wohl aber den Irrenden, in der falschen Meinung schuldlos Befangenen zu dulden vorschreibt, solange dieses mit dem Gesetz der Selbsterhaltung und dem Allgemeinwohl der Seelen vereinbar ist. Daß sie denjenigen von ihren Gnadenbeweisen und aus ihrem Verband ausschließt, der ihre Lehren oder ihre Gewalt nicht annimmt, ist doch nur selbstredend. Doch sehen wir uns die Fälle näher an, wo wir uns intolerant sollen gezeigt haben. Da ist zuerst die „glänzende Schauspielerin Lecouvreur". Diese Freundin Voltaire's war nicht so einfach „ohne Absolution" gestorben, wie der Kritiker es darstellt, sondern sie hatte wiederholt und mit derben Reden den Priester zurückgewiesen und ihrem Unglauben auf das unzweideutigste Ausdruck gegeben. Wer wird es nun von Seiten der Kirche nicht billig finden, derjenigen auch das Begräbniß als Christin zu versagen, die nicht als Christin sterben wollte? Heute ist man logischer und würde in diesem Falle der Kirche ein Verbrechen daraus machen, wenn sie auf eine solche Leiche Anspruch zu erheben wagte.

Freilich nach der Darstellung bei Mahrenholtz lag die Sache etwas anders. „Am 20. März 1730 war Adrienne Lecouvreur in frühem Alter, doch nach langen, qualvollen Leiden, ein Opfer ihres anstrengenden Berufes geworden, tief betrauert von dem besten Theil des Pariser Adels...

[1] So kommt es, daß während man uns Mangel an Toleranz zum Vorwurf macht, weil wir ein Jesuit sind, Dr. Mahrenholtz seinerseits von P. Berthier S. J. und seinem Journal de Trévoux sagt: „Mit ächt jesuitischem Geschick (um Abonnenten zu gewinnen) wurden die Vertreter der Aufklärung, namentlich Voltaire, thunlichst geschont, die Philosophie durch eine kirchenfreundliche Flagge geschützt, selbst der Theismus und die religiöse Toleranz vertheidigt" (I. 156).

Ein Todesfall, der in alle Herzen einschnitt, welche von dem nationalen Ruhme der französischen Schauspielkunst sich begeistert fühlten, der aber in der Pariser Geistlichkeit nur die Gedanken fanatischer Gehässigkeit erweckte. Auf eine alte, längst aus der Anwendung gekommene Verordnung aus Ludwig' XIV. Zeiten (?)[1] gestützt, versagten sie der Koryphäe des Pariser Theaters das kirchliche Begräbniß, weil der plötzliche Tod eine Beichte und Communion verhindert hatte. Da warf sich Voltaire zu ihrem Rächer auf" (I. 90).

Wie der Tod nach langen, qualvollen Leiden ein plötzlicher genannt werden darf, ist doch etwas schwer einzusehen. Sodann war ja ein Priester zugleich mit Voltaire und den Anderen bei der Sterbenden gewesen und hatte sie ermahnt, ihren Pflichten zu genügen. Aber die freigeistige „Koryphäe" drehte ihm den Rücken, zeigte auf eine Büste des Marschalls von Sachsen und rief:

Voilà mon univers, mon espoir et mes dieux!

Und nach solch frecher Gotteslästerung sollte die Kirche sich bewogen fühlen, wegen der 1000 Franken, welche die Komödiantin den Armen vermacht hatte, dieselbe als Christin christlich zu begraben? —

Wir sollen ferner „entschuldigt haben, daß der sechzehnjährige La Barre wegen Beschädigung eines Crucifixes enthauptet wird". Wie unschuldig das klingt: „wegen Beschädigung eines Crucifixes!" Das Verbrechen, dessen die jungen Taugenichtse von Abbeville angeklagt waren, bestand in einer Reihe der qualifizirtesten Gottesschändungen, die nach den damaligen Staatsgesetzen fast aller Länder mit dem Tode bestraft wurden. Die Sache war so einfach, daß selbst Friedrich II. die französischen Richter gegen Voltaire's Klagen in Schutz nahm (7. August 1766. — 13. August).

An dritter Stelle gilt als Beweis unserer Intoleranz die Behauptung, „wir hätten bedauert, daß dem Kardinal Fleury die Mittel fehlten, die religiösen Sektirer mit einem einzigen großen Schlage zu zerschmettern". Es handelt sich um die tollen Schwarmgeister der Medardisten, die noch bisher keinen Vertheidiger gefunden haben, die aber ihrer Zeit viel Störung der ganzen öffentlichen, bürgerlichen wie kirchlichen Ordnung anrichteten. Dr. Mahrenholtz nennt die Bewegung mit Recht einfach den „Wunderschwindel, wie er sich offen auf den Straßen von Paris hervorwagte, die Convulsionäre, welche gleichfalls die Gasser auf der Straße nicht scheuten" (II. 155). Die Unterdrückung dieser Bewegung war nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht der Regierung, an deren Spitze Fleury stand. Nun aber haben wir niemals „bedauert, daß ihm die Mittel fehlten, die Sektirer mit einem Schlage zu zerschmettern", sondern wir sagen (S. 134): „Einige hätten gewünscht, er möchte die ganze Bewegung mit einem Schlage niederschmettern" etwa durch Gefangennehmung der Haupträdelsführer. Wie darin aber ein Akt der Intoleranz liegen soll, ist ebenso schwer zu fassen, als man vom gesetzlichen

[1] Das kirchliche Verbot, öffentliche Sünder, die ohne Bekehrung gestorben, kirchlich zu beerdigen, hat mit Ludwig XIV. und der gallikanischen Kirchenverordnung wegen der Schauspiele nichts zu thun.

Standpunkt aus die Polizei der Intoleranz bezichtigen kann, wenn sie bei einem Auflauf die Menge zerstreut, die Aufwiegler festnimmt und ihnen den Prozeß macht.

Während wir solchergestalt „keine Toleranz" kennen, „ist Voltaire dagegen der eifrigste Apostel dieser Toleranz (welcher Toleranz, ist nirgends gesagt), der grimmigste Feind jenes religiösen Fanatismus, der die Bartholomäusnacht, die unzähligen Ketzerverfolgungen und die Blutgerichte der Inquisition verschuldet und überall nur Blut und Leichen in seinem Gefolge gehabt hat". Ein wissenschaftlich gebildeter Mann wie Dr. Heerklotz sollte sich doch scheuen, auf solche Weise von wissenschaftlich längst unhaltbaren Dingen zu reden; allein es scheint, daß die Schlagwörter noch immer ihre Kraft nicht verloren haben, wenigstens nicht für den großen Haufen, denen man mit Bartholomäusnacht, Autodafé's, Peter Arbues u. s. w. auch heute noch einen wahren Wonneschauer der Entrüstung gegen römischen Fanatismus zu geben vermag. Der Historiker Dr. Mahrenholtz läßt sogar die Jesuiten das Inquisitionstribunal verwalten (II. 150 u. 153). „Voltaire ist der Apostel dieser Toleranz und darum der unermüdliche Anwalt aller von den Jesuiten und der katholischen Kirche Verfolgten, Gemarterten und Verurtheilten; er war es, um nur Ein Beispiel anzuführen, der es dahin brachte, daß das von dem Toulouser Parlament gegen Calas ausgesprochene und leider auch ausgeführte Todesurtheil endlich als nichtig erklärt wurde, der Hingerichtete und seine Familie als unschuldig erkannt und die Wittwe mit den Kindern vom König entschädigt ward."

Dadurch ist noch gar nicht bewiesen, daß das Toulouser Parlament sich geirrt hatte; noch viel weniger, daß die Jesuiten und die Kirche das Geringste mit diesem Rechtsfalle zu thun haben.

Ueber die „Toleranz" Voltaire's schreibt übrigens Dr. Mahrenholtz: „Mit dem Bürgerstand schloß für ihn (Voltaire) das Reich der Aufzuklärenden ab, gleichwohl aber befand sich der so weltkluge, schlau berechnende Mann hier einmal in ziemlich utopischen Anschauungen. Er glaubte, den Ursprung alles Fanatismus im unentwickelten Verstande, nicht in dem verderbten Herzen suchen zu müssen, und in Folge dieses Trugschlusses bezweifelte er die Möglichkeit, daß ein Philosoph ‚intolerant' und daß ein in religiösen Dingen Gleichgültiger verfolgungssüchtig gegen Andersdenkende sein könne. Er hätte nur an sich selbst und seinen nächsten Freund zu denken brauchen, um sich von der Irrigkeit dieser Annahme zu überzeugen, welcher auch später Friedrich II. durch einen Hinweis auf die Uebermacht der Leidenschaften über alle Verstandesgründe entgegentrat" (II. 163). Dr. Heerklotz fährt fort:

„Kreiten als rechtgläubiger Katholik verwirft jede Philosophie, welche die Wahrheit aus der alleinigen Vernunft schöpfen will und mit der christlichen Dogmatik nicht übereinstimmt." Der Kritiker häuft hier die Dinge in verwirrender Weise. Wir verwerfen nicht bloß eine Philosophie nicht, die aus der alleinigen Vernunft schöpfen will, sondern wir sehen sie sogar für die allein richtige Philosophie an. Eine andere Frage ist, ob wir das Resultat einer philosophischen Forschung auch dann als richtig anerkennen, wenn es mit einem Dogma der Kirche im offenbaren Widerspruch steht. Aber selbst dann

erkennen wir die aus der alleinigen Vernunft schöpfende Philosophie noch an und behaupten bloß, daß sich der Philosoph irgendwo geirrt haben und deßhalb seinen Denkprozeß noch einmal revidiren muß. Oder läugnet etwa ein Professor der Mathematik die Regeln der Algebra, weil die Lösung einer Aufgabe durch den Schüler nicht mit derjenigen übereinstimmt, die er durch seinen „Schlüssel" als richtig erkennt oder durch höhere Mathese selbst berechnet hat? Versteht der Kritiker aber unter Philosophie die sogen. „Philosophie" des vorigen Jahrhunderts, so hat er Recht, wenn er uns deren Verwerfen zuschreibt und sagt: „Mit tiefer Entrüstung spricht er (Kreiten) von den englischen Deisten Hobbes, Shaftesbury, Toland, Collins; mit Abscheu schildert er die philosophischen Anschauungen eines Friedrich II. und seiner Tafelrunde sowie die der sogen. Encyklopädisten, eines Dalembert, Diderot u. s. w. Voltaire ist in Frankreich der bedeutendste Vertreter des Deismus, die Seele und der innere belebende Gedanke der Encyklopädie und stellt in seiner Métaphysique, seinem Dictionnaire philosophique, sowie in seinen Eléments de la philosophie de Newton ein System auf, das nicht allein von den Dogmen der Kirche unabhängig ist, sondern auch dieselben mit allen Waffen des Scharfsinnes, der Ironie und des Spottes bekämpft."

Wenn wir etwas despectirlich von dem „Philosophen" Voltaire reden, so haben wir dafür nicht bloß innere Gründe, sondern auch, wie bereits früher bemerkt wurde, äußere unverdächtige Gewährsmänner an Strauß und Hettner. Daraus aber, daß Voltaire etwas „mit allen Waffen" bekämpft hat, folgt noch gar nicht, daß die Sache schlecht ist, und noch viel weniger, daß Voltaire gesiegt hat. Die Philosophie kennt nur eine Waffe, die Wahrheit in der Hand der Logik; Liebe zur Wahrheit aber gebrach dem Patriarchen von Ferney fast ebenso sehr als ruhige Logik.

„Der Verfasser als frommer Katholik," heißt es bei Dr. Heerklotz wieder, „findet in Bossuet das Ideal aller Geschichtschreiber." Das ist nicht wahr. Wir haben Bossuet bloß einen „tiefen Geschichtsphilosophen" genannt, was durchaus nicht gleichbedeutend ist mit Geschichtschreiber. Gerade aber der Geschichtsphilosoph hat als Philosoph nach dem letzten Grunde der Dinge zu suchen und gerade wie Bossuet die letzte Lösung der unzähligen Geschichtsräthsel in dem übernatürlichen Ziele der Menschheit zu finden. Eine Geschichtsphilosophie, die einen wesentlichen Faktor, Gott, unberücksichtigt läßt, kann die wahre nicht sein, selbst wenn Voltaire sie vertritt. Doch über den Historiker Voltaire vgl. oben.

Dr. Heerklotz: „Da, wie wir wissen, Kreiten dem Wunder- und Legendenglauben huldigt, ist er dem Studium der Naturwissenschaften nicht günstig und macht unter anderm darauf aufmerksam, daß in England der Unglaube sich auf diesem Gebiete zuerst entwickelt habe — Voltaire schenkt diesen Wissenschaften die höchste Aufmerksamkeit und erkennt in ihnen eine lautere Quelle unserer wichtigsten und wahrsten Erkenntnisse."

Antwort: Wo haben wir Voltaire deßwegen getadelt? Wo haben wir auch nur angedeutet, daß wir dem Studium der Naturwissenschaften nicht günstig seien? Im Buche steht das nirgends und wenn der Kritiker sich dies

aus der „Huldigung, die wir dem Wunder- und Legendenglauben darbringen", abstrahirt, so zieht er eben aus einer falschen Prämisse einen falschen Schluß, den wir energisch als unzutreffend zurückweisen. Da ist Dr. Mahrenholtz doch gerechter. Er will es dem Orden der Jesuiten nachrühmen, daß die ersten Anfänge der Bibelkritik und freien Schriftforschung von Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts ausgehen, daß Männer dieses Ordens, wenngleich sehr vereinzelt, auch die Naturwissenschaft aus den Fesseln des Aberglaubens befreiten, sich später zu Newtons Entdeckungen bekannten, an der Encyklopädie mitzuschaffen suchten und nie ganz die Fühlung mit der Zeitanschauung verloren" (II. 150).

„Endlich," schließt Dr. Heerklotz, „ist Kreiten in politischer Beziehung ein Reactionär, der Gesinnungsgenosse eines de Maistre, Veuillot, Dupanloup, Magnard (!); nichts ist ihm verhaßter als der Liberalismus, der dem Papste gegenüber die Rechte des Staates, den Fürsten gegenüber die Rechte des Volkes wahren will — und nun Voltaire, was ist dieser? Er ist, wie der Verfasser selbst sagt, der Vater dieses verhaßten Liberalismus, der Vorkämpfer constitutioneller Verfassungen nach englischem Muster, der begeisterte Freund und Förderer politischer Freiheit."

Vorerst möchten wir dagegen Verwahrung einlegen, daß uns „*der* Liberalismus, der dem Papst gegenüber die Rechte des Staates, den Fürsten gegenüber die Rechte des Volkes wahren will", verhaßt sei. Die Fassung klingt freilich etwas sonderbar, etwa, als ob man sagte, dem Lamm gegenüber die Rechte des Wolfes wahren, aber Recht ist Recht, und wir wollen — nach der Lehre der Päpste selbst — auch den Staaten ihr vollstes Recht den Päpsten gegenüber gewahrt wissen. Nicht in der Wahrung *wirklicher*, sondern in der Erpressung *vermeintlicher* Rechte sehen wir den heutigen Liberalismus. Nun aber Voltaire! Natürlich hat er seinen ganzen Einfluß bei Friedrich II. und Katharina II. aufgewendet, um sie zum constitutionellen Regime zu bekehren; natürlich hat er in seinen Schriften über Frankreich, Ludwig XIV. und Ludwig XV. gegenüber die Rechte des Volkes vertheidigt! Da ist Dr. Mahrenholtz doch besser belehrt:

„Wozu neueren Ansichten gegenüber, die in ihm (Voltaire) wieder einen idealistischen Volksbeglücker sehen, alle die Stellen aufzählen, in welchen er von den zu ewiger Dummheit verdammten Ochsen, von der Canaille, von den Domestiken spricht! Wozu darauf hinweisen, daß er sich der großen Massen *nur* gegen kirchliche und staatliche Unterdrückung annahm, wo er seine schlimmsten Feinde, die Ordensgeistlichen, den Richterstand und die mit diesen eng liirten Steuerpächter und Verwaltungsbeamten treffen konnte! Nicht nur aus abstrakten Humanitätsgründen trat er muthvoll für die Sklaven von St. Claude ein, sondern um jenes „Ecrasez l'infâme" willen; nicht die Interessen der vielgeplagten Landleute der Provinz Gex allein machten ihn zum eifrigen Gegner der Generalpächter und ihrer Gönner im Parlamente wie in der Administration, sondern die zuchtlose Willkür und die schlimmen Uebergriffe in Justiz und Verwaltung, die er zu seinem *eigenen* bittersten Nachtheil erfahren hatte, wollte er nach Kräften beseitigen" (II. 145). „Ihren

[Katharina's] rücksichtslosen Absolutismus, der das kirchliche und staatliche Herkommen über den Haufen warf, feierte er im Namen der Philosophie und Humanität. Hätten wir alle Briefe noch, die zwischen Petersburg und Ferney gewechselt wurden, so könnten wir Voltaire's Verhältniß zum russischen Hofe als das eines officiellen Preßkosaken nachweisen, der besonders sich bestrebte, die Mitschuld Katharina's an dem Morde ihres gleichfalls ‚aufklärerischen' Gatten in den Augen der politischen Kreise Europa's auszulöschen" (II. 148). Daß Voltaire für sich und seine Freunde möglichst viel Freiheit wünschte, daß ihm deßhalb das englische System besser behagte, geben wir ja ebenso gerne zu, als daß er sich, wenn auch nicht aus den lautersten Absichten, gegen wirkliche Ueberschreitungen der Gewalt in Wort und Schrift erhob. Dafür haben wir ihn auch nirgends getadelt, wie wir uns überhaupt über den „Politiker" Voltaire nirgends ausdrücklich geäußert haben, weil Voltaire ebenso wenig ein einheitliches freies politisches Programm hatte, als er im Besitze eines philosophischen Systems war.

Das also sind die wirklichen oder vermeintlichen Gegensätze, die Dr. Heerklotz zwischen Voltaire und uns gefunden hat. Alles kommt schließlich auf das Eine zurück: Voltaire war Deist und wir sind Katholik; er sah in der katholischen Kirche die auszurottende „Infame" und wir die von Christus eingesetzte Heilsanstalt der Völker. Daraus folgt, daß nach Ansicht des Kritikers nur ein Deist und Feind der katholischen Kirche objectiv über Voltaire schreiben kann. Beide Eigenschaften freilich vereinigt Dr. Mahrenholtz ganz vortrefflich, darum wird er für alle Deisten und Kirchenfeinde der beste und autorisirteste Biograph Voltaire's bleiben. In einem Punkte jedoch täuscht sich Herr Heerklotz. Er fragt nämlich: „Wie kommt es, daß ein David Strauß, Hettner und Mahrenholtz, die ganz aus denselben Quellen schöpften, uns einen merklich verschiedenen, lichtvolleren Voltaire (als Kreiten) gezeichnet haben?"

Antwort: Wir glauben im Voraufgehenden so ziemlich alle unsere Urtheile über Voltaire aus Dr. Mahrenholtz' Biographie belegt zu haben, und rechnen wir die kirchenfeindliche Thätigkeit des Patriarchen von Ferney ab, über die ein Kirchenfeind und ein Kirchenglied niemals Eines Urtheils sein können, so wird das Gesammturtheil des Dr. Mahrenholtz nicht „merklich verschieden und lichtvoller" über den Menschen Voltaire sein, als es das unsere ist.

Als wir seinerzeit an die Redaction der „Bl. f. lit. Unterhaltung" eine sehr kurz gefaßte Berichtigung der in der Kritik enthaltenen Behauptungen, insofern sie Thatsachen betrafen, zweimal einsandten, schrieb uns zuletzt der Redacteur in einem durchaus höflichen Briefe ablehnend zurück, daß Berichtigungen im Sinne des Reichsgesetzes sich „auf das Thatsächliche beschränken müssen, nicht Urtheile und Behauptungen enthalten über die sub judice lis est. Sie (d. h. wir in unserer ‚Berichtigung') erklären aber Einzelnes für unwahr, was nicht nur von Voltairomanen, sondern auch in protestantischen Zeitschriften hundert- und tausendmal über die Anschauungen des Katholicismus gesagt worden ist. Daß dieß keine thatsächlichen Berichtigungen im Sinne des Reichsgesetzes sind, werden Sie wohl selbst zugeben". In diesen Worten R. v. Gottschalls liegt die beste Verurtheilung der ganzen Kritik in seinem

Blatte. Jene Kritik stützt sich so wenig auf specielle persönliche und individuelle Thatsachen aus dem zu besprechenden Buch, daß man sich bei der Abwehr gegen ihre Gründe gleich in Gegenwart der akatholischen Welt- und Geschichtsauffassung befindet. Allein darin irrt Herr v. Gottschall, wenn er glaubt, daß wir deßhalb kein Recht zu einer Berichtigung — vielleicht zwar nicht unter dem Schutze des Reichsgesetzes, wohl aber nach dem Gesetz der natürlichen Billigkeit — hätten. Mag Einzelnes auch tausendmal nicht bloß von Voltairomanen, sondern auch in protestantischen Zeitschriften über die Anschauungen des Katholicismus gesagt worden sein, so geht uns das in dem vorliegenden Fall durchaus nichts an. Nicht um das, was man dem Katholicismus vorwirft, handelt es sich, sondern was man uns persönlich nachsagt. Der Kritiker hat uns persönlich Meinungen und Anschauungen zugeschrieben, die wir weder in unserem Buche ausgesprochen noch auch in Wirklichkeit je gehabt haben, Meinungen zudem, welche geeignet waren, unserm guten Namen in den Augen akatholischer Leser zu schaden. Uns war vorgeworfen, wir seien der Naturforschung abhold, erkännten die Vernunft nicht als einzige Erkenntnißquelle der Philosophie an, seien Lobredner der Intoleranz, vertheidigten „Bartholomäusnacht" u. s. w. Das Alles aber, insofern es uns persönlich betraf, war nicht wahr, und darum hatten wir ein natürliches Recht des Protestes und zwar in demselben Blatte, das die Schädigung verursacht hatte. Es handelte sich in unserer Berichtigung nicht, die Sache, über die sub judice lis est, zu entscheiden; denn die Sache, über welche die Berichtigung handelte, war, daß mehrere der uns von Herrn Heerklotz zugeschriebenen Meinungen nicht die unsrigen waren, daß er uns also thatsächlich Unrecht zugefügt hatte. Wenn es uns übrigens mehr als gewöhnlich um die Aufnahme unserer Berichtigung in die „Bl. f. lit. Unterhaltung" zu thun war, so hatte das einen guten Nebengrund. Wenn jene hundert und tausend Male in den akatholischen Zeitschriften falsche Dinge über Anschauungen der katholischen Kirche gesagt werden, so kann ihnen von katholischer Seite meistens nur in katholischen Zeitschriften und im Allgemeinen widersprochen werden. Hier nun lag ein Fall vor, wo einer einzelnen Person eine Anzahl falscher landläufig verzerrter Ansichten als katholische zugeschrieben wurden, und da wir diese Person waren, meinten wir die Gelegenheit benützen zu sollen, durch eine Berichtigung in dem liberalen Blatt selbst jene falschen Meinungen direct von uns, dann aber auch von dem Katholicismus abzuwälzen, in dessen Namen sie uns aufgebürdet wurden. Aber das ist eben das alte Lied, man hört nur immer die Eine Seite, und ist deßhalb heute so weit von einer Verständigung entfernt als gestern.

Wie weit es freilich die liberalen „Uebermenschen" bringen, wenn sie über katholische Zustände und Dinge reden müssen, zeigt so recht das Programm, das Herr Kreßner aus Kassel bei Besprechung unseres Buches in der Franko-Gallia aufstellte. Vom Herrn Kreßner ausgeführt, hätte wirklich ein recht erbauliches Lebensbild Voltaire's zu Stande kommen können.

Nach diesem Programm hätten wir „zeigen müssen, wie ein Charakter wie Voltaire fast naturgemäß zu dem Menschen werden mußte, der er wurde;

es war darzuthun, wie morsch die Stützen des Königthums damals waren, wie corrumpirt die Sitten, wie heruntergekommen der Clerus, wie kläglich in den Staub gezogen alles Erhabene und Edle, und wie nun ein revolutionärer Kopf wie Voltaire, der in den Kreisen lebte, wo die Schäden des Jahrhunderts besonders offen lagen, bei seinem ihm angeborenen Hasse gegen jeden unvernünftigen Zwang sich gegen diese Krebsschäden wenden mußte, speciell (!) gegen die Geistlichkeit, die durch ihr tolles, ihrem Beruf diametral entgegengesetztes Betragen hauptsächlich zur Sittenverderbniß beitrugen, dabei, wenn es ihren selbstischen Zwecken paßte, als finstere Zeloten auftraten und mit Folter, Schwert und Scheiterhaufen wütheten;

wie er von derselben Triebfeder geleitet wie Pascal, nur bitterer und sarkastischer, gegen die spitzbübische Logik der Jesuiten, die sich mit ihrer alles zersetzenden Moral in Palast und Hütte festgesetzt hatten, zu Felde ziehen mußte;

wie er, angeekelt von den läppischen Streitigkeiten zwischen Katholiken und Sectirern, sich zu der über solche aus der geoffenbarten Religion resultirende Differenzen sich hinwegsetzenden Naturanschauung der englischen Philosophie hindurchdringen mußte;

wie er bei seinem heftigen, fast jedem Reformator innewohnenden sanguinischen Temperament zu dem Ecrasez l'infâme kommen mußte."

Was an diesem Programm richtig ist, haben wir auch wirklich ausgeführt. Wenn Herr Kreßner die zwei ersten Kapitel gelesen hätte, so würde er nicht bloß seinen Wunsch nach einer Schilderung der Zeit bei Voltaire's Auftreten erfüllt gesehen, sondern auch bemerkt haben, daß neben dem Schatten jene Zeit auch Licht aufweist und man nicht gerade die Laufbahn Voltaire's einzuschlagen brauchte, um gegen die Krebsschäden sich zu wenden. Wie sich übrigens Voltaire, um die morschen Stützen des Thrones zu stärken, den heruntergekommenen Clerus zu heben und das Edle und Erhabene aus dem Staube zu ziehen — denn das waren ja „diese Krebsschäden" — angestellt und bemüht hat, entgeht uns vollständig, ebenso ist uns unbekannt, daß er sich besonders gegen die unsittlichen Abbés gerichtet, oder daß die damalige Clerisei besonders mit Folter, Schwert und Scheiterhaufen hantirt habe.

Die spitzbübische Logik hat Herr Kreßner wohl erfunden, bisher gab es höchstens eine grausame, unerbittliche, aber immer ehrliche, weil logische Logik. Der Haß der Pompadour war jedenfalls gegen die „alles zersetzende Moral der Jesuiten" gerichtet, die sich in Hütte und Palast festgesetzt hatte und einer ehrlichen Maitresse sogar den Empfang der Sacramente erschwerte.

Daß Voltaire gegen jede Logik und jede Moral zu Felde zog und bei seiner innern Verlogenheit und Unsittlichkeit zu Felde ziehen mußte, haben wir übrigens deutlich und nachdrücklich genug betont.

Daß zwei Leute, wenn sie über eine Wahrheit streiten, gerade zu einer dritten Meinung übergehen müssen, ist uns nicht recht klar, ebensowenig wie der „Reformator" Voltaire zum Ecrasez l'infâme kommen mußte. Das Alles klingt recht stark an systematische Geschichtsbaumeisterei an, die ein vorgefaßtes Resultat ergeben muß, mögen die als Factoren in Betracht kommenden Thatsachen sich dazu eignen oder nicht.

Von liberaler „Uebermenschlichkeit" allen Parteien gerecht werdender Objectivität zeugt auch das „von dogmatischen und philosophischen" Voraussetzungen abstrahirende Buch des Dr. Mahrenholtz. Daß von jesuitischer Politik, von Pfaffenwirthschaft, von Frömmlern u. s. w., von dem Bürgerkrieg in Paraguay und dem Volkstumult in Madrid als von jesuitischen Mitteln ꝛc. ꝛc. geredet wird, ist schon zu gewöhnlich, um noch eigens bemerkt zu werden; stärker schon ist es, wenn er den Jesuiten „Versinken in häretische Neigungen" nachsagt und sie „an den Grundlagen der kirchlichen Ueberlieferungen bedenklich rütteln" läßt (II. 150), ein Vorwurf, der bisher den Jesuiten noch kaum gemacht wurde; ebenso hätten wir von einem ernsten Historiker nicht erwartet, daß er auf Voltaire's alleiniges Zeugniß in den auch von Mahrenholtz als nicht glaubwürdig anerkannten Mémoires den P. Menoux angeklagt hätte, „für seinen Einfluß auf den König Stanislaus fürchtend, der (königlichen Maitresse) Boufflers in der noch passablen Marquise du Châtelet eine Nebenbuhlerin haben schaffen zu wollen" (I. 212). An einen Mann, der das ist, was Voltaire in seinen Memoiren von P. Menoux sagt, schreibt man nicht in dem devoten und ehrfurchtsvollen Ton, wie es Voltaire 17. Februar 1754 an P. Menoux thut; ein solcher Mann aber würde es noch weniger wagen, einem Mitschuldigen gegenüber, sich so ernst und würdevoll auszusprechen, wie dieß in dem Antwortschreiben des P. Menoux an Voltaire geschieht, dessen Schluß lautet: „Warum kann ich Sie nicht ebenso achten, wie ich Sie liebe!"[1] Das Aergste aber wohl liefert Dr. Mahrenholtz im Culturkampfsstil, wenn er (II. 195) die katholische Kirche einfach die „alte, auf Petri Felsen nistende Schlange" nennt. Dagegen ist es fast noch eine edle Figur, wenn es 205 von derselben Kirche heißt, sie sei „der Leviathan, der von Rom aus seinen Riesenleib über die ganze Culturwelt ausbreitet". II. S. 182 macht Mahrenholtz die Entdeckung, daß Voltaire in „seiner schlauen Berechnung" sich in seinen Spott- und Zotenschriften mit Vorliebe gegen die canonischen Bücher wendete, „welche der herrschenden Kirche indifferenter oder gar antipathisch waren"; und als solche werden dann genannt das alte Testament und die Briefe des hl. Paulus! — das ist wirklich „übermenschlich"! S. 183 redet er vom „Widersinn einer Bibelkritik, die den Pentateuch noch von Moses verfaßt sein läßt" u. s. w.

Ueber Voltaire's Romane schreibt Mahrenholtz (II. 189): „Wer hätte nicht, mag er Protestant oder Katholik, Deist oder Atheist sein, mit Entzücken Voltaire's gegen den Katholicismus und jede positive Religion gerichteten Roman l'ingénu gelesen, wer sich nicht an den kleinen im Orient spielenden Märchen ergötzt, die das gefährlichste Gift der Ketzerei in zierlichen Schalen dem arglosen [?] Leser einflößen! Man kann den Humor und die Selbstentsagung [le pauvre homme!] nicht weiter treiben als es Voltaire hier gethan! Um eine beißende Satire der religiösen, socialen und sittlichen Zustände Frankreichs, der christlichen Taufe und der kirchlichen Riten, der jesuitischen Weltklugheit und der jansenistischen Frömmelei zu ent-

[1] Vgl. Recueil u. s. w. von 1862, S. 326—328.

werfen und ein helles Gegenbild zu diesen Schattenrissen zu zeichnen, macht sich der hochgebildete Philosoph . . . zum beredten Anwalt einer völlig uncultivirten Naturwüchsigkeit. . . Er verspottet im Taureau blanc die mosaische Legende und den jüdischen Prophetismus. . . . In seinen Contes en vers . . . und seinem Discours aux Welches blickt aus allen rückhaltlos frivolen und Sinnenlust weckenden Bildern doch der tiefere Haß des Aufklärers gegen die Zwangsketten seiner Kirche hindurch. Das kirchliche Begräbniß, die christlichen Taufnamen, der Heiligencultus, der fromme Bettel, die erhabensten Dogmen, wie die Auferstehung Christi und die Abendmahlslehre . . . Alles wird in pikantester Form mit caustischem Witze unserer Spottlust preisgegeben."

Wir glauben der Spottlust des Herrn Mahrenholtz kühn alle „Protestanten und Katholiken preisgeben" zu dürfen, die jene Werke Voltaire's „mit Entzücken" lesen. Daß aber Voltaire ein sittlicher Mensch gewesen, weil er zum Zweck des Kampfes gegen „die Infame" auch die unsittlichsten Schriften verfaßte und verbreitete, wird man uns nie glauben machen. Freilich, Voltaire wollte die Religion nur deßhalb „im Schlamm ersticken", weil es mit seinen Vernunftwaffen gegen dieselbe sehr schlimm und erbärmlich aussah. Selbst nach Mahrenholtz ist Voltaire in seiner Philosophie nie über den seichtesten negativen Skepticismus — der zudem noch von den inconsequentesten Widersprüchen wimmelt — hinausgekommen.

„Nirgends sehen wir den, der so viel erforscht, durchdacht und erlebt, zu einem sicheren, ihm selbst untrüglichen Resultate gelangen, nirgends ihn in voreiliger Weise aburtheilen (!!), nirgends etwas Anderes als wohlbegründete (?!) Vermuthungen aussprechen[1]. Und wie sehr man auch bei ihm stets zweifeln mag, ob er denn sein Inneres ohne jede diplomatische Verhüllung, ohne jede Rücksicht der Weltklugheit offenbare, das negative, von den kirchlichen und philosophischen Ueberlieferungen sich loslösende Resultat seiner Philosophie ist jedenfalls als der unzweideutige Ausdruck seiner Ueberzeugung anzusehen. Der Skepticismus war überhaupt die Signatur der aufklärenden Philosophie." (II. 125.) War Voltaire Deist? Sehen wir davon ab, daß er die Begriffe Theist und Deist gewöhnlich verwechselt, so müssen wir doch gestehen, daß er nie einen festen und klaren Satz über seinen Gottesbegriff aufgestellt hat. Mahrenholtz nennt selbst diesen Theil der Philosophie Voltaire's ein „Chaos von Widersprüchen" (II. 129). Behaupten, daß „sich der Philosoph möglichst dem kirchlichen Gottesbegriffe anbequemte", ist eine Unbill für die Kirche. Am widerlichsten ist bei Voltaire der häufiger wiederkehrende Gedanke: „Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man einen solchen erfinden wegen des großen Haufens." Hier zeigt sich der egoistische Heuchler so recht an der Arbeit, die er tausend und tausendmal als „Pfaffentrug" gegeißelt hatte. Aber nirgends trifft ihn deßhalb bei seinen Freunden ein Tadel, obgleich es doch nichts Gemeineres geben kann als das Volk um sein unbeschränktes Lebensrecht betrügen zu wollen durch einen fingirten Gottesschatten. — War Voltaire von der Fortdauer der Seele nach dem Tode überzeugt? An hundert Stellen läugnet

[1] Und doch muß Mahrenholtz gestehen, daß z. B. „von einer wirklichen Kritik altteſtamentlicher Bücher ſich nur ſpärliche Anfänge zeigen" (II. 182).

und verspottet er dieselbe, daneben aber hält er an einem Gericht nach dem Tode fest. Macht man ihn auf den Widerspruch aufmerksam, so hilft er sich „mit dem Sophisma, ob durch dieses Bedenken Tyrannen dem Gerichte Gottes entzogen werden dürften" (II. 127), also wieder der nackteste Utilitarismus, das Bedürfniß, mit unerwiesenen, selbst als widersprechend anerkannten Sätzen die Ordnung zu erhalten, wie Voltaire sie verstand. Dieser egoistische Utilitarismus, der je nach Bedürfniß zu seiner Sicherheit und Bequemlichkeit ohne Rücksicht auf Logik und Erfahrung Alles annahm und Alles verwarf, es aber niemals zu einer wissenschaftlichen Ueberzeugung über die ersten Principien des Daseins, über Gott und Seele brachte, das ist nach Mahrenholtz selbst die Voltaire'sche Religionslehre, — und wir hätten in unserem Buche uns in dieses „Chaos der Widersprüche" verlieren und den wissenschaftlichen Voltaire ernst nehmen sollen? Nein, wir bleiben auch heute noch dabei, daß Voltaire's „wissenschaftlicher" Unglaube längst überholt und auch zu seiner Zeit schon hunderte Male widerlegt war; daß es uns nur auf eine Charakteristik des Menschen ankam, weil die Kenntniß des wahren Charakters Voltaire's weitaus hinreicht, jeden ehrlichen und anständigen Menschen vor dem „Apostel" Voltaire mit Ekel und Abscheu zu erfüllen. Bei einem wirklich denkenden Menschen werden Voltaire's wissenschaftliche Deductionen nicht verfangen; was dem Philosophen beim hohen und niedern Pöbel diesen furchtbaren Einfluß verschafft hat, ist der Zauber seiner Sprache, das Verführerische seiner Sophistik. Wie ein wißbegieriges Kind kann er mit unnachahmlich erheuchelter Naivetät tausend Zweifel und Fragen erheben, um sie mit einer ebenso erheuchelten, fromm beschwichtigenden Antwort abzuthun; beim gewöhnlichen Leser aber sitzt der Stachel des Zweifels in der Seele, und Voltaire trägt Sorge, durch eine neue Flugschrift, wo zum Zweifel der beißende Spott oder der Geifer des Hohns oder der Schmutz der Zote kommt, die Wunde zum Schwären zu bringen. Wer dem Zauber Voltaire's widersteht oder sich ihm gegenüber die Gesetze der Logik und der Sittlichkeit zu wahren weiß, der ist gegen Voltaire's Unglauben gefeit. Daher die Wichtigkeit, den Zauber zuerst von der Persönlichkeit Voltaire's zu nehmen. Das aber soll gerade eines unserer größten Verbrechen sein, daß wir den Wunsch ausgesprochen, es möge unser Werk den Abscheu vor Voltaire in vielen Herzen erregen. Die meisten gegnerischen Kritiken haben dieses „Verbrechen" hervorgehoben, und uns sogar aus dem einfachen „Wunsch" einen „Zweck" gemacht, was doch gar nicht dasselbe ist. Zweck unserer Arbeit war die historisch objective Darstellung des Charakters; nicht „Haß gegen Voltaire hat uns die Feder in die Hand gedrückt", sondern Liebe zur Wahrheit; wir verwahren uns energisch gegen den Vorwurf, ein „Tendenzwerk" haben schreiben zu wollen, da wir mit dem einen und ausschließlichen Vorsatz an die Arbeit gingen, die Wahrheit zu erforschen und auszusprechen. Die Kirche hat nicht nöthig, durch „Tendenzwerke" vertheidigt zu werden, sie kann alle und jede Wahrheit ruhig sagen und ertragen und es wäre einfach erbärmlich lächerlich, wollte ein Katholik durch tendenziöse Vertuschung oder gar „Lügen" — wie sie uns Mahrenholtz ja vorwirft — seiner Kirche nützen, während der Papst dieser Kirche kühn und klar als oberstes

Gesetz der katholischen Geschichtsschreibung aufstellt: „Et illud inprimis scribentium obversetur animo, primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat, ne qua suspicio gratiae sit in scribendo, ne qua simultatis.“ Litterae 18. Aug. 1884.

Dieses Gesetz, das jeden Katholiken, „ja sogar jeden Jesuiten“ verpflichtet, hatte Herr Heerklotz in seiner Gegenüberstellung von Kreiten und Voltaire nicht beachtet, sonst hätte er zum Schluß seiner Antithesen noch sagen müssen: „Kreiten als Katholik und Jesuit mußte nach den Gesetzen der Natur und seiner Kirche unparteiisch die Wahrheit sagen, Voltaire aber ist der anerkannte Feind jeder unbequemen Wahrheit und erhebt die Lüge zum Princip.“

Ein letzter Vorwurf wurde dem Titelbild gemacht, das für sich allein die ganze Tendenz des Buches ausspreche. Mit diesem Titelbilde aber hat es folgende Bewandtniß. Da wir Voltaire persönlich nicht gekannt und noch kein Bild von ihm gesehen hatten, das zugleich Anspruch auf Wahrheit und Schönheit erheben konnte, wußten wir auf den Wunsch des Verlegers nach einem Titelbilde keine bessere Antwort zu geben als die Weisung, er möge dasjenige Titelportrait nehmen, welches dem Buche von Strauß beigegeben sei. Ein Adonis ist Voltaire freilich nicht auf diesem Bilde, aber, so dachten wir, Strauß ist ein Verehrer Voltaire's und so wird das Portrait, das er seinem Buche vorsetzen läßt, nicht gerade das Unähnlichste sein. So kam es, daß Strauß und wir dasselbe Titelbild hatten. Herr von Sallwürk, der uns in seiner Kritik vorgeworfen, wir hätten die „neuere deutsche und französische Literatur über Voltaire gar nicht angesehen“, war besonders über dieses Titelblatt empört. Als wir ihm nun antworteten, wir hätten uns — da Mahrenholtz noch nicht erschienen war — das „Beste“ der deutschen Literatur, nämlich Strauß sehr wohl angesehen, und ihm speciell auch das Titelbild entnommen, antwortete er: „Hinsichtlich des Titelbildes bemerke ich, daß heute jedermann weiß, welche Bewandtniß es mit demselben hat. Der Berufung auf Strauß gegenüber dürfte es überdieß erlaubt sein zu sagen: **‚Si duo faciunt idem, non est idem.‘**“

Das ist wohl des Pudels Kern — unter sich kann man sich schon über den Patriarchen von Ferney klaren Wein einschenken, wie es ja auch die Freunde zu seinen Lebzeiten thaten, man darf eingestehen, daß sein größtes und einziges Verdienst in seinem unvergleichlichen Prosastil — und in seinem Sturmrennen gegen die „Infame“ besteht; Friedrich II. und Dr. Mahrenholtz dürfen das, aber ein Katholik und gar ein Jesuit — wer denkt daran! Das müßte ein Uebermensch sein, und Uebermenschen sind in ihren eigenen Augen nur die Liberalen. Dem Herrn Heerklotz darum noch ein Satz seines geliebten Dr. Mahrenholtz: „Urtheilt denn . . . ein Friedrich der Große über den Menschen Voltaire wesentlich anders als jene Clément, Guyon, Fréron, Defontaines und die zahlreichen anderen Gegner?“ (I. 2.) Aber „duo si faciunt idem, non est idem.“

Doch zum Schluß! Das Gesagte möge genügen zur nöthigen Rechtfertigung unserer Arbeit, mehr aber noch zum Beweise, daß Voltaire, wenigstens bei einer gewissen Klasse von Gelehrten, noch immer — nicht todt ist.

W. Kreiten S. J.

Recensionen.

Lehrbuch der Religion. Ein Handbuch zu Deharbe's katholischem Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterricht. Von **W. Wilmers,** Priester der Gesellschaft Jesu. I. Bd. XII u. 500 S.; II. Bd. XVI u. 684 S. Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung, 1885. Preis: I. Bd. *M.* 4.80; II. Bd. *M.* 6.60.

Wir freuen uns, die vierte, verbesserte, theilweise neu bearbeitete, vermehrte Auflage des Religionshandbuches von P. Wilmers ankündigen zu dürfen. Es hat seit seinem ersten Erscheinen vor dreißig Jahren nicht am wenigsten beigetragen zum Aufblühen jenes ernsten theologischen Studiums, dessen Früchte wir nunmehr in vielen ausgezeichneten Werken genießen. Man braucht nur Namen wie Hettinger, Heinrich, Scheeben, Hurter u. s. w. zu nennen, um den ungeheuren Fortschritt zu ermessen, welchen wir seit dem Jahre 1854, wo das gegenwärtige Handbuch in erster Auflage erschien, auf theologischem Gebiete gemacht haben. Die seitdem verbreiteten 12 000 Exemplare seines Werkes[1] mußten allerdings dem hochw. Verfasser ein gewaltiger Sporn sein, das Werk auf der Höhe theologischer Entwicklung und theologischen Fortschrittes zu erhalten. Das ist dem Verfasser auch gelungen.

Zuerst hat das Werk dadurch eine Veränderung erfahren, daß der dogmatisch-moralische Theil, von der historischen Abtheilung gesondert, nunmehr in vier statt früher in drei Bänden erscheint. Die geschichtliche Abtheilung ist für sich herausgegeben worden. Dann ist das etwas elementare Ansehen, welches dem Buche trotz seines nicht elementaren Inhaltes dadurch anhaftete, daß es nach Katechismusart die einzelnen Wahrheiten in Form von Fragen und Antworten behandelte, glücklich beseitigt. Die einzelnen Wahrheiten, welche zur Behandlung kommen, sind nunmehr in Fettschrift in kurzen, bündigen Sätzen den einzelnen Abschnitten vorgedruckt.

Ueber den reichen Inhalt des Werkes zu berichten, können wir unterlassen, er ist allbekannt. Man braucht auch nur das Inhaltsverzeichniß zur Hand zu nehmen, um sich nicht nur hiervon zu überzeugen, sondern auch von der trefflichen Disposition, welche die verschiedenen Materien durchgehends erhalten haben. So, um ein Beispiel anzuführen, wird im zweiten Bande von der Messiaswürde und von der Gottheit Jesu in zwei gesonderten Abschnitten gehandelt. Im ersten Abschnitt begegnen wir folgender Gliederung: § 4. Jesus als Messias erwiesen durch das Zeugniß der Propheten. — § 5. Be-

[1] Siehe die Vorrede zum ersten Bande.

weiskraft der messianischen Weissagungen. — § 6. Jesus als Messias dargestellt durch Erfüllung der Vorbilder. — § 7. Jesus durch sein und der Apostel beglaubigtes Zeugniß für den Messias erklärt. — § 8. Jesus für den Messias erklärt durch das unfreiwillige Zeugniß und das Schicksal der jüdischen Nation. Aehnlich reiche und wohlgeordnete Gliederung weisen, wie gesagt, die meisten anderen Abschnitte auf.

Gerade der reiche Inhalt, verbunden mit der beim Verfasser gewohnten Klarheit und Schärfe des Ausdrucks, haben das Buch längst in die Bibliotheken der Geistlichen eingebürgert. Für Predigten bietet es reiches und solides Material, ist überdieß ein sehr geeignetes Hülfsmittel, um ganze theologische Tractate bündig und übersichtlich dem Geiste auf's Neue vorzuführen und einzuprägen. Für den katechetischen Unterricht zur Grundlage zu dienen, die gesammte kirchliche Lehre, Lehrsätze und Begründung vorzulegen, bildete den ersten Zweck des Buches. Die wiederholten Auflagen sind Beweis genug, wie vollkommen es diesem Zwecke entspricht. Flüchtige Lectüre freilich läßt es nicht zu, es will studirt, durchdrungen sein.

Daß es trotz der fleißigen Hand und der großen theologischen Erudition und Einsicht des hochw. Verfassers einzelne Punkte gibt, wo wir nicht ganz mit ihm übereinstimmen, andere, von denen uns scheint, daß durch Hinzufügung von ein paar Worten helleres Licht über die betreffende Frage wäre verbreitet worden, kann bei der Masse der zur Discussion kommenden Lehrpunkte kaum auffallen. Ein paar dieser Punkte wollen wir hier andeuten.

Bd. I. S. 65 wird vom Wesen der Inspiration der heiligen Schrift gehandelt. Nicht der Antrieb von Seite Gottes zum Schreiben und die Leitung bei Abfassung des Werkes reicht an und für sich schon aus, damit eine Schrift als inspirirt im strengen Sinne des Wortes gelte. Was den Ausschlag gibt, ist die Absicht Gottes, durch den Schriftsteller als Mittel und Werkzeug seine eigenen göttlichen Gedanken mitzutheilen. Dieses letztere hätten wir schärfer hervorgehoben gewünscht. — S. 330 vertritt der hochw. Verfasser mit aller Entschiedenheit die Ansicht, Gott habe nicht nur den Stoff der Dinge erschaffen, sondern auch die Welt gebildet und bei dieser Bildung eine Thätigkeit geäußert, die er jetzt nicht mehr äußere. Aber weder der Grund aus der heiligen Schrift noch der aus den Eigenschaften Gottes scheint uns diese Meinung genügend zu beweisen. An wie vielen Stellen der heiligen Schrift werden nicht Thätigkeiten der Geschöpfe ob der allgemeinen Vorsehung und Mitwirkung Gottes auf göttliche Causalität zurückgeführt? Und könnte man nicht die göttlichen Eigenschaften mit ebenso viel Recht auch für die gegentheilige Ansicht sprechen lassen? Gottes Weisheit und seine von einem Ende zum andern mächtig und mild reichende Vorsehung tritt weit glänzender hervor, wenn er die Welt, bezw. die Erde, so bildete, daß sie sich nach in sie hineingelegten inneren Gesetzen so ausgestaltete, wie wir sie jetzt als herrliches Ganze vor uns sehen.

Bd. II. S. 345 wird folgender Satz aufgestellt: „Christus verlieh den Aposteln (und ihren Nachfolgern) die dreifache Gewalt oder Vollmacht, zu lehren, die Sacramente zu spenden, zu regieren, oder das Lehr-, Priester- und

Hirtenamt." Diese beliebte Dreitheilung der kirchlichen Gewalt ist in populären Darlegungen der katholischen Lehre nicht zu beanstanden und konnte vom Verfasser ganz gut beibehalten werden. Als wissenschaftlich genau kann sie jedoch kaum gelten, da das kirchliche Hirtenamt (pastoratus) die Lehrthätigkeit als wesentliches Moment einschließt. Es hätte also nach unserer Meinung kurz angedeutet werden sollen, daß alle eigentliche Kirchengewalt in der Gewalt des Priesterthums und in der Gewalt des Hirtenamtes adäquat beschlossen liegt. In der That stellt sich diese Zweitheilung, namentlich bei tieferem Eindringen in die Natur und in die Wirkungsweise der priesterlichen Gewalt, als durchaus adäquat dar. Der Priester als solcher vertritt Christus den Gottmenschen und ewigen Hohenpriester, wenn es so zu reden erlaubt ist, in der Richtung von unten nach oben: „in iis quae sunt ad Deum"; der kirchliche Oberhirt dagegen vertritt Christus in der Richtung von oben nach unten: „sicut me misit pater, et ego mitto vos". Alle Consecrationsgewalt ist geknüpft an eine Verwendung des Priesters, des Repräsentanten der Menschheit, bei Gott; alle Hirtengewalt ist ein auctoritatives Auftreten des Repräsentanten Gottes unter den Menschen, geschehe das nun, insofern sich Gott gewürdigt hat, der auctoritative Lehrer der Menschen zu werden, oder aber in mehr direct auf den Willen gerichteter Weise, durch bloße Gesetzgebung.

Wie jeder sieht, betreffen die wenigen angeführten Punkte nur Nebensächliches. Es ist dagegen des Guten, ja Vorzüglichen im Buche so viel und in so übersichtlicher Weise geboten, daß auch diese neue Auflage ganz gewiß überall die verdiente günstige Aufnahme findet. Möge das Werk fortfahren, wie bisher die Kenntniß unserer heiligen Religion zu verbreiten und zu vertiefen und die Herzen mit wahrer Liebe zu ihr zu erfüllen!

V. Frins S. J.

The Conquest of England. By *John Richard Green.* London, Macmillan, 1883. p. XXXVI, 636.

Das vorliegende Werk legt rühmliches Zeugniß ab von dem Talent und dem Fleiße seines Verfassers, der trotz langjähriger Kränklichkeit an diesem Buche schrieb, bis der Tod es schloß. Das letzte Kapitel ist darum unvollendet geblieben, auch vermißt man noch hie und da die nachbessernde Hand. Die Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen ist so reich an großen Persönlichkeiten, an Wechselfällen und Verwicklungen, daß sie für einen Geschichtsschreiber gleich Green sehr viel Anziehendes haben mußte. Die älteren Werke von Palgrave und dem Franzosen Capefigue, besonders das letztere, stehen nicht auf der Höhe der Zeit, während das Hauptwerk — Freeman Norman Conquest — viel zu breit und weitschichtig ist, als daß es je populär werden könnte. Gewählte Sprache, gewandte Gruppirung der Ereignisse, feine Charakteristik der handelnden Personen, liebevolles Eingehen auf Literatur, Sitten und Gebräuche des Volkes, reger patriotischer Sinn, der der Mitwelt in dem Streben und Ringen der Ahnen ein Spiegelbild vorhält, damit sie sich daran erbauen und die Hinterlassenschaft der Väter

treu bewahren, zeichnen auch dieses letzte Werk aus, wie die kurze englische Geschichte, welche den Verfasser mit einem Male zum berühmten Mann machte; dagegen findet man wenige Spuren von Flüchtigkeit, wenige dieser halbwahren, geistreichen Auffassungen, welche so gerechten Tadel gegen dessen „Kurze Geschichte Englands" hervorgerufen hatten. Der Inhalt der Kapitel wird zeigen, welch reichen Stoff Green in diesem Buche verarbeitet: Kap. 1 gibt in bündiger Weise eine Uebersicht über die Verfassung und Cultur Englands zur Zeit Egberhts, während Kap. 2 über die Wikinger des Nordens und ihre Fahrten nach England berichtet. Ein großer Theil von Kap. 3 und Kap. 4 ist Aelfred dem Großen gewidmet. Kap. 5 schildert die Wirksamkeit der Nachfolger Aelfreds, Kap. 6 und Kap. 7 die Verhältnisse des Königs zum Danelan (dänische Besitzungen im Nordosten Englands) und zu den großen Grafschaften (Earldoms). Die dänische Eroberung (Kap. 8), welche mit der Thronbesteigung Knuts (Kap. 9) befestigt wird, wird verloren durch den frühen Tod seiner Kinder und führt zur Rückberufung Eadwards des Bekenners (Kap. 10), und zur Eroberung Englands durch Wilhelm von der Normandie.

Es wird uns schwer, zu begreifen, wie eine verhältnißmäßig geringe Zahl tapferer Krieger von Skandinavien Jahrhunderte lang die Küsten Irlands, Englands und des fränkischen Reiches verheeren und brandschatzen konnten, wenn wir die nationale Zerrissenheit, die Unbotmäßigkeit des Adels, die Erbärmlichkeit des Bürgerheeres nicht in Betracht ziehen. Alle diese Uebel machten sich in England um so mehr fühlbar, als das Haus Cerdic's erst kurze Zeit vorher sich eine Art Oberhoheit und Uebergewicht über die anderen Staaten errungen hatte und nur behutsam vorangehen konnte in dem Plane, England national zu einigen. Da die Normannen von Irland und der Normandie immer bereit waren, ihren Landsleuten, welche den Nordosten Englands inne hatten, beizuspringen, da immer frische Zuzüge von Skandinavien ankamen, und die Welschen (die Kelten), welche einen großen Theil des Westens behauptet hatten, jederzeit gerüstet standen zum Kampfe gegen die Sachsen, ihren Erbfeind, so läßt sich leicht ersehen, welch eine schwere Aufgabe die Könige Englands zu lösen hatten.

Es war ein großes Glück für Europa und für die Civilisation, daß die Normannen auf politischem Gebiete weit weniger Talent zeigten, als auf militärischem, daß sie sich oft bekämpften oder um des augenblicklichen Vortheiles willen die Gelegenheit, eine Herrschaft zu begründen, versäumten, und daß auf der andern Seite England unter seinen Königen Männer wie Aelfred, Eadward und Aethelstan zählte, gleich ausgezeichnet als Feldherren und als Staatsmänner. Dadurch, daß Aelfred zuerst den Anprall der nordischen Horden brach, hat er ganz Europa genützt — daß seine Nachfolger alle Versuche der Normannen, die Herrschaft Englands an sich zu reißen, vereitelten, wurden diese in Frankreich gezwungen, sich dem karolingischen Königshause anzuschließen und die christliche Religion anzunehmen. Die Jahrhunderte lang fortgesetzten Angriffe der Wikinger und Dänen hatten jedoch für England selbst die verderblichsten Folgen; nicht nur wurden alle Kirchen und Klöster zer-

stört, Mönche und Priester gemordet, sondern auch jedes höhere wissenschaftliche Streben wurde unterdrückt. Die große Unsicherheit, in der man lebte, die fast beständige Todesgefahr machte die Leute leichtsinnig, und so finden wir, daß Aelfred Fremde herbeirufen muß für das Kloster, das er in Athelang gegründet. Auch anderswo zeigte sich wenig Neigung für klösterliches Leben, bis Dunstan, der berühmte Abt von Glastonbury und nachher Primas von England, das Mönchthum wieder erweckte. Von 946 bis 988 hat dieser große Mann als der Freund und Berather von Eadred und Eadgar für Englands Wohl gearbeitet. Leider waren auch seine Bemühungen für die Hebung der Wissenschaft von kurzer Dauer, gleich denen Aelfreds, indem langwierige Kriege mit den Dänen Alles wieder zerstörten und Aethelred II. ein ganz unfähiger Herrscher war, der weder seinen eigenen Unterthanen noch den Feinden Respect einflößen konnte. Unter Knut (1016—1035) schienen bessere Zeiten für England zu kommen, da derselbe, obgleich ein Fremder, nach den alten sächsischen Gesetzen regierte, den Handel belebte, für Sicherheit der Straßen sorgte und Alles that, das Volk zu heben und die Verbindung mit dem übrigen Europa, besonders mit Rom, wieder herzustellen. Goodwine, der auch unter Knuts Söhnen Hartaknut und dann unter Eadward dem Bekenner denselben Einfluß übte, wie unter Knut, verstand es nicht, das große Werk Knuts, England sittlich zu heben, fortzuführen, im Gegentheile schwächte er sein Ansehen durch die Selbstsucht, mit der er die großen Grafschaften in seiner Familie zu vereinigen suchte, durch die Ungescheutheit, mit der er jedes Mittel wählte, das ihn zum Ziele führen konnte. Sein Sohn Harold zeigte sich noch unfähiger, England zu regieren, obgleich er weit weniger Schwierigkeiten zu überwinden hatte, als sein Vater Goodwine. Von 1053 bis 1066 Alles vermögender Minister Eadwards, der ihm persönlich gewogen, wußte er sich so wenig die Gunst der Nation zu gewinnen, daß er im Kampfe gegen Wilhelm den Eroberer einsam dastand und es nur seinem heroischen Tode auf dem Schlachtfelde zu danken hat, daß man ihn mit Ehren nennt.

Wir haben kurz einige Punkte hervorgehoben (das Buch bietet deren noch manche); die Aufschlüsse über Alt-Oxford, Alt-Chester, Alt-York und Alt-London, sowie die beigegebenen Kärtchen sind sehr interessant und lassen uns bedauern, daß Green seinen Plan, eine gedrängte Geschichte der alten Städte zu geben, nicht ausführen konnte. Er würde uns auch gezeigt haben, wie viel die Eroberung durch die Normannen England staatlich und religiös gehoben hat. Man hat in neuester Zeit den Einfluß der Normannen gewaltig unterschätzt oder, was noch schlimmer ist, dieselben verantwortlich gemacht für die Unterdrückung der Kirche, für die Verweltlichung des Clerus, während man den angelsächsischen Königen das höchste Lob spendet. Gewiß ist, daß die Reformation des Clerus mit Wilhelm dem Eroberer begann, daß die Gewissenhaftigkeit, mit welcher Wilhelm I. nur die Tüchtigsten auf Bischofssitze erhob, unter seinen Söhnen Wilhelm dem Rothen und Heinrich I. ihre Früchte trug und zu einer Vereinbarung zwischen Kirche und Staat führte. Ebenso gewiß ist, daß der Vorgänger Wilhelms I., Harold, durch die Vertreibung des rechtmäßigen Erzbischofs von Canterbury und die Erhebung Stigands, eines ganz un-

kirchlichen Mannes, Rom äußerst erbittert hatte und daß die meisten sächsischen Könige Bischöfe einsetzten, nicht kirchlicher Eigenschaften wegen, sondern aus politischen Zwecken. Reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster, Zudrang zu den Klöstern, welche ein guter Maßstab für den katholischen Sinn der Bevölkerung sind, waren sehr selten, ebenso Wallfahrten und Verkehr mit Rom. Von Wilhelm dem Eroberer bis zur Zeit der Reformation haben Kirchenfürsten bedeutenden Einfluß auf die Verhältnisse des Landes geübt, während, wenn wir Dunstan ausnehmen, der Einfluß des Clerus unter den sächsischen Königen nicht bedeutend war. Für Cultur und Wissenschaft wurde auch wenig geleistet; einzelne Männer, wie Aelfred und Dunstan, konnten wohl für einige Zeit die Liebe zur Wissenschaft entflammen, aber Nachhaltiges wurde nicht geschaffen, und was dieselben thaten, mußten sie theilweise mit der Hülfe von Fremden ausführen. Sollte England am europäischen Staatenleben theilnehmen, die Cultur des Abendlandes sich aneignen, dann war eine neue Einwanderung nothwendig. Diese Verjüngung wurde durch die Eroberung der Normannen bewerkstelligt, welche die angelsächsische Verfassung beibehielt, derselben aber größere Festigkeit und Einheit gab. Ohne die normannischen Herrscher wäre England der Anarchie und der Zuchtlosigkeit anheimgefallen; ohne die starke Hand Wilhelms I. hätte das Faustrecht und wilde Willkür Englands Freiheit und Wohlfahrt untergraben, während das straffe Regiment der ersten normannischen Könige und der Plantagenets aus dem großen Adel und der hohen Geistlichkeit Vorkämpfer der Freiheit und der Aufrechthaltung der Verfassung machte. Diese Bemerkungen sind nicht unnöthig den Behauptungen neuerer Schriftsteller gegenüber, welche über dem Kampfe einiger Könige gegen die Kirche die Vorzüge dieser Herrscher übersehen.

Ath. Zimmermann S. J.

Luise Henfel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Dr. **Franz Binder.** XII u. 494 S. 8°. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 5.

„Linum, was hast du?" schrieb Brentano der Freundin einmal; „ist das prophetische Lied:

„Und träumte einen Nonnentraum,
Und war gleich wieder jung!"

noch nicht alt geworden? Lasse dich das nicht betrüben, es ist ein Faden in allen Dingen; sind es Labyrinthe, so führt er uns heraus." Das Leben Luise Henfels, wie es durch F. Binders erschöpfende und möglichst authentische Erzählung auch den Augen des Fernstehenden vorliegt, war kein Labyrinth von Irr- und Wirrgängen, im Gegentheil, Alles war so klar und gerad, fast so alltäglich, daß es Staunen erregt. Und doch war ein Faden nöthig, um die Stätigkeit und Einheit desselben darzuthun, wie im Rosenkranz die Schnur die einzelnen Korallen zum frommen Ganzen verbindet. Man hat von verschiedener Seite diesen Faden vermißt oder vielmehr nicht finden wollen, wodurch dann Lebensschilderungen der Heimgegangenen zu Tage kamen, welche mehr

einer Caricatur als einem Portrait gleichsahen. Aber eben weil das Falsche sich so breit gemacht, mußte auch die Wahrheit schon etwas weiter ausholen, als sie es vielleicht sonst gethan hätte. „In confessioneller Voreingenommenheit hat man sie (die Tagebuchsblätter) dazu benützt, um aus den vertraulichen Klagen und Selbstanklagen den Schluß zu ziehen, daß Luise Hensel auch in der katholischen Kirche den gesuchten Frieden nicht gefunden habe." Daß ein protestantischer Prediger, Pastor Stursberg, dieß gethan (vgl. die Tendenzschrift: „Luise Hensel und Freiherr von Richthofen, eine Antithese aus der Kirchengeschichte der neuesten Zeit"), darf wohl weniger befremden, als daß ihm in diesem Punkte ein ehemals katholischer Professor der Theologie vorangegangen war, dem man doch eine tiefere Kenntniß christlicher Mystik oder Ascese zutrauen könnte. Schon zu Lebzeiten war es der Verstorbenen schwer auf's Herz gefallen, was man wohl aus der Mittheilung ihrer Aufzeichnungen von gewisser Seite aus thun werde. Sie schrieb an die alte Freundin in Regensburg, ob sie nach der bekannten Haltung des Dr. Reinkens nicht einen gemeinsamen Schritt thun sollten, „alle Briefe und Papiere von ihm zurückzufordern". Wie von der Dichterin das Tagebuch und Aufzeichnungen, so besaß Herr Reinkens — freilich, wie sich später herausstellte, nicht durch Apollonia — viele auf den Cardinal Diepenbrock bezügliche Papiere. Diese zurückzuverlangen schien Frl. Hensel durchaus nothwendig: „Denn es ist zu fürchten, daß er sie mißbraucht und deinem sel. Bruder den Schein zu geben versuchen wird, als habe er ähnliche Gesinnungen in Hinsicht Roms gehabt, wie er." Luise Hensel hatte sich nicht getäuscht. Der altkatholische „Bischof" fand Zeit und Muße, nicht bloß ein „Lebensbild" des großen Fürstbischofs und Cardinals, sondern auch der stillen und bescheidenen Dichterin zu schreiben. Auf letzteres antwortet zuerst Regens Bartscher durch Veröffentlichung des „Tagebuches" und jetzt auch indirect Dr. F. Binder mit seiner schönen und erschöpfenden Biographie. Wir können es nur loben, daß der apologetische Theil derselben im Buche nur höchst selten zu Tage tritt, sondern durchaus in der ruhigen objectiven Erzählung der Thatsachen ganz wie von selbst seine Lösung findet.

Es war trotz der Menge des vorliegenden Materials — oder vielleicht eben wegen desselben — nicht leicht, dieses äußerlich so schlichte und anscheinend zerstückelte, ja in gewissem Sinne verfehlte Leben nach seiner inneren einheitlichen, zum höchsten Ziele sich harmonisch entwickelnden Ausbildung zu schildern, den „Faden zu finden". Wer die glänzende, geistsprühende jugendliche Erscheinung, welche zu Anfang des Jahrhunderts die besten und vornehmsten Berliner Kreise begeisterte und zu den großartigsten weltlichen Hoffnungen berechtigte, mit der stillen zurückgezogenen Klausnerin von Wiedenbrück oder Paderborn vergleicht — wer dieses vielbewegte Leben von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, von Aufgabe zu Aufgabe verfolgt, bis die Dichterin schließlich lange Jahre ohne anscheinende Aufgabe nur sich zu leben *scheint* — wer bedenkt, daß mit dem Uebertritt zum katholischen Glauben das in das Herz einzieht, was Brentano scherzhaft den Nonnentraum nennt — wie diese Sehnsucht nach vollkommenster Hingabe an den einmal erwählten himmlischen

Bräutigam sie antreibt, irdische Ehebündnisse, die an Glanz, Liebe und Aussicht auf eine segensreiche Thätigkeit das Menschenmögliche versprachen, und wie es trotz Allem und Allem niemals zur äußern Verwirklichung jener höchsten Wünsche kam: der muß sich in der That fragen, wie das Alles nur einheitlich zusammenhing, wie in all den verschiedenen Formen das eine große und wahre Glück innerer Zufriedenheit sich finden konnte. Wer Binders schöne Arbeit gelesen, wird darüber nicht mehr im Zweifel sein. Liberalerseits ist über die Biographie gesagt worden, daß mit dem Uebertritt die Bedeutung L. Hensels eigentlich aufgehört habe, weil das, was ihr für die Menge Bedeutung gab, ihre dichterische Thätigkeit, ein Ende gefunden. Vorerst ist diese Behauptung nicht wahr. Geben wir auch zu, daß die populärsten Lieder aus der Zeit des Kampfes stammen, so enthält doch die Sammlung eine weitaus größere Zahl von Liedern, welche nach 1819 entstanden, ja aus den allerletzten Jahren finden sich Strophen, die an Innigkeit und Frische dem Besten aus der Jugendzeit nahe kommen. (Vgl. auch bei Binder die Abfertigung des Einwurfs Reinkens', „Luise sei so schnell geistig verblüht". S. 439 f.) Allein hätte auch L. Hensel all ihre Lieder vor der Conversion geschrieben, so würde das Buch Binders seinen Hauptwerth, uns die Geschichte einer edlen Seele zu erzählen, nicht verlieren. Es gibt eben für Christen noch andere Dinge, die uns bei einer Person Interesse und Achtung einflößen können, als die Poesie. Ja wir gestehen, wäre das Leben L. Hensels in dem Bändchen „Lieder" aufgegangen, so hätte sie, so hoch wir die Lieder auch schätzen, eine solche Biographie nicht verdient. Eine kurze Notiz hätte vollauf der Bedeutung jener Lieder für die Literaturgeschichte genügt. Nun aber liegt der Schwerpunkt in der christlich-ascetischen Entwicklung der Seele, und dafür kann freilich nur der wahre Christ ein wirkliches Verständniß haben. Aus dem Gesagten soll aber keiner den Schluß ziehen, als hätten wir es hier mit einem Erbauungsbuch im gewöhnlichen Sinne zu thun. Nichts würde weniger dem Charakter der Biographie entsprechen. Wir haben im Gegentheil ein farbensattes, figurenreiches Geschichtsbild vor uns, in dem die interessantesten Personen und Geschehnisse ihren Platz haben. Wie die Landschaftsbilder, so wechseln die gesellschaftlichen Verhältnisse, immer Bewegung, immer Wechsel — immer weite Perspective und edle Zeichnung. Daß im ersten Theile das romantische Literaturleben vorwiegt, ist selbstredend. Wir können der Heimgegangenen — die in Betreff alles dessen, was über sie geschrieben wurde, von übertriebener Bescheidenheit war — zu der Zartheit des vorliegenden Bildes nur gratuliren. Es thut uns leid, daß wir dem Verfasser nicht den letzten Brief der Heimgegangenen, den sie nach Empfang der letzten Oelung an uns richtete, haben zustellen können, er hätte die Geistesklarheit und Ruhe der Sterbenden trefflich illustrirt. Leider hatten wir ihn längst als Autograph verschenkt. — Als eine sehr interessante Thatsache theilen wir aus der vorliegenden Biographie noch mit, was Dorothea Tieck an ihre Freundin L. Hensel schreibt: „Meine Mutter ist wunderbar dazu (zur katholischen Kirche) geführt, eigentlich durch meinen Vater. Sie hat es siegreich mit vielen Opfern errungen, und ausgeharrt, bis Gott ihr die Krone verliehen. Er ist von der

betretenen Bahn, zu der ihn Gottes Erleuchtung führte, wieder abgewichen; Gott möge ihm gnädig sein." Dazu macht Binder die Anmerkung: „Bekanntlich ist der Angabe oft widersprochen worden, daß L. Tieck, wenigstens eine Zeitlang, katholisch gewesen. Hier haben wir die Thatsache aus authentischem Munde bekräftigt" (S. 313). Wenigstens scheint uns aus der Briefstelle hervorzugehen, daß L. Tieck sich eine Zeitlang ernstlich mit dem Gedanken trug, auch äußerlich den Uebertritt zum Katholicismus zu vollziehen, wozu er seine Frau angeregt.

W. Kreiten S. J.

Culturgeschichte des deutschen Volkes. Von Dr. Otto Henne am Rhyn, Staatsarchivar in St. Gallen. Mit vielen Tafeln, Farbendrucken und zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, Grote, 1886. — Erste Abtheilung mit 29 Beilagen und Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 110 Abbildungen im Text. Subscriptions-Preis: *M.* 4.

Der Verfasser hat schon 1869 die Skizze einer „Culturgeschichte im Lichte des Fortschrittes" herausgegeben und diese später in breitester Form als „Culturgeschichte" ausgearbeitet. Jodl (Die Culturgeschichtsschreibung, Halle 1878, S. 81 f.) schließt seine Besprechung dieser beiden Werke mit den Worten: „Niemand wird behaupten können, daß die erstere Schrift (des Dr. Henne), als eine Monographie über das Problem des Fortschritts in der menschlichen Entwicklung betrachtet, irgend welchen Werth besitze und die Fragen, welche über diesen Punkt aufgeworfen werden können, in nennenswerther Weise bereichert, vertieft oder geklärt habe." In den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft für 1878" (S. 602 f.) sprach dann v. Zwiedineck seine Verwunderung darüber aus, daß Jodl sich veranlaßt sah, der „Culturgeschichte" von Otto Henne am Rhyn eine mehrere Seiten umfassende Besprechung zu widmen, da er sich doch selbst von den „platten und gänzlich abgebrauchten Redensarten abgestoßen" gefunden habe, mit welchen Henne den gänzlichen Mangel einer selbständigen Auffassung zu verbergen suche. Wer dieses so selbstgefällig sich herausputzende Buch einmal in die Hand genommen habe, der werde sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß er es dabei nur mit einer geistlosen Compilation längst bekannter Schilderungen und Erzählungen zu thun habe, in welchen nur ab und zu die Lieblingsschlagworte des Liberalismus eingeflochten seien, um jenen Vertretern der „öffentlichen Meinung" zu genügen, die stets für die Bevorzugung der Culturgeschichte, besonders in den Schulen, plaidiren, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, wie man eigentlich eine von der allgemeinen Geschichte getrennte Culturgeschichte für das allgemeine Verständniß geeignet einrichten solle. Wir haben diesen vollkommen treffenden Worten für unsere Leser nur ein Citat hinzuzufügen, welches die ganze Oberflächlichkeit des Dr. Henne kennzeichnet. Derselbe schreibt nämlich in seiner „Culturgeschichte im Lichte des Fortschrittes" (S. 4): „Alle Versuche der Menschen, eine geglaubte Voraussetzung der Natur (d. h. Gott) mit Namen und Eigenschaften und eine

gehoffte Ueberdauerung (Unsterblichkeit) des menschlichen Lebens, ja sogar der Welt mit bestimmten Lokalitäten (Himmel) auszustatten, werden stets eitle und ärmliche Versuche bleiben. Theologie und Metaphysik unterscheiden sich dadurch von einander, daß die Theologie mittels eines gewissen Ceremoniells dem Volke, die Metaphysik aber durch bloße Wortspielerei dem Studirten begreiflich zu machen gesucht wird." Daß ein Mann, der solche Sätze zu schreiben vermag, die Gottheit Christi, das Ansehen der Bibel und die Bedeutung der zehn Gebote läugnet, kann niemand Wunder nehmen. Ihm ist Culturgeschichte der Kampf der Freiheit gegen die Auctorität. In seinem neuesten, oben angezeigten Werke zeigt er mehr Erfahrung, indem er seine Ansichten über Theologie, Metaphysik, Christenthum und Kirche nicht mehr so offen darlegt, sie aber als leitende Grundsätze festhält. Freilich fehlt es nicht an Stellen, in denen sein Widerwille gegen jede positive Religion und gegen das Christenthum, welches nach seiner Behauptung für die Culturgeschichte eher einen Rückschritt als einen Fortschritt bezeichnet, zum Durchbruch kommt und mit wünschenswerther Offenheit hervortritt. So wird S. 53 gesagt, „daß (die Germanen) das Christenthum zu einer Zeit kennen lernten und anzunehmen begannen, da Arianer und Athanasianer um einer bloßen Hypothese willen einander auf die unchristlichste, den Geist des Evangeliums in empörendstem Grade verhöhnende Weise beschimpften ..." „Und in diese fruchtlosen Zänkereien um Worte mischte sich die gesammte christliche Bevölkerung des römischen Reiches." Also ist nach der Ansicht des Herrn Staatsarchivars von St. Gallen die Gottheit Christi eine „bloße Hypothese" und die Vertheidigung der Lehre, Jesus sei dem Vater gleichwesentlich, „nur eine Zänkerei um Worte". Der hl. Athanasius aber tritt in seinen Schriften dem Vertreter der Culturgeschichte im Lichte des 19. Jahrhunderts „auf die unchristlichste, den Geist des Evangeliums in empörendstem Grade verhöhnende Weise" entgegen. S. 99 erfahren wir, daß Bonifatius das Innere der Deutschen nicht umkehren konnte. Und den Beweis dafür liefert der Herr Doctor in zwei Zeilen: „backt und ißt man ja noch heute, nach bald zwölfhundert Jahren, die heidnischen Opfergebäcke und richtet sich in allen Lebenslagen nach den Schicksalszeichen des heidnischen Aberglaubens." Also weil man „heute" vielleicht noch Kuchen backt, wie unsere Vorfahren sie vor „bald zwölfhundert Jahren" bereitet haben, darum sind alle Deutschen, Katholiken wie Protestanten, auch heute noch keine innerlichen Christen. Ein eigentlich christliches Mittelalter hat darum nie existirt. S. 108 erhebt sich unser Culturhistoriker zu dem komischen Ausruf: „Ja, es war den Nonnen verboten, deutsche Lieder, besonders Mädchen- und Liebeslieder (winileodes) zu schreiben und zu versenden." S. 155: „Mit der Tendenz ihres Eheverbotes gerieth die Kirche in den fatalen Widerspruch, eine und dieselbe Handlung bei den Laien als Sacrament und bei den Geistlichen als Verbrechen zu betrachten." Offenbar fehlt jemanden, der so schreibt, das Verständniß des Begriffes eines Sacramentes und die Fähigkeit, sich daran zu erinnern, daß auch Ehebruch „dieselbe Handlung" ist, und daß das Herausnehmen eines Goldstücks aus einer Lade ebensowohl eine

berechtigte Handlung als ein Diebstahl sein kann. S. 158 hat der gelehrte Herr vergessen, die Quelle anzugeben, woraus er die bis dahin gänzlich unbekannte Thatsache schöpfte, daß die „Aebtin" Sophie „ein Heer gegen den Bischof Bernward von Hildesheim in Bewegung setzte". Bei der Erklärung des Baurisses von St. Gallen, den er doch wegen seiner Stellung nach allen Seiten hin gründlich studirt haben sollte, passirt ihm das fatale Mißverständniß, „accessus ad confessionem", d. h. Zugang zu den Reliquien, zu übersetzen: „Zugang zur Beichte". Dieses eine Versehen unter solchen Umständen beweist, daß ihm die ersten Begriffe der christlichen Archäologie fehlen, die doch unerläßlich sind, um eine vernünftige Culturgeschichte des deutschen Mittelalters zu schreiben. Schließen wir unsere Citate mit dem Satze, durch den die Geschichte des Kampfes Heinrichs IV. eingeleitet wird: „Zu spät faßte Heinrich IV., der unglückliche Epigone eines glorreichen Geschlechtes, Fuß auf der einsamen, unfruchtbaren Felseninsel seines Königthums; sie war rings umtobt von feindlichen Wogen, die ihn zu verschlingen drohten und schließlich auch verschlangen. Keine dieser Wogen aber zischte drohender, als die des sich riesig erhebenden und nicht mehr niederzudrückenden Papstthums. — — — Gregor ging noch weiter, als der falsche Isidor! Er sprach förmlich aus: ‚Der Papst allein kann sich der kaiserlichen Insignien bedienen.'"

Wer Geschichtsbaumeister sein will, muß doch wenigstens so dichten, daß seine pikanten Aufstellungen noch wahrscheinlich bleiben und so von Unwissenden geglaubt werden können.

Es ist eine bedauerliche Erscheinung, daß ein Mann, der notorisch dem Christenthum und der Auctorität entgegentritt, einen Verleger findet für eine Culturgeschichte des deutschen Volkes, eines Volkes, das sich trotz der traurigen Spaltung der Reformation vor anderen Nationen durch Treue gegen die Lehren des Christenthums und gegen seine angestammten Fürsten auch heute noch auszeichnet. Henne's Culturgeschichte ist nichts als eine fortschrittliche Lobrede zu Gunsten jener, welche sich in Deutschland gegen die Gesetze der Kirche verfehlten, und ein Poltern gegen alle, welche den Standpunkt der gemeinsten Nützlichkeit zu Gunsten von Idealen höherer Art verließen. Das werthlose Buch, welches im Stile einer geschwätzigen Zeitung leicht hingeworfen ist, bringt auch nicht einen neuen Gedanken, nicht einen neuen Gesichtspunkt, nicht eine Nachricht, die man nicht in allbekannten Büchern lesen könnte. Wir haben es hier auch nur deßwegen erwähnt, weil zu befürchten steht, daß die glanzvolle Ausstattung und der unglaublich billige Preis manchen zur Anschaffung verführen könnte. Die zahlreichen und werthvollen Bilder stehen indessen zum Text kaum in Beziehung, sind aus anderen Büchern entliehen und erinnern an den purpurnen Lappen, vor dem schon Horaz warnt.

St. Beissel S. J.

Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Erste Vereinsschrift für 1886: **Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der heiligen Theresia. Von Dr. W. Pingsmann, Subregens im erzbischöflichen Priesterseminar zu Köln. 112 S. 8°. Köln, Bachem, 1886. Preis: *M.* 1.80.

Die vorliegende Biographie ist eine zwar etwas späte, aber desto gereiftere Frucht des dritten Centenariums der hl. Theresia. Der hochw. Herr Verfasser, der uns vor einigen Jahren durch eine nach Gehalt und Form vorzügliche Lebensbeschreibung des hl. Ludgerus erfreute, bietet uns hier eine gleichfalls auf den gewissenhaftesten Studien beruhende und wiederum in edler und schöner Sprache geschriebene Arbeit. In zwei an Ausdehnung gleichen Theilen beschäftigt sie sich mit dem Leben und mit den Schriften der seraphischen Jungfrau. Die Erzählung der äußeren Lebensumstände geht mit der Zeichnung des innern Seelenlebens Hand in Hand. Jedoch wirft auch der zweite Theil, der sich die Würdigung der Schriften zur Aufgabe stellt und charakteristische Proben aus denselben mittheilt, noch manches Licht auf die hohen Begnadigungen dieser auserwählten Seele. Der Verfasser schließt seine Ausführungen über die Schriften der Heiligen mit den Worten: „So sehr die Schriften der hl. Theresia von der Kirche empfohlen werden, so dürfte doch ihre Verbreitung noch eine allgemeinere sein, als sie thatsächlich ist. Ganz gewiß würde die Lehre und das Beispiel der seraphischen Jungfrau, der großen Veterin des 16. Jahrhunderts, noch in gegenwärtiger Zeit eine erfreuliche Förderung des Gebetslebens in der Kirche zur Folge haben." Wir zweifeln nicht, gerade Dr. Pingsmanns Schrift wird nicht wenig dazu beitragen, daß dieser Wunsch mehr und mehr in Erfüllung gehe. — Der Verfasser selbst ersucht uns um folgende Berichtigung. Sie betrifft die Bemerkung S. 102: „Sehr zu bedauern ist, daß wir noch nicht eine vollständige deutsche Ausgabe der Briefe Theresia's besitzen . . . Die Sammlung von Jocham ist nur eine Auswahl." Die zweite Auflage dieser Uebersetzung (von Schwab, revidirt von Jocham; Sulzbach 1852) ist allerdings nur eine Auswahl. Allein die dritte Auflage[1] bringt alle Briefe der Heiligen, und zwar nach der neuesten spanischen Ausgabe von La Fuente; die Briefe sind von Jocham größtentheils neu aus dem Spanischen übersetzt und mit einer 143 Seiten langen Einleitung versehen.

---

[1] Sämmtliche Schriften der hl. Theresia von Jesu. Nach dem spanischen Originale revidirt und größtentheils neu übersetzt von Dr. M. Jocham, Lyceal-professor. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit oberhirtlicher Approbation. 5 Bände. Regensburg, Pustet, 1870. Die Bände sind auch einzeln käuflich, und zwar: I. Das Leben der Heiligen. *M.* 2.30. II. Die Klosterstiftungen. *M.* 2. III. Weg der Vollkommenheit. *M.* 1.40. IV. Gedanken über die Liebe Gottes, die Seelenburg, die geistlichen Lieder ꝛc. *M.* 1.80. V. Geschichtliche Einleitung und sämmtliche Briefe. *M.* 5.50. — Bei Herder in Freiburg erschien: Sämmtliche Werke der hl. Theresia. Mit den Anmerkungen und Zugaben der Ausgabe des P. Marcel Bouix S. J. über-

Der heilige Fridolin. Von Hermann Leo, Dompräbendar zu Freiburg i. B. XI u. 284 S. 8°. Freiburg, Herder, 1886. Preis: *M.* 2.

Die ältesten Nachrichten, welche über das Leben und Wirken des hl. Fridolin auf uns gekommen sind, finden sich in der Vita sancti Fridolini von Balther, einem Mönche des von dem Heiligen gestifteten Klosters Säckingen. Die Glaubwürdigkeit dieser aus dem elften Jahrhundert stammenden Vita hat in den letzten Jahrzehnten mannigfache Angriffe erfahren, insbesondere von Rettberg, Wattenbach, Meyer von Knonau. Auch Potthast, der zwar der Meinung ist, die Vita sei „mit Unrecht für ein betrügerisches Machwerk erklärt worden", glaubt doch „das Gepräge der Wundersucht" tadeln zu sollen, das sie an sich trage. Aehnlich urtheilt Gelpke. Diesen und anderen Angriffen gegenüber hat nun Herr Dompräbendar Leo es unternommen, jene Vita auf ihren historischen Werth zu untersuchen und aus den Resultaten der positiven Kritik ein getreues Lebensbild des Heiligen zusammenzustellen. Der Verfasser zeigt sich der schwierigen Aufgabe wohl gewachsen. Frei von Vorurtheilen und geleitet von gesunden Grundsätzen der Kritik, unterzieht er sowohl die Glaubwürdigkeit der Vita im Allgemeinen, als auch die einzelnen Nachrichten derselben einer gewissenhaften Prüfung. Manche kurzen Andeutungen Balthers bieten ihm außerdem Anlaß, weiter gehende Fragen aufzuwerfen, um durch deren Erörterung zu neuen Aufschlüssen zu gelangen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich für manche der hier behandelten Fragen bei der Mangelhaftigkeit des geschichtlichen Beweismateriales keine ganz sichere Antwort erzielen läßt, und auch wo die größere Wahrscheinlichkeit liegt, ist oft recht schwer zu ermitteln. Dieser Sachlage entsprechend, zeigt der Verfasser bei seinen Aufstellungen durchgehends die gebotene Vorsicht und Zurückhaltung, und wenn man einmal einem etwas weniger zuversichtlichen Tone zu begegnen wünscht, so ist das doch mehr eine Ausnahme. Ebenso werden auch diejenigen, welche nicht gerade allen Ansichten des Verfassers beizupflichten vermögen, im Allgemeinen doch seinem scharfen und sichern Blick, seinem gesunden Urtheil und seiner großen Belesenheit ihre Anerkennung nicht versagen. Auf jeden Fall hat uns der Verfasser ein nach Möglichkeit vollständiges Lebensbild des populären, durch und durch katholischen Heiligen geliefert. Auch letzteres zu betonen, ist nicht überflüssig. Schon der selige Petrus Canisius beklagte sich über „die newe Historischreiber, so nicht katholisch sein" und den hl. Fridolin „in jhren Schrifften nit für ein Catholischen Priester, Abbt und Ordensmann" erkennen, sondern „aus jhm gern machen wollten einen Prediger, der den jetzigen Secktischen Predikanten gleich sey gewesen, welche geweibet

---

setzt von A. K. Mit einem Vorwort von J. Th. Laurent, Bischof von Chersones. Mit Approbation geistlicher Obrigkeit. II. Band: Der Weg der Vollkommenheit und die Seelenburg, von der hl. Theresia geschrieben. (VIII u. 573 S. 8°.) 1868. *M.* 3.90; geb. *M.* 5. III. Band: Die Klosterstiftungen, von ihr selbst geschrieben. (XXIV u. 520 S. 8°.) 1873. *M.* 3.90; geb. *M.* 5. Der I. Band dieser Ausgabe der Schriften der hl. Theresia: „Leben der hl. Theresia", von ihr selbst geschrieben, ist bei Alber Jacobi & Cie. in Aachen erschienen. (VII u. 704 S. 8°.) 1868. *M.* 4.50.

Eine deutsche Uebersetzung der ältesten und anerkannt besten ausführlichen Biographie der Heiligen, nämlich die aus der Feder ihres Beichtvaters Ribera, besitzen wir leider noch nicht. Bis eine solche erfolgt, sei die französische Ausgabe empfohlen: Vie de Sainte Thérèse par le P. François de Ribera de la Compagnie de Jésus, traduite de l'Espagnol par le P. Marcel Bouix de la même Compagnie. Paris 1868.

und ungeweyhet auch aller andächtiger alter kirchischer Ordnungen und Ceremonien verächter, der Bischeffen, Priestern und Münnchen geschworenen Feind das Predigtamt selben ihnen anmaßen." Und wie der gute hl. Fridolin im Reformationszeitalter zu einem protestantischen Prediger gemacht werden sollte, so hat man zu unserer Zeit in ihm einen Anhänger der „culdeischen Kirche" finden, ja ihn in die Secte der — Altkatholiken aufnehmen wollen.

Die Martyrer und Bekenner der Gesellschaft Jesu in England während der Jahre 1580—1681. Von A. Kobler S. J. Mit sieben Porträten in Lichtdruck nach alten Gemälden. 647 S. 8°. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1886. Preis: *M.* 5.60.

So ziemlich anderthalb Jahrhunderte wüthete auf britischem Boden die blutige Verfolgung gegen alle, welche dem Glauben der Väter treu bleiben wollten; Heinrich VIII., seine „jungfräuliche" Tochter Elisabeth, Jacob I., die Puritaner des Commonwealth und die No-Popery-Schreier unter Karl II. überboten sich gegenseitig an Blutdurst und Grausamkeit, und die Schaudermären, welche man sich von der „blutigen Maria" und der spanischen Inquisition erzählt, werden zurückgedrängt durch die nüchterne historische Wahrheit dieser barbarischen Hinrichtungen. Bischof Challoner hat in seinen „Denkwürdigkeiten der Missionspriester und anderer Katholiken, die in England ihrer Religion wegen den Tod erlitten haben", in schlichten, aber ergreifenden Lebensbildern das glorreiche Marterthum der katholischen Kirche Britanniens geschildert; man kann dieselben nicht lesen, ohne im Innersten der Seele ergriffen zu werden durch die Grausamkeit der Richter und Henker und mehr noch durch die heldenmüthige Standhaftigkeit der edeln Bekenner. In ähnlicher Weise versucht der hochw. Verfasser in dem vorliegenden Buche durch einfache und kurze Lebensskizzen der hingerichteten oder in Folge von Folter und Kerker verstorbenen englischen Jesuiten den Antheil zu zeigen, welcher der Gesellschaft Jesu an diesem blutigen Kampfe der katholischen Kirche Englands zu Theil wurde. Das große Quellenwerk, welches Br. Foley in den letzten Jahren (Records of the English Province of the Society of Jesus by Henry Foley S. J. London, Burns & Oates 1875—1883. voll. 7) veröffentlichte, lieferte das reiche Material, und dasselbe ist mit Fleiß und Geschick verwendet. P. Kobler hat die Lebensbilder in zwei Abschnitte geordnet: I. Martyrer, II. Bekenner. Unter die ersteren zählt er 28, welche den Tod durch Henkershand starben; unter die letzteren 29, welche in Folge der erlittenen Mißhandlungen ihr Leben verloren. Von diesen 57 Männern, deren Lebensbild uns der Verfasser bietet, waren 38 auf die Liste derjenigen gesetzt, welche in den vor einigen Jahren begonnenen Seligsprechungsprozeß aufgenommen wurden. P. Kobler hat die Namen derselben besonders bezeichnet; allein seit dem Erscheinen seines Buches traf die Nachricht ein, daß man vorläufig von 20 derselben Abstand genommen habe, weil die bisher beigebrachten Beweise die Annahme nicht völlig ausschlössen, daß es sich bei ihnen um Justizmorde handle. Man sieht hieraus wiederum, wie genau es der apostolische Stuhl mit den Beweisen für die Canonisation nimmt; denn daß bei den Opfern der Pulververschwörung und der Titus-Oates-Prozesse, um die es sich handelt, das Odium Religionis bei Richtern und Geschworenen sicher mit eine Triebfeder war, kann nicht geläugnet werden. (Von den 353 Dienern Gottes, die ursprünglich auf der Seligsprechungsliste standen, sind 278 beibehalten: 149 Weltpriester, 18 Jesuiten, 7 Benedictiner, 12 Franciscaner und 72 Laien.) Die Lesung eines Buches, wie des vorliegenden, ist gewiß geeignet, das Herz jedes Katholiken mit neuer Liebe zu seiner

heiligen Kirche und mit der felsenfesten Ueberzeugung zu erfüllen, daß ihr Sieg gesichert sei. Wenn die Blutzeugen und Bekenner, welche wir hier im Kerker, auf der Folter, am Galgen sehen, aus den Tagen ihrer Trübsal einen Blick 200 Jahre weiter hätten werfen können auf die herrlich aufblühende Kirche Englands unserer Tage: wie hätten sie gejubelt! Das alte Wort: Sanguis Martyrum semen Christianorum bewahrheitet sich eben immer und überall.

Leitfaden der Erziehungslehre, besonders für Lehrer und die es werden wollen. Von Heinrich Baumgartner, Director des freien katholischen Lehrerseminars in Zug. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. XVI u. 208 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 1.60.

Leitfaden der Seelenlehre oder Psychologie, besonders für Lehrer und Erzieher. Von H. Baumgartner. Zweite, verbesserte Auflage. VIII u. 96 S. Freiburg, Herder, 1885. Preis: *M.* 1.

Der hier gebotene Leitfaden der Erziehungslehre ist ein gehaltvolles und in vorzüglichem Geiste geschriebenes Werkchen. Die neue Ausgabe, welche der ersten nach kaum acht Monaten folgte, hat durch Hinzufügung des allgemeinen Theiles der Erziehungslehre eine wesentliche Vermehrung erhalten. So ist nun der Leitfaden ein abgeschlossenes Ganze und zur Einführung in Lehrerbildungsanstalten geeigneter geworden. Auch über die Seminarszeit hinaus behält das Buch bleibenden Werth, sowohl zur Wiederholung und Auffrischung des bereits Erworbenen, wie als feste Grundlage für die Weiterbildung auf pädagogischem Gebiete. Drei Vorzüge dieses Leitfadens möchten wir besonders namhaft machen. Vor Allem spricht an die erhabene ideale Auffassung des so wichtigen Amtes der Erziehung. Nicht bloß in der Einleitung und im Schlußworte, sondern in allen einzelnen Theilen des Buches tritt dieser leitende Gesichtspunkt hervor. Als zweiten Vorzug bezeichnen wir die echt religiöse Auffassung, den christlichen und kirchlichen Geist, der sich im ganzen Buche bekundet. Schritt für Schritt gewahren wir, welch eine Fülle von Erziehungs- und Bildungsmitteln in der Religiösität geboten wird. Dabei warnt der Verfasser mit Recht vor unnatürlichem Wesen, und namentlich wird die Manier des Moralisirens verpönt. Ein dritter Vorzug liegt in dem Betonen einer allseitigen und harmonischen Ausbildung, welche der Erzieher bei den Kindern anstreben soll. Nicht das Einpropfen gewisser Kenntnisse thut es allein: Geist und Körper, alle Fähigkeiten sollen gebildet werden. Namentlich sei auch auf den Abschnitt über individuelle Erziehung der Kinder (in Rücksicht auf Naturell, Temperament, Anlagen und Talente, Geschlecht, Alter, äußere Lebensumstände) hingewiesen (S. 191—207). Die Darstellung zeichnet sich durch Bestimmtheit und Kürze aus, ohne jedoch in das Skizzenhafte zu verfallen.

Als Voraussetzung und Ergänzung zur Erziehungslehre hat der Herr Verfasser auch einen „Leitfaden der Seelenlehre oder Psychologie" herausgegeben. Während andere Lehrbücher der Pädagogik die einschlagenden Lehren der Psychologie in ihre Darstellung verweben, ist hier mit gutem Glücke der Versuch gemacht, die für eine Erziehungslehre wichtigsten Ergebnisse der empirischen Psychologie in einem besondern Abrisse zusammenzustellen. Tiefere Begründung des Systems und einzelner Sätze wird natürlich niemand erwarten. Auch dieser Leitfaden erscheint bereits in zweiter Auflage. Zu Grunde gelegt wurde die Psychologie von Dr. Hagemann; daneben fanden auch Berücksichtigung die Psychologien von Dr. Stöckl und Dr. Ever. Der zweiten Auflage sind als Anhang 218 Fragen zur Wiederholung beigefügt. — S. 40 heißt es: „Der Glaube ist daher ein Erforderniß (Postulat) und eine Thätigkeit der

Vernunft", und weiterhin: „Die Offenbarung — als Antwort Gottes auf die Fragen der Vernunft — ist daher eine Forderung der Vernunft." Diese beiden in Sperrschrift gedruckten Sätze müssen, um Mißverständnissen vorzubeugen, mit der Beschränkung verstanden werden, welche der nächste Zusammenhang und des Autors Absicht gebieten.

Theoretische Präses-Schule oder Winke und Rathschläge bezüglich der Gründung und Leitung eines katholischen Gesellenvereins ꝛc. Von Volks- und Bürgerschul-Director P. Fr. Edm. Krönes ꝛc. Mit einem Begleitworte vom Generalpräses S. Schäffer. 108 S. 8°. Münster u. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1886. Preis: *M.* 1.50.

Um den Segen, den der verewigte Kolping durch die Gesellenvereine geschaffen hat, fortzupflanzen und zu erweitern, ist es erforderlich, daß Kolpings Geist sich fortpflanze und ausbreite, daß die überall verzweigten Sprosse des Instituts nicht Lebenselemente aufnehmen, die ihrem Ursprunge fremd sind. Die gedeihliche Entwicklung und Erhaltung hängt vornehmlich von der ersten Gründung und von der ständigen Leitung der örtlichen Vereine ab. Das Mittel, welches schon Kolping selber ergriffen hatte, durch eine eigene Zeitschrift, „Mittheilungen für die Vorsteher der katholischen Gesellenvereine", die rechte Richtung und Führung festzuhalten, ist für die jungen heranwachsenden Kräfte für die erste Zeit, wo sie noch Neulinge in jedem Zweige der Seelsorge sind, nicht ausreichend. Darum ist es ein sehr verdienstliches Werk, zu dem sich P. Krönes angeschickt hat, unter Benutzung jener „Mittheilungen" einen kurzen Leitfaden herzustellen, in welchem der angehende Präses die nothwendigen Stücke zu seiner Belehrung gesammelt findet. Er wird eingeführt in den Zweck und Geist des Gesellenvereines und bekannt gemacht mit den praktischen Vorbedingungen zur Gründung eines örtlichen Vereins; es werden ihm höchst wichtige Regeln an die Hand gegeben, sowohl für sein eigenes Benehmen, als auch für das Verhalten der Vereinsmitglieder, wie es gefordert ist und wozu jene herangebildet werden müssen. Mittel und Wege werden einzeln besprochen, um Frohsinn, Weiterbildung und besonders religiöses Leben bei dem Handwerkerstande zu fördern. Kleine Mißgriffe können für ein Vereinswesen oft von unberechenbarer Wirkung sein. Solche vermeiden zu lehren, ist ein hohes Verdienst vorliegender Schrift. Ihr gewichtigstes Lob ist wohl vom Generalpräses selbst in dem Schlußsatz seines Vorwortes ausgesprochen: „Die Schrift wird auch dem Unterzeichneten gute Dienste thun, da er jeden jungen Präses, der rathfragend an ihn sich wendet, auf die ‚Präses-Schule' verweisen kann. Gott lohne des Verfassers Umsicht, seinen Bienenfleiß und seine Liebe zur Sache Kolpings."

Zehn Unterweisungen über die christliche Erziehung der Jugend für Eltern, Seelsorger und Lehrer von einem Priester der Erzdiöcese Köln. 120 S. kl. 8°. Aachen, Alb. Jacobi u. Cie., 1886. Preis: *M.* 1.20.

So wichtig die christliche Erziehung und vor Allem die Erziehung im elterlichen Hause ist, so wenig vielleicht wird sie nach ihrer vollen Aufgabe erkannt. Wie die vorliegenden zehn Unterweisungen sich speciell an die Eltern richten, so sind sie auch unseres Bedünkens ganz besonders für diese ein unbezahlbarer Schatz, aus dem sie einestheils die Ueberzeugung von der Wichtigkeit ihres Amtes, und anderntheils eine vollständige Anweisung zur richtigen Erfüllung desselben schöpfen können. Die Hauptpunkte für eine gedeihliche Erziehung der Kinder und die gar leicht sich einschleichenden Fehler werden klar und deutlich hervorgehoben und mit dem Lichte der christlichen Wahrheit beleuchtet. Wir möchten das Büchlein in den Händen aller christlichen

Eltern sehen und wünschen, daß es wenigstens alljährlich von Anfang bis zu Ende durchlesen und aufmerksam beherzigt würde. Vornehm und Niedrig, Reich und Arm können ein gutes Stück aus seinem Inhalt lernen.

Handwerker-Talisman von Jos. Auffenberg. Mit einem Vorworte vom Generalpräses S. Schäffer. 160 S. kl. 8°. Münster u. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1885. Preis: brosch. 60 *Pf.*; carton. 80 *Pf.*

Das Büchlein hat sich nach der einen Seite hin engere Schranken gezogen, als das vorige, nach der andern erweitert es dieselben. Es wendet sich, wie der Titel schon sagt, ausschließlich an den Handwerkerkreis, gibt diesem aber nicht bloß Lehren über christliche Erziehung, sondern über alles, was in den Bereich des tagtäglichen Lebens fällt, damit der Handwerker lerne, so die zeitlichen Güter zu besorgen, daß er die ewigen nicht verliere, und so den ewigen zuzustreben, daß auch das zeitliche Auskommen nicht vernachlässigt werde. Strebsamkeit, Sparsamkeit, christliche Einrichtung des Hauswesens werden nicht nur empfohlen, sondern auch so durch praktische Regeln nach dem Leben gezeichnet, daß sie sofort durch thatsächliche Befolgung in's Leben übersetzt werden können. Im Anhang werden die wesentlichen Punkte der deutschen Gesetzgebung, welche das Handwerk berühren, mitgetheilt, sowie auch die nöthigsten Notizen über verschiedenes Maß und Gewicht, über Post und Telegraph. Die durchgängig frische und kernige Sprache gibt dem Büchlein einen durchaus volksthümlichen Ton. Es ist auf Massenverbreitung berechnet und zur Massenverbreitung ganz besonders zu empfehlen.

Was sollen und wollen die katholischen Kirchenvorstände? Einige Gewissensfragen für die Katholiken Preußens. Von Dr. Franz Heiner, Pfarrer. 56 S. 8°. Paderborn, Bonifacius-Druckerei, 1886. Preis: 30 *Pf.*

Der Verfasser selber sagt es uns, um die Massenverbreitung zu ermöglichen, habe er sich der Mühe unterzogen, sein größeres Werk „Die katholischen Kirchenvorstände und Gemeindevertretungen" auszüglich zu überarbeiten. Dem Leser öffnet sich ein höchst trauriger Einblick in all das Elend und den Ruin, der durch die Staatsgesetze betreffs der Verwaltung des Kirchenvermögens in so kurzer Zeit geschaffen ist. Theils böser Wille unkirchlicher Auchkatholiken, die in Gemeinden das große Wort führen, theils Unverstand und Unfähigkeit zur Führung des übernommenen Amtes muß in gar manchen Gemeinden arg, sehr arg mit dem kirchlichen Vermögen gehaust und an nicht wenig Stellen einen tiefen Riß zwischen Gemeinde und Seelsorger hervorgebracht haben. Da thut es noth, allen, welche doch nicht völlig mit der Kirche brechen wollen, die grundlegende Wahrheit in die Seele zu rufen: Alle und jede Befugniß über Kirchenvermögen und dessen Verwaltung ist einzig und allein durch kirchliche Zustimmung rechtskräftig und jeden Augenblick von kirchlicher Zustimmung bedingt: auf Staatsgesetzen als solchen kann kein Kirchenvorstand, kein Mitglied der Gemeindevertretung fußen — das wäre eine Anmaßung kirchlicher Gewalt, die leicht jene Ausschreitungen veranlassen würde, welche mit den schärfsten kirchlichen Strafen, dem großen Kirchenbann, geahndet werden. Es ist eine dankenswerthe Arbeit, daß Verfasser hingewiesen hat auf eine ganze Reihe von Uebergriffen, welche eben jener Kirchenstrafe unterliegen. Hier ist Aufklärung des Sachverhaltes ganz am Platze, Aufklärung sowohl der Kirchenvorsteher über die Pflichten ihres Amtes, als auch der ganzen katholischen Gemeinde über die Pflicht, die jedem obliegt, bei den Wahlen jener Vorstände sich nur von

kirchlichem Gesichtspunkte leiten zu lassen. Auch seitens der Regierung sind manche der schreienden Mißstände gekannt und anerkannt, welche durch jenes Culturkampfgesetz hervorgerufen wurden; hoffentlich wird diese Erkenntniß dazu führen, auch gesetzlich Wandel zu schaffen; ein Anfang war gemacht durch die Vorlage, den jedesmaligen Pfarrer als Vorsitzenden des Kirchenvorstandes anzuerkennen. Fast wichtiger noch dürfte es aber sein, daß seitens der katholischen Gemeinde- und Vorstandsmitglieder jene Sätze und Folgerungen begriffen würden, ihnen in Fleisch und Blut übergingen, welche der Verfasser mit unabweisbarer Folgerichtigkeit aus den einfachsten Katechismuswahrheiten zieht und in nicht mißzuverstehender Klarheit dem Leser vorlegt.

Er ist auferstanden! Fünfzehn Zeichnungen von Joseph Ritter von Führich in Holzschnitt ausgeführt von A. Gaber und H. Oertel. Dritte Auflage. Quer-Folio. Leipzig, A. Dürr, 1886. Preis: *M.* 12.

Das vorliegende Album, welches hier in dritter Auflage geboten wird, ist in vorzüglicher Art geeignet, das große Ereigniß der Auferstehung, auf welches sich der Erweis der Wahrheit des Christenthums hauptsächlich stützt, lebhaft vor Augen zu führen und dem Geiste einzuprägen. Das Verständniß der frommen Größe der mittelalterlichen Bilder und der künstlerischen Formen, welche die alten Meister nach fast tausendjährigen Versuchen für die Darstellung der hier geschilderten Scenen feststellten, fehlt dem großen Publikum leider. Führich aber arbeitete für seine Zeit und seine Umgebung. Er wollte auf weite Kreise wirken und hat sein Ziel erreicht. Weit entfernt von der Art und Weise, in welcher heute die Erzählungen der heiligen Geschichte in die nüchternste Wirklichkeit herabgezogen und entwürdigt werden, hat er es verstanden, dem naturalistischen Zuge unseres Jahrhunderts gerecht zu werden, ohne den Inhalt der heiligen Schrift zu profaniren. Sein Werk wird darum zur Kräftigung christlicher Gesinnung und zur Erbauung der Gläubigen recht viel beitragen und verdient deßhalb eine erneuerte günstige Aufnahme.

Faßliche und praktische Grammatik der katholischen Kirchensprache. Verfaßt von Theodor Nißl, früher herausgegeben von Dr. Dominicus Mettenleiter. Dritte, umgearbeitete Auflage. XIX u. 227 S. 8°. Regensburg, Verlag von Bößenecker, 1885. Preis: *M.* 2.

Diese „faßliche und praktische" Grammatik, welche vor 20 Jahren zum ersten Male erschien, liegt nunmehr in dritter Auflage vor. Das Werkchen kommt den Wünschen vieler Katholiken entgegen, welche theils in naher Beziehung zur kirchlichen Liturgie stehen, theils aus anderen Gründen ein Interesse an der Kirchensprache hegen, ohne jedoch in der Lage zu sein, auf dem an humanistischen Anstalten üblichen Wege die Kenntniß des Lateins sich aneignen zu können. Das Titelblatt nennt besonders Chorregenten, Lehrer, Laienbrüder und Ordensfrauen. Die Auswahl des Lehrstoffes beschränkt sich auf ein vernünftiges Maß, zeichnet sich jedoch immerhin durch relative Vollständigkeit aus. Die Anordnung und Aufeinanderfolge, sowie die leichtverständliche Darstellung entsprechen in hohem Grade dem Zwecke des Buches. Schritt für Schritt werden auch zahlreiche Beispiele geboten zur Einübung und Wiederholung. In diesen Beispielen geht des Verfassers Streben dahin, von Anfang an in das Verständniß der beim Gottesdienste wiederkehrenden Ausdrücke und Formeln einzuführen. Im Anhange findet sich eine Erklärung des alt-römischen Kalenders, erwünscht zum Verständniß des Martyrologiums, sowie eine kurze Besprechung liturgischer Bezeich-

nungen, besonders der technischen Ausdrücke. Ein dem Werkchen vorausgeschickter Aufsatz über Wichtigkeit und Bedeutung des Lateinischen als Kirchensprache enthält manche treffende Gedanken.

Für Treu und Glauben. Gedichte nach besonderer Auswahl herausgegeben von H. Schaffer. Ratibor, Lindner, 1886.

Es ist erfreulich, daß sich auch der Osten immer mehr an dem Erwachen der katholischen Literatur betheiligt. Die vorliegenden „Gedichte" — von einer „besondern Auswahl" wird dem Leser freilich nichts bewußt — muthen im Allgemeinen durch ihre Natürlichkeit und ursprüngliche Frische an. Der Verfasser hat unbestreitbar ein wirkliches Talent, allein er ist nicht zeitig darauf bedacht gewesen oder darauf hingewiesen worden, daß Natürlichkeit und Prosa in der Poesie dicht neben einander liegen und es einer wiederholten Feile und eines sehr feinen ästhetischen Instinctes bedarf, um den „ersten" Ausdruck zum „besten" oder vielmehr den künstlerischsten Ausdruck zum natürlichsten zu machen. Auch scheint es uns bisweilen, als ob die poetische Idee glücklicher sei als die Ausführung, in welcher entweder die Idee in ihrer ganzen Klarheit nicht zum Ausdruck kommt oder durch unnützes Beiwerk in die verflachende Länge gezogen wird. Aber wie gesagt: ein entschiedenes Talent ist H. Schaffer nicht abzusprechen, und was ihn neben seiner christlichen Gesinnung vorzüglich empfiehlt, ist das unverkennbare Bestreben, nicht in ausgetretenen Bahnen der Alltagslyrik zu wandeln. Seine Stoffe sind großentheils neu, von ihm selbst zum ersten Mal aus dem Rohen bearbeitet, und das ist immer ein doppeltes Verdienst. Manche dieser Gedichte, z. B. „Der Sandmann kommt" — „Leicht ersetzbar" — „Ein Blatt Papier" — „Das Schiedsgericht" — „Dem Herrn verblüh'n" — „Die Corpus-Christi-Kapelle" u. s. w. werden sich, so hoffen wir, in erneuter, verkürzter und abgeschliffener Form in der Literatur vollständig einbürgern.

Miscellen.

Vorbereitungen zum 50jährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters. Ueber ein Jahr ist verflossen, seit zu Bologna der erste Verein für die Jubelfeier des 31. December 1887 sich bildete und den ganzen Erdkreis zu würdiger Vorbereitung des Festes aufrief. Wie zu erwarten stand, haben überall seine Bemühungen freudigen Anklang und Wiederhall gefunden. Eine besondere Monatschrift, im Juli 1885 eigens für die Zwecke des Comités gegründet, erlebte in einzelnen Heften eine zweite Auflage und erscheint augenblicklich in fünf Sprachen und acht verschiedenen Ausgaben in Italien, Deutschland, Spanien, Frankreich, Belgien, Luxemburg, Portugal und Brasilien. Von 113 Bischöfen konnte das italienische Comité Belobigungsschreiben zum Abdruck bringen, allein in Italien der Unterstützung von 153 Vereinen sich

versichern. Ein Verzeichniß von 339 periodischen Blättern, welche ihre Mitwirkung versprachen, gibt ein kleines Bild von der Weltausdehnung der katholischen Presse. Neben allen katholischen Staaten Europa's ist darin auch Nordamerika mit 11, Südamerika mit 5, Asien mit 3 Zeitungen vertreten; selbst aus Neu-Seeland meldet ein katholisches Blatt uns seine Bundesgenossenschaft bei der Verherrlichung des gemeinsamen Vaters. Deutschland behauptet mit 76 Zeitschriften und Zeitungen nächst Italien in diesem Verzeichniß den Ehrenplatz, ihm folgen Spanien mit 60, Frankreich mit 20, Oesterreich mit 16 Preßorganen; nicht am geringsten sind indeß gerade die kleineren Staaten vertreten, Holland z. B. mit 14, Belgien mit 15, die Schweiz mit 9 Blättern.

In den meisten dieser Staaten haben sich auch besondere Nationalcomités für die Vorbereitung des Festes gebildet, so in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, in Luxemburg, Frankreich, Belgien, England, Irland, Spanien, Portugal, Brasilien und in der Argentinischen Republik. In Deutschland ging, wie bekannt, die Anregung von der letzten Katholikenversammlung in Münster aus. In ihrem Auftrage bildete Fürst Karl zu Löwenstein das deutsche Festcomité, welches in Versammlungen zu Frankfurt seine weitere Organisation erhielt.

Ziel all dieser Comités ist nicht, den einzelnen Diöcesen die Vorbereitung des Jubiläums ganz aus der Hand zu nehmen. Sie wollen vielmehr zunächst nur anregend wirken und im Besondern folgende vier Werke zu Stande bringen: eine Vereinigung zum Gebet für Papst und Kirche, eine Ausstellung im Vatican, eine möglichst allgemeine Wallfahrt nach Rom im Jahre 1887, endlich eine außergewöhnliche Almosenspende an den Papst unter dem Namen eines Stipendiums für die Messe, welche er am Jubelfeste feiern wird.

Dem Heiligen Vater gleich dem ärmsten Priester ein Meßstipendium anbieten zu wollen, könnte freilich im ersten Augenblick befremdlich erscheinen. Indeß dürfte die Denkschrift des deutschen Comités wohl geeignet sein, die Bedenken zu zerstreuen. Durch die Gewaltthaten der Revolution ist ja der Papst wirklich gleich geworden dem ärmsten Priester, der in Almosen seinen Unterhalt findet, gleich geworden dem Papste der Katakomben, der leben mochte von den Gaben, welche nach dem heiligen Opfer die Liebe der Gläubigen auf seinen Altar niederlegte. Zudem bringt sicherlich häufiger als irgend ein anderer Priester gerade der Heilige Vater das heilige Opfer dar für die ganze Kirche und folglich für uns alle und für unsere höchsten und heiligsten Interessen. Ist es also nicht um so mehr schön und passend, wenn wir die Spenden, die wir bringen, anzuknüpfen suchen an die Jubelmesse des 31. December, den Mittelpunkt der ganzen Feier? Daher ist auch das italienische Comité bemüht, gerade die Theilnahme an diesem Stipendium zu einer möglichst großartigen zu gestalten. Ein eigener Verein, „Die kleine Gesellschaft der kindlichen Liebe", ist in's Leben getreten, um die Gaben zu sammeln; selbst Kindern steht der Eintritt in denselben offen. Die Ausweise vom November 1885 und vom März 1886 ergaben bereits eine hübsche Summe, zu der diese Beiträge angewachsen sind. Je größer aber die Bedürfnisse der ge-

sammten Verwaltung der Kirche, desto mehr muß es als eine Ehrensache der Katholiken gelten, ihren gemeinsamen Vater durch kindliche Opferwilligkeit zu unterstützen.

Nicht weniger günstige Aufnahme hat allerwärts der Gedanke an eine Ausstellung im Vatican gefunden. Sie soll aus Producten der katholischen Kunst und Industrie bestehen und als ein Geschenk der Aussteller an den Heiligen Vater betrachtet werden. Den Haupttheil werden natürlich Paramente und andere Gegenstände des katholischen Cultus bilden, die dann der Papst armen Kirchen und den Missionen zuwenden mag. Mehrere angesehene Firmen erklärten sich alsbald nach dem Bekanntwerden des Planes zu ansehnlichen Geschenken bereit. Namentlich aber ergriffen die Frauenvereine freudig die Gelegenheit, durch Anfertigung von Paramenten mit ihrer Hände Arbeit theilzunehmen an der Verherrlichung des Jubelfestes. Aus dem Auslande liegen uns ausführlichere Nachrichten über dergleichen Vereine nur vor aus einigen Städten in Italien, Spanien, Portugal und aus Belgien. Wie verbreitet sie aber z. B. in Italien sein müssen, geht daraus hervor, daß seit September 1885 in Bologna eine eigene Zeitschrift, La ricamatrice (Die Stickerin), erscheint, welche eigens für die Arbeiten zum Jubelfeste Zeichnungen und Muster zu Caseln, Altartüchern u. dgl. bietet. In Deutschland gehörte die Gründung eines Damen-Comités für die Paramentenvereine mit zu dem ersten, was für das Papstjubiläum geschah. Es bildete sich unter dem Vorsitze der Fürstin zu Löwenstein zugleich mit dem Comité für die Festfeier überhaupt. Auch Profangegenstände werden von der Ausstellung keineswegs ausgeschlossen bleiben. Natürlich werden in den einzelnen Ländern auch noch besondere Geschenke vorbereitet. Das italienische Comité z. B. will einen Altar schenken; ein Preis von 3500 Francs für die beste Zeichnung soll den Wetteifer der Künstler entflammen.

In mehreren Ländern haben die Schriftsteller und Künstler sich vereinigt, um aus Gedichten, Abhandlungen, Zeichnungen ein Album zu bilden, welches als ein Zeichen der kindlichen Liebe, als Beweis für den Fortschritt der katholischen Kunst und Wissenschaft Sr. Heiligkeit überreicht werden soll. Wie angesehene Namen in Holland zu einem solchen Unternehmen sich vereint haben, konnten wir berichten Bd. XXIX. S. 218. Aus Italien erhalten wir Kunde von ähnlichen Plänen. Das deutsche Comité hat den gleichen Gedanken in erweiterter Form ebenfalls in sein Programm aufgenommen. Eine Sammlung von wissenschaftlichen Werken, welche seit 1878 auf katholischer Seite erschienen sind, soll Sr. Heiligkeit die Fortschritte der Wissenschaft unter seinem Pontificat darlegen, ein Album aus Zeichnungen und Aquarellen, aus Plänen und Aufrissen von Kirchen und Cultusgegenständen überhaupt ihm den Stand der Kunst unter seiner Regierung vor Augen stellen. Deutschlands geachtetste Namen stehen an der Spitze beider Unternehmungen und bürgen dafür, daß unser Vaterland mit Ehren vor den Augen des Heiligen Vaters wird erscheinen können. Ein anderes Album endlich soll der Darstellung des deutschen Vereinswesens dienen, welches mit Leo' XIII. Ermuthigung eine so große Entwicklung genommen hat.

So fragmentarisch unsere Notizen über die Vorbereitungen des Papstjubiläums sein mögen, so genügen sie doch jedenfalls, um die Allgemeinheit der Bewegung zu beweisen. Alle katholischen Nationen, alle Stände sehen wir in Thätigkeit, den Reichen wie den Bettler, den Gelehrten und Künstler wie den Industriellen. Erfreulicher noch ist der Geist des Glaubens, der diese Thätigkeit überall beseelt. Nirgends ist man zufrieden, den festlichen Tag nur mit äußerlichem Gepränge zu begehen. Das Jubelfest des Papstes soll vielmehr einen höhern, wahrhaft religiösen Charakter tragen und namentlich die Liebe und Anhänglichkeit zum Heiligen Stuhl festigen helfen.

In dieser Absicht schrieb das Comité in erster Linie die Förderung des Gebetes für Papst und Kirche auf sein Programm; deßhalb eröffnete es die Vorbereitungen auf die Festfeier am 29. Juni des vorigen Jahres mit der sogen. „Geistlichen Wallfahrt zum Grabe der Apostelfürsten", an welcher allein in Europa über vier Millionen theilnahmen. Der gleichen Gesinnung entspringt der Gedanke, den festlichen Tag durch Werke der Nächstenliebe zu feiern. Der Vorstand aller toscanischen Vincenzvereine z. B. will für den 31. December 1887 alle Conferenzen zu einer außerordentlichen Almosenspende auffordern, „damit auch die Armen Theil haben an der allgemeinen Freude". Viele der obenerwähnten Frauenvereine wollen neben den Paramenten auch Kleidungsstücke für arme Kinder anfertigen, welche im Jubeljahr geboren werden und zu Ehren des Papstes dessen Namen tragen sollen.

Hoffen wir, daß die Feier sich in der That zu einem Feste gestalte, wie nur die katholische Kirche sie feiern kann, zu einem wahren Familienfeste des Erdkreises, zu einer großartigen Bezeugung der Allgemeinheit und Einheit unserer Kirche!

Eine Heiligenannexion. Eine lebhafte Sympathie für die Heiligen der katholischen Kirche scheint in jüngster Zeit die protestantische Hauptstadt des dänischen Reiches ergriffen zu haben, da man mit staunenswerther Kühnheit eine ganze Reihe urkatholischer Heiligen für den Protestantismus zu annectiren gewagt hat. Diese neue Erscheinung, welche mit der überlieferten Antipathie Luthers und der Reformatoren so wenig übereinstimmt, hat auf vielen Seiten die größte Ueberraschung hervorgerufen. Wen sollte es auch nicht befremden, „dieselben Götzenbilder", welche die reformatorischen Bilderstürmer am Weihnachtsfeste 1530 in den katholischen Kirchen Kopenhagens zertrümmerten, jetzt auf den Zinnen der die königliche Residenz stolz überragenden protestantischen sogen. Marmorkirche thronen zu sehen? Da ragt hoch in die Lüfte empor unter anderen ein hl. Irenäus, Augustinus, Ambrosius, Hieronymus, Benedictus, Chrysostomus, ja selbst ein Papst Gregor der Große, in der Gesellschaft dreier ganz moderner Helden: Hus, Wiclif, Luther. Man glaubt also auf die alten Heiligen ebenso viele Ansprüche erheben zu können, wie die Katholiken; denn wie die protestantische Kirchenzeitung schreibt, „will man demselben Herrn dienen, derselben allgemeinen Kirche angehören, welcher diese Männer angehört haben". Wäre dieser Einbruch in das Eigenthum der katholischen Kirche nicht so ernst gemeint, könnte man sich an der

Naivetät der Gegner ergötzen; so aber scheint es gerathen, zur Klärung der Ideen das Mein und Dein genau zu fixiren. Einige Localkenntnisse sind zur Orientirung unentbehrlich.

Als im Jahre 1749 das oldenburgische Königshaus die dritte Säcularfeier seiner Erhebung auf den dänischen Thron beging, wollte man den denkwürdigen Tag in einem monumentalen Baudenkmale verewigen. So wurde der Grundstein zur sogen. Marmorkirche gelegt, welche an Glanz und Pracht des Stiles alle Kirchen Kopenhagens überstrahlen sollte. Den Eingang zu dem prachtvollen Kuppelbau sollte eine Colonnade freistehender korinthischer Säulen bilden, den Rundbau von außen ein Kranz von Statuen umgeben, die Propheten, Apostel und Evangelisten darstellend. Das war der ursprüngliche Plan des französischen Architekten Du Jardin. Als jedoch nach mehr als hundertjähriger Unterbrechung im Jahre 1875 der Weiterbau betrieben wurde, erlitt der erste Plan manche durchaus nicht günstige Veränderungen. So sind unter Anderm an die Stelle der Propheten, Apostel und Evangelisten die oben erwähnten katholischen Heiligen und protestantischen Heroen getreten.

Warum stellt man nun eine so große Zahl katholischer Heiligen an einem protestantischen Dome aus? Die „Politik", ein radikales Kopenhagener Tageblatt, sucht das Räthsel zu lösen, indem sie sich nicht scheut, dem Protestantismus öffentlich ein testimonium paupertatis auszustellen: „Wahrscheinlich benützt man katholische Heilige, weil sich keine protestantischen finden." Die Lösung — wenngleich nicht geläugnet werden kann, daß es eine Lösung ist — vermag jedoch nicht zu befriedigen; denn mit gutem Willen hätte man eine große Zahl von Männern finden können, die einem Hus und Luther weit ebenbürtiger zur Seite ständen, als ein heiliger Papst Gregor der Große und Mönche wie St. Benedict und St. Bernhard. Die Absicht mußte wohl eine andere sein. Die Statuen, welche man an der Kirche einer Glaubensgenossenschaft aufstellt, müssen doch auch irgendwie Repräsentanten dieses Glaubensbekenntnisses sein. Man betrachtet also jene katholischen Heiligen als Mitglieder, etwa als Patriarchen und Propheten des Protestantismus. Aber dagegen erhebt der Vater der Reformation selbst entschieden Protest. „Hieronymus ist nur ein Ketzer gewesen, der viele Gottlosigkeiten geschrieben, der eher die Hölle als den Himmel verdient hat. Es gibt keinen, welchen ich weniger leiden kann; er schreibt nur über Fasten und Jungfräulichkeit" (Tischreden Eisl. Ausg. S. 531). „Chrysostomus taugt auch nicht, er ist ein Schwätzer, der viele Bücher geschrieben hat, welche nur Säcke voll von Worten sind" (ebend. S. 528). „Augustinus — auf ihn kann man sich nicht verlassen. Viele seiner Bücher taugen nicht" (Wittenb. Ausg. II. S. 227 u. 246). Und nun erst der Papst Gregor, er ist ja der Antichrist selbst; denn „er stammt ja nothwendig und sicher vom Teufel, und Gott soll einen jeden mit Haß gegen den Papst erfüllen". Wie kann also ein ächter Protestant diese Heiligen als Repräsentanten seiner Religion ansehen, welche Luther selbst für Ketzer und Antichristen hält? Hat man denn vergessen, daß der hl. Athanasius schreibt: „Ein jeder, der selig werden will, muß sich vor Allem zum katholischen Glauben bekennen; denn wer ihn nicht vollständig und unver-

fälscht bewahrt, wird ohne Zweifel ewig verloren gehen"; vergessen das Wort des hl. Ambrosius: „Wo Petrus, da ist die Kirche"; vergessen den Satz des hl. Augustinus: „Ich würde selbst nicht an das Evangelium glauben, wenn nicht die Autorität der Kirche mich dazu bewöge"? Das lautet gewiß nicht reformatorisch und protestantisch. Ist nun aber die Lehre dieser Heiligen der Gegensatz zur Lehre Luthers, dann ist es eitel Humbug, wenn man auf der protestantischen Marmorkirche diese urkatholischen Heiligen als Vorläufer und Geistesverwandte der Reformatoren Parade machen läßt.

Wie man hier sieht, haben die Bestrebungen Grundtwigs, den Protestantismus apostolisch zu machen, in Dänemark noch nicht aufgehört. Man fühlt es unabweisbar, daß die wahre christliche Kirche nur die apostolische sein kann, und sucht daher um jeden Preis die Kluft von Christus und den Aposteln bis auf Luther, wenn auch noch so nothdürftig, zu überbrücken. Der verwegenste Versuch in dieser Beziehung dürfte an der Marmorkirche verewigt sein. Man stellt den hl. Petrus voran, läßt dann St. Polykarpus, St. Irenäus, St. Athanasius, St. Hieronymus, St. Augustinus, St. Chrysostomus, St. Benedictus, St. Gregor folgen, und diesen mit staunenswerther Unverfrorenheit Wiclif, Hus und Luther sich unmittelbar anschließen.

Der apostolische Ursprung des Protestantismus ist damit handgreiflich dargethan; auf die Kleinigkeit von etlichen Jahrhunderten kommt es ja bei dieser Geschichtsdarstellung im Lapidarstil nicht an.

Nur gut, daß diese Statuen da droben nicht reden können, sonst sollte es in dieser historischen Versammlung recht lebendig werden. Jedenfalls würden die leibhaftigen Reformatoren, wie einst, so auch heute noch gegen ihre katholischen Gesellschafter wenig parlamentarisch auftreten, und über ihre eigenen entarteten Kinder dermaßen in sittliche Entrüstung gerathen, daß auch die Sorglosesten weit über den Sund und die Belte hinaus aus ihrer Vertrauensseligkeit müßten aufgescheucht werden.

Beilage zu „Stimmen aus Maria-Laach“.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Jahresbericht für 1885.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1886.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1885.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Seitdem die Görres-Gesellschaft besteht, wurde über deren Thätigkeit alljährlich in den General-Versammlungen von dem Verwaltungs-Ausschuß berichtet und dieser Bericht gleichzeitig mit den Verhandlungen der genannten Versammlungen veröffentlicht.

Da in dem Jahre 1885 eine General-Versammlung nicht stattfand, so entbehrte der Verwaltungs-Ausschuß in diesem Jahre der Gelegenheit, über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage der Gesellschaft den üblichen Jahresbericht zu erstatten.

Indem er solchen anmit nachträglich zu veröffentlichen sich beehrt, hält er für angemessen, damit zugleich einen kurzen Rückblick auf die bisherige Thätigkeit der Gesellschaft zu verbinden und dieselbe der Theilnahme aller deutschen Katholiken angelegentlichst zu empfehlen.

Rückblick auf die Ausbreitung und die Thätigkeit der Görres-Gesellschaft während der ersten zehn Jahre ihres Bestehens.

Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland wurde am 25. Januar 1876 bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtstagsfeier von Joseph Görres und als ein Denkmal zu dessen Ehre in Coblenz gegründet. Die Zahl der Mitglieder betrug am Ende des Jahres 730, die der Theilnehmer 390; bereits nach drei Jahren, am 31. December 1879, war sie auf 13 Ehrenmitglieder, 11 lebenslängliche Mitglieder (mit einem einmaligen Beitrage

von 200 Mark), 1541 Mitglieder und 588 Theilnehmer angewachsen. Seitdem war die Steigerung eine minder rasche; am 31. December 1885 belief sich die Zahl der Ehren-Mitglieder auf 15, die der lebenslänglichen Mitglieder auf 19, die der Mitglieder auf 1759, der Theilnehmer auf 637.

Am Ende des ersten Vereinsjahres bezifferte sich die Einnahme auf Mark 14 522,23, die Ausgabe auf Mark 4694,56, am Ende des fünften die Einnahme auf Mark 27 080,30, die Ausgabe auf Mark 25 344,35. In dem nunmehr abgelaufenen zehnten Vereinsjahre wurden im Ganzen eingenommen Mark 30 303,60, ausgegeben Mark 27 505,15. Die Gesammtsumme der während der verflossenen zehn Jahre von der Kasse der Gesellschaft vereinnahmten Gelder beträgt Mark 245 036,23.

Zu den Beiträgen der Mitglieder und Theilnehmer ist in wachsendem Maße der Erlös aus dem Abonnement des „Historischen Jahrbuchs" und dem buchhändlerischen Vertriebe der Vereinsschriften hinzugekommen.

Was die Organisation betrifft, so haben die factischen Verhältnisse derselben theilweise eine Richtung gegeben, welche der in dem ursprünglichen Gesellschafts-Statut vorgesehenen nicht völlig entspricht. Geplant war die Ausscheidung von vier Sectionen: für Philosophie, für Naturwissenschaft, für Geschichte, für Rechts- und Social-Wissenschaft, welche von denjenigen Vereins-Mitgliedern gebildet werden sollten, die sich in den betreffenden Fächern wissenschaftlich bethätigt hätten. Ueber die Aufnahme sollte der Vorstand entscheiden (§ 19). Es ergab sich jedoch, daß eine strenge Durchführung dieser Bestimmung und somit die Bildung geschlossener Körperschaften innerhalb des Gesammtvereins weder thunlich, noch im Interesse der Sache räthlich gewesen wäre. Damit mußte denn auch die andere Bestimmung in Wegfall kommen, wonach die Sectionen ihren aus einem Präsidenten und einem oder mehrern Schriftführern bestehenden Vorstand selbst zu wählen hatten. An die Stelle der Sectionen und der von ihnen gewählten aus nur ganz wenigen Personen bestehenden Vorstände sind dagegen die von der General-Versammlung gewählten erweiterten Sections-Vorstände getreten, welche bestimmt sind, nach und nach die deutschen katholischen Fachmänner auf den Gebieten der genannten Wissenschaften in sich zu vereinigen. Für Philosophie und Geschichte ist dies bereits in erfreulicher Weise gelungen, dagegen konnte für das umfassende Bereich der Naturwissenschaft in der gleichen Richtung bisher nicht vorgegangen werden.

Zur Erreichung des der Gesellschaft vorgezeichneten Zweckes: „im katholischen Deutschland wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin zu wecken und zu fördern," sind im Statut die nachbezeichneten Mittel vorgesehen:

Jährliche Versammlungen katholischer Gelehrten und Freunde der Wissenschaft;

Veranstaltung wissenschaftlicher Unternehmungen, als Editionen, Publicationen, Sammelwerke u. dgl.;

Ausschreibung von Preisfragen;

Anregung und Beförderung populär-wissenschaftlicher Werke.

Die Erfahrung mußte lehren, welche von diesen Mitteln sich in erfolgreicher Weise würden anwenden lassen, wie und nach welchen Richtungen hin die naturgemäß ziemlich allgemein gehaltenen Gedanken der Entwickelung fähig oder der Ergänzung bedürftig sein würden. Manches, worauf man anfänglich geglaubt hatte großen Werth legen zu sollen, ist hinter den Erwartungen zurückgeblieben, Anderes, was erst nachträglicher Anregung seinen Ursprung verdankt, hat sich rasch als ersprießlich herausgestellt.

General-Versammlungen der Gesellschaft, welche katholischen Gelehrten und Freunden der Wissenschaft zum Vereinigungspunkte dienen sollten, haben der Reihe nach in Frankfurt a. M., Münster i. W., Köln, München, Fulda, Trier, Paderborn, Coblenz, Freiburg stattgefunden. Die im Jahre 1885 für Breslau in Aussicht genommene Versammlung mußte eingetretener Hindernisse wegen ausfallen. In dreifacher Beziehung haben sich die abgehaltenen General-Versammlungen als zweckmäßig und erfolgreich bewährt. Sie haben zunächst regelmäßig der Gesellschaft eine erkleckliche Zahl neuer Mitglieder zugeführt und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihre Ziele gelenkt. Sodann boten sie die erwünschte Gelegenheit, die Mitglieder des Vorstandes zu mündlichen Berathungen zu vereinigen. Mehr und mehr haben sich diese Vorstands-Sitzungen als wichtige und fruchtbare Momente im Leben der Gesellschaft herausgestellt, alle größern Unternehmungen haben in denselben glückliche Anregung und wirksame Unterstützung gefunden. Als im vorigen Jahre die General-Versammlung ausfallen mußte, hat der Verwaltungsausschuß geglaubt, nicht zugleich auch auf die Vorstands Sitzung verzichten zu dürfen und eine solche nach Bonn einberufen. Das über Erwarten zahlreiche Erscheinen der Vorstands-Mitglieder legte in erfreulicher Weise Zeugniß für das Interesse an der Gesellschaft wie für die Werthschätzung der ihren Angelegenheiten gewidmeten mündlichen Berathung ab. Endlich aber ist auch das nicht ausgeblieben, woran bei Abfassung des Statuts zunächst gedacht worden war. Die General-Versammlungen mit ihren allgemeinen und namentlich ihren Sections Sitzungen und mit den geselligen Zusammenkünften, die sich daran anschlossen, haben katholischen Gelehrten und Freunden der Wissenschaft Gelegenheit gegeben, einander kennen zu lernen, persönliche Beziehungen anzuknüpfen, vielleicht auch hier und da

Mißverständnisse zu beseitigen. Man darf hoffen, daß dies in Zukunft noch immer mehr der Fall sein und die jährlich wiederkehrende General-Versammlung der Görres-Gesellschaft sich dauernd als das Mittel herausstellen werde, um alle die, welche in unserm Vaterlande katholische Ueberzeugung mit echter Wissenschaft zu verbinden bestrebt sind, das Band der Einheit und der Liebe zu schlingen.

Was den zweiten Punkt betrifft, die Veranstaltung wissenschaftlicher Unternehmungen, so verstand es sich von selbst, daß man hier nicht nach einer vorweg festgestellten Schablone verfahren konnte. Bald galt es, für die Ausführung einer wissenschaftlichen Aufgabe die geeignete Kraft zu suchen, bald einem strebsamen Gelehrten die Vollbringung der von ihm selbst gewählten Aufgabe zu erleichtern oder zu ermöglichen.

An eine Reihe meist jüngerer Gelehrten hat die Gesellschaft Stipendien bis zum Jahresbetrage von M. 1500 ausgezahlt. Die meisten darunter sind der geschichtlichen Wissenschaft zu Gute gekommen. Seit der regierende Papst die Schätze des vaticanischen Archivs der Forschung erschlossen und zu ihrer Ausbeutung aufgefordert hat, sind ununterbrochen katholische Historiker mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft bemüht gewesen, die in den Archiven Roms und anderer italienischer Städte ruhenden Schätze zu heben. Gerade hier eröffnet sich für die Zukunft eine große Perspective. Lange Zeit hat Rom nur als die unvergleichliche Stätte archäologischer Studien gegolten; von nun an wird es nicht minder als der klassische Ort historischer Forschung sich erweisen. Bereits sind einzelne Staaten damit vorgegangen, Institute für Geschichtswissenschaft in Rom zu errichten. Wenn es nun aber ohne Zweifel eine Ehrenpflicht der Katholiken ist, daß sie vor Allem hier Fuß fassen und die Bearbeitung der Geschichte mit den Mitteln und auf dem Schauplatze des christlichen Rom als die Kinder des Hauses selbst in die Hand nehmen, ist es dann wohl ein allzu kühner Gedanke, daß hier die Görres-Gesellschaft eintreten und die Initiative zur Errichtung eines solchen „römischen Instituts für Geschichtsforschung" ergreifen solle? Als der Gedanke zuerst schüchtern auf der General-Versammlung in Freiburg in der Sitzung der historischen Section ausgesprochen wurde, hat er lebhaften, ungetheilten Beifall gefunden. Freilich müßten die Geldmittel weit reichlicher als bisher fließen, zumal wenn eine Sicherstellung des Instituts durch Hinterlegung eines Capitals möglich werden soll, wie dies der Natur der Sache nach als wünschenswerth erscheinen muß. Allzu schwierig und weitreichend wird man sich dennoch die Verwirklichung des Planes nicht vorzustellen haben. Ein Director und zwei Stipendiaten würden für den Anfang genügen, dazu eine Bibliothek, welche vor Allem die Hülfsmittel der historischen Forschung enthalten müßte, und die erforderlichen be-

scheidenen Localitäten. Möge es die Vorsehung fügen, daß nach abermals zehn Jahren der Gedanke zur That geworden sei!

An die Stipendien reihen sich an die Druck-Unterstützungen. Wissenschaftliche Arbeiten sind nicht immer gesuchte Artikel auf Seite der Verleger oder Quellen materiellen Gewinns für die Verfasser. In zahlreichen Fällen sind von der Gesellschaft den Verfassern fertiger Manuscripte, für welche nach Lage der Sache ein Buchhändler-Honorar nicht zu erwarten, deren Veröffentlichung aber nach sachverständigem Urtheile wünschenswerth war, größere oder kleinere Beträge ausgezahlt worden.

Als das erste größere, von der Gesellschaft veranlaßte wissenschaftliche Unternehmen ist sodann mit Beginn des Jahres 1880 das „Historische Jahrbuch" in's Leben getreten. Daß eine in katholischem Geiste geleitete historische Zeitschrift Bedürfniß sei, war längst anerkannt, zugleich aber lag am Tage, welch' große Schwierigkeiten bei Begründung einer solchen zu überwinden sein würden. An ein lohnendes buchhändlerisches Geschäft war auf alle Fälle nicht zu denken, kaum daß man hoffen konnte, die Kosten ersetzt zu erhalten. Schwieriger noch mußte es erscheinen, einen festen Kreis zuverlässiger Mitarbeiter zu gewinnen. Nunmehr liegen sechs abgeschlossene Bände und von dem des laufenden Jahres das erste Heft vor. Bei Freunden und Gegnern hat sich die Zeitschrift ein gefestigtes Ansehen erworben, die katholische Geschichtsauffassung hat in ihr ein würdiges Organ erhalten; zu den ältern, längst bewährten Kräften, welche sich zur Mitarbeit bereit gefunden haben, gesellte sich eine aufstrebende Schaar jüngerer Fachgenossen.

Schon vorher war ein anderes Unternehmen in Angriff genommen worden, das jedoch bisher, trotz aller Bemühungen der mit seiner Ausführung betrauten Persönlichkeiten, noch nicht über das Stadium der Vorbereitung hinaus gefördert werden konnte: die Herausgabe eines Staats-Lexicons. Auch hier ist es nicht nöthig, ein Wort über die überaus große Wichtigkeit eines derartigen Werkes zu sagen, in welchem die katholischen Principien ihre Durchführung in Bezug auf die manchfachen Einzelfragen des staatlichen Lebens zu finden haben. Die Schwierigkeit der Aufgabe aber liegt in dem fast völligen Mangel solcher Kräfte, welche mit der wissenschaftlichen Behandlung des einschlagenden Gebietes berufsmäßig beschäftigt wären. Es galt, die Mitarbeiter in den verschiedenartigsten Lebensstellungen aufzusuchen und zur Uebernahme der einzelnen Artikel geneigt zu machen. Seitens der Redaction werden alle Anstrengungen gemacht, um noch in diesem Jahre mit einem ersten Hefte vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Von dem Ausschreiben von Preisfragen ist Umgang genommen worden, nachdem die in den ersten Jahren angestellten Versuche zu dem

gewünschten Resultate nicht geführt hatten. Nur ein einziges Mal war der Vorstand in der Lage, zwei eingereichte Manuscripte mit einem ersten und einem zweiten Preise krönen zu können.

Dagegen hat eine andere Einrichtung, welche in dieser Gestalt in dem anfänglichen Programme nicht enthalten war, für das Leben und die Ausbreitung der Gesellschaft eine sehr große Bedeutung gewonnen: die der litterarischen Vereinsgaben. Sehr bald, schon im ersten Jahre, stellte sich das Bedürfniß heraus, durch periodische Vertheilung von populär-wissenschaftlichen Schriften das Interesse der Mitglieder an dem Vereine lebendig zu erhalten, und zugleich durch dieselben auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise immer wieder darauf zu lenken. Dies schien um so sachgemäßer, als damit zugleich ein Mittel gegeben war, den höhern Aufgaben des Vereins gerecht zu werden durch geeignete Bekämpfung landläufiger Vorurtheile und Beleuchtung der verschiedensten wissenschaftlichen Fragen im Lichte der katholischen Welt- und Lebens-Anschauung. Ohne daß eine feste Verpflichtung eingegangen worden wäre, hat sich seit dem zweiten Vereinsjahre die Praxis herausgebildet, wonach jährlich drei Vereinsschriften den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Dieselben umfassen sammt den Jahresberichten, welche außer den Mitgliedern auch den Theilnehmern zugestellt werden und deren Hauptinhalt bisher der Bericht über die General-Versammlungen nebst den dabei gehaltenen Reden und Vorträgen bildete, die stattliche Zahl von 244 Druckbogen und behandeln in reicher Manchfaltigkeit Gegenstände der Kirchen- und Profangeschichte, der Litteratur- und Kunstgeschichte, der Philosophie und Naturwissenschaft.

Wenn in den von der Gesellschaft veranlaßten oder unterstützten Publicationen die Geschichte in hervorragendem Maße betheiligt ist, besteht nunmehr die Absicht, auch die Philosophie zu ihrem Rechte gelangen zu lassen. Von Anfang an haben sich die bei Gelegenheit der General-Versammlungen geführten Verhandlungen der philosophischen Section eines lebhaften Interesses zu erfreuen gehabt. Ein gedruckter Bericht über dieselben ist zum ersten Male im Jahre 1878, nach der in Münster stattgehabten Versammlung erschienen. Sodann hat die Section für 1883 und 1884 Jahresberichte ausgegeben, welche theils bei den Sections-Verhandlungen gehaltene Vorträge, theils eigens verfaßte philosophische Abhandlungen darboten. Nunmehr hat der Vorstand beschlossen, an die Stelle dieser Jahresberichte ein „Philosophisches Jahrbuch“ treten zu lassen. Ein eingehendes Programm für dieses Jahrbuch ist bereits ausgearbeitet und wird demnächst an diejenigen Herren versendet werden durch deren Mitwirkung das Gedeihen des Unternehmens in erster Linie bedingt ist.

Noch ist endlich der „Gelegenheitsschriften" Erwähnung zu thun. Zu zweien Malen hat der Vorstand Veranlassung genommen, hervorragenden Kirchenfürsten an wichtigen Gedenktagen eigens verfaßte Festschriften überreichen zu lassen.

Von Anfang an war es die ausgesprochene Absicht der Görres-Gesellschaft, die katholische Wissenschaft und Litteratur in den katholischen Gelehrten und Schriftstellern zu unterstützen. Die denselben zugeflossene Summe darf gleichsam als der Reingewinn des Unternehmens bezeichnet werden. Prüft man das innerhalb zehn Jahren Geleistete unter diesem Gesichtspunkte, so kann das Ergebniß nur als ein höchst erfreuliches bezeichnet werden. Wird von der oben angeführten Summe der Gesammteinnahme das am 31. December 1885 vorhandene Gesellschaftsvermögen von M. 49 961,17 in Abzug gebracht, so ergibt sich die Gesammtausgabe der zehnjährigen Periode in der Höhe von M. 196 075,06. Hiervon wurden in Bonn an Stipendien, Schriftsteller-Honoraren, Remunerationen u. s. w. ausbezahlt M. 99 231,64, also etwas mehr als die Hälfte.

Bericht über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage während des Jahres 1885.

Der Mitgliederbestand der Gesellschaft am 31. December 1884 wies 16 Ehren-Mitglieder, 19 lebenslängliche Mitglieder, 1725 Mitglieder und 663 Theilnehmer auf. Von diesen kamen während des Jahres theils durch Tod, theils in Folge freiwilligen Austritts in Wegfall ein Ehren-Mitglied, 59 Mitglieder und 43 Theilnehmer. Neu beigetreten sind dagegen 92 Mitglieder und 17 Theilnehmer, so daß der Bestand am 31. December 1885 sich auf 15 Ehren-Mitglieder, 19 lebenslängliche Mitglieder, 1759 Mitglieder und 637 Theilnehmer beziffert.

Die Vermögenslage der Gesellschaft ergibt folgendes Bild. Am 1. Januar 1885 wurde ein Vermögensbestand von M. 47 162,72 in das neue Rechnungsjahr übertragen (gegen M. 47 952,87 am 1. Januar 1884). Die Gesammteinnahme in 1885 betrug M. 30 303,60 (gegen M. 25 163,29 in 1884), die Gesammtausgabe M. 27 505,15 (gegen M. 25 953,14); das Rechnungsjahr schließt sonach mit einem Ueberschuß von M. 2798,45 ab, so daß ein Vermögensbestand von M. 49 961,17 in das Rechnungsjahr 1886 übergehen wird.

Der Nominalbetrag des in Werthpapieren angelegten Vermögens beläuft sich wie im Vorjahre auf M. 30 000. Der Betrag der Depositen bei zwei verschiedenen Bankhäusern, sowie eines verzinslichen Dar-

lebens bezifferte sich am 31. December 1885 auf M. 10043,23 (gegen M. 8406,17).

Die Gesammtsumme der Einnahme umfaßt an Beiträgen der Mitglieder M. 18075,91 (gegen M. 15813,16), an Beiträgen der Theilnehmer M. 1950,33 (gegen M. 1620,74; die unverhältnißmäßige Steigerung dieser beiden Einnahmeposten im Vergleiche mit dem Zuwachs an Mitgliedern und Theilnehmern erklärt sich daraus, daß ein beträchtlicher Posten rückständiger Beiträge aus frühern Jahren durch Postmandat eingezogen wurde). Erlös aus dem Historischen Jahrbuch M. 6077,21 (gegen M. 6144,15), aus dem Verkaufe von Vereinsschriften M. 1627,24 (gegen M. 525,55), Zinsen M. 2197,11, Coursgewinn M. 375,60.

Aus der Gesammtsumme der Ausgaben entfallen auf Stipendien M. 4350 (gegen M. 4885), auf Schriftsteller-Honorare, ausschließlich der für das Historische Jahrbuch, M. 1631,53 (gegen M. 1588,75), auf die Redaction des Historischen Jahrbuchs M. 2400 (gegen M. 2568,25), Honorare der Mitarbeiter M. 2164,77 (gegen M. 2149,17), Druck und Versendungskosten und sonstige Ausgaben für das Historische Jahrbuch M. 3344,50 (gegen M. 4785,38), auf die Redaction des Staatslexicons M. 3116 (gegen M. 3240), Druck und Versendungskosten der Vereinsgaben, Entschädigungen, Gehalt des Hülfssecretairs und sonstige Verwaltungskosten M. 10589,65 (gegen M. 6383,46), Porti M. 498,95 (gegen 353,13).

Schluß-Bemerkung.

Die vorstehenden Mittheilungen über die Thätigkeit der Görres-Gesellschaft in den verflossenen zehn Jahren und insbesondere in dem letzten Jahre dürften wohl geeignet sein, die hohe Wichtigkeit darzulegen, welche diese in ihrer Art einzig dastehende Vereinigung für die Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland hat.

Das übernatürliche Licht der befreienden Wahrheit, welches die von der Kirche getragene göttliche Offenbarung über die Völker ausgießt, kann zu voller Wirkung nur dann gelangen, wenn das natürliche Licht menschlicher Wissenschaft ihm die Wege bereitet, dafür Zeugniß ablegt und ihm dienend es verherrlicht. Darum haben in allen Zeiten und Ländern die Arbeiten der wissenschaftlichen Forschung dem Bekenntniß des christlichen Glaubens sich zur Seite gestellt. Dieser Verbindung verdanken die erhabensten Werke der Litteratur in allen Gebieten des Wissens, der Poesie und Künste ihren Ursprung.

Nachdem unser deutsches Vaterland viele Jahrhunderte hindurch an dieser mit dem Glauben einig gehenden wissenschaftlichen Forschung einen hervorragenden Antheil genommen, hat das herbe Geschick der neuesten Zeit die Anstalten, welche die Vergangenheit hierzu gegründet, mehr und mehr zerstört. Eine dem Christenthum entfremdete Litteratur übt, gestützt auf eine der christlichen Cultur feindliche Politik, ihre Macht über Deutschland aus. Nur vereinzelt und in verschwindender Zahl finden diejenigen, welche mit echtem wissenschaftlichem Streben das Bekenntniß des Glaubens verbinden, einen Platz an den höhern Anstalten der Wissenschaft. Diese äußere Zurücksetzung vermag selbstverständlich die Wirkung der wissenschaftlichen Arbeiten nicht zu hemmen. Was das katholische Deutschland in dem Gebiete der Geschichte, Philosophie und Theologie in den jüngsten Jahren geleistet, ragt an innerm Werth wie an öffentlichem Ansehen hoch empor. Die Leistungen unserer katholischen Gelehrten müssen um so mehr in's Gewicht fallen, je mehr sie der Gunst äußerer Verhältnisse entbehren.

Wenn wir allen Grund haben, diese Thatsache mit Dank gegen Gottes Vorsehung, welche mächtig ist in den Schwachen, freudig zu erkennen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Pflege der Wissenschaft auch thatkräftige Unterstützung, äußere Hülfe und Anregung bedarf. Solche zu bieten war die Absicht derer, welche die Görres-Gesellschaft gegründet und in dem verflossenen Jahrzehnt gefördert haben. Die Görres-Gesellschaft soll, wie in dem vorstehenden Rückblick ausgeführt wurde, dem katholischen Deutschland Gelegenheit geben, mit vereinten Kräften die Pflege der Wissenschaft anzustreben.

Hierzu ist mancherlei nothwendig: vor Allem Einigkeit unter denjenigen, welche sich die Wissenschaft zur Aufgabe ihres Lebens erwählt haben. Nichts ist wichtiger als dieser Geist der Einmüthigkeit. Die Görres-Gesellschaft hat denselben bis jetzt stets gewissenhaft zu erhalten, zu mehren und zu befestigen gesucht. Noch hat sie nicht in allen Kreisen gleichen Anklang gefunden. Mit Gottes Hülfe wird ihr dieses aber um so gewisser gelingen, als die Zeiten mit ihrem Ernst und ihrem Wesen immer dringender zur Einigkeit mahnen.

Die Görres-Gesellschaft hat mit der Einigung der Gelehrten aber zugleich die Vereinigung aller Katholiken mit diesen und ihren wissenschaftlichen Bestrebungen angebahnt. Nicht Allen ist es gegeben, die höhern Wissenschaften zu pflegen. Interesse für ihre Resultate müssen aber alle Gebildeten haben. Es kann eben darum nicht genug dahin gewirkt werden, daß alle diejenigen, welche für öffentliche Angelegenheiten sich interessiren, auch den Bewegungen der katholischen Wissenschaft mit

Liebe und Eifer folgen. Hierzu bietet die Mitgliedschaft bezw. Theilnahme an der Görres-Gesellschaft die beste und leichteste Gelegenheit.

Die Görres-Gesellschaft erstrebt durch die Sammlung von Beiträgen die Unterstützung wissenschaftlicher Werke, die Anregung wissenschaftlicher Arbeiten und insbesondere die Erleichterung der Vorbildung für den wissenschaftlichen Beruf. Dieser Zweck der Gesellschaft kann den Katholiken Deutschlands nicht genug empfohlen werden. Es ist traurig und schmerzlich, daß für die katholische Wissenschaft eine so kleine Quote der von den Katholiken selbst mitgesammelten Staatsmittel gewährt wird. Aber so lange dieser Zustand besteht, dürfen die Katholiken nicht ermüden, durch freiwillige Beiträge die Pflege der Wissenschaft in ihrer Mitte zu unterstützen.

Wie der vorstehende Rückblick und Jahresbericht constatirt, ist durch Vermittelung der Görres-Gesellschaft Vieles und Großes geschehen. Aber Mehreres und Größeres bleibt zu thun übrig.

Soll die Wissenschaft des katholischen Deutschlands nicht von der Uebermacht der ihr entgegenstehenden Litteratur erdrückt werden; soll namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und Litteratur der so glücklich begonnene Kampf mit allen herrschenden Irrthümern und Vorurtheilen siegreich vollendet werden; soll der Culturkampf, welcher bereits zum Sieg der Kirche sich zu wenden scheint, ein definitives Ende finden, so muß die katholische Wissenschaft eine energische, beharrliche, ausgiebige Unterstützung finden. Zu diesem Zweck ist die Görres-Gesellschaft gegründet worden und diesen Zweck verfolgt sie, wie in den verflossenen zehn Jahren, so auch in Zukunft. Sie soll darum allen deutschen Katholiken auf's neue angelegentlich empfohlen sein.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Görres-Gesellschaft.

Schriften der Görres-Gesellschaft
zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Commissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Jahresbericht für 1876. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 48 Seiten gr. 8°.

Vereinsschrift für 1876. 186 Seiten groß 8°. Preis broch. 3 Mark. [Vergriffen.] Inhalt: 1. **Zur Einführung.** 2. Hergenröther, Prof. Dr Joseph, **Der heilige Athanasius der Große.** 3. Kaulen, Dr Franz. **Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen.**

1. Vereinsschrift für 1877. 80 Seiten groß 8°. Preis: broch. Mark 1,20. Inhalt: Simar, Prof. Dr Th., **Der Aberglaube.** Zweite Auflage.

2. Vereinsschrift für 1877. 98 Seiten gr. 8°. Preis: broch. Mark 1,60. [Vergriffen.] Inhalt: Berthold, Carl, **Die Herrschaft der Zweckmäßigkeit in der Natur.**

3. Vereinsschrift für 1877. 110 Seiten groß 8°. Preis: broch. Mark 1,80. Inhalt: Baumstark, Reinhold, **Die spanische National-Literatur im Zeitalter der habsburgischen Könige.**

Jahresbericht für 1877. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 60 Seiten gr. 8°.

Bericht über die Verhandlungen der Section für Philosophie am 29. August 1877. 100 Seiten groß 8°. [Vergriffen.]

1. Vereinsschrift für 1878. 112 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80. Inhalt: Haffner, Dr P., **Eine Studie über G. E. Lessing.** Zweite Auflage.

2. Vereinsschrift für 1878. 104 Seiten groß 8° Preis brochirt Mark 1,80. Inhalt: Kayser, Dr Friedr., **Eine Nilfahrt.**

3. Vereinsschrift für 1878. 112 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80. Inhalt: Heinrich, Dr J. B., **Clemens Brentano.**

Jahresbericht für 1878. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 156 Seiten gr. 8°.

1. Vereinsschrift für 1879. 142 Seiten groß 8°. Preis brochirt Mark 2,25. Inhalt: Hettinger, Fr., **Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen.**

2. Vereinsschrift für 1879. 112 Seiten groß 8°. Preis brochirt Mark 1,80. Inhalt: Falk, Dr Franz, **Die Druckkunst im Dienste der Kirche, zunächst in Deutschland, bis zum Jahre 1520.**

3. Vereinsschrift für 1879. 104 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80. Inhalt: Rodenstein, Heinrich, **Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.**

Jahresbericht für 1879. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 64 Seiten gr. 8°.

1. Vereinsschrift für 1880. 112 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80. Inhalt: Galland, Jos., **Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** Erster Theil.

2. Vereinsschrift für 1880. 112 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80. Inhalt: Norrenberg, Dr P., **Frauenarbeit und Arbeiterinnen-Erziehung in deutscher Vorzeit.**

3. Vereinsschrift für 1880. 132 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80. Inhalt: Galland, Jos., **Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** Zweiter Theil.

Jahresbericht für 1880. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 58 Seiten gr. 8°.

1. Vereinsschrift für 1881. 120 Seiten groß 8°. Preis brochirt Mark 1,80. Inhalt: Kaufmann, Leopold, **Albrecht Dürer.**

2. und 3. Vereinsschrift für 1881. 336 Seiten groß 8°. Preis: broch. Mark 5,— Inhalt: Baudri, Dr, Weihbischof, **Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit.**

Jahresbericht für 1881. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 32 Seiten gr. 8°.

1. Vereinsschrift für 1882. 104 Seiten gr. 8°. Pr.: broch. M. 1,80 Inh.: Gutberlet, Prof. Dr Const., **Der Spiritismus.**

2. Vereinsschrift für 1882. 124 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80 Inhalt: Nuel, Karl, **Berthold von Regensburg.**

3. Vereinsschrift für 1882. 68 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,20 Inhalt: Alberdingk Thijm Prof. Dr P. P. M. **Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde. Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande**

Jahresbericht für 1882. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 40 Seiten gr. 8°.

Jahresberichte und Vereinsgaben ferner:

1. **Vereinsschrift für 1883.** 164 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 2,50. Inhalt: Pohle, Dr Jos., **P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Culturbild.**
2. **Vereinsschrift für 1883.** 108 Seiten groß 8°. Preis: brochirt Mark 1,80. Inhalt: Grube, Dr Karl, **Gerhard Groot und seine Stiftungen.**
3. **Vereinsschrift für 1883.** 116 S. gr. 8°. Preis: broch. M. 1,80. Inhalt: Gardauns, Dr Herm., **Der Sturz Maria Stuart's.**

Jahresbericht für 1883. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 44 Seiten gr. 8°.

1. **Vereinsschrift für 1884.** 122 Seiten groß 8°. Preis: broch. Mark 1,80. Inhalt: Woker, Franz Wilhelm, **Aus Norddeutschen Missionen des 17 und 18. Jahrhunderts Franciscaner, Dominicaner und andere Missionare.**
2. **Vereinsschrift für 1884.** 104 Seiten groß 8°. Preis: broch. Mark 1,80. Inhalt: Hipler, Prof. Dr, **Die christliche Geschichts-Auffassung.**
3. **Vereinsschrift für 1884.** 128 Seiten groß 8°. Preis: broch. Mark 1,80. Inhalt: Pohle, Prof. Dr Joseph, **Die Sternwelten und ihre Bewohner.** Erster Theil.

Jahresbericht für 1884. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 52 Seiten gr. 8°. **Anhang:** Verzeichniß der Mitglieder und Theilnehmer der Görres-Gesellschaft. 40 Seiten groß 8°.

1. **Vereinsschrift für 1885.** 132 Seiten groß 8°. Preis: broch. Mark 2,—. Inhalt: Woker, Franz Wilhelm, **Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland. Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zwischen Papst und Kaiser. 1703—1709.**
2. **und 3. Vereinsschrift für 1885.** 220 S. groß 8°. Preis: broch. Mark 3,60. Inhalt: Pohle, Prof. Dr Jos., **Die Sternwelten und ihre Bewohner.** Zweiter Theil. (Schluß.)
1. **Vereinsschrift für 1886.** 116 Seiten groß 8°. Preis broch. Mark 1,80. Inhalt: Pingsmann, Dr W., **Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia.

Jahresbericht für 1885. Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts. 12 Seiten gr. 8°.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Gardauns, Dr Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61) **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Ler.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brosch. Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis brochirt Mark 3,—. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer Mark 2,—.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen **Liber de causis.** Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr Otto Bardenhewer. 1882 gr. 8°. XVIII und 230 S. In Commission der Herder'schen Verlagshandlung in Freib. Preis M 13,50. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 9.)

Historisches Jahrbuch. Redigirt von Prof Dr Herm. Grauert. 1.—6. Band. 1880 bis 1885 zu je 4 Heften. 7. Band 1. Heft. gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrgang 12 Mark. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer 8 M.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1883. 116 Seiten groß 8°. Inhalt: 1. Gloßner, Dr M., Die objective Bedeutung des aristotelischen Begriffs der realen Möglichkeit. — 2. Schütz, Prof Dr, Die vis aestimativa s. cogitativa des h. Thomas von Aquin. — 3. Gutberlet, Dr Constantin, Ueber den Ursprung des Lebens. — 4. Schneid, Prof. Dr Die Objectivität der äußeren Sinneswahrnehmung gegenüber der neuern Physiologie. Preis. Mark 1,80. (Für Vereinsmitglieder und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P Bachem in Köln.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1884. 108 Seiten groß 8°. Inhalt: Vorbemerkung. — 1. Das Systeme de la nature und die moderne Philosophie. Vortrag von Dr Bach, Prof. in München. — 2. Ueber das philosophische System von Hermann Lotze. Vortrag von Dr Carl Braig, Stadtpfarrer in Wildbad. — 3. Gefühl und Gefühlsvermögen. Vortrag von Dr M. Schmid, Professor in München. — 4. Einige Gedanken über Metaphysik und über ihre Entwickelung in der hellenischen Philosophie. Von Dr Gl. Baeumker, Professor in Breslau. Preis: M. 1,80. (Für Vereinsmitgl. und Theilnehmer M. 1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Gesammt-Vorstand der Görres-Gesellschaft.

A. Der Cardinal-Protector:

Se. Eminenz **Joseph Cardinal Hergenröther** in Rom.

B. Ehren-Präsidium.

1. Fürst **Carl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg** auf Kleinheubach bei Miltenberg a. Main.
2. Weihbischof **Dr Baudri** in Köln.
3. Dom-Decan **Dr Heinrich** in Mainz.
4. Prälat Professor **Dr Hettinger** in Würzburg.
5. Prälat Professor **Dr Janssen** i. Frankfurt a. Main.
6. Obertribunalsrath a. D. **Dr Peter Reichensperger** in Berlin.
7. Bischof **Dr Karl Joseph von Hefele** in Rottenburg.

C. Vorstände der Sectionen.

a. Section für Philosophie:

1. Prof. und Domcapitular **Dr Haffner** in Mainz, Vorsitzender.
2. Professor **Dr Clemens Bäumker** in Breslau.
3. Prof. **Dr Joseph Bach** in München.
4. Canonicus **Dr Gloßner** in Regensburg.
5. Professor **Dr Gutberlet** in Würzburg.
6. Professor **Dr Georg Hagemann** in Münster i. W.
7. Professor **Dr J. Kirschkamp** in Würzburg.
8. Stadtpfarrer **Dr Mattes** in Weingarten (Württemberg).
9. Professor **Dr Scheeben** in Köln.
10. Prof. **Dr Aloys Schmid** in München.
11. Professor **Dr Schneid** in Eichstädt.
12. Professor **Dr Schütz** in Trier.

b. Section für Naturwissenschaft.

(Bis jetzt noch nicht constituirt.)

1. **Dr med. Capellmann** in Aachen.
2. **Dr med. Carl Hopmann** in Köln.
3. **Dr med. Stöhr,** Privatdocent in Würzburg.

c. Section für Geschichte.

1. **Dr Herm. Cardauns,** Chefredacteur der „Kölnischen Volkszeitung" in Köln, Vorsitzender.
2. **Dr Franz Binder,** Redacteur der „Historisch-politischen Blätter" in München.
3. Professor **Dr Dittrich** in Braunsberg, Ost-Pr.
4. Professor **Dr Herm. Grauert** in München.
5. Professor **Dr Hipler,** Regens in Braunsberg, Ost-Pr.
6. **Dr Georg Hüffer,** Privatdocent in Münster i. W.
7. **Dr Franz Hülskamp,** Redacteur des „Litterarischen Handweiser" in Münster i. W.
8. Prälat Professor **Dr Janssen** i. Frankfurt a. M.
9. **Dr Komp,** Domcapitular in Fulda.
10. **Dr Ernst Münzenberger,** Stadtpfarrer in Frankfurt a. M.
11. Professor **Dr Ludwig Pastor** in Innsbruck.
12. Prälat Professor **Dr Schwane** in Münster i. W.
13. **Weißbrodt,** Dechant und Pfarrer in Coblenz.

d. Section für Rechts und Social-Wissenschaft.

1. **Dr Clemens Freiherr von Heereman,** Regierungsrath a. D. in Münster i. W., Vorsitzender.
2. **Julius Bachem,** Rechtsanw. in Köln.
3. **Dr Franz,** Canonicus in Breslau.
4. **Dr Gerlach,** Domcapitular in Limburg a. d. Lahn.
5. Freiherr **von Huene** in Groß-Mahlendorf in Schlesien.
6. **Dr Ernst Lieber** in Camberg in Nassau.
7. Geistl. Rath **Dr Frz. Ludwigs,** Director des Knaben-Seminars in Regensburg.
8. **Ed. Müller,** Rechtsanwalt in Coblenz.
9. **Dr Joh. Prunner,** Domcapitular und Regens in Eichstätt.
10. **Rang,** Oberbürgermeister in Fulda.

D. Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses.

1. Professor **Dr Georg Freiherr von Hertling** in München, Vorsitzender.
2. Oberbürgermeister a. D. **Kaufmann** in Bonn, General-Secretair.
3. Professor **Dr Simar** in Bonn, Stellvertreter des General-Secretairs.
4. **Julius Bachem,** Rechtsanw. in Köln.
5. **Dr van Endert,** Kaplan in Bonn.
6. **Dr C. Hopmann,** prakt. Arzt in Köln.

Anmeldungen zum Beitritt

wolle man durch Postkarte an den General Secretair der „Görres-Gesellschaft" Herrn **Ober-Bürgermeister a. D. L. Kaufmann in Bonn,** Poppelsdorfer Allee 24, richten.

Der **Jahres-Beitrag** beträgt

für **Mitglieder** 10 Mark; für **Theilnehmer** 3 Mark.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten **Jahresbericht** und die jährlich erscheinenden **drei Vereinsgaben,** die Theilnehmer den Jahresbericht gratis und franco zugesandt.

Die Mitglieder und die Theilnehmer erhalten die sämmtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften bei directem Baarbezug von dem General-Secretair der Gesellschaft zu zwei Drittheilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

Die Redaction der Vereinsschriften ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Commission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsschriften bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Weidengasse 52, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

AP
30
S7
Bd.30

Stimmen der Zeit

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY